

61
A84



Alle medicinische und
naturwissenschaftliche
Zeitschriften
Q. VII 2)

DL 561

A 84

1803



Der Arzt

Eine
medizinische Wochenschrift.
von
D. Johann August Unzer.

1803
7319



Neueste von dem Verfasser verbesserte und viel vermehrte Ausgabe.
Anderer Band.

Mit Churfürstl. Sächs. Privilegio.
Hamburg Lüneburg und Leipzig,
verlegt's Gotthilf Christian Barth. 1769.

БИБЛИОТЕКА
КИШИНЬВСКОГО
Гос. медицинскаго института



Verzeichniß

der im dritten Theile der *Wochenschrift des Arzts*
enthaltenen *Aufsätze.*

Drey und funfzigstes Stück.	Seite 3
Charakter der Gesundheit.	
Vier und funfzigstes Stück.	
Von den Fleischsuppen und Kraftbräuen.	17
Fünf und funfzigstes Stück.	
Von den Belohnungen der Aerzte.	30
Sechs und funfzigstes Stück.	
Wirkungen des Kohlendampfs in den menschlichen Körper.	43
Sieben und funfzigstes Stück.	
Vom Thee.	57
Schreiben der Lucretia Keusch, von den Tugenden der Hunde.	69
Acht und funfzigstes Stück.	
Gleichniß von der Ungereimtheit der Universalarzneyen.	71
Schreiben von Bahrschau, von einem Winterchmause in einem unge- heizten Zimmer.	75
Schreiben von den unbilligen Forderungen der Aerzte.	77
Schreiben von psychologischen Curen der Hypochondristen.	79
Schreiben vom Sitze und der Natur der Seele.	81
Neun und funfzigstes Stück.	
Von der Fettigkeit des menschlichen Körpers.	83
Schreiben von Isabel Haberecht, wegen der Herrschaft der Weiber.	97
Schreiben des Curiosus, von der Erröthung des Gesichts beym Schäumen	98
Sechzigstes Stück.	
Von der Natur der äußerlichen Sinne und Empfindungen der Seele.	93
Ein und sechzigstes Stück.	
Vom Einflusse der Winde in die Gesundheit.	113
Todtengespräch zwischen dem Kaiser Hadrian und dem Domitius Lullus	123
Zwey und sechzigstes Stück.	
Vom Caffee.	126
Schreiben von Heyfa, über die Menge der Gesundheitsregeln.	139
Drey und sechzigstes Stück.	
Von den Catarrhen, Husten, Schnupfen ic.	140
Besondere Geschichte von einer blinden, tauben und stummen Person in England.	151
Vier und sechzigstes Stück.	
Charakter eines Mannes, der auf seine Gesundheit lauret; in Form eines kleinen Lustspiels.	154
Fünf und sechzigstes Stück.	
Von den Giften, welche durch die Unterbrechung des Athemholens und Herzschlages tödten.	169
Unterfuchung, wie das Blutlassen mäste, und die Vollblütigkeit ver- mindere.	181
	181

Inhalt.

Sechs und sechzigstes Stück.	
Von den Giften, die durch den Geruch wirken.	E. 185
Mittel wider Zahnschmerzen.	197
Fragen und Antworten.	198
Sieben und sechzigstes Stück.	
Geschichte und Wirkungen des Weins.	199
Schädlichkeit des unmäßigen Essens, ein Sendschreiben.	213
Acht und sechzigstes Stück.	
Von der Gallert in thierischen Speisen.	214
Schreiben des Lumbricus, von seinen Wurmfischen.	222
Schreiben des Stupidus Nil, wegen des Lustspiels, im 64ten Stücke.	223
Lavendulsirritus und ungarisches Wasser in der Geschwindigkeit zu machen.	224
Neun und sechzigstes Stück.	
Wirkungen der Einbildungskraft in dem menschlichen Körper.	225
Siebenzigstes Stück.	
Vom Einflusse der Sonne in den menschlichen Körper.	238
Schreiben vom Zustande der äußerlichen Sinne im Schlafe.	248
Ein und siebenzigstes Stück.	
Gesundheitsregeln, wegen der Wohnungen.	253
Schreiben, von dem Knäten und Recken der Glieder, das in Indien gebräuchlich ist.	262
Zwey und siebenzigstes Stück.	
Von der Chokolade.	266
Schreiben von den vergnügten Kranken, und ob man sie curiren sollte.	278
Drey und siebenzigstes Stück.	
Vom Pflanzen- und dem Gebrauche der Bäume im Zimmer zur Gesundheit.	279
Safus von einem alten Arzte.	287
Mittel wider Kopfsch.	289
Vier und siebenzigstes Stück.	
Vom Zustande der Seele bey den Nachtwanderern.	290
Fünf und siebenzigstes Stück.	
Vom Rauchtobake.	306
Linns Gedanke vom Thee.	316
Sechs und siebenzigstes Stück.	
Von einigen Garten- und Feldfrüchten des Sommers.	320
Klippmanns Nachricht an das Publicum, von einem gefundenen Gift.	331
Sieben und siebenzigstes Stück.	
Von den Heringen.	333
Schreiben, ob Eisen im Menschen sey? mit der Antwort.	345
Acht und siebenzigstes Stück.	
Geschichte zweener besonderer Nachtwanderer.	347



Der



Verzeichniß

aller im vierten Theile der Wochenschrift des Arztes
enthaltenen Aufsätze.

Neun und siebenzigstes Stück.	
Beweis, daß die Gelehrsamkeit eine Krankheit der Menschen sey. Seite	355
Beispiel von selbst abfallender Hände.	365
Achtzigstes Stück.	
Vom Einflusse des Vergnügens in die Gesundheit.	366
Thomas Scritators Schreiben von menschengestaltigen Thieren.	380
Fragen von J. H.?	381
Ein und achtzigstes Stück.	
Von der Wirkung fettiger Speisen in den menschlichen Körper.	381
Traum von besondern Grabschriften.	392
Zwey und achtzigstes Stück.	
Von der Reizbarkeit der Muskeln.	396
Verschiedene Briefe über diese Wochenschrift.	400
Serius Schreiben von affectirten Krankheiten.	405
Drey und achtzigstes Stück.	
Von der Abkühlung der Getränke.	408
Vier und achtzigstes Stück.	
Vom Schweisse und der Wuth in den Hundstagen.	419
Von Brossards blutstillendem Schwamme.	431
Fragen.	432
Fünf und achtzigstes Stück.	
Wirkungen der Vorhersehungen und Ahnungen in dem menschlichen Körper.	433
Tobias Strupels Schreiben von der Inoculation der Wuth.	447
Sechs und achtzigstes Stück.	
Vertheidigung der Vergnügungen, ein Gedicht.	449
Von der Abneigung der verdorbenen Luft durch die Lichter.	456
Von Hindernissen des Schlags.	458
Eitelkeit der menschlichen Vorsicht in Absicht der Krankheiten.	459
Sieben und achtzigstes Stück.	
Verzeichniß einiger ungegründeten Krankheiten.	461
Acht und achtzigstes Stück.	
Mittel wider giftige Wunden, vom Bisse der Thiere.	474
Thorheiten der Aerzte, aus dem Thomas Jones.	482
Neue Schriften.	486
Neun und achtzigstes Stück.	
Vom Schuupstabad.	487
Von den Haaren und Bärten.	498
Neunzigstes Stück.	
Von den Ausern.	501
Von der Schminke.	509

Ein

Inhalt.

Ein und neunzigstes Stück.	
Vom Einflusse des Mondes und der Gleichstage im menschlichen Körper.	Seite 512
Nachricht von einem Arzte.	524
Zwey und neunzigstes Stück.	
Vertheidigung der Arzneykunst.	525
Lob der Musik von Fidelson.	538
Drey und neunzigstes Stück.	
Herrn Zaccæ Abhandlung von der Sicht.	539
Mittel-wider die Liebe, an Aminto.	552
Vier und neunzigstes Stück.	
Nutzen der Geselligkeit zur Gesundheit.	553
Fünf und neunzigstes Stück.	
Von den Fischen.	566
Von der Transfusion des Bluts.	578
Sechs und neunzigstes Stück.	
Vom Brantwein.	579
Schädliche Wirkungen der Furcht des Todes, in den Beyspielen einiger Califen.	588
Sieben und neunzigstes Stück.	
Wirkungen des Schreckens.	592
Brügers Gedanken von der Gewohnheit.	601
Acht und neunzigstes Stück.	
Von den Verfälschungen und Verbesserungen des Weins.	605
Neun und neunzigstes Stück.	
O. P. Vorwürfe an die Aerzte, daß sie sich nicht selbst curiren können.	623
Beantwortung dieser Vorwürfe.	624
Saums Schreiben von seltsamen Speisen und Getränken.	626
Anfrage wegen verschiedener Gemüthsarzneyen.	629
Schreiben wegen eines vom Tode erweckten Piquetspielers.	630
Beantwortung einiger andern Briefe.	631
Hundertes Stück.	
Vom Lamen.	634
Schreiben des Thomas Dubius von den Zahuris.	646
Hundert und erstes Stück.	
Grundriß eines Lehrgebäudes von der Sinnlichkeit thierischer Körper.	648
Hundert und zweytes Stück.	
Beschluß des vorigen.	667
Von den Läusen und Würmern der Menschen.	677
Hundert und drittes Stück.	
Von der Vorsorge der Natur für die Thiere im Winter.	683
Vom Gebrauche des Seewassers zum Getränke.	696
Hundert und viertes Stück.	
Leichenrede der Frau Klumpfuß.	698
Schreiben, ob die Leute nur in der Zeit der Ebbe sterben.	705
Von einigen Curen durchs Brennen.	706



D e r A r z t.

Eine medicinische



Wochenschrift.



Dritter Theil.





Der Arzt.
Drey und funfzigstes Stück.



von Hagedorn.

Gieb uns, o Gütigster, bis an des Lebens Schluß,
Zum Gegenwärtigen Gesundheit und Gemüß!



Wenn meine Leser so, wie der Ritter William Temple gedächten, so würden sie diesen Neujahrswunsch mit grosser Dankbarkeit von mir annehmen.

„Wer irgend, sagt er, eine Glückseligkeit erlangen, oder an den größten Vortheilen der Ehre und des Glücks ein Vergnügen finden will, muß gesund seyn. Wer sollte nicht mit Rechte darnach geizen, wenn die Gesundheit durch Geld erkaufst werden könnte? Wer sollte nicht eifrig darnach streben, wenn sie durch Macht erlangt, oder
A 2 „durch

„durch eine Ehrenstelle erworben würde? Aber ach! mit einem Marschallstabe lernen podagrische Füße nicht besser, als mit einem schlechten Rohrstocke, gehen; und ein Rit-terband verbindet eine Wunde nicht besser, als eine leinene Binde. Der Glanz des Goldes oder der Diamanten verleset schadhafte Augen nur, anstatt sie zu heilen, und ein krankes Haupt wird nicht mehr Linderung haben, wenn es eine Krone trägt, als wenn es eine Schlafmütze aufsetzt.“ Hierzu kommt noch, daß mein obiger Neujahreswunsch der uneigennützigste ist, welchen ein Arzt thun kann, und er würde eine seltene Großmuth genennet zu werden verdienen, wenn man hoffen könnte, daß er erhöret werden würde. Gleichwol muß ich sagen, daß ich seine Erfüllung nicht scheue, weil ich glaube, daß man um deswillen die Aerzte doch nicht würde umkommen lassen; gesetzt auch, daß kein Mensch mehr krank wäre. Wir sind eigentlich nur Leute, womit man Staat macht. Es geschieht sehr selten, daß man sich unserer zur Gesundheit bedienet: denn was die Regeln unserer Lebensordnung betrifft, so weiß jedermann, daß sie nicht beobachtet werden, ob man gleich dadurch vielen Krankheiten vorbeugen könnte. Unsern Curen aber übergeben sich die allerwenigsten Kranken in der Absicht, um durch uns wieder hergestellt zu werden. Wenn man krank wird, so sieht man es erst eine Zeitlang mit an, bis es schlimm wird. Wenn es schlimm wird, gebraucht man Hausmittel, bis es so arg wird, daß die Stadt und Familie unsere Krankheit erfährt. Wenn sie bekannt ist, so bedient man sich des Raths aller Freunde und Verwandten, bis man sterben will. Wenn man sterben will, so läßt man endlich den Arzt rufen, und wenn er sagt, daß er zu spät komme, so antwortet man ihm: Thun Sie das Ihrige, mehr wird nicht von Ihnen verlangt. Nun, also thut er denn das Seinige; es sey angebracht, wie es wolle. Wenn wir gebraucht würden, um den Kranken etwas zu nützen, so würde man uns nicht erst zu Leuten rufen, die schon mit dem Tode ringen. Allein, wir dienen zu nichts anders, als den Tod feyerlicher zu machen. Es ist eben wie

wie mit den Predigern. Wäre es den Leuten darum zu thun, selig zu sterben; so würden sie sich mit den Predigern unterreden, ehe die Macht der Krankheit ihre Gemüthskräfte schwächen, und ihren Willen lähmen kann. Da sie sie aber nur in den letzten Augenblicken rufen lassen, so können sie keine andere Absicht dabei haben, als standesmäßig, in Gegenwart eines Geistlichen und eines Arztes, zu verschneiden. Daher wird man auch finden, daß die Leute desto mehr Aerzte und Geistliche zu ihrem Tode rufen lassen, je vornehmer sie sind. Ein gemeiner Kerl stirbt unter den Händen eines jungen Doctors, und unter dem Zurufe eines Diaconi. Ein vornehmer Mann hat an jeder Hand, an jedem Fusse und zu seinen Häupten einen berühmten Arzt, und die gesammte Geistlichkeit seines Kirchsprenghs hat bey ihm wechselsweise die Aufsicht. Personen vom höchsten Stande halten sich sogar, wenn sie gesund sind, Leibärzte, welche sie dafür besolden, daß sie ihnen alles erlauben müssen, wodurch sie ihre Gesundheit verwahrlosen, und welche sie schweigen heißen und absehen, wenn sie so unverschämt sind, zu sagen, daß etwas, was sie nicht unterlassen wollen, schädlich sey. Man sieht also wohl, daß die Aerzte eigentlich in die Classe derjenigen Bedienten gehören, welche man zum Staate zu etwas macht, das sie in der That nicht zu seyn brauchen. Sie sind unsern Heyducken und Staatshusaren ähnlich, die, wenn sie den Knebelbart abnehmen, und die Kleider ausziehen, eben solche Laquayen sind, wie alle andere. Bey dieser Beschaffenheit der Sachen ist nicht zu zweifeln, daß es eben so viel Aerzte geben würde, als ist, obgleich kein Mensch krank wäre: denn, die Wahrheit zu sagen, so macht niemand viel aus der Gesundheit, wenn er sie sich mit einiger Sorgfalt verdienen soll, sondern man hält sie nur in so fern für ein Glück, als man sie umsonst haben kann.

Die Natur thut alles Mögliche, um uns die Erwerbung dieser Glückseligkeit zu erleichtern. Die Thiere, welche sie an einem viel kürzern Zügel leitet, und weit genauere einschränkt, als uns, sind wenigen Krankheiten

unterworfen, und erreichen größtentheils das natürliche Ziel ihres Lebens, ohne auf ihrem Wege, von der Geburt bis zum Tode viel anzustreben. Uns hingegen läßt sie den Jügel zu lang schießen. Wir bedienen uns unserer großen Freiheit ohne Einschränkung. Unser Herz fordert neue Wollüste, und unser Wiß erfindet sie ihm. Die Vernunft täuscht sich, um sie zu billigen, und die Freiheit führet sie aus, ohne eine Ahnung von dem Unglücke zu haben, in das sie uns hineinleiten. Da wir freye und vernünftige Geschöpfe seyn sollten, so war kein anderes Mittel übrig, uns auf der Bahn der Natur zu erhalten, welche uns durch die Gesundheit zum langen Leben führet, als daß uns die nöthige Einsicht ertheilet wurde, wodurch wir die gefährlichen Abwege erkennen, und vermeiden konnten, und daß, eine weise Vernunft unser Herz bewachte, und über die lüsterne Triebe herrschte, die es beständig zu Ausschweifungen reizten. Wir haben diese Einsicht wirklich erlangt. Die Aerzte predigen uns die Gesetze der Gesundheit, die die Vernunft fassen, und, so gern sie auch wollte, nicht leugnen kann. Allein, sie versteht sich zu gut mit unsern Trieben, welche mit Ketten und Banden gezähmet werden müßten.

— — Animum rege, qui nisi pareat,
Imperat. Hunc frenis, hunc tu compesce catena.

HORAT.

Sie hingegen herrscht so barmherzig über sie, wie eine Mama über ein Mutterstöhnchen. Dieser Verrath ist unser Unglück. Wenn die Natur, welche das Wohl der Menschen liebet, ihrer Vernunft gleich die geschärfsten Befehle giebt:

— — Willst du den Sieg gewinnen,
So laß doch nie das süße Gift der Lust,
Laß es doch nie nach ihren Herzen rinnen!

so verwaltet sie ihr Amt, wie die bösen Accisebedienten, die sich bestechen lassen. Sie fragt endlich wohl, wenn die Wollüste anklopfen, um eingelassen zu werden: Seyd ihr auch

auch giftig? Allein, sie dürfen nur nein sagen, und ihr einen Rauschtrunk zubringen, so thut sie ihnen gar gern Bescheid, und der Schleichhandel geht seinen Weg fort. Ohne diese willkührliche Unachtsamkeit würden die Menschen gewiß um vieles gesunder seyn, als sie ist sind. Allein, es ist umsonst, dieses Elend zu bedauern, oder zu rügen; denn so lange Menschen auf Erden leben, wird es nie anders werden. Es vermeidet ein jeder nur das, was er fürchtet. Er fürchtet aber nur Dinge, die seinen Empfindungen beschwerlich sind; nie sein eigenes falsches Herz, nie seine schmeichelnden Triebe, nie den Verrath seiner Vernunft. Hierinn hat Horaz, wie in viel andern Dingen, die Menschen gewiß aus dem Grunde gekannt.

Quid quisque vitet, nunquam homini satis
Cautum est in horas; navita Bosphorum
Poenus perhorrescit, neque ultra
Coecca timet aliunde fata;
Miles sagittas et celerem fugam
Parthi; catenas Parthus, et Italum
Robur: sed improvisa lethi
Vis rapuit rapietque gentes.

Außer dieser willkührlichen Verwahrlosung der Menschen steht ihrer Gesundheit noch eine andere natürliche Ursache im Wege, wenn sie nicht so glücklich sind, mit einem solchen Körper geboren zu werden, der alle wesentliche Charaktere der Gesundheit besitzt. Dieses Glück ist es eigentlich, was ich den Menschen wünschen kann; denn mit einem andern Wunsche darf ich mich kaum der Gottheit nähern. Die Gesundheit, welche wir bloß der Beobachtung der von der Natur uns vorgeschriebenen Pflichten zu danken haben, ist ein willkührliches Glück, welches wir besitzen würden, sobald wir uns entschlossen, den Regeln der Lebensordnung gemäß zu leben. Wir dürfen diese Pflichten nur fleißig studieren, so wissen wir den Weg, zur willkührlichen Gesundheit zu gelangen.

Des Menschen Glück nicht einzuschränken,
Verlieh ihm Gott die Kraft zu denken,
Und sprach: Mensch! schaffe dir dein Glück.

Ich müßte billig befürchten, daß mir diese Antwort zu Theil werden würde, wenn ich den Himmel mit der Bitte beschwören wollte, uns allen diese Glückseligkeit zu schenken, die uns so nichtswürdig zu seyn scheint, daß wir sie für eine lustige Minute mit Freuden dahin geben. Die Krankheiten, welche Folgen unserer Uebertretungen sind, dürfen wir dem Himmel nicht anklagen, und ich muß, in Absicht ihrer, meinen Lesern den Rath geben, welchen der griechische Weise Bias den verruchten Matrosen gab, welche in stürmender See die Götter um Abwendung des Schiffbruches ersuchten: Betet nicht laut, damit die Götter nicht merken, daß ihr hier seyd. Unser willkührliches Elend ist eine natürliche Strafe unserer Vergehungen, wofür wir noch eine besondere willkührliche von der Gerechtigkeit des Himmels zu erwarten haben, weil sie es keinesweges in unser Belieben gestellt hat, unsere Gesundheit durch unsere Wollüste zu verderben.

Was hingegen die natürliche Gesundheit betrifft, so beruhet sie auf einer Verbindung so mannichfaltiger Dinge, die nicht in unserer Gewalt stehen, und wozu unsere Tugenden und Laster so wenig beitragen, daß sie ein jeder in so fern als ein bloßes Glücksgut betrachten kann, welches der Himmel denen verleihet, die ein langes und ungekränktes Leben auf Erden führen sollen. Da ich als Arzt nicht vermögend bin, meinen Lesern zur Erlangung dieses Vorzuges unmittelbar behülflich zu seyn, so will ich ihn ihnen als Freund wünschen; und damit sie erfahren, was dieser Wunsch eigentlich in sich fasse, so will ich das gegenwärtige Blatt dazu anwenden, ihnen den Charakter der natürlichen Gesundheit abzuschildern. Es ist der Maasstab, wornach sich ein jeder messen kann, wenn er zu wissen verlangt, was er von der Dauer seiner Gesundheit und seines Lebens wahrscheinlich Weise zu hoffen habe. Er ist also auch das Maas der Krankheiten, und die Richtschnur, nach welcher man arbeiten muß, wenn man die Mängel der natürlichen Gesundheit durch die Kunst der willkührlichen zu verbessern trachtet.

Das erste, was zu einer dauerhaften und gesunden Leibesbeschaffenheit erfordert wird, ist das Glück, von gesunden,

den, starken und tugendhaften Aeltern erzeugt worden zu seyn, die sich in ihren besten Jahren befinden, und deren Umarmungen die Wirkungen einer feurigen Zärtlichkeit gewesen sind. Es ist unlängbar, daß Kinder die Krankheiten ihrer Aeltern erben können. Die Aehnlichkeit der Kinder und Aeltern in Absicht ihrer Statur und Gesichtszüge beweiset unstreitig eine gewisse Uebereinstimmung der Struktur; und da sich diese in den äußerlichen Theilen sichtbarlich fortpflanzen; so müßte man sehr eigensinnig seyn, wenn man behaupten wollte, daß die Struktur der innerlichen Theile hieran keinen Antheil nähme. Es sind mir und vielen Ärzten eine Menge von Beyspielen bekannt, daß schwindsüchtige Aeltern lauter solche Kinder erzeugt haben, welche entweder von Kindheit an schwindsüchtig gewesen, oder es im mittlern Alter von so geringen Ursachen geworden, und frühzeitig gestorben sind, welche unmöglich diese Krankheit hätten veranlassen können, wenn nicht die Körper dieser Nachkommenschaft eine besondere Fähigkeit und Neigung zu dieser Art Krankheiten gehabt hätten. Man findet dieses ebenso häufig bey Kindern, deren Aeltern mit Steinschmerzen, mit Sicht, mit bösen Hälften, entzündeten Augen, hohlen Zähnen und andern solchen Krankheiten behaftet gewesen sind. Können nun sogar die Mängel der Struktur auf die Kinder fortpflanzen werden; wie vielmehr wird dieses nicht von den Fehlern der flüssigen Theile gelten, woraus der zukünftige Mensch gebildet und ernähret wird? Ein solcher Unglücklicher ist schon in der Anlage verdorben, und Gesundheit und langes Leben sind keine Hoffnungen für ihn. Es liesse sich vielleicht darüber streiten, ob diejenigen Unrecht hätten, welche die Ehen ungesunder Leute für unerlaubt halten. Dieses ist aber gewiß, daß Aeltern, welche sich durch ein zügelloses Leben verwahrlosen, und ihre verdorbene Gesundheit auf ihre elenden Nachkommen fortpflanzen, den Spinnen ähnlich sind, welche ihre Jungen selbst auffressen, indem sie den Kindern, zugleich mit dem Leben, den Saamen der Krankheiten mittheilen, und die Urheber ihres frühzeitigen Todes sind.

Da sich die Neigungen und Leidenschaften sogar durch die Ammenmilch auf fremde Säuglinge fortpflanzen lassen, so ist es noch vielweniger zu bewundern, warum lasterhafte Aeltern zugleich mit ihren bösen Trieben die Früchte derselben, nämlich die Krankheiten, auf ihre Nachkommen fortpflanzen. Es ist zwar wahr, daß man oft übelgeartete Kinder frommer Aeltern, und fromme Kinder lasterhafter Aeltern sieht. Allein, hier mischt sich die Erziehung und das eigene Schicksal der Kinder ins Spiel, und der Grund der Sache bleibt dennoch allezeit wahr. Der Stand der Ehe würde schon um deswillen allein den Aeltern die Pflichten der Tugend auferlegen, weil sie das Laster selbst ungesund macht, und weil diese Ungesundheit ein natürliches Erbtheil ihrer Nachkommen ist.

Man hat von je her bemerkt, daß die Früchte einer feurigen Zärtlichkeit gesunder ausfallen, als die schwachen Werke der trägen Pflicht; und gleichwie in dieser Absicht Lycurg die Lacedämonier durch eine gefesliche Schamhaftigkeit zwang, daß Neuvermählte ihren Umgang verstohlen treiben mußten, weil er hoffte, daß dieses ein desto besserer Reiz der sonst so leicht erkaltenden Triebe seyn würde; so will man auch noch jetzt aus der Erfahrung die Richtigkeit dieses Kunstgriffes beweisen, indem man behauptet, daß die sogenannten natürlichen Kinder der Liebe größtentheils stärker und munterer seyn sollen, als die Söhne und Töchter laulichter Ehen.

Aus den öffentlichen Verzeichnissen der Gebohrnen hat Boerhaave erschen, daß die gesündesten Kinder diejenigen sind, welche im Jenner, Hornung und März geböhren werden, und man könnte hieraus den Calender mit einem neuen Zeichen bereichern, welches die besten Tage anzeigt, sich in den Stand der Ehe zu begeben. In der That sollte man seinen Nachkommen alle mögliche Sorgfalt wiedmen, damit nichts an der Stärke und Dauerhaftigkeit ihrer Natur versäümet würde, zumal wenn den Aeltern so viel an dem Erben, und dessen Erhaltung gelegen ist, daß sie, wie einige, lieber keinen gehabt zu haben, als ihn wieder zu verlieren, wünschen. Ich bebe bey, jedem Worte, das ich von dieser Materie

schreibe,

schreibe, weil ich die Ausdrücke nicht sorgfältig genug aussuchen kann, um meine sittsamen Leser nicht zu beleidigen.

Die Mütter haben einen grossen Antheil an der natürlichen Gesundheit ihrer Kinder. So lange diese unter ihren Herzen wohnen, bestimmen sie ihnen Leben, Gesundheit und Tod, Zärtlichkeit, Schwachheit, Kränklichkeit oder Stärke, Dauerhaftigkeit und ein glückliches Alter. Das letzte geschieht, wenn sie sich in dieser Zeit aller heftigen Leidenschaften enthalten, ihre Gesundheit schonen, aber auch ihre Kräfte gebrauchen, und sie nicht verzärteln. Wenn man von Thieren eine starke Zucht haben will, so läßt man die Mutter gut arbeiten, und ihren Leib üben, und hierinn sollten wir ihnen nachahmen, weil wir, in dieser Verhältniß, nichts anders als Thiere sind. Ich kann ohne Furcht, mit Socrates, schmälen, daß wir die Kunst, gute Pferde zu ziehen, bey unsern Kindern hintansetzen, weil wir gegen sie nachlässiger sind. Es giebt Umstände genug, welche sich nicht ändern lassen, weil sie nicht in der Mutter Gewalt stehen, und desto mehr sollte man diejenigen in Acht nehmen, welche man ändern kann. Zu jenen gehört, wenn die Mütter Zwillinge tragen, wenn sie selbst ungesund werden, wenn sie frühzeitig gebähren, u. s. w. Alle Kinder, welche in solchen Umständen geböhren werden, sind schwächer und hinfälliger, wenn im übrigen alle Umstände gleich sind.

Es ist ein Zeichen einer guten natürlichen Gesundheit, wenn Kinder langsam und gleichförmig wachsen, und nicht auf einmal, wie Pfifferlinge, in die Höhe schießen. Es ist selten ein Mensch von ungeheurer Länge auch stark und dauerhaft und gesund. Die längsten Riesen taugen am wenigsten zu Soldaten, und Goliath ist nicht der einzige, der dieses schon bewiesen hat. Solche Leute haben eine Zeit, worinn sie sehr schnell wachsen, wodurch die Gefäße zu frühzeitig gehärtet werden, und die Gefahr der Schwindsucht stets zu befürchten ist. Man kann nur das Bildniß des hölzernen Riesen auf unserm Baumhause in Augenschein nehmen, um einen Abriß von hecatischen Gesichtern

zu sehen, welche mehrentheils auf solchen trägen und unbeweglichen Klumpfen stehen. Daher war es keine gute Maxime Alexanders des Grossen, daß er in einem gewissen Feldzuge für seine Soldaten sehr grosse Betten verfertigen ließ, welche viel länger, als seine Leute waren; bloß in der Hoffnung, wie Curtius sagt, um den Nachkommen einen blauen Dunst vorzumachen. Bildete er sich wohl ein, daß wir Nachkommen schließen würden, daß kleine Kerls keine so grosse Thaten hätten thun können, als seine Macedonier thaten? War er doch selbst nur ein Zwerg, er, der in den Mond hinauf klettern wollte, um neue Eroberungen zu machen. Nein, gewiß, man kann kleinen Leuten viel eher große Thaten zutrauen, als großen, weil jene gemeinlich gesunder sind, als diese. Boerhaave bezeuget, daß er in seinen Verzeichnissen gefunden habe, daß Jünglinge, welche kaum zu wachsen geschienen, am dauerhaftesten gewesen sind. Das macht, weil das menschliche Lebensalter drey Stufen hat, wovon die erste die Zeit des Wachstums ist. Die andere ist die Zeit, da man nicht weiter wächst, und die dritte die, da man wieder einfrucht. Man hat bemerkt, daß nach dem ordentlichen Laufe der Natur diese drey Zeiten von gleicher Länge zu seyn pflegen. Wer also 25 Jahre gemächlich wächst, dem kann man mit aller Wahrscheinlichkeit ein Alter von 75 Jahren prophezeihen.

Boerhaave hat von den Werbern der Soldaten und Matrosen die Kennzeichen erlernet, wornach sie sich bey ihrem Menschenkaufe richten, und woraus sie beurtheilen, ob ein Kerl von gesunder, starker und dauerhafter Natur sey. Ein solcher Mensch hat, wenigstens in Europa, eine breite und große Brust, wie der 81jährige Plato, aber keinen hohen Bauch, sondern einen eingedrückten Unterleib, ein stetes Uergerniß der Schneider, welche ihm alle Westen zu weit machen. Es ist ein großer Betrug, sich von der Zunahme des Bauches etwas Gutes zu versprechen. Am allerwenigsten prophezeihet sie langes Leben, und überhaupt ist das Fett eine von den unerkannten Strafen des Himmels, worüber man sich eben so thöricht freuet, als man

man sich über die unerkannten Wohlthaten betrübet. Die Schultern, die Arme, die Schenkel und Füße müssen bey gesunden Leuten vest, rund, fleischigt, und mit dichten spröden Haaren bedeckt seyn; und was bey dem Frauenzimmer keine Schönheit ist, und höchstens nur ein Buchbinder loben würde, nämlich eine harte Haut, ist eine ziemlich gemeine Eigenschaft der Leute, die halbe Jahrhunderte ohne Unpäßlichkeit durchleben können. Solche Leute haben zwar keine Unterkehlen, noch steife Amtsgesichter mit niederhängenden Wangen. Allein, sie haben einen großen Hinterkopf, welchen man mit besserem Rechte den Matrosenkasten, als den Poetenkasten nennen könnte. Denn das Zeichen vorzüglicher Fähigkeiten der Seele ist vielmehr eine hohe und breite Stirn; dahingegen ein starker Hinterkopf nur starke Leibeskräfte anzeigt, mit welchen die Seelenkräfte gemeinlich in umgekehrter Verhältniß stehen. Das Blut eines natürlich gesunden und dauerhaften Menschen ist zwar nicht schwarz und klumprecht, aber doch auch nicht dünn und hochroth. Denn obgleich die letztern Eigenschaften des Bluts eine vollkommene Gesundheit anzeigen, so verrathen sie doch auch eine besorgliche Unbeständigkeit derselben. Das beste Blut ist dunkelroth, nicht zu flüßig, und gerinnet bald, wenn es aus der Ader gelassen wird. Es hat einiaue Fähigkeit, welche dazu erfordert wird, wenn man starke Arbeiten soll ertragen können, und eben dies ist eine Ursache, warum die dauerhaftesten Körper nicht so leicht bey der Arbeit schwitzen, als die schwächern.

Außer allen diesen Umständen kommen auch besonders die Kräfte sowohl zu den Lebensbewegungen, als auch zu den willkührlichen Handlungen in Betrachtung. Man erfordert von einem starken und gesunden Menschen ein langsames, tiefes, leichtes und gleichförmiges Athemholen, wobey man sich, ohne die geringste Beschwerlichkeit zu empfinden, völlig ein Genüge thut. Eine zischende, kochende, röchelnde Brust, wobey man die Luft ein- und ausarbeiten muß, ist ein gewisses Kennzeichen einer schwachen Gesundheit. Doch gilt dieses nicht allemal vom Schlafe,

Schlaf, weil auch die Gesundesten im tiefen Schlafe stark röcheln und schnarchen können. Der Pulsschlag eines Gesunden muß langsam, voll, stark, gleichförmig, und unveränderlich seyn, obgleich der Körper solche Veränderungen leidet, welche bey schwächern den Pulsschlag sehr verändern. Daher pflegen die, welche Sklaven kaufen, zu zählen, wie oft sie in einer Minute Athem holen, und wie oft der Puls bey ihnen schlägt. Hernach befehlen sie ihnen, zu laufen, und geben Acht, ob dadurch beydes viel geschwinder gemacht worden. Wer diese Probe ausstehen kann, der kann sich auf die Stärke seiner Gesundheit etwas zu Gute thun. Denn man findet bey schwachen Kranken, daß sie sich kaum im Bette umwenden können, ohne daß nicht der Puls dadurch eine Veränderung leiden sollte. Ein Zeichen, daß die Verdauungskräfte stark sind, ist dieses, daß die Defnung des Leibes nicht allzu oft erfolgt, und daß sie nicht allzu flüßig ist. Denn es beweiset, daß die Speisen völlig ausgearbeitet werden. Es giebt gesunde und starke Leute, welche in vielen Tagen nur einmal Defnung haben, und sich dabey sehr wohl befinden. Je schwächlicher hingegen ein Mensch ist, desto mehr öfnet sich sein Leib; desto flüßiger ist er; desto öfter und häufiger geht sein Urin ab; desto voller und aufgeblasener ist sein Magen nach dem Essen, und desto beschwerlicher seine Verdauung. Man höret oft alte und starke Leute sagen, daß sie noch nie bemerkt haben, wo ihr Magen sitzt, und dieses ist ein Zeichen einer vortreflichen Gesundheit. Der Schlaf eines Gesunden ist tief, wie der Tod, aber erquicklich und stärkend. Ein solcher verrichtet starke Arbeiten ohne Ermattung. Alle Kräfte der Natur ergießen sich in seine Muskeln. Allein, dafür bleibt auch die wüste Stirn mehrentheils ledig. Man findet selten gesunde und starke Leute unter den Gelehrten, und die ältesten Greise haben sich gemeiniglich nie über schwere Dinge die Köpfe zerbrochen.

Nach diesem Maaßstabe muß man sich richten, wenn man wissen will, ob man die natürliche Gesundheit in einem

einem hohen Grade besitze. Unsere eigene Empfindungen werden es uns am besten lehren. Es ist gut, wenn man sich nach einer starken Mahlzeit wohl befindet; gut, wenn man 4 bis 6 Stunden nach der Mahlzeit, da sich der Milchsaft mit dem Blute vermischt, frey Athemholen kann; gut, wenn man nicht bemerket, daß ein Theil des Leibes schwerer und träger sey, als ein anderer. Denn dieses ist ein Zeichen eines ungehinderten Umlaufs in allen Theilen, und kein Gesunder klagt über Schwierigkeit der Glieder. Es ist gut, wenn alle unsere veste Theile stark, derb, elastisch, gehörig groß, wohl formirt, recht gelegen, und gut proportionirt sind, und alle Verrichtungen des Körpers leicht und geschwind von statten gehen. Es ist gut, wenn alle Säfte wohl gemischt sind, gut umlaufen, gehörig abgefondert, zur Nahrung dem Körper zugeführt, und die überflüssigen zu rechter Zeit ausgeführt werden. Es ist gut, wenn kein Theil eine besondere Empfindung von Schmerzen, Hitze und Kälte hat; gut, wenn keiner unbeweglich, unempfindlich und geschwollen ist; gut, wenn man sie alle ohne Schmerz, Geschwulst, Pochen und Röthe stark bewegen kann; gut, wenn man sich zur Klugheit nicht aufgelegt findet; vortreflich, wenn man mit keinen Trieben und Leidenschaften von heftiger Art zu kämpfen hat. Die starken Leidenschaften verzehren den Leib, so wie die Motten ein Gewand, und jagen das Blut und das geängstigte Herz, wie große Herren die Hirsche jagen, bis sie ohnmächtig sterben. Es ist auch gut, eine muntere, weiße und rothe Farbe zu haben, oder mit einer männlichen Bräune zu stolziren. Man muß so aussehen, wie man einer Braut gefällt. Man muß auf männliche Manier schön seyn, wenn man stark und gesund seyn will. Die Mahler und Bildhauer wissen dieses sehr wohl. Sie stellen den starken Zerkules, den flüchtigen Merkur, den feurigen Apoll in ihrer eigenen Symmetrie vor; und wenn sie uns gleich die Proportionen des Diebesgottes unter der herkulischen Löwenhaut zeigten, so würde doch jedermann die Ungereimtheit empfinden, und zu dem schlanken Burschen sagen: Du bist

bist nicht Zerkules! Endlich ist auch eine mäßige Wärme und eine Leichtigkeit aller Glieder ein Zeichen der guten Leibesbeschaffenheit. Man findet es selten bey fetten Leuten, welche gemeiniglich träge sind.

Dieses ganze ist beschriebene Glück ist eine Gabe der Natur, wozu wir wenig beitragen können, und die man sich von dem Himmel allein erbitten muß. Doch ist so viel gewiß, daß eines Theils unsere Aeltern, und andern Theils auch diejenigen, so uns in der ersten Jugend erziehen, viel dazu beitragen können, uns eine solche Gesundheit und Leibesstärke zu verschaffen. Man findet Leute, welche sich bloß durch beständige Übung unmenschlich stark machen können. Allein, die Naturgaben müssen dazu kommen. Man hat ein Beispiel an dem großen, langbärtigen und starken Andreas Eberhard Rauber, von Talberg und Weineck, welcher ein Hufeisen zerbrach, mit einer Frau acht Zwillinge erzeugte, und einen getauften Juden erbärmlich zurichtete. Dieser Jude befand sich zu Grätz, am Hofe des Erzherzogs Carl, und glich wegen seiner Länge und Stärke einem Riesen. Der Erzherzog wollte wissen, ob er, oder Rauber der stärkste wäre, und nöthigte sie beyde, daß einer von dem andern einen Faustschlag aushalten mußte. Sie würfelten um den Vorrang, und der getaupte Jude, welcher der erste war, versetzte Raubern einen so derben Schlag, daß er acht Tage das Bette, und noch länger die Stube hüten mußte. Als er sich wieder erholet hatte, mußte der Jude auch einen Schlag von ihm aushalten. Rauber ergriff ihn bey seinem langen Barte, wickelte ihn zweymal um seine linke Hand, und schlug mit der rechten so stark darauf, daß er nicht allein seinen Bart, sondern auch den untern Kinnbacken in der Hand behielt, welches dem Juden bald darauf das Leben kostete. Man findet an diesen beyden Leuten Merckmaale großer Naturgaben. Sie waren beyde von ungeheurer Länge; und wenn es das Glück fügt, daß dergleichen Leute gesund erwachsen, welches aber selten geschieht: so müssen ihre Muskeln nothwendig eine ungeheure Stärke erlangen. Sie

wären.

wären auch beyde vierschrotig, und hatten einen starken Haarmachs, welcher ebenfalls eine Folge guter Naturen ist. Der Bart des Juden mußte sehr lang und stark seyn; Raubers Bart aber war noch weit größer. Denn er reichte ihm vom Kinne an, bis an die Füße, und von da wieder zurück, bis an den Gürtel. Welch ein Bart!

Vier und funfzigstes Stück.

von Hagedorn.

Was kann sich zum Genuß ein mürber Schlemmer wählen,
Bann Kizel, Schärf und Saft der speiden Zunge fehlen?

Man bildet sich gemeinlich ein, daß die leichtesten, weichsten und nahrhaftesten Speisen die gesündesten wären. Ich habe in meinem 29sten Stücke versprochen, dieses Vorurtheil demaleinst zu widerlegen, und ich kann hierzu keine bessere Gelegenheit finden, als in dem gegenwärtigen Blatte, worinn ich mir vorgesezt habe, einige Betrachtungen von den Fleischsuppen und Krautbrühen mitzutheilen, um mit der Erfüllung eines andern im 35sten Stück gethanen Versprechens, von einem jeden Bestandtheile des Fleisches insbesondere zu handeln, den Anfang zu machen.

Die Brühen sind die nahrhaftesten Theile des Fleisches, und ich unterscheide sie von den übrigen thierischen Säften dadurch, daß sie sich im Wasser auflösen, und vornehmlich in dem eigentlichen Fleische oder den Muskeln aufbehalten werden. Denn das Fett läßt sich nicht mit dem Wasser vermischen, sondern schwimmt allezeit wie ein Del auf demselben.

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg.

selben, welches es auch wirklich ist. Die Gallert des Fleisches hingegen hat mehr irdische Theile bey sich, und gehöret eigentlich zu den Sehnen, Knorpeln und Knochen. Die Brühe ist das, was die Aerzte den lymphatischen, oder den eigentlichen Nahrungssaft nennen. Die Köche und Köchinnen nennen sie die Suppe. Sie ist bey den Thieren in eben der Verhältniß verschieden, wie ihre Nahrung, Lebensart, ihr Alter, und ihr Geschlecht verschieden sind, welches aus demjenigen erhellet, was ich im 35sten Stücke gesagt habe. Der Braten und das gedämpfte Fleisch hält diese Suppe zwischen den Fleischfasern in sich, und mit diesem Fleische genießet man sie gewissermaßen in vester Gestalt. Dieses ist überhaupt die beste Manier, sie zu genießen, weil sie hier ihre völlige Stärke behält. Wenn man hingegen das Fleisch kochet, so vermischt sich die Suppe mit dem vielen Wasser, welches sie auflöset. Kocht man es nicht sehr stark, so bleibt ein Theil der Suppe im Fleische; und wenn man es stark kochet, so verdampft eine große Menge derselben. Daher ist kein besseres Mittel, um eine gute, starke und kräftige Suppe aus dem Fleische zu kochen, als daß man zuerst durch gelindes Kochen eine dünne und leichte Suppe aus dem Fleische zubereite, diese aber hernach, statt des Wassers, auf neues Fleisch gieße, und solchergestalt durch wiederholtes gelindes Kochen immer stärkere Suppen erhalte, die wegen ihrer concentrirten Tugenden den Namen der Kraftsuppen verdienen. Ein wohlgemästetes, fleischigtes und gesundes Thier giebt kräftigere Brühen, als ein mageres, ja auch bessere, als ein fettes. Denn ich mache billig einen großen Unterschied unter Fleische, das saftig, und unter solchem, das fett ist. Es kann ein Thier ungeheuer fett werden, ohne doch deshalb ein saftigeres Fleisch zu haben, als ein anderes, welches bey weitem nicht so fett ist. So wie man Menschen sieht, die nicht sonderlich fleischigt sind, und bey welchen sich alles zu Fette setzet, so ist es auch mit den Thieren. Sehr fette Thiere taugen nicht zu Suppen. Hingegen geben solche desto kräftigere, die ungemein fleischigt sind.

sind. Ein Thier, das eine gute Lebensordnung geführt, und sich dabey feist gemacht hat, giebt gesündere Suppen, als ein anderes. Ein Zugoche hat zu starke Strapazen gehabt. Sein Fleisch ist zähe, trocken und kraftlos. Ein Schwein, das im Koben gemästet worden ist, hat zu wenig Bewegung und Luft genossen. Seine Kost ist standesmäßig, unrein, übelriechend, und sein ganzer Lebenslauf abscheulich gewesen. Solche Thiere erzeugen üble Säfte. Sie geben wenig gute Suppe, und zwar viel, aber bey den Aerzten übelberüchtigtes Fett. Das Fleisch junger Thiere enthält nach Proportion mehr und feinere Suppe, welche zur Ernährung des menschlichen Körpers geschickter ist, als das Fleisch alter Thiere, welches zu starken Suppen tauglicher befunden wird.

Die Suppe des Fleisches ist, wie ich schon gesagt habe, der eigentliche Nahrungssaft der Thiere. Weil er nun durch die Verdauung des Magens eben so, wie alle übrige Speisen, in menschlichen Nahrungssaft verwandelt wird, so ist die Verdauung der Suppe im Grunde nichts anders, als die Verwandlung eines thierischen Nahrungsaftes in einen andern. Es ist unstreitig, daß diese Verwandlung bey Dingen, die schon an sich einander sehr ähnlich sind, keine so große Arbeit und Kräfte der Verdauungsglieder erfordere, als wenn die Speisen ihrer Natur nach von der Art unserer Nahrungssäfte mehr verschieden sind. Daher erfordert eine Fleischsuppe vergleichungsweise nicht so viel Verdauungskräfte, als andere Speisen. Die Gewürze, welche man an die Speisen zu thun pfleget, haben die Absicht, ihrer Verwandlung in die Art unsers Körpers behülfflich zu seyn, wenn sie vielleicht den Verdauungskräften allein zu schwer werden sollte. Die Salze lösen die Speisen besser auf; die hitzigen Gewürze stärken den Magen. Alle diese Dinge sind bey den Suppen unnöthig. Daher ist es überflüssig, gut zubereitete Suppen stark zu salzen; ja, es ist denen, die zu scharfen Säften geneigt sind, gar schädlich. Doch kann das Salz dienen, wenn man das Fleisch so rathsam auskochet, daß viel von seiner

Gallert mit in die Suppe übergeht, weil dieser klebrichte zähe Saft des Fleisches ein solches Auflösungs mittel erfordert. Auch die hitzigen Gewürze dienen bey keinem Fleische, das sehr suppig ist, wie z. E. Kalbfleisch: Rindfleisch: Hühnersuppen, u. s. w. Sie haben ein flüchtiges öligtes Salz bey sich, welches den Magen reizet, und die Verdauung erleichtert, welche aber hierbey keiner Hülfe bedarf. Ueberhaupt sind diese Gewürze bey thierischen Speisen vor sichtig zu gebrauchen, und, wenn sie häufig genossen werden, allezeit schädlich.

Ob nun aber gleich die Suppen wenig Verdauung erfordern, und doch stark nähren, so muß man dem ungeachtet ihren Genuß in sehr enge Schranken einschränken, wenn sie der Gesundheit nicht nachtheilig seyn sollen. Es ist nicht recht, daß Gesunde darinn allein ihr Heil suchen, und daß man alle Kranke zwingen will, sie zu genießen. Hier von hat mir Herr Klippmann, bey seinem letzten Besuche, Dinge erzählt, die mir wegen der eigenen Art des Jorns, welchen er darüber äußerte, bald lächerlich und bald ärgerlich waren. „Als ich in Sachsen war, sagte er, so „durfte ich es mir bey Leib: und Magenstraffe nicht „merken lassen, daß ich krank wäre. Denn, kaum lag ich „eine Stunde zu Bette, so stand schon des Hauswirths „Köchinn mit einem Napfe voll Suppe in meiner Kammer. „Jnu! sagte sie, Herr Klippmann, der Herr und „die Frau hat gehört, daß Sie sich unpaß befinden. „Also schicken sie da ein Bißchen Suppe! „Kaum war diese Suppe kalt geworden, (denn wer tausend „kann essen, wenn man krank ist,) so schickte der französische „Sprachmeister, der unter mir wohnte, seinen undutschen „Jungen mit einem andern Napfe: ihr schicke mein „Papa von die Supp an die Err, läßt bitt, möcht „sich kesünd dran freß! Also versammelten sich die „Suppen um mein Bette, und jeder, wer einen Napf hatte, „fieng es darauf an, mich toll zu machen, wenn ich krank „war. Das ist eine unsinnige Sache, Brüderchen, Kranken Leuten zu essen zu schicken, und die Gesunden verbun „gern

„gern zu lassen. Hier zu Lande ist es nicht ein Haar besser. „Wie oft habe ich nicht dem hiesigen Volke gesagt: Nöthiget „euren Patienten nicht, etwas zu essen, bis er es selbst for „dert. Denn, so lange er keinen Appetit hat, muß er „nicht essen! O Herr, antworteten sie, riß man en beten „klare Supp; he mußt doch wat geneeten. Ey! „so genieß du und der Geyer! Es ist in Niedersachsen ein „ewiges Geneeent, und in Obersachsen ein ewiges Koston „bey den Patienten!“ Obgleich mein Freund dieses alles wunderlich genug vorbrachte, so hatte er doch im Grunde vollkommen Recht, und bewies zwischen seinen altwizigen Spöttereien und Einfällen so viel gründliche medicinische Einsicht, Beurtheilungskraft und Klugheit, daß sich meine Hochachtung gegen seine Vernunft in eben dem Maaße erhöhte, wie mein Geschmack an seinem Wize erkaltete.

Es giebt Leute, welche sich fast allein mit Suppen sättigen, weil sie glauben, daß man eine Speise nicht oft genug genießen könne, welche zugleich stark nähret, und doch sehr wenig Verdauungskräfte erfordert. Diese Leute verderben ihre Gesundheit aus einer Sorgfalt, welche nicht genug durchstudiret ist. Sie werden nicht umhin können, mir Recht zu geben, wenn ich Ihnen zeige, was für Schaden ein beständiger Genuß weichlicher, flüssiger und nahrhafter Speisen gesunden Leuten verursache.

Der Magen hat, wie jeder Muskel, die Eigenschaft, daß seine Kräfte durch die Uebung vermehret werden, und daß ihn Ruhe und Trägheit schwächen. So wie ein Mensch bey völliger Gesundheit schwach und matt wird, wenn er eine geraume Zeit das Zimmer hütet, und im großen Lehnstuhle üppige Ruhe geniezet; so wird auch der stärkste Magen schlaff und kraftlos, wenn er zu lange geschonet wird, und wenn ihn kein dignus vindice nodus anreizet, seine Macht an ihm zu beweisen. Wenn ihm beständig nichts, als Suppe, geboten wird, so werden seine Fäserchen von der Wärme und Feuchtigkeit schlaff gemacht, und er verlieret seine Kräfte nach und nach so, daß er fast nichts mehr, als flüssige Sachen vertragen kann. Daher können

Können die Leute, welche ihn mit zu viel Suppen verwehnen, keine einzige Speise, die ein wenig hart ist, genießen, ohne davon krank zu werden. Hierzu kommt noch ein anderer Umstand, nämlich die Verstopfung des Leibes, welche eine solche Verwehnung begleitet. Denn wie kann eine ordentliche Defnung des Leibes erfolgen, wenn nichts vorhanden ist, das durch diesen Weg hinweggeschafft werden kann? Es ist aber nichts von dieser Art gegenwärtig, wenn die Speise ganz und gar in Milchsaft verwandelt, und in das Blut geführt wird. Der Schade, welchen man hiervon zu erwarten hat, ist größer, als man vielleicht glaubet: denn wenn die Verstopfung des Leibes einreißet, so beharret der Muskel, welcher diesen Weg verschließt und öfnet, zu lange in dem Zustande seiner Zusammenziehung, und gewöhnet sich dadurch zur Verschließung des Leibes mit einer solchen Gewalt, daß er die Blähungen nicht einmal fortgehen läßt, welche sich doch auch von den allerverdaulichsten Speisen erzeugen, und zwar desto mehr erzeugen, je mehr der Magen geschwächt ist. Die Gedärme, welche durch ihre beständige Bewegung den Transport dieser quälenden Dünste besorgen sollen, nehmen an der Erschlaffung des Magens aus eben demselben Grunde Theil, weil sie durch keine Arbeit, wozu sie veste Speisen reizen würden, geübet werden; und daher ziehen sie sich viel zu schwach zusammen, als daß sie die Blähungen mit hinlänglicher Gewalt bis an den Ort treiben könnten, wo sie aus dem Körper ausgehen müssen. Sie überwältigen ihren ohnmächtigen Angriff, und entrinnen der Macht, die sie immer tiefer fortzotreiben will. Hieraus entsteht das Heulen und Murren im Bauche, worüber der fleißige Theetrinker, Herr Urbart Flatus, in meinem 5ten Stücke klagte. Wenn nun diese Winde den Leib aufreiben, so schreibt man solches der Schwäche des Magens zu. Man hält es für nöthig, mit dem Genuße leicht verdaulichere Speisen fortzufahren, und vermehret also die Wirkung zugleich mit der Ursache. Man wird allezeit finden, daß sich Leute, die eine gute Verdauung haben, nicht mit lauter Suppen und weichlichen Spei-

Speisen begnügen können, und daß diejenigen, welche keine andere, als flüssige Speise, vertragen, schwächlich, kränzlich, hypochondrisch, windsüchtig und blaß und elend sind.

Aber dieses ist noch nicht alles. Weil die Suppen ungemein nahrhaft und leicht verdaulich sind, so nähren sie ihre Liebhaber nach Proportion zu stark, zumal wenn die Suppen mit nahrhaften Theilen zu sehr gesättiget sind. Die schwachen Verdauungskräfte können sie nicht hinlänglich in die Natur unserer Säfte verwandeln, und daher legen sie sich häufig in die sächerichte Haut, welche die meisten Theile unsers Körpers umgiebt. Wenn sie sich darinn anhäufen; so wird der Körper gemästet, und alsdann fängt sich die nichtige Freude an, da man, wie Horaz zum Albio Tullio, sagen kann:

*Me pinguem et nitidum bene curata cute vides,
Quum ridere voles, Epicuri de grege porcum.*

Diese überflüssigen Nahrungssäfte erschlaffen, und dehnen nach und nach die festen Theile aus. Sie schwächen solchergestalt die Kräfte, welche den Nahrungssaft in Blut verwandeln, und zur wirklichen Ernährung der festen Theile geschickt machen. Nun werden aber unsere Säfte nicht leichter verdorben, als wenn sich viel Milchsaft mit wenigem Blute vermischt, zumal wenn jener nicht genug durchgearbeitet, und die Kräfte, welche das Blut ausarbeiten, geschwächt sind. Daher werden solche wohlgemästete Leute in kurzer Zeit mit untauglichen Säften überhäuft, welches die Ursache ist, warum sie gelb, blaß und erdfahl aussehen.

Es ist wahr, man kann diesem Uebel dadurch lange Zeit vorbeugen, wenn man die Leibesbewegung zu Hülfe nimmt. Allein, dieses Mittel wird doch selten sehr kräftig befunden. Die Ursache ist diese. Wenn man Leibesbewegungen anstellt, so werden zwar die Verdauungsgliedmaßen und Absonderungsgefäße dadurch gestärkt, und die Säfte besser durchgearbeitet, und zur Ernährung und Ausföhrung zubereitet. Allein, wenn man dem ungeachtet stets fortföhrt, lauter flüssige, nahrhafte und leichtverdauliche Spei-

sen zu genießen, so werden endlich dennoch die Säfte mit allzuviel nahrhaften Theilen überhäuft, und alle Arbeit kann kaum verhüten, daß sie sich nicht zu Fette anlegen sollten. Zudem so ist die Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit mehrentheils der erste Ursprung von der Gewohnheit an solchen Speisen. Ein Hüter seines Lehnsuhls ist

zu langsam, sich zu lenken,
Zum Schlummer zu geneigt, ein Feind vom Gehn und Denken;
Er ist, so lang er lebt, in Polster eingehüllt,
Ein fast leideigner Knecht des Lehnsuhls, den er füllt,
Der Nöpsle, die er wärmt.
Im trügsten Gleichgewicht ist, zu gesundem Fleiß,
Ihm schon der Herbst zu kalt, bereits der Lenz zu heiß.

Eben diese träge Bequemlichkeit hat ihn nach und nach von harten und festen Speisen entwöhnet. Wem Leibesübung mangelt, der kann auch unmöglich gut verdauen, noch weniger Appetit zum Essen haben. Denn

Der Hunger fliehet ihn, wie er die Arbeit scheuet.

Er muß also beym Mangel des Appetits, um nicht zu verhungern, die leichtesten und nahrhaftesten Speisen erwählen, bey denen er sich in seiner gemächlichen Lebensart anfänglich natürlicher Weise besser befindet, als bey stärkerer Kost. Wie ist nun wohl bey einem solchen Menschen das Mittel angebracht, wodurch er sich vor der Fettigkeit und Verderbniß seiner Säfte von allzu leichter und nahrhafter Kost schützen soll? Hätte er Lust, die Leibesübung zu diesem Entzwecke zu erwählen; so würde er sie schon zuvor gewählt haben, um im Stande zu bleiben, so zu essen und zu verdauen, wie andere arbeitsame Leute, die zu den harten Speisen weit mehr Neigung haben, sie besser verdauen, ja die Suppen nicht einmal vertragen können, weil ihr starker Magen gegen sie rebelliret.

Ich habe vorhin gezeigt, wie der überflüssige Genuß der Suppen die Säfte unsers Körpers nach und nach verderben, und zu schlimmen Krankheiten geneigt machen könne. Dieses kann aber auch aus noch einem andern Grunde geschehen, nämlich weil die Fleischsuppen, wie die meisten thier-

thierischen Säfte, geneigt sind, eine laugenhafte Schärfe zu erzeugen, von welcher ich schon im 29sten Stücke, erinnert habe, daß sie die Säfte zur Fäulniß neige. Dieses geschieht unstreitig in einem schwachen Magen, worinn starke und dicke Suppen lange verweilen. Man könnte mir zwar den Einwurf machen, daß die Suppen, wenn sie verderben, nicht gleich faulen, sondern vielmehr oft säuerlich werden, welches nicht geschehen würde, wenn sie ein laugenhaftes Salz in sich enthielten. Allein, der gleichen zur Säure gereigte Suppen kommen wohl haupt sächlich nur von solchen Thieren, welche mit lauter Gewächsen ernähret worden sind, und dabey zu wenig Arbeit gethan haben, als daß ihre Säfte stark umgetrieben, flüchtig gemacht, und laugenhaft geworden seyn sollten. Wenn man mit solchen sauren Suppen die sorgfältigsten Versuche sowohl mit festen als flüchtigen Laugensalzen anstellt; so wird man dennoch nie eine Säure darinn entdecken können, und dieses allein ist schon hinlänglich, dem Verdacht von ihrer Neigung zur Fäulniß bezubehalten, weil es beweiset, daß die suppigten Theile noch immer die Oberhand in ihnen haben.

Meine ganze Suppendiätetik wird also darauf hinauslaufen, daß ein Gesunder nicht viel starke Suppen genießen müsse, wofern sie nicht so zugerichtet sind, daß sie die beiden übelsten Wirkungen, nämlich die Schwächung des Magens und die Ueberhäufung des Körpers mit allzu viel rohen und zur Fäulniß geneigten Nahrungssäften, verhüten. Die Französischen Suppen sind von dieser Art. Diese Nation liebet die Kräuter ungemein, und füllet ihre Suppen häufig damit an. Unter diesen Kräutern und ihren Gewürzen sind viele, welche ihrer Natur nach den Magen stärken, und ausserdem widerstehen sie auch durch ihre säuerlichen Säfte der thierischen laugenhaften Schärfe. Hierzu ist aber ein noch besseres Mittel vorhanden, nämlich die Citronensäure, womit man alle Arten Fleischsuppen zugleich säuerlich, und erquicklicher machen kann. Da die Aerzte das Saure gebrauchen, um fette Leute

Leute mager zu machen, weshalb besonders der Esig berühmt ist; so ist auch in dieser Absicht die säuerliche Suppe den Liebhabern dienlich, welche befürchten müssen, von ihrer weichlichen Kost zu stark gemästet zu werden.

So ist es mit gesunden, erwachsenen und solchen Personen überhaupt, welche aus keiner andern Absicht essen, als um sich zu sättigen. Es wäre thöricht, ihnen die Suppen schlechterdings zu verbieten; sondern ich tadle daran nur den Misbrauch, welcher böse Folgen hat, und die träge Lebensart, welche Suppenliebhaber hervorbringt. Denn wer sein Feld selbst bauet, der wird ein Hühnersüppgen, auch ohne mein Warnen, mit eben so verächtlichen Augen ansehen, als das Rhinoceros die Brust von einem Kramsvogel. Ich rathe den Liebhabern der Suppen, die sich ihrer mäßig bedienen, daß sie junge, gemästete, besonders noch saugende Thiere, als Kälber, und solche dazu nehmen, die nicht mit halb rohem Futter erzogen worden sind. Thiere, die Blätter, Wurzeln und allerhand Reiskorn genießen, empfangen davon einen noch halb rohen Pflanzenstoff, welcher in diesen Theilen der Gewächse noch nicht zu seiner größten Vollkommenheit gediehen ist. Dieses Letztere geschieht erst in den reifen Früchten, und daher sind diejenigen Thiere zu Suppen am gesundesten, welche mit allerley Korn gemästet werden, wie die Hühner. Solche Thiere, als ich hier beschrieben habe, geben einen Ueberfluß von dünner Suppe; und wenn dieselbe mit stärkenden Kräutern, sanften Gewürzen und Citronensaft zubereitet wird, so verdient sie unter allen flüssigen nahrhaften Speisen den Vorzug.

Alle Personen, die schwach an Kräften, und schwach von Muskeln sind, haben Ursache, sich der Fleischsuppen mäßig zu bedienen, ob es gleich scheinen möchte, als ob sie ihnen am zuträglichsten wären. Eben darum, weil sie schwach sind, können sie nicht Leibesbewegung genug haben, um die Menge der nahrhaften Säfte gehörig durchzuarbeiten, und daher werden sie geschwinder fett, als stark, welches ein gefährlicher Zustand ist. Ich habe hierbey meine

meine Absicht besonders auf Kinder, wegen ihrer schlaffen Gefäße, wegen ihrer schwachen Verdauungskräfte, und wegen des Mangels der Leibesbewegung. Um aller dieser Ursachen willen kann es ihnen nachtheilig seyn, wenn man ihnen zu viel und zu starke Suppen reichet. Die Aeltern finden ein besonderes Vergnügen darinn, fette Kinder zu haben, da sie doch nur dahin sehen sollten, daß sie stark von Kräften wären. Man glaubet, ein Verbrechen zu begehen, wenn man Kindern von einem und zweyen Jahren feistere Speisen, Brodt, Fleisch, Zugemüse, geben sollte, weil man nicht sieht, daß sie davon fett werden. Man sollte es für ein Verbrechen ansehen, sie fett zu machen. Denn dieses ist es in der That. Die Bauernkinder, die nicht fett, aber vierschrötig sind, haben unendlich mehr Kräfte und Dauerhaftigkeit, als die runden Stadtkinder mit dicken Wangen, die auf ihren Schultern schwimmen, und jene laufen schon allein in den Straßen, wenn diese noch nicht auf ihren dicken Beinen stehen können.

Warum eifert aber der Herr Klippmann so sehr über die Gewohnheit, daß man schwachen Kranken Suppen zusendet, welche doch ihren Magen mit stärkern Speisen verderben würden, und gleichwohl Nahrung und Kräfte so nöthig haben? Darum, weil man sie dazu nöthiget, wenn sie noch krank sind und keinen Appetit haben. Es geschieht dieses aus einem sehr gemeinen und vollkommen falschen Vorurtheile, daß niemand krank seyn könne, welcher isst und trinket; woraus man die abgeschmackte Folgerung zieht, daß die Leute gesund werden müssen, wenn man sie dazu bereden kann, daß sie essen und trinken. Gleichwohl ist der Mangel des Appetits in den meisten Krankheiten eine eben so heilsame Wirkung der Natur, und ein Trieb, welcher aus eben der Quelle entspringt, woraus bey einem gesunden Menschen das Verlangen zu essen entsteht, wenn er Nahrung vonnöthen hat. Die vielen unangenehmen Empfindungen der Kranken, die vom grossen Triebe des Bluts verursachte Gemüthsunruhe, bey Vielen ein Mangel der Empfindlichkeit, und der Verlust der Kräfte bey schweren Krank-

Krankheiten, welchen die Verdauungsgliedmassen ebenfalls leiden, ja noch viel mehrere Ursachen, tragen zu diesem Mangel des Appetits das ihrige bey, und beweisen zugleich die Schädlichkeit der solchen Patienten aufgedrungenen Speisen, und sonderlich der gewöhnlichen Brühen und Krastsuppen. Jedermann begreift, daß sie in dem Magen liegen bleiben, verderben, und, ihrer Art nach, in eine faulende Masse verwandelt werden müssen, welche macht, daß die Kranken übles Aufstossen, und einen noch grössern Eckel vor den Speisen bekommen. Dieses wäre schon an sich schlimm genug. Allein, noch schlimmer ist es, daß sich dergleichen zur Fäulniß geneigte Materie in das Blut einschleicht, und demselben nach und nach eine gleiche Neigung zur Fäulniß beybringt. Warum giebt man solchen Kranken nicht das, wornach sie verlangen? Wornach verlangen sie aber? Nach Wasser und säuerlichen Sachen. Das erstere hält ihr Blut flüssig, und das letztere bewahret es vor der Fäulniß. Welcher Arzt könnte bey dergleichen Umständen was besseres und heilsameres verordnen? und wo hat man ein Exempel, daß ein Mensch vor Hunger gestorben, welcher keinen Appetit zum Essen gehabt hat? Die Suppen verdienen also nur in solchen Fällen Lob, wo es nöthig ist, den Körper stark zu ernähren, die verlornen Kräfte zu ersetzen, und neues Blut zu machen. Dergleichen Fall kömmt bey Leuten vor, welche von einer schweren Krankheit wieder genesen sind, und nun wiederum Appetit zum Essen bekommen. Denn bey diesen ist durch die lange Enthaltung von Speisen, durch die heftigen fieberhaften Bewegungen, durch das viele Schwitzen, oder durch andere Ausführungen, der Körper so zu sagen geschmolzen, und seine blasse Farbe verräth den Mangel des Bluts. Grobe Speisen können nicht nur dergleichen Personen wenig Kräfte geben, sondern sie müssen auch ihrem durch die Krankheit geschwächten Magen beschwerlich fallen. Was kann ihnen also heilsamer seyn, als ein mäßiger Genuß wohl zubereiteter Suppen und Krastbrühen? Nichts destoweniger aber würde man doch solche schwache Personen verderben, wenn man ihnen die Suppen

zu stark machte, und allzu oft gäbe. Sie würden davon zwar schnell fett werden, aber doch eben so langsam wieder zu Kräften kommen, als wenn sie andere Speisen genössen. Dünne Suppen sind ihnen heilsam, weil sie den Kräften eines schwachen Magens nicht zu stark widerstehen, und sie müssen zur Vorsicht mit Kräutern und Säuren zubereitet werden, theils um die Verdauungskräfte desto besser zu reizen, theils auch um zu verhüten, daß kein neuer Zunder von einer laugenhaften Schärfe ins Blut geführt werde, welcher nur allzu bereit ist, sich zu entzünden. Ich rede von solchen Krankheiten, welche mit einem Fieber vergesellschaftet sind, wie die meisten in unsern Gegenden, und welche der gemeine Mann solche nennet, wobey man recht von Herzen krank ist. Ausserdem versteht es sich, daß nach Krankheiten, welche von übermäßiger Säure herzrühren, diese letzte Furcht und Vorsicht eitel seyn würde.

Die Entkräftung, welche vom Verbluten herrühret, erfordert den Genuß der Suppen vorzüglich, und dieß ist der rechte Punkt, wo sie eine wahre Arznei sind. Hier kann man sie häufiger genießen, um die erledigten Gefäße bald wieder anzufüllen. Doch ist es stets rathsam, sie nicht zu stark zu sättigen. Eine im Wasser verdünnete Kraft schleicht sich in alle Röhrchen sogar der fast unsichtbaren Fasern und Nerven, und ergießt sich, als ein süßbares Leben, durch alle Gliedmassen des entkräfteten Leibes. Nur bey den Verblutungen der Wöchnerinnen scheinen erquickliche, erfrischende und labende Herztärkungen besser, als schnell nährende Suppen, angebracht werden zu können.

Weil es doch ein für allemal Gebrauch ist, Kranken Suppen zu geben: so kann ich zum Beschlusse nicht unersinnert lassen, daß man sich in der Wahl derselben wenigstens nach den Maximen richten müsse, welche ich im 29sten Stücke, u. f. erklärt habe. Einem Kranken, der am faulenden Fieber darnieder liegt, sind alle Fleischsuppen schädlich, wenn sie nicht wenigstens säuerlich gemacht sind. Denen, die von der Säure beschwert werden, sind die Fleisch- und Krebsuppen müsslich. In den meisten Krank-

heiten sind Eiersuppen undienlich. Denen, die husten, und eine schlechte Brust haben, muß man die Suppen nicht salzen, und selbst die Citronensäure ist ihnen empfindlich. Da ich das Fett der Thiere von ihrer Brühe unterscheidet; so setze ich zum Voraus, daß man das, was ich von den Fleischbrühen überhaupt gesagt habe, von solchen Fleischsuppen verstehe, worinn kein Fett anzutreffen ist. Ich werde von dem Fette der Thiere künftig insbesondere handeln, so wie es ist von der Brühe geschehen ist. Man wird überhaupt wohl thun, wenn man bey meinen Abhandlungen von den thierischen Speisen diejenige Eintheilung der thierischen Bestandtheile nachlieset, welche ich im 35ten Stücke vorgetragen habe. Nach dieser Eintheilung enthalten die thierischen Speisen, ausser der nahrhaften Brühe oder Suppe, noch die Gallert, das Fett, und den subtilen Dunst. Ich habe heute nur den ersten von diesen Bestandtheilen besonders betrachtet. Künftig werde ich auch von einem jeden der drey übrigen insbesondere handeln.



Fünf und funfzigstes Stück.



Gallert.

O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben.
Verdient ein solches Stück wohl Reid?



Jupiter hatte eine allgemeine Versammlung der Götter veranlaßt. Er that den Vortrag, daß er unter allen Thieren die Menschen am meisten liebte, und daher entschlossen sey, sie insgesamt glücklich zu machen. Der

Ven-

Venfall war allgemein, und es ward dem Apollo aufgetragen, dieses zu besorgen. Er schickte also sieben Musen aus, und behielt nur zwei derselben bey sich, um nicht ohne alle Gesellschaft zu seyn. Von diesen sieben Musen hatte jede einen Kasten auf dem Rücken, worinnen die Mittel zur menschlichen Glückseligkeit waren. Die erste trug den Verstand, die andere die Tugend, die dritte die Gesundheit, die vierte langes Leben, die fünfte das sinnliche Vergnügen, die sechste die Ehre, und die letzte hatte ihren Kasten mit Golde angefüllt. Sie giengen zugleich von ihrem Berge herab, und begaben sich in eine Stadt, worinn eben Jahrmarkt gehalten wurde. Jedermann sahe sie für Tyrolerinnen an, und es fand sich eine grosse Menge von Käufern bey ihnen ein. Insonderheit war die Anzahl junger Mannspersonen sehr groß, welche sie umgaben; daher sie sich entschlossen, ihre Waaren auszurufen. Die erste schrie: **Kauft Verstand, meine Herren! Verstand! ich sehe es euch an, daß ihr ihn benöthiget seyd. Kauft Verstand! so braucht ihr meinen Schwesstern nichts abzukaufen. Denn wenn ihr Verstand habt, so findet sich das Uebrige von sich selbst. Kauft Verstand! eine rare Waare!** Es entstand unter den Zuschauern ein allgemeines Gelächter. Dieses muß ein lustiges Mägdchen seyn, sagten sie, es ist nur Schade, daß sie nicht mehr jung ist. Als sie nun sahe, daß ihr niemand was abkaufte, so gieng sie durch die Strassen, und schrie aufs neue: **Wer kauft Verstand!** Jedermann sahe zum Fenster heraus, und sieng an zu lachen. Weil nun auch dieses nichts helfen wollte, so entschloß sie sich, in die Häuser zu gehen, und begab sich in ein sehr ansehnliches Haus, woselbst sie ihren Kasten niedersezte. Zu allem Unglücke zankte sich die Frau des Hauses eben mit ihrem Manne, und hatte alles Gesinde geprügelt. Als sie die Muse erblickte, so fragte sie mit Ungestüm: Mensch, was wollt ihr? **Madam,** sprach sie, ich wollte vernehmen, ob sie belieben, Verstand zu kaufen? Kaufen sie in der Zeit, so haben sie ihn in der Noth. Ich möchte,

möchte so bald nicht wieder in ihr Haus kommen. Meine Waare wird sie gut kleiden: denn sie haben so viel liebenswürdiges an sich, daß ich gestehen muß, es fehle ihnen nichts, als der Verstand. Zum Teufel! schrie die Frau, wollt ihr mich zum Narren machen? Nichtsweniger Madam, antwortete die Muse, ich will sie von der Narrheit befreien; denn ich verkaufe Verstand. Hierauf griff die Frau nach dem Pantoffel, und würde der guten Muse ihren Verstandskasten gewiß damit zerschlagen haben, wenn sie sich nicht auf das eiligste zum Hause hinaus gemacht hätte. Kaum war sie heraus, so kam der Accisbediente hinter ihr hergelaufen, und schrie: Trutschel! was hast du in deinem Kasten? Du mußt Accise dafür geben. Es ist Verstand, mein Herr, ihnen zu dienen. Verstand? antwortete der Kerl, Verstand? Was ist das für Zeug? Ich habe doch auch gehandelt, ehe ich meinen Dienst bekam, welchen ich, ohne Ruhm zu melden, schon in das dreißigste Jahr verwalte, und weiß mich nicht zu erinnern, daß diese Waare in die Stadt gekommen sey. Ich will also eure Kasten versiegeln, bis ich mich erkundiget habe, ob eure Waare nicht unter die Contrebande gehört. Der Accisbediente lief hin, und zeigte solches der Obrigkeit an, welche das Urtheil fällte, daß die Tyrolerin sogleich wieder aus der Stadt geschafft werden sollte. Denn sie an ihrem Theile hätten schon Verstand genug, und den Bürgern wäre dergleichen nichts nütze. Es wäre über ihren Stand, und keinesweges rathsam, daß man für dergleichen Waare das Geld aus dem Lande schleppen ließ. Die Muse ward also aus der Stadt gebracht, und bedeutet, niemals wieder zu kommen.

Die andere, welche die Tugend zu verkaufen hatte, schrie ebenfalls durch alle Straßen, ohne einen Käufer zu finden, weil man glaubte, daß sie verrückt wäre. Endlich sprach ein alter verständiger Mann zu ihr: Meine Tochter! eure Waare ist hier nicht mehr im Commercio. Man spricht, sie sey zu alt, und unsere Damen halten die Zierathen für lächerlich, welche ihre Großmütter getragen haben.

haben. Darum werdet ihr wohl thun, wenn ihr euch nicht vergeblich bemühet. Die Moden verändern sich, und was man vor hundert Jahren eine tugendbelobte Frau hieß, das heißt ist eine wohlgebohrne Frau. Zu allem Glücke hatte die Muse die Geduld in ihrem Kasten, deren sie sich bediente, und wodurch sie Kräfte erlangte, ihre Schätze wieder nach Hause zu tragen.

Die dritte, welche die Gesundheit ausruft, bekam zwar einige Käufer. Allein, es waren fast lauter solche Personen, die sich durch ihr unordentliches Leben dergestalt verborben hatten, daß es unmöglich war, ihnen zu helfen; und zu allem Unglücke trat eben ein Marktschreyer auf das Theater, worauf alle Patienten die Muse verließen, und sagten: Kommt laßt uns zu dem Doctor gehen, der so viele Bediente, und einen Narren mit einer Meerkrake hat, der muß das Ding nothwendig besser verstehen. Wie manchem hat er nicht schon das Bauchkneipen durch sein Lebenswasser vertrieben, und dieses närrische Mensch will unweis machen, daß wir Brunnenwasser trinken sollen. Daher ward die Muse gezwungen, ihren Kasten zuzuschließen, und es waren kaum zwei Personen, welche durch ihre Arzeneien gesund wurden, weil die übrigen die Lebensordnung nicht halten wollten, die sie ihnen dabey vorschrieb.

Es erschien die vierte Muse, und rufte langes Leben aus. Kaum hatte sie dieses das erstemal gesagt, da es dem Marktschreyer gieng, wie dem Homer, indem ihn Gesunde und Kranke auf einmal verließen, und sich zu der Muse drängten, welche das lange Leben zu verkaufen hatte. Einige reiche Capitalisten wollten ihr halbes Vermögen dafür geben. Weil sie aber nicht durch das Volk dringen konnten, so holten sie die Wache, um den Pöbel aus einander zu jagen. Allerliebste Muse! sprach ein achtzigjähriger Greis, ich habe, dem Himmel sey Dank! ein Vermögen von 600000 Thalern mit meinem sauren Schweiß erworben; und ob ich gleich die schwere Sorge auf dem Halse habe, wie ich mein kleines Vermögen sicher unterbringen kann, so wollte ich doch nicht gern sterben. Denn

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg. es

es fränkt mich, daß mein sauer verdientes Geld nach meinem Tode durch meine Kinder soll verschleudert werden. Was wollt ihr also haben, wenn ihr mir etwas gebt, dadurch ich mein Leben noch auf 80 Jahre fristen kann? 80000 Thaler, war die Antwort. 80000 Thaler! Ist das euer Ernst? 80000 Thaler! Wenn es noch 8000 wären? Man muß ja leben und leben lassen. Mein Herr, sprach die Muse, wisset, daß das Geld, welches ich aus meiner Waare löse, zur Verpflegung für verständige und tugendhafte Leute, welche verarmet sind, bestimmt ist, und daß ich den Armen nichts vergeben kann. Ey, was zu viel ist, das ist zu viel, sprach der Alte; ich lege noch 100 zu, das sind 8100, und alles in Fünfschillingstücken. Ich bitte, besinnet euch! Was ist hier viel zu besinnen! rief ein anderer Capitaliste, indem er einen Beutel hervorzog. Hier sind die 80000 Rthlr. Sehr gut, mein Herr, sprach die Muse, ich bin bereit, Ihnen zu dienen. Ich muß ihnen aber melden, daß Sie ihr Geld kreuen werden, wenn Sie nicht von meinen drey ältern Schwestern Verstand, Tugend und Gesundheit gekauft haben. Denn ohne diese drey Dinge würde meine Medicin entweder gar nicht anschlagen, oder ihnen unaufhörliche Schmerzen erregen, und also würde ihnen das Leben zur Last werden. Wo sind denn diese drey Schwestern? frug der Capitaliste. Laßt sie nur suchen, war die Antwort; sie werden vermuthlich noch hier in der Stadt seyn. Die Capitalisten ließen Haussuchung anstellen. Man schickte Boten aus, sie auf den Dörfern zu suchen. Aber sie waren nirgends zu finden.

Die fünfte Muse, welche die Ergötzlichkeiten ausrief, ward von einem ganzen Schwarme junger Leute, beyderley Geschlechts, die nach ihrer Waare begierig waren, dergestalt überfallen, daß sie zu Boden fiel, und ihr Kasten zerbrach. Sie fielen mit solcher Hitze über die Ergötzlichkeiten her, und rissen sie einander mit solcher Gewalt aus den Händen, daß nichts vollkommen blieb; und wer ja ein kleines Stückchen davon bekommen hatte, der ärgerte sich darüber, daß es nicht ganz war, und war auf den neidisch, der

das

das hatte, was ihm fehlte. Gleichwohl wollte keiner dem andern von dem Seinigen etwas mittheilen. Die Muse verwies den Leuten ihre allzugroße Hitze als die Ursache, wodurch sie sich die Ergötzlichkeiten verdorben hätten, die sie ihnen zu überlassen Willens gewesen wäre.

Die sechste von diesen Musen rufte die Ehre aus. Man war so begierig nach ihrer Waare, daß es von dem Drängen zum Schlagen, und vom Schlagen zum Morden kam. Die herzuweilende Wache verschafte ihr Sicherheit, und befreyete sie von den blizenden Degen, die um ihren Kopf herumflogen. Bey dieser rasenden Aufführung der Einwohner öfnete sie unvermerkt ihren Kasten, nahm die wahre Ehre, heraus, und erfüllte ihn mit lauter leeren Titeln. Nachdem sie dieses gethan hatte, rief sie: Ich bitte euch, ihr Leute, seydt doch bescheiden, und bedenket, daß sich euch die wahre Ehre von selbst anbieten muß. Aber man fehrte sich nicht daran; die Wache ward überwältiget; man riß den Kasten auf, und zankte sich um die leeren Titel, welche darinnen waren. Man konnte hier nicht ohne Bewunderung Leute unter der Menge erblicken, welche sonst gewohnt waren, von lauter Demuth zu sprechen. Die Muse mußte über ihr Bezeigen lachen, und dachte: Laßt die Narren mit den Titeln hinlaufen. Ich will die wahre Ehre dem Apollo wieder bringen, daß er sie einem Sterblichen ertheile, welcher ihrer würdiger ist.

Mit diesen Gedanken verließ sie die Stadt, als sie ihre jüngste Schwester, welche das Geld getragen hatte, vor dem Thore in einer Ohnmacht liegen fand. Sie rief ihr zu: Liebste Schwester, was macht ihr? Wie jammert es mich, euch in einem so elenden Zustande anzutreffen! Endlich erholtte sich die sterbende Muse, und rief mit einem tiefen Seufzer: Ach! wie glücklich bin ich, daß ich euch wieder sehe. Ihr gebt mir mein Leben wieder, das ich verloren zu haben schien. Nimmermehr hätte ich es geglaubt, daß die Menschen so rasend wären. Kommt, laßt uns diese Ungeheuer fliehen, und setzet mich in Sicherheit. Denn ich besorge alle Augenblicke, wieder von ihnen überfallen zu werden!

den! Und was haben sie euch denn gethan? Stellt euch tausend Wölfe vor, antwortete sie, welche acht Tage gehungert hätten, und unter welche ein Mensch käme, der ein Lamm auf dem Rücken trüge, so habt ihr ein Bild von dem, was mir mit meinem Geldkasten wiederfahren ist. Denn so bald ich in das Thor trat, und sagte, daß ich Geld trüge, welches ich denen geben wollte, die daran einen Mangel hätten; so kam eine ganze Fluch Menschen über mich her. Die in den Häusern waren, sprangen zu den Fenstern heraus. Sie rissen mich mit meinem Geldkasten auf die Erde, und in dem Augenblicke schnissen sie ihn auch entzwey. Sie rissen alles zu sich, und was sie mit den Händen nicht fassen konnten, darnach schnappten sie mit den Zähnen. Da sie nichts mehr im Kasten fanden, so rissen sie mir die Kleider vom Leibe, und durchsuchten sie, um zu wissen, ob ich noch Geld in der Tasche hätte. Wie sie auch hier nichts fanden, so verließen sie mich zwar. Allein, weil diejenigen, welche nichts bekommen hatten, den andern das Geld mit Gewalt wegnehmen wollten; so geriethen sie sich einander dergestalt in die Haare, daß ich glaube, es sey keiner von ihnen unbeschädiget nach Hause gekommen, und je mehr einer Geld bekommen hatte, desto ärger ward er zugerichtet.

Nachdem diese Nachrichten den Göttern hinterbracht worden, und sie sahen, wie begierig die Menschen nach Ergötzlichkeiten, Ehre und Reichthum wären, so beschloffen sie, diese drey Stücke künftig nur denen zu geben, welche Verstand und Tugend besäßen. Ob dieser Ausspruch hernach erfüllt worden, oder ob es damit ins Strecken gerathen, läßt sich nicht sagen.

Ich würde stolz darauf seyn, wenn ich diese Erdichtung selbst erfunden hätte. Denn ich zweifle nicht, daß ich damit bey meinen Lesern viel Ehre einlegen würde. Allein, ich muß es nur gestehen, daß ich sie bloß abgeschrieben habe, und daß Krüger allein heute seinen Nachruhm durch den Beyfall meiner Leser verherrlichen wird.

Ich muß ihn nennen;
Um mich Unschuldigen vom Argwohn zu befreyn,
Als siele mir dergleichen ein.

So sehr ich den Schatten dieses liebenswürdigen Mannes verehere, so kann ich ihm doch unmöglich in allen den Stücken beypflichten, welche er hier dem menschlichen Geschlechte zur Last geleyet hat. Wenigstens kann ich mir nicht einbilden, daß die Geschichte mit den Musen in Hamburg vorgefallen seyn sollte. Denn ich zweifle nicht, daß man hier der ersten Muse allen ihren Verstand abgekauft haben würde; nicht darum, weil er bey unsern Bürgern so rar wäre, sondern weil man nie Verstand genug haben kann, und weil in einer Handelsstadt alles ohne Unterschied gekauft und verkauft zu werden pflegt. Daher würde auch bey uns die zweyte Muse ihre Tugend gewiß verkauft haben, weil es eine Waare ist, welche man alle Tage wieder zu Selbe machen kann. Es ist so weit gefehlt, daß die Tugend bey uns nicht mehr im Commercio wäre, daß ich vielmehr behaupten wollte, es werde mit keiner Waare ein stärkeres Commercium getrieben, als mit ihr. Man kann die Berechtigtheit, man kann die Liebe, man kann die Freundschaft, für Geld erkaufen. Man verkauft die Hofnung für Lotteriezettel, und es ist mit einem Worte keine Tugend, welche nicht feil wäre. Die dritte Muse, welche die Gesundheit verkaufte, würde gewiß in Hamburg nicht so kalt sinnig empfangen worden seyn. Gesezt, sie hätte ihren Kasten auf dem großen neuen Markte aufgethan, so wäre die ganze Stadt zu ihr gelaufen. Uns ist mehr an der Gesundheit gelegen, als daß wir sie verscherzen sollten, wenn sie nur einmal bey uns einkehren wollte. Wie begierig liest man nicht meine Blätter? Dieses beweiset eine große Liebe zur Gesundheit, und eben diese ist es, welche einen Theil unserer Mitbürger bey den Theatern der Marktschreyer zusammen jagt. Wir fürchten uns nicht vor den strengen Regeln der Lebensordnung. Ich biete dem Trog, der sie strenger geben kann, als ich. Nun will ich zwar nicht behaupten, daß man sie auch wirklich beobachtete, um seine Gesundheit zu erhalten. Allein, bey uns, die wir sie so sehr

übertreten, ist es schon erstaunlich, daß sie gelesen werden. Die Muse, welche das lange Leben verkaufte, würde an unserer Börse geplündert worden seyn. Wir leben in Hamburg viel zu vergnügt, als daß wir gern sterben könnten. Was alle Theile der Welt zeugen, das Zungen und Gaumen kitzeln, und zur Bequemlichkeit, zur Pracht, zur Ueppigkeit dienen kann, alles dieses und nichts geringeres müssen wir armen Leute dahinten lassen. Der Muse, welche die Ergötzlichkeiten feil bot, würde man bey uns wenig zu lösen gegeben haben. Denn was hätte sie uns wohl von dem gebirgigen Pindus mitbringen können, das wir nicht schon im größten Ueberflusse besäßen? Ich möchte die Muse sehen, die einen Tag bey einem unserer Kaufleute schmausen könnte, ohne sich den Magen zu verderben. Ich möchte die Moden sehen, die sie mitbringen könnte, und die bey uns nicht schon alt wären. Ich möchte hören, wie sie uns wollte wollüstiger leben lehren, als wir leben. Genug, in Hamburg hat man ihr den Kasten gewiß nicht zerschlagen. Man würde sich auch hier nicht sehr um die Waare der sechsten Muse gerissen haben, welche die Ehre verhandelte. Dieser Handel geht entweder seinen Weg fort, ohne Muse, oder er steigt und fällt mit dem Gelde. Ich weiß sonderlich von keinem Ruhme bey uns, als von der Ehre, reich zu seyn, und dieser Ruhm in Banco ist vielleicht unter vielen der reelleste. Er giebt den Personen die Würde, und den Titeln ihre Bedeutung. Man sey Professor, Rath, Mitglied und Doctor, und genieße die Hochachtung seiner Zeit und die Ahndungen des ewigsten Nachruhms. Wenn man genau wissen will, wie viel man in der Welt gelte, wofern man kein Verdienst in der Bank dabey hat; so darf man nur einmal an unsere Börse gehen. Hier ist es, wie im Reiche der Todten. Hier ist Adel, Stand, Rang, Würde, Verdienst, Gelehrsamkeit, Name, alles nichts, und nur das Geld macht groß und klein. In der That besitzt man am Gelde den Schlüssel zu allen Ständen und Ehrenstellen, und eben hieraus läßt sich schließen, daß auch die siebente Muse, welche den Geldkasten trug, in Hamburg nicht gewesen seyn müsse. Es ist nicht

glaub-

glaublich, daß wir sie vor das Thor gelassen hätten, sondern es würde ihr an der Börse, wie den Juden bey der Zerstörung Jerusalems, gegangen seyn, welche man lebendig aufschnitte, um zu sehen, ob sie kein Geld im Magen hätten.

Da ich nun solchergestalt den Schimpf der sieben Musen von unserer Stadt hinlänglich abgelehnt zu haben meine, so muß ich befürchten, daß man mich fragen werde, zu welchem Ende ich diese Geschichte erzählt habe? Ich könnte zu meiner Rechtfertigung anführen, daß sie uns die Ursachen deutlich anzeigte, warum die wenigsten Menschen diejenige Glückseligkeit wirklich genießen, welche ihnen der Himmel zudedacht hat. Ich könnte daraus beweisen, daß es den wenigsten ein Ernst sey, gesund zu seyn, und lange zu leben; daß sie sich diese Vorzüge durch ihren Unsinn verscherzen; daß sie bloß wünschen, die Folgen einer guten vernünftigen, gemäßigten und natürlichen Lebensordnung, welche Gesundheit, hohes Alter, Gemüthsruhe und ein vergnügtes Herz sind, zu genießen; daß sie aber das Joch eben dieser Lebensordnung, das doch so sanft ist, aufs heftigste verabscheuen, daß es bey ihnen nicht angebracht sey, sie in den Maximen der Gesundheit und Tugend zu unterrichten; daß sie ihren unsinnigen Trieben alles aufopfern, und daß man sie nur leben lassen sollte, wie sie beliebten, um nicht ihr Gespötte zu werden. Allein, vor allen diesen Sittenlehren wird mich mein guter Genius beschützen. Ich muß froh seyn, daß man meinen Blättern die Ehre thut, sie zu lesen. Ich bin eifrig gesonnen, sie fortzusetzen, und beides würde nicht mehr geschehen können, wenn es eine bloß vergebliche Arbeit wäre, sowohl sie zu lesen, als zu schreiben. In der That sind auch meine Leser die Leute nicht, welche solche verstockte Herzen besäßen. Ihre Gesundheit geht ihnen vor alles, wie ich eben bewiesen habe, ausgenommen vor das Geld. Diese letzte Ausnahme ist die wahre Veranlassung meines heutigen Blattes.

Viele meiner Leser werden sich mit Verdruss erinnern, daß ich Neujahr gewesen ist. Um diese Jahreszeit senden

die Aerzte ihre Rechnungen aus, um die Belohnung für ein Jahr Aufwartung zu empfangen, woben sie sehr oft ihre Bequemlichkeit, ihre Ruhe, ihr Vergnügen, das Gefühl ihrer Sinne und ihre anderweitigen Geschäfte haben verleugnen und aufopfern, und ihre eigene Gesundheit, ja ihr Leben in Gefahr setzen müssen. Es muß den Kranken eine große Beruhigung seyn, zur Zeit der Noth und Gefahr eine sichere Zuflucht zu einem Manne zu wissen, der sein Leben dazu anwendet, auf ihre Bedürfnisse zu warten, und der aus seinem Bette, aus seinem Zimmer eilet, seine liebsten Geschäfte, seine angenehmsten Gesellschaften verläßt, und hingehet, das üble Humeur eines Kranken zu besänftigen, seine Schmerzen zu lindern, sein Leben zu sichern, seine Gefahr mit ihm zu theilen, seine Ausführungen zu beurtheilen, ihn zu trösten, zu warnen, zu ermahnen, und sich um seine Wiederherstellung so zu ängstigen, als ob sein ganzes Glück darauf ankäme, so bald nur ein Mägdchen oder ein Diener in sein Haus stürmet, und ihm sagt, er soll kommen, und das glück! Diese Dienste vergessen sich aber leicht, und im neuen Jahre scheint besonders das Gedächtniß derer, die im verwichenen krank gewesen sind, sehr hinfällig zu werden. Ich bin in den ersten Wochen dieses Jahres mit einer großen Menge von Briefen überhäuft worden; worinn man sich heftig über die Doctorrechnungen beschweret. Unter denselben sind die meisten so beschaffen, daß ich überhaupt daraus ersehen habe, man halte die Gesundheit bey weiten nicht für so schätzbar, als das Geld, und man bereue den Schilling, den man dafür ausgeben muß. Ist werden meine Leser errathen, wie ich durch diese vielen Briefe auf die Erzählung von den sieben Mäusen gekommen bin. Es war nöthig, meinen Correspondenten zu antworten, und den Aerzten einen derben Text zu lesen. Vielleicht haben die letztern bisher die Art zu denken vieler unserer Einwohner noch nicht gekannt. Ist will ich sie ihnen offenbaren. Man lese diese Willers, welche unter vielen die kürzesten sind, welche diese Sache erörtern.

Mein

Mein Herr,

Sie und alle Welt sollen über die Unverschämtheit meines Arztes richten. Ich hatte ein wenig Blutspen, das in zwey Tagen kaum ein Eimerchen Blut betrug, welches ich aushustete. Darüber kam er ein Paar mal in der Nacht zugelaufen, weil es mir zu arg wurde, daß ich ihn rufen ließ. Für einen solchen Weg, der doch nur ein Katzenprung ist, setzt er mir einen Reichsthaler an, und läßt sich doch auch seine andern Besuche wie gewöhnlich bezahlen. Ey, wahrhaftig, dies Brodt ist leicht verdient! Mein Herr, Sie müssen die Unbilligkeit strafen. Denn da ich aus Ihrem 27. Stücke sehe, daß sie doch noch nichts in der Stadt zu thun haben, so wird es Ihnen bis dato gleich viel seyn, welche Partey Sie nehmen. Inzwischen mögen Sie thun, was Sie wollen. Ich will den Kosten ein Ende machen. Soll ich mich zum armen Manne doctern; so will ich lieber crepiren. Aber es ist noch ein Rath. Ein andermal werde ich mich fein in Altona curiren lassen, wo es wolfeiler ist, oder ich nehme einen Marktschreyer, der für seine Mühe Waare von mir nehmen muß; ich handle mit Stockfisch. Es soll mir lieb seyn, wenn diese Warnung Recht und Billigkeit in der Stadt wieder einführen sollte, und verharre,

Der

Diener,

Poltrian Wahrlich.

Lieber Herr Arzt,

Ist das wohl recht, daß ich für meinen seligen Mann den Doctor bezahlen soll, da er doch gestorben ist, und er ihm nicht geholfen hat? Ich habe es endlich genug, zu bezahlen. Allein ich will doch auch mein Geld nicht auf die Straße werfen. Er hatte die Wasser sucht. Drey mal ist ihm das Wasser abgezapft worden, und doch hat alles nichts geholfen. Er sagte selbst noch eine Stunde vor seinem Ende: Frau, es hilft nichts; ich muß doch sterben; gieb dem Kerl keinen Dreyling, weil er mich crepiren läßt. Nun ist er crepirt; also soll er keinen Dreyling haben. Ich müßte denken, daß ich mich an dem lieben Gott versündigt, und die Leute würden sagen, es wäre mir lieb, daß er gestorben wäre. Sie sagen so schön, daß ich bey seinen Lebzeiten einem andern die Ehe versprochen hätte. Aber das soll mir keine ehrliche Frau

Hier folgen eine Menge von Anekdoten, die nicht zur Rechnung des seligen Mannes gehören, und die ich billig über-

E 5

über-

übergehe. Es ist besonders, daß der Herr v. Maupertuis ehedem auch den Vorschlag gethan hat, man sollte die Aerzte nicht bezahlen, wenn ihre Patienten starben. Dieses mußte nach dem Grundsatz geschehen, daß der Tod der Kranken an den Aerzten bestraft werden, und ihre Mühe umsonst geschehen seyn sollte, wenn sie ihren Zweck nicht erreichen. Mir deucht, die Aerzte könnten sich diesen Vorschlag leicht gefallen lassen: denn alsdann würden sie die Geneseten auch nicht für ihre Mühe, sondern für ihr Leben und ihre Gesundheit belohnen müssen, und da würde die alte Taxe gelten: Alles, was ein Mann hat, läßt er für sein Leben.

Mein Herr,

Sogleich von einer hohen Obrigkeit verordnet ist, daß die Aerzte für einen jeden medicinischen Besuch bezahlt werden sollen; so deucht mir doch, daß dieses Gesetz zu streng sey. Bedenken Sie, ich habe einen Mann rufen lassen, bloß um mir zu sagen, woran es läge, daß ich alle Morgen einen steifen Arm hätte. Er hat nichts dafür gethan, als daß er mein Bett von einer Fensterlücke wegrücken ließ, wo der Wind hindurch blies. Für diese Sache, wobey er kaum den Mund aufgethan hat, und dafür, daß ich ihn einmal wieder rufen ließ, bloß um ihm zu sagen, daß es geholfen hätte, soll ich nun Arztlohn ausgeben! Ich wollte ihm wohl 50 Thaler schenken, wenn er mich vom Tode errettet, oder von einer schweren Krankheit mit vielen Arzneien befreiet hätte. Aber dies heißt einem das Fell über die Ohren ziehen. Man sollte die Doctores anhalten, bey ihrer Profession noch ein Handwerk zu treiben, damit sie nicht so, wie Wölfe, über die Kranken herfallen müßten, weil sie die Noth dazu treibt. Machen Sie doch diesen Vorschlag anhängig, und wenn Kosten dazu nöthig sind, die will ich ausgeben, sollten es auch hundert Thaler seyn.

Meinhart Unbedacht.

Das folgende Billet war an einen meiner Freunde. Die Frau Spyuth hat ein Vermögen von 40000 Thalern, und keine Erben, noch großen Hausstand. Er hatte ihr ihren schwindstüchtigen Husten sehr erleichtert, sie mit manichfaltigen guten Arzneien versehen, und 62mal besucht.

Mein

Mein Herr,

Hier sind die 100 Mark Lübsch; aber über meine Schwelle nicht wieder! Ich gebe für keinen Besuch ein Mark Lübsch, und für 38 Mark Arzney hätte ich lange Haus halten, oder mir etwas zu Gute thun können. So lieb ist mir mein Leben, und so unaufrichtig ist mein Husten nicht, daß ich mich zur Bettlerin geben sollte. Sehen Sie zu, wie Sie es verantworten wollen; das ist unverantwortlich!

Hier war von eigener Hand dazu geschrieben: uthverschämt, gottlos, Ehrvergeten!

Soffy Spyuth.

Sechs und funfzigstes Stück.

Bremer Beyträge 3. B.

Zwar selten ist ein Mensch, der sich zu sehn bemühet:
Doch seltner noch, mein Freund, ist der, der richtig siehet.
Oft fehlet ein Verstand, auch wenn er weise heißt;
Des Irrthums dunkle List fängt oft den schlauesten Geist.

Es geht den Aerzten, wie den Sittenlehrern. Sie schreiben den Menschen Gesetze vor, die sie lieber nicht wissen möchten, und die sie dennoch nicht beobachten, ob sie gleich überzeugt sind, daß sie nie ungestraft übertreten werden können. So lieb ihnen Leben und Seligkeit ist, so sind ihnen doch ihre Wollüste noch viel lieber, und ach! wenn es nur diese noch allein wären. Ein Mensch, der in seinen Lüsten verdirbt, ist einem Erfrierenden ähnlich, der von dem Vergnügen überwältiget und eingeschláfert wird, wodurch ihn der Tod entwasnet, daß er sich seinen Anfällen nicht widersetzen kann. Allein, was ist das für ein troziger Eigensinn, wo-

mit

mit wir auf schädlichen Misbräuchen beharren, deren Gefahr wir kennen, die so gleichgültig sind, daß wir sie ohne Verlust des geringsten Vergnügens fahren lassen könnten, und die wir bloß behielten, weil es uns nicht beliebt, zu gehorchen? Ich will heute von einem solchen Misbrauche reden, ob ich mir gleich schon selbst den Einwurf gemacht habe, daß es ein hoffnungsloser Versuch sey. Die Jahreszeit erinnert mich meiner Pflicht, und ich kann nichts mehr thun, als daß ich meine Predigt hersage. Wenn meine Leser ihre Herzen gegen meine Warnungen verschließen; so werden sie doch die Entschuldigung verlieren, daß sie von der Gefahr ihres Misbrauchs nicht unterrichtet gewesen wären.

Ich werde heute auf den Kohlendampf in unsern Zimmern schmählen. Es ist unläugbar, daß damit in vornehmen und geringen Häusern ein fast allgemeiner Misbrauch begangen wird. Man mag des Vormittags oder des Nachmittags in unsere Zimmer kommen, so findet man einen brausenden Theekessel auf einer Pfanne glühender Kohlen. Man komme aber auch außer der Zeit des Theertrinkens, so findet man doch hier eine Matrone, dort ein Kammermädchen, hier die Hausfrau und dort die Hausbirne, die sich über einem geruchreichen Kohlentopfe erwärmen, ohnerachtet ihr Zimmer hinlänglich ausgeheizt ist, daß sie nicht frieren dürften. Hierzu kommt der Dampf der Defen, welchen man auf das sorgfältigste im Zimmer aufsparet, damit ja nicht mit ihm zugleich ein wenig Wärme durch Fenster und Thüren davon fliehe. Solchergestalt leben bey uns die meisten Menschen, besonders die, so in ihren Wohnzimmern schlafen, oder ihre Betten mit glühenden Kohlen erwärmen lassen, die größte Zeit des Winters hindurch in einer mit subtilen Kohlendünsten angefüllten Luft, und ich behaupte, daß eine solche Luft ihrer Gesundheit sehr nachtheilig sey.

Ich sollte billig bey mir anstehen, ob ich dieses letztere erweisen wollte, oder nicht? Es kommt mir vor, als ob es jedermann wüßte, als ob es jedermann glaubte, und als ob jedermann für ausgemacht hielte, daß man dennoch den Kohlendampf nicht zu vermeiden brauchte. Wenn ich mei-

nen

nen Patienten sage: Ihr könnt eure Kohlenbecken nur vor die Stubenthür setzen, und euch jedesmal, wenn der Theeropf aufgegoßen werden soll, die gesunde Mühe machen, aufzustehen, und das Wasser hereinzunehmen; ihr könnt, wenn doch eure Füße heiß seyn müssen, dieselben auf warme Steine, auf erhitzte Sandbeutel, oder auf Wärmflaschen setzen: ihr könnt eure Zimmer, so lange bis der Torf im Ofen ausgebrannt ist, offen stehen lassen, um den ersten Dunst des Ofens zu vertreiben, so würden sie hernach, wenn der Ofen schon völlig erhitzt ist, in wenig Minuten, nachdem sie verschlossen worden, mit einer reinen und gesundern Wärme angefüllt werden; ihr könnt täglich einigemal eure Fenster und Thüren im Wohnzimmer nur zwei Minuten lang öffnen, daß ein starker Zugwind hindurch streiche, und euch so lange in ein anderes Zimmer begeben; so würdet ihr, ohne einen erheblichen Verlust an der Feuerung, in der gefährlichen Winterzeit immer in einer reinen Luft leben; ihr könnt in einer ungeheizten Kammer schlafen, und euch hinlänglich bedecken und verhüllen, daß euch kein Frost schaden oder beschweren kann; ihr könnt die Betten, statt der Kohlen, mit Wärmflaschen erwärmen; es sind alles Dinge, die euch wenig oder nichts kosten, die eurer Bequemlichkeit keinen Abbruch thun, die euch im Winter gesund, aufgeräumt und vergnügt erhalten werden; Dinge, die ihr vielleicht thun würdet, wenn sie euch nicht geboten, sondern nur gebräuchlich wären, ohne daß ihr wüßtet, warum? und die ihr ist thun solltet, weil sie euch erhalten und schützen. Wenn ich alles dieses gesagt habe; so lächelt man und lobt mich, und bleibt bey der alten Weise. Wenn ich dieses sehe, so glaube ich, daß man die Gefahr nicht kenne. Ich fange an, Begebenheiten zu erzählen, die schrecklich ablaufen. Man versichert mich aber zu meinem Erstaunen, daß man selbst dergleichen viel wisse und erlebt habe, und daß die Sache ganz gegründet sey. Auf diese Weise muß ich aufhören, zu erzählen, und darf doch nicht fragen, wie es möglich sey, daß diese Beispiele Niemanden warnen und bessern?

30

Inzwischen will ich doch hier einige solcher Beispiele erzählen. Es giebt Verweise, welche eben so in den Willen wirken, wie die Wassertropfen in einen Stein. Sie verändern ihn nicht geschwind; sondern dadurch, daß sie unendlich oft auf einerley Stelle fallen, wovon er zuletzt ausgeblt wird. Man hat in einer großen Menge von Schriftstellern viele tausend Beispiele von der Schädlichkeit des Kohlendampfes, und ein jedes derselben ist in der Absicht aufgezeichnet worden, die Menschen vor diesem subtilen Gifte zu warnen. Der Wille der Menschen hat sich bisher dagegen verhärtet. Was ist zu thun? Ich will meinen Tropfen dazu fallen lassen, und mit Günthern denken:

Buchert gleich mein Fleiß im Kleinen,
Ist er dennoch hochgebracht,
Wenn sein Eifer auch nur Einen
In der Wahrheit vest gemacht.

Um vom Aergsten den Anfang zu machen, so muß ich meine Leser erinnern, daß ein starker Kohlendampf, welcher stinkt und eine blaue Flamme giebt, besonders der von ausgedämpften Holzkohlen oder stinkendem Torfe, in einem kleinen und verschlossenen Zimmer, ein so heftiger und starker Gift sey, daß er die Leute auf der Stelle tödtet. So ergieng es einstmals den bekannten jenaischen Studenten, als sie in einem verschlossenen Zimmer bey einem großen Kohlfeuer in der Christnacht Thorheiten begehen wollten. Man fand sie des Morgens entweder todt, oder in der äußersten Lebensgefahr. Es ist sehr mißlich, dergleichen Unfällen zu entgehen: denn der Kohlendampf tödtet die Menschen gewissermaßen eben so, wie der Frost. Er erstickt sie im Schlafe. Er benebelt ihre Sinnen; sie werden albern, und vergessen sich, wie Berrunkene; ihr schwerer Kopf sinket vor ihnen nieder; sie fallen in eine Betäubung, und wachen nie wieder davon auf, oder wenigstens hat man große Mühe anzuwenden, um sie wieder herzustellen. Zu Grenoble hatte sich einstmals ein Dienstmädgen eine Kohlpfanne mit glühenden Kohlen in ihre Schlafkammer gesetzt, um die Kälte zu mäßigen. Am andern Morgen fand man sie allen Kennzeichen

zeichen nach todt. Nachdem sie einige Tage im Grabe gelegen, hörte man ein Winseln in derselben Gegend, und fand beym Nachsuchen ihren Sarg aufgebrochen, und das Mädgen noch für todt liegen. Man setzte sie eine Zeitlang auf dem Kirchhofe an eine Mauer, und brachte sie hernach in ein Haus an die Wärme des Feuers. Sie öffnete die Augen. Man gab ihr ein geistreiches Wasser in den Mund, und sie seufzete. Man brachte sie in ein Bette. Sie öffnete nochmals die Augen, sie verdrehte sie, stieß einige Seufzer aus, und starb. Wenn die Hülfe zeitiger geleistet wird; so lassen sich zuweilen solche betäubte Personen noch retten. Ein Stallknecht zu Mans lag in einer Kammer etwas krank, worinn kein Kamin war, und die der Wundarzt, Villiers, der ihm die Ader öffnen sollte, mit einer Pfanne voll Kohlen erwärmet fand. Villiers selbst ward unter der Operation ohnmächtig, weil ihn der Kohlendampf betäubte. Nachdem er wieder hinweggegangen war, stund der Kranke auf, füllte die Kohlenpfanne mit frischen Kohlen an, und schloß sich in seine Kammer ein. Nach 3 oder 4 Stunden fand man ihn wie todt mit allen Zufällen eines Schlagflusses da liegen. Man ließ ihm alsobald zweymal die Ader öffnen, und setzte ihm Ziehbüpfe, ohne daß er eine Bewegung machte. Man schlug ihm die Halsader, und gab ihm ein starkes Brechmittel und ein sehr scharfes Elystier. Nach ein paar Stunden öffnete man ihm zum drittemal die Ader, und diese Cur brachte ihn völlig wieder zurechte. Christoph von Vega saget im dritten Buche seiner Arzneykunst: „Er habe viele Leute gesehen, die, weil sie sich in eine Kammer mit frisch angezündeten Kohlen eingeschlossen hatten, ihr Abendessen unter starken Ohnmachten und ohne ihr rechtes Bewußtseyn, weggebrochen haben; und einige darunter wären gestorben, ehe noch sie selbst, oder die Aerzte, eingesehen hätten, was ihnen fehlte. Ich habe darunter einige gefunden, fährt er fort, die sich noch übergaben, und die ich dadurch gerettet habe, daß ich sie in eine frische und reine Luft brachte. Einige von ihnen bekamen ein Fieber, nachdem sie der Gefahr entgangen waren, zu ersticken, andere das Kopfwel-

„welches

„welches entweder von sich selbst, oder durch Auflegung des „Rosenefigs, wieder vergieng.“

Es ist nicht vernünftig, Leute, die vom Kohlendampfe erstickt sind, sogleich aufzugeben, und für todt begraben zu lassen, gesetzt auch, daß man weder Puls, noch Arthemholen, an ihnen wahrnehmen könnte. Man sieht dieses schon allein aus dem obigen Beispiele des Mädchens von Grenoble. Ich will aber noch zwey andere hier anführen, welche zugleich die Art und Weise entdecken, wie solchen erstickten Personen das Leben wieder gegeben worden. Das erste ist aus den edimburgischen medicinischen Versuchen. Es war zu Alloa ein Kohlenbergwerk in Brand gerathen, das ungefähr 34achter Leute hatte. Die Leute, welche hinunter fahren wollten, kamen sehr geschwind, engbrüstig und fast sprachlos zurück, und ließen einen ihrer Gefährten in der Grube erstickt liegen. Nichts destoweniger ward er von einigen starken Leuten nach zwey bis drey Viertelstunden herausgeschleppt. Er hatte die Augen und den Mund offen, er war kalt, ohne allen Athem, ohne Herzschlag, ohne Puls. Der Wundarzt blies ihm mit seinem Munde Luft in die Lunge, und als sich dadurch die Brust erhob, fühlte er auf einmal sechs bis sieben schnell auf einander folgende Schläge des Herzens. Die Brust fuhr fort, sich wie ein Blasebalg, doch ohne Seuffzer, auf und nieder zu bewegen, und kurz hernach fühlte man auch das Schlagen der Pulsadern. Man öffnete ihm alsdann eine Ader am Arme, aus der das Blut anfangs in einem kleinen Bogen sprang, nachher aber eine Viertelstunde lang nur tropfenweise floß, worauf es endlich frey zu laufen anfieng. Zu gleicher Zeit ließ man ihn hin und her bewegen, schütteln und reiben, um das Blut wieder in Gang zu bringen. Das Gesicht und die Schläfe wurden mit Wasser abgewaschen, und die Nasenlöcher und Lippen mit flüchtigem Salze gerieben. In dieser ganzen Zeit blieben Augen und Mund offen. In einer Stunde fieng er endlich an zu gähnen, und die Augen, Hände und Füße zu bewegen. Man goß ihm Wasser, mit einigen Tropfen von einem flüchtigen Geiste vermischt, in den Mund, welches er hinunter schluckte.

Als

Als er noch eine Stunde auf einem zurückgelehnten Stuhle gefessen hatte, denn bisher hatte er unter freyem Himmel auf dem Rücken gelegen; so kam er wieder zu Verstande, und konnte winken, mußte aber nichts von dem allen, was ihm begegnet war, seitdem er unten an der Fahrt liegen geblieben. Nach vier Stunden gieng er nach Hause, und nach vier Tagen wieder an seine Arbeit. Die andere Geschichte erzählt Paräus mit folgenden Umständen: Zweey Bediente waren von dem Dampfe der Kohlen betäubt worden, die sie in einem großen Kohlentopfe unter ihrem Tische stehen hatten. Man hielt sie für todt. Ihr Gesicht sahe bleifarbig; ihr Leib war kalt, und ohne Empfindung und Bewegung; sie redeten nicht, und es war kein Pulsschlag zu fühlen. Sie hatten die Zähne fest zusammengebissen, welche man aufbrach, und ihnen hochgereinigten Weingeist mit Theriak und Aloelatwerge vermischt, einstößete. Hierauf fiengen sie an, sich zu bewegen, und vielen zähen Schleim durch Nase und Mund von sich zu geben; ihre Brust hob an zu röcheln, und man gab ihnen Brechmittel und viel Efigmeth ein, woben man sie in der Gegend des Magenmundes in den Rücken stieß, um das Erbrechen zu befördern. Sie brachen vielen gelben Schleim mit einem schäumenden Blute von sich. Man blies ihnen mit einem Gänsekiel Euphorbienpulver in die Nase, worauf sie viel Schleim ausnieseten, welcher vermehrt wurde, als man ihnen mit einem Federbüschel einige Tropfen destillirtes Krausemünzenöl in die Kehle und an den Schlund rieb. Man ließ ihnen Arme, Schenkel, Beine und den Rückgrad reiben, und scharfe Clystiere setzen, welche stark wirkten. Hierauf fiengen sie an zu reden, und sich zu erholen, da man sie dann mit herzstärkenden und erquicklichen Arzneyen endlich völlig wieder herstellte.

Man sieht aus diesen Erzählungen, daß es bey der Wiederherstellung solcher erstickten Personen zuerst darauf ankomme, sie in eine reine frische Luft zu bringen, ihnen die Ader zu öfnen, besonders die Drosselader am Halse, sie ein wenig zu regen, zu reiben und zu bähen, und ihnen

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg.

D.

Luft

Luft in die Lunge, und allenfalls auch durch eine Elystier-
röhre in die Gedärme, zu blasen. Wenn dieses geschehen
ist, bringt man ihnen, nach dem Rathe einiger Aerzte, ein
Brechmittel bey, welches aus Efigmethe bestehen kann,
den man mit einem Wasser verdünnet, welches heiß auf
Haselwurz oder Merrettig gegossen worden, und damit stark
gezogen hat. Zugleich muß man mit dem Finger, oder
mit einem von Oele benetzten Federbüschel den Schlund
zum Erbrechen, wie auch auf der andern Seite durch bey-
gebrachte scharfe Elystiere die Gedärme zu einer starken
Entledigung reizen. So nützlich aber die letztern sind, so
gefährlich können die starken Brechmittel werden, wenn der
Kranke, wie oft geschieht, von einem Schlagflusse be-
troffen ist. Es ist also viel sicherer, die Brechmittel, nach
dem Rathe des Herrn Tissot, zu vermeiden, und dafür
lieber den Kranken reichlich mit Limonade, oder Efigwasser
mit Salpeter, zu tränken. Alle Mittel, welche die Natur
wieder erwecken, sind hier wohl angebracht, wohin der
Efigdampf, und das Euphorbienpulver gehört, welches
ein starkes Niesen verursacht. Die flüchtigen Salze wirken
auf gleiche Weise. Wenn endlich das Leben wieder da ist,
so vollenden die Herzstärkungen die Cur. Hierzu ist eine
Limonade mit etwas Wein und einer Brodrinde hin-
länglich.

Bisher habe ich nur die schlimmsten Wirkungen des
Kohlendampfs beschrieben, welche desto mehr zu befürchten
sind, je schwefelichter und je weniger ausgebrannt die Koh-
len, je größer ihre Menge, je verschlossener, enger und
niedriger das Zimmer, worinn sie brennen, und je näher
ihre Dämpfe dem Gesichte, der Nase und dem Munde sind.
Man kann nun leicht von dem Größern aufs Kleinere
schließen. Ein concentrirtes Gift, das, wenn es mit aller
seiner Macht wirkt, betäubet, den Schlagflus verursacht,
der Sinnen beraubet, ersticket, und einen convulsivischen
Tod nach sich zieht, wird, wenn es nur in sehr geringen
Graden wirken kann, eine Schwere des Haupts, einen
drückenden Kopfschmerz, und Schwindel, mit Ueblichkeit,
Dhu

Dhnmachten und Erbrechen, mancherley Erscheinungen
von Funken und Bewegungen vor den Augen, ein Brau-
sen und Säusen der Ohren, eine Schwierigkeit in allen
Gliedern, eine bange Engbrüstigkeit, Wallung des Blur-
tes, und mancherley Spannungen und Krämpfe hervor-
bringen, welches alles wirklich solche Zufälle sind, worüber
die meisten Leute bey uns im Winter klagen. Am allers-
meisten werden sie von denenjenigen empfunden, die den
Kohlendampf unter sich setzen, und ihn unmittelbar an den
Leib schlagen lassen. Denn die Feuerkieken schaden auf eine
doppelte Weise; nämlich nicht allein dadurch, daß sich die
flüchtigen, dummachenden Dämpfe in die Höhe ziehen,
das Haupt und die Sinne benebeln, und das Athemholen
beschwerlich machen; sondern auch hauptsächlich, indem sie
den Unterleib erwärmen, da doch die Glieder kalt bleiben.
Hierdurch werden die Säfte von den äußern Theilen zurück
geleitet, die unmerkliche Ausdünstung kommt ins Stecken,
die Flüsse ziehen sich nach dem Unterleibe, dessen Muskeln
und Nerven von dem giftigen Dampf betäubt, zu Krämp-
fen gereizt, und zuletzt in einen Zustand der Erschlaffung
gesetzt werden, der eine Menge von Frauenzimmerkrankhei-
ten zu Begleitern hat. Die bleiche Farbe vieler Damen,
der sehr beschwerliche verborgene Umstand, der öfters der
Grund davon ist, die seltsame Lame des Frauenzimmers,
welche ich lieber, mit den Franzosen, Vapeurs, als mit
ihrem deutschen Namen nennen will, ja selbst, nach Zan-
Ways nicht unwahrscheinlicher Vermuthung, die in Hol-
land gewöhnliche frühe Unfruchtbarkeit des Frauenzimmers
mit dem dreißigsten Jahre, der Mangel des Appetits, das
stere Kopfsweh, oder die sogenannte Tösigkeit des Hauptes;
alles dieses sind Folgen der Feuerstübchen unter den Kaminen
der Damen.

Die Winterdiät ist wirklich, besonders in Absicht der
Luft, eine Sache von sehr verwickelten Schwierigkeiten.
Das Frieren in freyer Luft ist unerträglich, und die Son-
nenwärme zu matt, um ihm zu wehren. Die Wärme, die
uns unsere eigene Ausdünstungen geben, ist ein Zunder zur
Fäul-

Fäulniß unserer Säfte. Die warmen Kleidungen können wir um unserer Geschäfte und Bequemlichkeiten willen nicht immer tragen. Die künstliche Wärme eines lodernenden Feuers ist zwar gesund, aber bey grosser Kälte unzulänglich, weil die Camine und Zugöfen eine Zugluft am Boden der Zimmer verursachen, welche die Füße erkälter, und weil sie auch jederzeit nur eine Seite des Leibes allein erwärmen. Die geheizten Oefen, die, wenn sie einmal erhitzt sind, ihre Wärme lange gleichförmig, oder doch in langsam abnehmenden Graden erhalten, wie die hier zu Lande gewöhnlichen dicken Kachelöfen, sind also fast das einzige Mittel, das noch übrig ist, um sich der Kälte, ohne Nachtheil der Gesundheit zu erwehren, und doch geben sie, so lange bis sie völlig erhitzt sind, und das Feuer darinn ausgebrannt ist, einen subtilen Dampf, welcher den Kopf einnimmt, daher auch die beweisende Redensart bey uns eingeführt ist, von den heißen Oefen zu sagen, daß sie köpfen, oder zu Köpfe schlagen. Doch kann man diesem Fehler abhelfen, wenn man das Zimmer verläßt, und öffnet, so lange das Feuer im Ofen noch nicht niedergebrannt ist. Diese Maxime ist fast unentbehrlich, wenn man den Zufällen vorbeugen will, die ich eben dem Kohlendampfe zugeschrieben habe, und es lassen sich keine gegründete Einwendungen dagegen machen, weil ich selbst weiß, daß sie von vielen Leuten alle Tage im Winter beobachtet wird, die sich dabey ungemein wohl befinden. Mit den eisernen Oefen überhaupt, besonders aber mit den eisernen Zugöfen ist weit mehr Sorgfalt nöthig, wenn man die Gesundheit dabey wahrnehmen will. Sie geben eine schnelle Hitze, und werden eben so schnell wieder kalt. Hieraus entsteht eine stets schnell abwechselnde Temperatur der Luft in den Wohnzimmern; der Leib wird bald erhitzt, und in Schweiß gesetzt, bald wieder mit Unterdrückung der natürlichen Ausdünstung erkälter. Will man dieses verhüten, so muß man fast den ganzen Tag einerley Grad des Feuers im Ofen unterhalten, und hierzu gehört so viel Nachsicht, daß man im Winter kaum etwas anders thun könnte, als einheizen. Das Untersetzen des
Feuers,

Feuers, der Dampf der Kohlen, womit man die Zimmer zu erwärmen sucht, und das Verstopfen des Zugloches im Ofen, ist eine schädliche Sache, und man muß im Winter vielmehr darauf denken, die Zimmer beständig mit reiner Luft zu versehen, da sie zu wenig geöffnet werden können, als daß man sie noch mit dergleichen ungesunden Dünsten erfüllen sollte. Als Ellis in Hudsons Bay überwinterte, und die Kälte entsetzlich war, stopften die Leute das Zugloch im Ofen zu, nachdem das Holz zu Kohlen gebrannt war. Dadurch entstand ein schwefeliger erstickender Geruch und eine Hitze, die jeden, der in der Hütte war, in Schweiß setzte. Allein, wenn die Leute von aussen hinein kamen, wurden sie ohnmächtig, und konnten in langer Zeit nicht wieder ermuntert werden.

Der Kohlendampf ist nur eine Art von den Giften, die im Winter die Luft unserer Zimmer verpesten. Unsere eigene Ausdünstungen, und die von den Speisen und Getränken, kommen dazu. Außerdem aber erfordern die langen Abende, daß man lange Licht brenne, und selbst dieser Dampf der Lichter greifet das Haupt nach und nach unvermerkt an; ja Schenk sagt ausdrücklich, daß Leute davon einen Schlagfluß bekommen haben, und erstickt sind. Alle fette Materien, Wachs, Del, Unschlitt, thun eben dieselbe Wirkung, obgleich eine von diesen, oder verschiedene Arten von einerley Materie, schädlicher seyn können, als die andern. So ist z. E. das Baumöl nicht so schädlich, als das Küßöl, und dieses nicht so nachtheilig, als der Fischthran. Das Unschlitt von einem gesunden Thiere wird keine so üble Wirkungen thun, als das von einem, welches an einer Krankheit gestorben ist, und dieses letztere wird um so viel gefährlicher seyn, je bössartiger die Krankheit gewesen ist. Dieses ist die Ursache, warum, wie Lancisi versichert, alle italienische Fürsten im Jahre 1711, da die Ochsen mit einer Art der Pest befallen wurden, ein Verbot haben ergehen lassen, daß man von denselben nicht das Geringste zum Gebrauche des Lebens anwenden sollte, und hingegen befohlen haben, daß sie ganz und sehr tief begraben würden.

Aus diesen Betrachtungen läßt sich die Wichtigkeit aller Einwürfe beweisen, welche man den Aerzten zu machen pflegt, so oft sie darauf dringen, daß aller Dampf vom Feuer aus den Winterzimmern verbannt werden soll. Wir nehmen, sagen die Leute, nur wenige und völlig ausgebrannte Kohlen ins Zimmer. Diese Behutsamkeit ist gut, und sie würde eine Entschuldigung seyn, wenn bewiesen werden könnte, daß es unmöglich wäre, gar keine glühende Kohlen ins Zimmer kommen zu lassen. Da aber dieses allerdings möglich ist, und schon ohnedem allzuviel schädliche Dünste in einem Winterzimmer versammelt werden, worinn man speiset, einheizet, sich aus- und ankleidet, und viel Licht brennet, welche Dinge insgesammt viel unvermeidlicher sind, als die Kohlen im Zimmer; so muß man gewiß mit wenig Färtlichkeit auf seine Gesundheit bedacht seyn, wenn man diese unnöthige Zugabe eines so schädlichen Giftes bloß für nichts rechnet. Man müßte Gläser haben, wie die Wettergläser sind, welche den Grad der Schädlichkeit der Dünste in einem Zimmer anzeigen, wenn man überführt werden sollte, wie viel eine solche scheinbare Kleinigkeit der Gesundheit Abbruch thun kann. In deren Ermangelung müssen wir uns mit dem zarten Gefühl solcher Personen behelfen, die einer reinen Luft gewohnt sind, und in solche angesteckte Zimmer hineinkommen. Eine empfindliche Nase kann in dem größten Saale eine einzige ausgebrannte große Torfkohle riechen, welche zur Anzündung der Tobackspfeifen hereingebracht wird. Sie kann in wenig Minuten den Dampf des Ofens riechen, worinn neues Feuer angelegt ist. Ein kleines Kohlbecken zum Theewasser, das unter der Wassermaschine glüheth, macht in kurzer Zeit die ganze Gesellschaft beängstigt, engbrüstig, tösig, und verursacht ihr Wallung im Blute und Kopfschmerzen. Tiffot erzählt, er habe eine Frau gesehen, welche zween Tage hindurch Schwindel im Kopfe und fast anhaltendes Erbrechen litte, nachdem sie weniger als sechs Minuten mit einer Feuerpfanne, worin nur einige wenige Kohlen waren, in einem Zimmer sich aufgehalten hatte.

Ein

Ein Fenster und eine Thür hatten gleichwol offen gestanden, und sie wäre gewiß gestorben, wenn alles verschlossen gewesen wäre. Will man es selbst empfinden, wie heftig diese Dünste die Luft erhitzen und anstecken, so darf man nur einige Minuten in die freye Luft, hernach aber plötzlich in ein solches Zimmer gehen. Man wird den übeln Geruch, die feuchte Hitze, die Schwefeldünste unterscheidend merken, und dieses ist doch wider die Bedingungen einer guten Luft, worinn wir leben müssen. Ein Zimmer, bey dessen Eröffnung uns ein anderer Geruch entgegen kommt, als den die reine Luft von außen hat, ist allezeit verdächtig, und nie gesund, und selbst die Wolgerüche gehören nicht hinein.

Man sagt aber wiederum: Wir sind dieser Dünste gewohnt, und empfinden davon keine Ungelegenheit. Nun dann! Auf gut Glück! Ich weiß, daß Satoor gewohnt war, täglich drey Quentlein Opium zu essen, und daß er sich wohl dabey befand. Man kann sich allerdings an dummmachende Gifte gewöhnen. Inzwischen weiß ich auch wohl, warum mich dieses niemals verleiten soll, mich ohne dringende Noth an sie zu gewöhnen; denn sie zerrütten die Natur in die Länge; sie machen die Gesundheit selbst zu einer Krankheit, indem man gezwungen ist, sie durch solche unnatürliche Mittel zu unterhalten; und die daran gewohnten Naturen sind nicht dauerhaft, und plötzlich gefährlichen Revolutionen unterworfen. In Aleppo, wo man im Winter in kleinen niedrigen Kammern, worin stets eine Lampe und oft ein Paar Pfannen voll Holzkohlen brennen, schläft, ist man diesen Dampf auch gewohnt, denn ein anderer würde darin ersticken. Gleichwol hat Herr Küffel, bey seinem dortigen Aufenthalte, erfahren, daß die Leute davon bisweilen sehr schlimme Zufälle haben.

Doch, wegen der Kieken! Es ist freylich gut mit Flaschen und Sandbeuteln; allein, sie erwärmen den Unterleib nicht so schön, als die Kieken! : : : Ich bin es zufrieden. Wollt ihr die Krankheiten wagen, die euch Gesundheit, Munterkeit und den Ehestand verderben, wo-

durch ihr misfallen, und bleich und mürrisch, häßlich und seltsam zugleich werden werdet, so kann ich nichts dagegen einwenden, daß euch der Kohlendampf durchräuchere. Ich habe schon oben gesagt, daß es nicht gut sey, den Unterleib besonders zu erwärmen; allein ich habe nichts zu befehlen.

Wie kann man aber in der Kälte schlafen? Recht gut; ich kann es versichern! Man legt sich in ein gewärmtes Bette, bedeckt sich mit einer warmen Decke; bekleidet die Brust und Schultern warm, setzet eine weiche Nachtmütze auf, welche man bis in die Augenlieder herabziehet, weil diese leicht erfrieren; hüllet den Kopf in das Kopfküssen, und bindet ein weiches Tuch um den Hals. Es ist kein Schlaf angenehmer, als dieser. Ich kenne einen Mann, der alle mögliche Vorsichtigkeit anwendet, sein Wohnzimmer beständig von Dünsten rein zu erhalten, der aber strenge arbeitet, und von der Dämmerung an bis in die Nacht zwey Lichter in seinem Zimmer brennet. Er versichert mich, daß er mehrentheils gegen die Nacht, um zehn oder elf Uhr in den kürzesten Tagen stumpfe Kopfschmerzen empfinde, und daß er daraus schließen könne, daß die Luft im Zimmer verdorben sey. Um diese Zeit legt er sich in einer kalten Stube zu Bette. Die frische Luft dringt wie ein Balsam in ihn; sein Kopfweh verschwindet zusehends, und er ist mehrentheils schon davon wieder befreyet, ehe er noch einschläft.

Auf den Vorschlag, den ich gethan habe, daß man täglich einigemal Fenster und Thüren öfnen soll, um die gesammelten Dünste zu verjagen, und dessen man nur etwa in der äußersten Kälte füglich überhoben seyn kann, ist mir einmals von einer Gesellschaft geantwortet worden: Wir müßten Narren seyn, daß wir uns die schöne warme Stube kalt machten. Ja wohl! sie müßten Narren seyn, daß es ihnen auf ein wenig Gesundheit ankäme! Man muß dieses nicht thun, außer wenn der Ofen noch recht erhitzt ist. In solchem Falle ist das Zimmer bald wieder erwärmt, und der Ofen verliert dadurch weniger von seiner Hitze, als man sich einbildet. Dixi.

Sieben

Sieben und funfzigstes Stück.

Kästner.

Die Pflanze voller Trefflichkeiten!

Kraut, dessen Kenntniß nie das Alterthum beglückt.

Unsere Vorfahren tranken des Morgens, wenn sie aufgestanden waren, ein Glas Brantwein, oder ein warmes Bier, und sie lebten doch, und wurden alt, und hatten sehr gesunde, starke und dauerhafte Körper, ob sie gleich keinen Thee tranken. Wir hingegen machen mit dieser Waare einen erstaunlichen Aufwand, und manche Chineserin und Japanerin trinket vielleicht Zeit ihres Lebens nicht so viel Theewasser, als ein Dienstmägdchen bey uns in einem Jahre. Es scheint, als hätte die Natur einen Irrthum begangen, daß sie entweder die Europäer nicht nach China, oder die Theestaude nicht nach Europa versetzt hat. Allein, wenn wir an allen den Orten gegenwärtig seyn sollten, wo Waaren für unsere Lusternheit wachsen, oder wenn alle diese Waaren bey uns gezogen werden sollten, so müßten entweder wir überall, oder alle Waaren der Ueppigkeit müßten bey uns seyn. Jedoch in beyden Fällen würden wir auch bald aufhören, nach ihnen zu gelüsten, und wir würden dagegen nach andern fremden Dingen trachten, gesetzt auch, daß wir sie selbst aus dem Monde herüber wünschen müßten. Wir leben mit den Waaren, die uns fremd sind, wie Verliebte, deren Dichten und Trachten bloß darauf hinaus läuft, wie einer zum Besitze des andern gelangen könne. Hingegen leben wir mit unsern inländischen Waaren, wie im Ehestande; nämlich, wenn es gut geht, so leiden wir einander, ohne uns zu begehren. Wie ist es auch anders möglich? Alle Triebfedern unsrer Handlungen bestehen in Begierden und Wünschen. Es ist natur-

D 5

natur-

natürlich nothwendig, daß wir wünschen müssen, so lange wir leben; denn die Gleichgültigkeit ist bloß ein Schlaf der Seele. Ihr Wachen ist Wirksamkeit, und die Begierden sind es allein, die sie in Wirksamkeit setzen. Wie können wir aber wohl Dinge begehren, die wir schon wirklich besitzen? Was wir wünschen sollen, muß uns nicht eigen seyn; und wenn der Thee bey uns wüchse, so würden wir eben so wenig Ausschweifungen damit machen, als die Japaner, die ihn zu Pulver stoßen, warmes Wasser darauf gießen, und dieses mit dem Theepulver zugleich, halb schlurfend und halb läuend, verschlingen. Die Chineser, die eben sowohl Menschen sind, als wir, finden unsere Salbey viel schöner, als ihren Thee, und dieses Herumschweifen der menschlichen Wünsche nach Dingen, die sie nicht selbst besitzen, ist das Mittel, dessen sich die Natur bedient hat, um die Bande der Geselligkeit, und der Gemeinschaft der Nationen zu knüpfen, worinn das Wesentliche aller Handlung besteht. Ich weiß wohl, daß man fast in allen Schriften, deren ein großer Wust vom Thee geschrieben worden ist, zu verstehen giebt, daß unser Theehandel eine wahre Thorheit sey. Allein, er ist keine größere, als diese Reflexion selbst ist. Was will man denn von uns haben? Sollen wir uns mit Salbey, Ehrenpreis und Kannenkraut begnügen, weil es bey uns wächst? Warum das? Wir glauben einmal, daß der Thee besser schmecke. Wir halten uns darum für etwas glückseliger, weil wir ihn trinken. Warum kann ihn uns der Chineser, der weniger daraus macht, nicht senden, und unsere Salbey für uns genießen, da sie ihm besser schmeckt? Sind dieses Thorheiten, daß wir uns ohne Laster mit Scheingütern beglücken; so gehören sie gewiß mit zu unserer Natur, und so ist es vergeblich, einen Weisen auf Erden zu suchen. Ich will es den Christen nicht vorhalten, daß sie des Morgens, wie Heiden, Thee, und des Nachmittags, wie Türken, Caffee trinken. Denn wenn dieser Wiß recht in Gang kömmt, so wird er uns noch beschämen, daß wir nach Fische, wie alle Bestien, verdauen. In dieser Absicht

habe

habe ich also meinen Lesern nichts zu sagen. Es kömmt mir nicht wunderbarlich vor, daß sie lieber Thee: als Salbeywasser trinken wollen. Vielmehr wundere ich mich, daß sie nicht etwas Aergeres, als den Thee, aus China kommen lassen, um es als eine Seltenheit, mit Verläugnung der Sinne, zu genießen, wie die Oliven. Ich glaube nicht, daß sie hieran eine größere Thorheit begehren, als wenn sie eine Speise, die ihnen besser schmeckt, eine Musik, die ihnen besser gefällt, ein Mägdchen, das sie für schöner halten, allen andern vorziehen, geseht auch, daß sie jene nur mühsam und selten, diese aber alle Tage genießen könten. Ob durch den Theehandel viel Geld aus Europa gebracht wird, und ob dieses dem Staate nützlich sey, darum habe ich mich auf keine Weise zu bekümmern. Wenn es auf ein Getränk ankömmt, das angenehm schmeckt, so kann ich, kraft meines Amtes, seinen Gebrauch erlauben, wenn ich es als Arzt unschädlich oder heilsam finde, und es liegt in solchem Falle weder mir, noch denen, die meine Erlaubniß verlangen, etwas daran, ob China oder Europa dabey gewinnt. Solchergestalt kömmt es darauf an, was ich, als Arzt, vom Theewasser urtheilen werde. Ist es gesund, Thee zu trinken, oder nicht? Meine Leser wissen aus meiner Correspondenz mit dem Herrn Brevis im 17ten Stücke, daß ich solche Fragen mit einigen Umständen, und nie gerade zu beantworte. Ich will ihnen erzählen, was sie vom Thee für Wirkungen zu erwarten haben, und hernach will ich anzeigen, wie etwa diese Wirkungen zuweilen die Gesundheit verändern können.

Man muß sich einen kleinen weißen Rosenstock ohne Dornen vorstellen, wenn man sich vom Theebaume einigermaßen einen Begriff machen will. Er wächst aber niedriger, und seine weißen Blüthen sind viel kleiner, als die weißen Rosen. Seine Früchte gleichen auch nicht sowohl den Hanbutten, als vielmehr einer Schaalfrucht. Unter dem sogenannten Blumenthee, worinn Blätter und Blüthen unter einander gemischt sind, kann man zuweilen dergleichen dreyeckigte getrocknete Früchte sehen. Die Blätter

sehen

sehen dem Kirschlaube ähnlicher, als den Rosenblättern, und diese sind es, welche man sorgfältig von den Theesträuchern samlet, indem der Chinese Handschuhe von feinem Leder dazu anziehet, und immer nur ein Blatt nach dem andern abnimmt. Wenn diese Blätter in noch nicht entwickelten Knospen abgenommen werden, so geben sie diejenige edle Art Thee, welche man Kaiserthee nennet. Die größern und ältern Blätter geben den grünen Thee, und diejenigen, welche besonders gesamlet werden, wenn der Baum frisches Laub treibet, sind der Theeboe. Wenigstens wird es so dafür gehalten. Man muß aber wissen, daß die unterschiedene Güte des Thees von noch viel andern Umständen herrühren könne. Man samlet in China die Theeblätter jährlich dreymal ab, und man hält die von den ersten Erndten mit Wahrscheinlichkeit für edler, als die von der letztern. Die Theebäume sind an sich selbst nicht von einerley Güte und bey der Zubereitung derselben kann man so leicht etwas versehen, daß auch die besten Blätter davon verdorben werden. Diese Zubereitung bestehet hauptsächlich im Austrocknen der Theeblätter. Sie haben dazu in China eigentliche Oefen mit eisernen Platten, welche mit untergesetzten Kohlen so warm gemacht werden, daß man eben die Hand auf den Platten leiden kann. Alsdann werden frische Theeblätter darauf gestreuet, und mit den Händen so lange herumgerollet, bis man merket, daß sie anfangen, trocken zu werden, und sich zu krümmen. Wenn dieses geschehen ist, werden die Blätter auf Tafeln von glatten Binsen nochmals gerollet, und zugleich mit Fächern abgekühlet, damit sie sich desto besser krümmen, und ihre grüne lebhaftte Farbe behalten. Die Leute, die dieses verrichten, dürfen während ihrer ganzen Arbeit, ja schon drey Wochen vorher, keine Fische oder bläsende Speisen genießen, damit ihr Athem und ihre Ausdünstungen dem Thee keinen übeln Geruch geben. Nach vielfältigem Trocknen, welches darum nöthig ist, weil die Blätter die Feuchtigkeit gar zu leicht an sich ziehen, und davon ihre Kraft verlieren, oder auch wohl verderben, werden sie in Kästen, welche mit dünnem

nem Bley oder Zinn ausgefüttert sind, eingepackt, und so empfangen wir sie aus den Händen der Chinese. Das japanische Theepulver reizet unsern Geschmack so wenig, daß man mit dieser Waare keine Handlung treibt.

Der schöne balsamische Geruch und Geschmack, welchen einige Arten unseres Thees haben, ist wohl mehrertheils ein Werk der Kunst; denn es wäre übertrieben, wenn man es einen Betrug nennen wollte. Der Thee nimmt leicht einen fremden Geruch an, und es ist ein Werk eines Künstlers, der für unser Vergnügen arbeitet, ihn durch unschuldige wohlriechende Spezerereyen eine balsamische Kraft einzuverleihen, wodurch man ihn über die Natur erhebet. Hierhin kann aber nicht gerechnet werden, wenn man kraftlosen und verlegenen Thee in frisches Heu einpacket, damit er wie guter frischer Thee riechen soll, oder wenn man aus Kirschenblättern durch einen Zusatz Theeboe macht, und ihn für wahren Thee verkauft. Dieses sind Handgriffe, die keine Ehre bringen, gesetzt auch, daß sie niemanden schädlich wären.

Ich könnte meine Leser mit der ausführlichen Beschreibung des Theebausms quälen; aber es wird ihnen lieber seyn, daß ich ihnen statt trockener und uninteressanter Beschreibungen etwas Nützlichliches für ihre Gesundheit sage.

Wenn die Theeblätter noch frisch sind, so haben sie eine Eigenschaft, wie das Opium, daß sie die Empfindungen schwächen und einschläfern. So sagt man. Wir wissen nichts von dieser Wirkung, welches nicht anders möglich ist, da wir bloß das trockene Gerippe der Theeblätter erhalten. Ich glaube aber dem ungeachtet, daß auch von den frischen Theeblättern diese Wirkung noch zweifelhaft sey. Es scheint aus der Fabel zu folgen, die Kämpfer mit nach Europa gebracht hat. Ein heiliger Mann, Darma, der beständig wachte, hatte den Verdruß, daß ihn zuletzt der Schlaf überwältigte. Hierüber ward er so unwillig, daß er sich die Augenlieder abschchnitt, und aus diesen Augenliedern wuchs hernach die Theepflanze. Diese Fabel characterisiret die Theestaude als ein Symbolum der Wach-

Wachsamkeit. Wir wollen aber von beyden Seiten etwas nachgeben. Ich glaube nicht, daß der Thee sehr schläfrig machen könne. Ich glaube aber auch nicht, daß er an der Wachsamkeit großen Theil habe, welche man mit Recht für eine Wirkung des Theewassers hält, weil die Erfahrung lehret, daß man mit einigen Tassen Thee die Schläfrigkeit vertreiben kann. Das warme Wasser thut wohl vermuthlich das meiste. Es dringet schnell zum Gehirne, und setzet die trägen Lebensgeister in größere Bewegung. Dünner Caffee und alles wässerige Getränk thut eben dasselbe. Eben so ist es mit den meisten übrigen Tugenden beschaffen, welche man dem Thee zuschreibt. Er verdünnet die Säfte, wie schlechtes Wasser auch thut. Er dämpft die Säure im Magen. Er löset den Schleim auf, oder bewegt ihn zum wenigsten, und befördert die Ausdünstung und den Abgang des Urins. Aber das warme Wasser thut alles dieses auch. Der Theeboe hat indessen wirklich eine gelinde zusammenziehende Kraft, und treibt den Urin, indem er durch eben diese Kraft die Nieren reizet. Die chinesischen und japanischen Aerzte haben sich dieser Beobachtungen bedient, um den Thee für ein Mittel von großer Tugend in Nierenschmerzen und im Podagra auszugeben; ja, sie behaupten sogar, daß er die Kraft besitze, diesen Krankheiten vorzubeugen. Denn sie versichern, daß die starken Thee trinker bey ihnen selten oder niemals vom Steine oder Podagra etwas zu befürchten haben, da doch andere, die das Keisbier trinken, nicht ganz frey davon bleiben.

Die europäischen Aerzte, die schon mehr Verstand haben, und die Tugenden ihrer Arzneyen, welche die Erfahrung nicht bestätigen will, durch Beweise erzwingen, haben den Thee als ein Mittel wider die Kopfschmerzen, den Schwindel und die fallende Sucht, wider die Krämpfe, Fieber und Brustkrankheiten, wider den Rausch und die verdorbene Galle, wider die Colik und Verstopfungen der Eingeweide, und wider die Kräfte und das schwache Gedächtniß gepriesen. Man muß aber von dem allen nichts glauben, Wenn Kopfschmerz und Schwindel von der unter-

drückten

drückten Ausdünstung herrühren, welche das heiße Wasser wieder herstellt; wenn die fallende Sucht vom Schleim im Magen entsteht, welchen das Wasser in Bewegung setzet, verdünnet und auflöset; wenn die Krämpfe von einer Schärfe kommen, die durch den Schweiß ausgeföhret werden kann; wenn die Zufälle des Fiebers durch den Ausbruch des Schweißes vom warmen Getränke gelindert werden; wenn die Brustkrankheiten von einer Erkältung herrühren, deren Folgen ein künstlich erregter Schweiß hebet; wenn der Rausch durch vieles Wasser gedämpft, und die fressende Galle davon verdünnet und entkräftet wird; wenn die Colik, welche von einer Erkältung entstanden, durch warmes Getränk gehoben, und die stockende Säfte dadurch verdünnet werden: so kann freylich in allen diesen Krankheiten das Theewasser gute Dienste leisten, aber nicht, in sofern es Thee, als vielmehr, in sofern es heißes Wasser ist. Man kann also dem Theewasser in allen diesen Absichten kein anderes Lob beylegen, als daß es besser schmeckt, wie das schlechte heiße Wasser, und daß also der Thee eigentlich nur das Hülfsmittel ist, wodurch wir die Arznei des Wassers in diesen Krankheiten schwächer und angenehmer machen.

Ich will damit den Thee nicht verachten, daß ich ihn für eine schwache und unkräftige Arznei erkläre. Man muß nicht alles darum genießen, weil es Arznei ist. Es ist genug, wenn es unschädlich ist, und wohl schmecket. Die Sinne haben eben das Recht, als der Wille. Ihre Wünsche wollen befriediget seyn, und sie wünschen, wer kann es ihnen wehren, was ihnen schmeichelt? Zudem besitzt auch der Thee noch eine besondere Güte vor andern Pflanzen, daß man nämlich das mit ihm gezogene Wasser in einer weit größern Menge, als das von andern Kräutern, trinken kann, ohne daß es so leicht den Magen beschweren, Ekel verursachen, oder im Leibe stehen bleiben sollte.

Wenn nicht wenigstens dieses Gute am Thee wäre, so glaube ich, daß uns die Chineser selbst auslachen würden,

den, weil wir ihn so unersättlich von ihnen abholen. Es sind kaum hundert Jahre, als der erste Thee nach England kam. Die Lords, Arlington und Osborn, brachten ihn 1666 aus Holland hinüber, und ihre Gemahlinnen fanden Geschmack an der mitgebrachten Neuigkeit. Damals bezahlte man noch das Pfund für 60 Schillinge. Allein mit dem Anfange unsers Jahrhunderts stieg der Gebrauch des Thees in England zu dem gemeinen Volke herab, und dieß war die Zeit, da sich die Verschwendung des Thees anfieng. Man hatte bis 1715 lauter Theeboe getrunken. Seitdem aber kaufte man den Chinesern auch den grünen Thee ab. Im Jahre 1720 war der Aufwand so hoch gestiegen, daß die Franzosen, welche bisher nur rohe Seide, Porcellan und Seidenwaaren aus China gebracht hatten, nun anfiengen, Thee in großer Menge nach Frankreich zu bringen, und ihn den Engländern zuzuführen, wobey sie ihre Rechnung gut fanden. Von 1717 bis 1720 wurden jährlich ungefähr 700000 Pfund Thee in England eingeführt. Die Menge aber, die ihnen noch über dieses von andern ist zugeführt worden, muß erstaunlich seyn, weil man 1728 berechnet hat, daß 5 Millionen Pfund nach Europa gebracht worden sind, wovon die Engländer das meiste verbraucht haben. Die eigene Einfuhrung der Engländer vermehrte sich seit dieser Zeit dergestalt, daß von 1732 bis 1742 jährlich 1200000 Pfund nach London gebracht worden sind. Einige Zeit darauf ist diese Menge 3 Millionen gewesen. Im Jahre 1755 sind fast 4 Millionen verzollet worden, und man muthmasete, daß sie, wenn der Krieg erfolgen sollte, auf 5 Millionen steigen würde. Dieses ist nur die Rechnung für England, und man kann leicht den Ueberschlag auf ganz Europa machen.

Je mehr man den Thee in China zu suchen anfieng, desto mehr ward diese Waare verfälscht, und sie wird noch immer mit Blättern von andern Stauden vermischt. Die Chineser lesen die Blätter nicht mehr mit so viel Sorgfalt aus, außer für ihren Kaiser und ihre Großen, daß es also schwer ist, recht guten Thee zu finden. Daher giebt

es gewisse Arten von Thee, wovon noch ist das Pfund in Holland um 3 Pfund Sterling, und höher verkauft wird. Man kann inzwischen den Betrug der Verkäufer nicht auf die Rechnung des Thees schreiben. Genug, daß er eine sehr angenehme und nützliche Waare ist, wenn man ihn unverfälscht genießet. Ich sage noch einmal, daß ich es für eine seiner größten Tugenden halte, daß er keine sonderlichen Arzneykkräfte besitzt. Denn je specifischer die Kräfte einer Speise oder eines Getränkes arzneymäßig wirken, desto kleiner ist die Anzahl derjenigen, die sie ohne Schaden zum bloßen Vergnügen genießen können. Ein Kräuterthee, welcher den Magen stärkte und erwärmte, würde von unzähligen Personen vermieden werden müssen, deren Magen nicht schwach wäre. Einer, der purgierte, würde noch weniger brauchbar seyn. Allein, ein Trank, der, wie der Thee, keine erheblichen Wirkungen thun kann, läßt sich, wie ein allgemeines Getränk, zum Vergnügen einführen, und es darf ihn fast ein jeder trinken, wer nur Geschmack daran findet. Ich glaube, daß dieses mit in Betrachtung gezogen werden müsse, wenn man aus patriotischem Eifer darauf dringet, daß wir unsere inländischen Kräuter statt des Thees einführen solten. Die meisten von diesen letztern haben größere oder mehr besondere und specifische Arzneykkräfte, als der Thee. Dieses hindert aber, wie gesagt, die allgemeine Einfuhrung derselben, und schränkt ihren Gebrauch nur auf gewisse Personen ein.

Mit dem allen aber kann ich doch nicht behaupten, daß der Thee so gar unschuldig sey, daß man ohne Furcht das Maaß seines Gebrauchs so sehr überschreiten könnte, als es bey uns und fast in ganz Europa ist wirklich geschieht. Das macht, es ist selbst der häufige Gebrauch des warmen Wassers unsicher. Es erschlaftet den Magen, und verdirbt solchergestalt die Verdauung. Der erschlaftete Magen zieht sich nicht lebhaft genug zusammen, um die aus den Speisen aufsteigenden Dünste fortzujagen, und daher entsteht eine Ausspannung des Magens, ein Drücken in der

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg. E Herz

Herzgrube, beschwerliches Athemholen und Herzklopfen, welchen Zustand man dadurch ausdrücket, daß man sagt, man sey mit Winden besetzt. Ein gewisser Mann, welcher des Nachmittags, in den Stunden der Verdauung, einige Tassen Theewasser zu trinken pflegte, hatte gegen Abend allezeit ein so starkes Herzklopfen, daß sein Puls sehr unordentlich schlug, und öfters außenblieb, woben er bemerkte, daß es nachließe, und seine Beängstigung aufhörte, wenn er von eirigen Blähungen befreuet wurde. Man rieth ihm das Theertrinken ab, und von demselben Tage an ist dieses langwierige Uebel verschwunden.

Das viele warme Wasser befördert die Ausdünstung zu stark, und erschlaffet doch zugleich die festen Theile. Hierdurch wird der Körper entkräftet, zu vielen Krankheiten geneigt, träge, schwach, kalt, aufgedunsen, bleich, und der Gefahr ausgesetzt, leicht zu schwellen. Leute, die von Natur ein solches kaltes Temperament haben, sollten den Thee, um des warmen Wassers willen, als eine ihnen schlechterdings schädliche Sache vermeiden. Wo findet man aber wohl dergleichen Temperamente häufiger, als unter dem Frauenzimmer, die doch mit dem Theewasser die größten Ausschweifungen begehen? Ist es also wohl zu bewundern, daß wir unter unserm Frauenzimmer, von den Dienstmägden an, bis auf die gnädigen Schönen, so viel bleichsüchtige und gleichsam mit Wasser unterlaufene Jungfern, so viel aufgedunsene, bleyfärbige Damen, und so viel schwache und gebrechliche Kinder finden? Man wird sich erinnern, daß ich schon im 54sten Stücke die Mode getadelt habe, den Kindern so viel süßiges Warmes an Suppen zu reichen, und der Thee gehört hier mit in die Reihe. Dieser große Mißbrauch verdient ernstlich überlegt zu werden. Boerhaave erkannte ihn wohl, und sagte: „Wenn Mägden von schlaffer Leibesbeschaffenheit häufig Thee trinken, so bringen sie sich selbst um ihre Wohlfahrt.“ Der Herr van Swieten sagt, daß die Cachexie in Holland, wegen des vielen Theertrinkens, zumahl unter Weibspersonen

personen, die sich nicht viel bewegen, sehr gemein sey, und weil diese dem Arzte selten gehorchen, und das warme Getränk nicht lassen wollen, so können sie auch nicht genesen. So bald sie sich aber solches abgewöhnen, und sich mehr Bewegung machen, können sie in wenig Wochen gesund werden. Wenn die Witterung von der Art ist, daß unsere Fäserchen darinn erschlaffen; so ist der Gebrauch des Thees ebenfalls schädlich, und darum habe ich ihn in meinem 28sten Stücke widerrathen. Ich sehe oft nicht ohne Bewunderung und Bedauern, wie häufig und begierig unsere Damen und Dienstmägden täglich zweymal ihre kochenden Wasserkessel ausleeren, und ein Fremder würde glauben, daß man bey uns alle Tage ein Brechmittel einnähme, dessen Wirkung man durch so viel heißes Wasser zu befördern suchte. Dieser Mißbrauch verursacht den größten Schaden, welchen die allgemeine Einführung des Theertrinkens bey uns gestiftet hat.

Es ist endlich auch schädlich, das Theewasser zu heiß zu trinken. Der berühmte Stephan Hales hat dieses durch einige Versuche zu bestätigen gesucht, die ich hier anführen werde. „Die übeln Folgen des allzuheißen Theertrinkens zu zeigen, schreibt er, that ich das dicke Ende von dem Schwanze eines saugenden Ferkelchens in eine Tasse grünen Thee, dessen Hitze 50 Grad größer war, als im menschlichen Blute, wo sie 64 Grad beträgt. In diesem Grade der Hitze wird der heißeste Thee oft getrunken. Diese Hitze versengete die Haut so stark, daß das Haar binnen weniger als einer Minute leicht abgieng. Ich schnitt den versengeten Theil des Schwanzes ab, welcher ungefähr einen Zoll lang war, und that eben dieses unversengete Ende des Schwanzes in eben den Thee, da die Hitze nur 30 Grad mehr, als im Blute betrug, welches mehr als die Hälfte der Hitze von kochendem Wasser (180 Grad) ausmachet. Wenige trinken den Thee kälter. Auch davon ward aber die Haut in einer Minute so versenget, daß das Haar leicht abgieng. Man

„hat also aus diesen Versuchen Ursache, zu argwöhnen, daß das öftere und tägliche Trinken solchen heißen Getränk: „les schädlich ist, wie die Aerzte durchgängig behaupten.“ Ich bin nicht gefonnen, mit diesen Versuchen des D. Zales sehr zu stolzieren. Denn eigentlich sind sie nur um des Mannes willen merkwürdig, welcher sie angestellt hat. Einerley Kraft wirkt nicht mit gleichem Grade in alle Arten der Nerven. Die Nerven der Haut sind gegen einen Grad der Wärme empfindlich, welchen die inwendigen Theile nicht unterscheiden. Wer empfindet die Wärme von 64 Graden, womit unser eigenes Blut die Häute unserer Adern brennet? Wenn man es hingegen bey der Oefnung der Ader am Arme herablaufen läßt, so empfindet man davon eine ziemlich lebhaftte Hitze. Die Gänge, welche dazu bestimmt sind, warme Feuchtigkeiten zu führen, werden mit Häuten umkleidet, die wenig Nerven und Empfindlichkeit haben, und selbst die Nerven verhärteten sich gegen diese Empfindung, und nehmen davon wenig Eindrücke an. Daher kann der Schlund weit mehr Hitze ohne Schmerzen vertragen, als ein anderer Theil, dessen Nerven dagegen zärtlicher sind. Nun geschieht aber der meiste Schade, welchen heiße Getränke stiften, entweder durch die Empfindung des Brandes selbst, welchen gefährliche Krämpfe im Schlunde und Magen begleiten, oder er ist doch gewiß mit dieser Empfindung vergesellschaftet. Eine Tasse Thee, welche die Haut des Schlundes oder des Magens eben so versengete, als den Schwanz des Spanferkels, würde nicht ohne brennenden Schmerz getrunken werden können; und da man täglich Thee trinket, welcher nur halb so heiß ist, als kochendes Wasser, ohne eine Empfindung des Brandes davon zu spüren: so kann man zuverlässig glauben, daß davon kein sonderlicher Schade für die Häute des Schlundes und Magens zu befürchten sey. Viel eher möchte Zanzays Meinung gegründet seyn, daß es von dem vielen heißen Theewasser herrühre, daß die Zähne der Holländer mehrentheils schlecht sind. Doch, es ist genug, und vielleicht zu viel von dieser Sache. Ich bin unvermerkt vom Thee

Thee abgekommen, und ich wünsche, daß dieses auch denen wiederfahren möge, die ihn zu häufig trinken (*).

Hochgeehrter Herr,

Wie viel Dank bin ich Ihnen dafür nicht schuldig, daß Sie in Ihrem 43sten Stücke den Hunden eine Lobrede gehalten haben! Sie müssen wissen, daß ich diese Thiere höher halte, als alle Schätze der Welt, und daß ich keinen Liebhaber über sie setze. Ich halte dafür, daß sie insgesammt etwas von der prophetischen Gabe besitzen, welche den Hunden des **Vulcans** und dem **Democritus** eigen war, die Keuschheit der Leute zu riechen; denn sonst weiß ich niemanden, der diese Kunst besessen hätte. Sie werden wissen, daß **Hippocrates**, als er den **Democritus** besuchte, eine Frauensperson mit sich gebracht hat, welche **Democritus** das erstemal, als er sie gesehen, Jungfer, am folgenden Tage aber Frau genennet, und daß sich bey Untersuchung der Sache gefunden, daß in derselben Nacht wirklich eine solche Verwandlung mit dieser Frauensperson vorgegangen sey. Allein, was die Hunde des **Vulcans** leisteten, das war doch noch weit künstlicher und unverdächtiger, als der Geruch des **Democritus**. Es ist nämlich bekannt, daß auf dem Berge **Aetna** dem **Vulcan** ein Tempel geheiligt war, welcher von Hunden bewacht wurde, die einen so feinen Geruch hatten, daß sie unterscheiden konnten, ob die Personen, welche dahin kamen, keusch waren, oder nicht. Sie pflegten zu denjenigen zu laufen, und ihnen zu schmeicheln, die keusch waren, und sie, als Freunde ihres Herrn, zu lieblosen. Sie stiefen aber vor denjenigen, welche unrein waren, und hörten nicht eher auf, sie anzubellen, als bis sie solche aus dem Tempel vertrieben hatten.

Der englische Zuschauer hat uns von diesen Hunden eine Nachricht aus einer alten Handschrift mitgetheilet, welche sehr merkwürdig ist. Diese Hunde, sagt er, waren dem **Vulcan** von seiner Schwester **Diana**, der Göttin der Jagd und der Keuschheit, gegeben worden, welche sie von einigen ihrer Jagdhunde auferzogen hatte, an welchen sie diesen natürlichen Trieb und scharfen Geruch wahrgenommen. Man hält dafür, sie habe dieses der **Venus** zum Verdruße gethan, welche, wenn sie nach Hause kam, ihren Ehemann allezeit gut oder übel aufgeräumt fand, nachdem ihr von seinen Hunden war begegnet worden. Sie lebten viele Jahre im Tempel. Sie waren aber solche murrische Klaffer, daß sie die meisten von denen,

E 3

die

(*) Man vergleiche hier die im 75ten Blatte mitgetheilten Gedanken des Herrn v. **Linnäus** vom Theetinken.

die Gelübde brachten, wegschreckten. Die Frauenspersonen aus Sicilien schickten eine feyerliche Gesandtschaft an den Priester, mit der sie ihm melden ließen, sie würden mit ihren jährlichen Opfern nicht zu dem Tempel kommen, wenn er nicht seinen großen Hund das Maul stopfte; und zuletzt handelten sie es mit ihm so ab, daß das Opfer allezeit von einem Chore junger Mägden, deren keines über sieben Jahre alt war, sollte gebracht werden. Es war mit Verwunderung anzusehen, wie verschieden die Begegnung der Hunde gegen diese kleinen Mägden von derjenigen war, die sie ihren Müttern erwiesen hatten. Man sagt, daß ein Fürst von Syracusa, welcher ein junges Frauenzimmer geheirathet hatte, und von Natur eifersüchtig war, mit den Priestern dieses Tempels einen solchen Handel angestellet, daß sie ihm einen jungen Hund von dieser Zucht verschaffet. Anfänglich war dieser junge Hund dem schönen Frauenzimmer sehr beschwerlich, so daß sie auch bey ihrem Gemahle eifrig anhielt, ihn fortzuschicken. Allein, der gute Herr begegnete ihr kurz mit dem alten sicilianischen Sprichworte: **Liebe mich, liebe meinen Hund!** von welcher Zeit an sie ruhig mit beyden lebte. Die Syracusanerinnen waren sehr verdrießlich über ihn, und verschiedene, die in gutem Rufe standen, weigerten sich, nach Hofe zu kommen, bis er abgeschafft wäre. Es fanden sich in der That einige unter ihnen, welche seinem scharfen Geruche Trotz boten. Man merkte aber, daß, wenn er sie gleich nicht wirklich biß, er dennoch über sie erschrecklich murrete. Um aber wieder auf die Hunde des Tempels zu kommen, so geschah es, nachdem sie viele Jahre in großem Rufe gelebet, als einer von den Priestern, der einen Besuch aus Gutherzigkeit und Menschenliebe bey einer Wittwe abgestattet, welche auf dem Berge Lybeum lebte, sehr spät des Abends wieder nach Hause kam, daß die Hunde mit solcher Wuth auf ihn zu fielen, daß sie ihn würden zerrissen haben, wenn ihm nicht seine Brüder zu Hilfe gekommen wären. Hierauf wurden alle die Hunde aufgehänget, weil man vorgab, daß sie ihren ersten natürlichen Trieb verloren hätten.

Da ich ein unverheirathetes Frauenzimmer bin, so mache ich mir eine Ehre daraus, daß mich meine Hunde leiden können; und da mich viele Mannspersonen besuchen, die mir ihre Treue und Hand anbieten, so hoffe ich, daß mir meine Hunde noch demaleinst in meiner Wahl behülfflich seyn sollen. Unter so vielen ist bisher noch keiner gewesen, dem sie hätten schweigen wollen, und die, welche sich am meisten über ihr Bellen beschwerten, sind diejenigen, vor welchen ich mich am meisten hüten werde. Lassen Sie doch diesen Brief drucken, damit sie erfahren, warum ich die armen Thiere nicht aufhänge. Ich bin, ic.

Lucretia Reusch.

Acht

Acht und funfzigstes Stück.

Gellert.

Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

Ich sahe einen Schiffer, welcher in tiefen Gedanken saß, seine Stirn rieb, und immer mit sich selbst redete. Seine Frau hielt ihn für wahnwitzig, und bat mich, daß ich ihn in meine Cur nehmen möchte. Als ich anfing, mich mit ihm zu unterreden, so erstaunte ich, daß dieser Mensch so vernünftig war. Er begegnete mir nicht allein sehr bescheiden, und beantwortete alle meine Fragen ganz richtig; sondern er entschuldigte sich auch ganz höflich bey mir, daß ich um seinerwegen bemühet worden wäre. Meine Leute, sagte er, halten mich für verrückt, weil ich fleißig nachdenke, und eine gewisse Sache gern ergrübeln möchte, davon niemand besser urtheilen kann, als ich, weil sie zu meinem Gewerbe gehört. Was ist denn dieses für eine Sache, versetzte ich? Mein Herr, antwortete er, ich will sie Ihnen gern entdecken. Allein, seyn Sie so gütig, und machen Sie mir keine Einwendungen dagegen. Denn da Sie kein Schiffer sind, so kann ich Ihre Einwürfe, die ich gewiß vermüthe, wedge annehmen, noch mich mit deren Widerlegung abgeben. Nachdem ich ihm versprochen hatte, nichts einzuwenden, hub er folgender Gestalt an:

Sie wissen, wie viel Unglück und Schaden der Schifffahrt durch die beständige Abwechselung der Winde im Meere zugesüget wird, wie oft Schiffe von den ungestümen Wellen verschlungen werden, andere auf verborgenen Felsen im Meere scheitern, wie uns bald eine Windstille nöthiget, still zu liegen, bald die Hitze verzehret, bald die Kälte aufreibet.

E 4

bet.

bet. Sie wissen auch, wie viel tausend andern Unglücksfällen wir auf unsern Seereisen ausgesetzt sind. Bald mangelt es uns am Proviant, bald an frischem Wasser. Bald zernagen Raken und Würmer unsre Schiffe. Bald verderben uns die Waaren, die wir am Bord haben. Bald befinden wir uns in Gegenden, die wir nicht kennen. Bald werden wir von unmenschlichen Corsaren angefallen. Bald trügen uns die Compasse. Bald hindert uns die dicke Luft, den Horizont zu sehen. Bald drehen uns Wirbelwinde im Kreise herum. Bald donnern Ungewitter über uns. Bald brüllet der Abgrund unter unsern Füßen. Hier will uns ein Strudel verschlingen. Dort kann uns eine Wasserhose ersäufen. Hier will unser Schiff von unterseeischen Erschütterungen zertrümmern. Dort laufen wir Gefahr, im Eise sitzen zu bleiben, und so weiter. Es ist billig, daß ein erfahrner Seemann, um des allgemeinen Besten willen, auf Mittel bedacht sey, alle diese möglichen Unglücksfälle abzuwenden, und dadurch die Schifffahrt sicherer, bequemer und nützlicher zu machen. Dieser große Anschlag ist es, auf dessen Ausführung ich gedenke. Wenn ein Mittel zu erfinden wäre, wodurch allen diesen Uebeln mit einemale abgeholfen werden könnte, so würde dadurch ein Nutzen gestiftet werden, der an Wichtigkeit fast nicht seines gleichen hätte. Man würde dadurch aller der unvollkommenen Mittel entübriget seyn, welche bis ist von den Seeleuten bald für dieses, bald für jenes einzelne Uebel vorgekehret werden müssen. Wenn dieses Mittel von der Art wäre, daß es einem jeden Schiffer denjenigen Wind verschaffte, welchen er in jedem Augenblicke seiner Reise nöthig hat, wenn es zugleich das Meer still und ruhig erhielte, die verborgenen Felsen, Klippen und Sandbänke aus dem Wege räumte, die Windstillen und die Stürme verhütete, die Witterung stets temperirt erhielte, und Hitze und Kälte milderte; wenn es uns niemals weder am Proviant, noch an frischem Wasser Mangel leiden ließe, und zugleich für Würmer und Raken ein Gift wäre; wenn es gebraucht werden könnte, alle Waaren, die wir geladen

haben,

haben, sie möchten von noch so verschiedener Natur seyn, vor dem Verderben zu bewahren; wenn es uns in den Stand setzte, alle Gegenden, wo wir uns befinden, sogleich zu kennen, alle Anfälle der Seeräuber abzuhalten, unsere Compasse untrüglich zu machen, die Nebel, die uns den Horizont verdecken, zu zerstreuen, die Wirbelwinde zu bändigen, die Ungewitter zu zertheilen, dem Abgrunde seinen offenen Rachen zu verschließen, die Strudel zu verstopfen, unter den Tromben hinweg zu segeln, das unterseeische Feuer auszudämpfen, und das ewige Eis beyder Weltangeln zu schmelzen; mein Herr, ich sage, wenn ein solches Mittel vorhanden wäre, so könnten wir von diesem Tage an aller Masten, Segel und Ruder entbehren; so könnten wir in unsern Schiffen so ruhig, wie in der Comödie, sitzen; so brauchte das Volk nicht zu arbeiten und der Steuermann nicht zu sorgen; so hätten wir keiner Lootsen noch Raken vonnöthen; so schifften wir in einerley Wärme nach Spitzbergen und Tranquebar; so segelten wir mit einerley Winde nach der Straat Davis und nach den Südländern; so würden sich die Wellen, wie eine Heerde Schafe, um unser Schiff lagern; kurz, so wäre es ein Vergnügen, ein Seemann zu seyn, und so gieng niemals ein Schiff unter. Ich bin ein Patriot, mein Herr, ich habe nun so manches Jahr das Weltmeer beschifft; ich habe der Welt so lange mit Lebensgefahr gedient. Nun wollte ich ihr auch gern die übrige Zeit meines Lebens ohne alle Gefahr dienen. Ich habe manche liebe Nacht nachgedacht, dieses vortreffliche Mittel zu finden. Ich habe fast alles das meinige dabey zugesetzt. Ich bin auf eine Materie gefallen, woraus die Schiffe entweder gebauet, oder womit sie überzogen werden könnten, daß sie mit allen Winden segeln müßten, wohin ich wollte, daß sie der Wuth aller vier Elemente gewachsen wären, daß sie nie stranden könnten, und allen Proviant, alle Waaren unverfehrt erhielten. Zwar habe ich sie noch nicht gefunden. Nein. Ich kann es nicht als ein ehlicher Mann sagen, gefunden habe ich sie noch nicht. Aber finden will ich sie, und ich lege mein Haupt nicht eher zur Ruhe, als

E 5

bis

bis ich sie gefunden, und meinen Endzweck in seinem ganzen Umfange erreicht habe. Wer mir Einwendungen dagegen machen will, der ist mein Feind; und darum verdienst du deine Schläge, hier wies er auf sein Weib, welche dir keinen Tag fehlen sollen, bis ich mit Gott wieder an Bord gehe!

Ja, sehen Sie nun, sagte die Frau zu mir, sehen Sie nun wohl, mein lieber Herr Doctor, daß mein Mann, leider! in seinem Kopfe nicht richtig ist? Welcher vernünftiger Mensch würde auf einem so tollen Einfall so hartnäckig bestehen, und müßten wir nicht alle eben so unsinnig seyn, als er selbst ist, wenn wir glauben sollten, daß ein solches Mittel zu erfinden möglich wäre?

Der Mann griff hierauf ganz gelassen nach einem grossen Prügel, welchen er neben sich stehen hatte, und dieses war das Zeichen, daß sich die Frau entfernen mußte. Sie nahm mich bey der Hand, und führte mich in ein Nebenzimmer. Ich bitte Sie um alles, was Ihnen lieb ist, sagte sie, wie ist es anzufangen, diesem unsinnigen Manne zu helfen? Soll ich ihn in ein Tollhaus schaffen, damit er seine Vernunft wieder erhält?

Meine Freundin, antwortete ich, ihr irret euch. Glaubet mir, euer Mann ist nicht toll, sondern er ist einer von den scharfsinnigsten Köpfen, die jemals in der Welt gewesen sind. Gehet hin, und nehmet etwas ein, ihr habt euch entrüstet, ihn aber lasset in Frieden gehen. Ach! ja wohl, sagte sie, das Einnehmen ist mir nöthig. Ich habe fast den Tod von ihm. Gott weiß, ob ich nicht schon begraben wäre, wenn ich nicht diese Tropfen bey der Hand hätte, die ich allezeit einnehme. Ich habe sie von einem Manne, der Gold machen konnte, und es ist eine Universalarznei, die man in allen Fällen gebrauchen kann, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, und womit sich alle nur erfindliche Krankheiten heilen und verhüten lassen. Gut, sagte ich, dieses ist die Universalarznei für die Menschen, und euer Mann suchet die für die Schiffe. Ihr glaubet an jene, und er an diese, und der gelehrte Mann, der eure Tropfen

Tropfen erfand, war in seinem Fache, was euer Mann in dem seinigen ist. Ach! lieber Herr, sagte sie, Sie wollens nur nicht gestehen; aber mein Mann ist gewiß nicht richtig im Kopfe! Sie wollte weiter reden; allein, ich ergriff die Thür, und gieng fort.

* * *

Da diese Begebenheit kürzer ablief, als ich geglaubet hatte, so mußte ich die Hoffnung fahren lassen, meinen Lesern einen ganzen Bogen von dieser Krankheit zu schreiben. Daher werden sie mir erlauben, daß ich den übrigen Raum mit einigen Briefen anfülle, welche seit einiger Zeit bey mir eingelaufen sind, zumal da ich befürchten muß, daß sie sich sonst zu sehr bey mir anhäufen möchten.

Mein Herr Arzt!

Hier ist Materie zu eifern. Am 13ten Jenner dieses neuen Jahres war ich so unglücklich, bey einer alten geizigen Dame zu Gaste gebeten zu seyn, um denselben Abend bey ihr für Lieb zu nehmen. Wo ich aber in der Welt noch einmal so für Lieb nehmen muß, so befürchte ich, daß ich Zeit Lebens ungesund davon werke. Ich vermuthete mir allerdings eine kleine Mahlzeit, und war um deswillen so vorsichtig, mich den Mittag vorher zu überladen, damit ich desto besser fasten könnte. Aber das glaubte ich nicht, daß ich von 4 Uhr an bis um 10 in der unbändigen Kälte, die diesen Tag war, hätte frieren sollen. Die gute Frau, welche ihres Reichthums kein Ende weiß, war so ökonomisch mit ihrer Feuerung, daß sich ihr eiserner Ofen, schon als ich kam, in einer ganz temperirten Wärme befand, welche ihn gegen Abend um 6 Uhr wie ein kleines Fieber verließ, ohne daß er diesen Abend den geringsten Anstoß von einem neuen Paroxismo bekommen hätte. Ich befand mich dabey in einem eben so kläglichem Zustande, wie Prinz Amadil in der Ragenpfote, als er bey der Feyer des Eises seinen Besuch absetzte. „Der Himmel war überaus heiter, die Luft aber kalt; und „er, der diesen Zufall nicht vorausgesehen hatte, war ziemlich dünne „bekleidet, und fror sehr. Kaum war in seinen Gliedern noch einige „Empfindung, so steif waren sie ihm geworden; und seine Nase „hatte der Frost in einen Körper verwandelt, der nicht mehr zum „Gesichte zu gehören schien. So oft er die Gestalt seiner Wohlthäterinn, der Eisfeyer betrachtete, schauderte ihm die Haut an seinem

„ganzen Leibe. Sie war alt, und der Frost schien sie ganz violett blau gemacht zu haben. Ihre Augen hatten kein Leben, und lagen tief im Kopfe; an ihrer Nase hieng ein Eiszapfen; der Speichel frohr auf ihrem Munde, wenn sie denselben zum Reden öffnen wollte, und dem ungeachtet besaß sie eine Schwachhaftigkeit, die sich nie erschöpfte. Zwar kann wohl was Frostigeres erfonnen werden, als die Schwachhaftigkeit? Alle Fenster des Zimmers giengen nach Norden zu, damit die Luft desto frischer wäre, und die sorgsame Kunst hatte hie und da kleine Luftlöcher gelassen, durch die der Wind hineinstreichen konnte. Beym Abendessen bedeckte sich die Tafel mit kalten Suppen, mit schneeweißen Torten, mit pomeranzenfarbenen Gallerten und mit allen Arten von Geleen.“

„Sehen Sie, mein Herr, so war mein Zustand an dem für mich so erschrecklichen 13ten Jenner, und hätte ich nur eine so lange Nase gehabt, als Amadil, so würde ich gewiß geglaubt haben, daß ich seine Rolle bey einer Eisfey spielte. Als ich nach Hause kam, war ich so durch und durch erkältet, daß ich mich nicht unterstund, in die Wärme zu gehen, um meine gesunden Glieder nicht durch ein allzu schnelles Aufthauen zu verlieren. Was ist das für Manier, in solcher Kälte Gäste zu bitten, und nicht einzuheizen, so viel als nöthig ist? Ihnen steht es an, über diesen Mangel der Lebensart Klage zu führen. Ich werde nie wieder im Winter zu dieser Matrone gehen, ohne mich vorher mit Oele einzuschmieren, wie Sie es uns gelehret haben. Allein, ich fürchte, daß dieses nicht einmal hinlänglich seyn würde. Wenn solche Grobheiten Mode werden sollten, so dürften die Gäste bald gendthiget seyn, sich einen Schneehaufen zu bestellen, worunter sie begraben werden könnten, wenn sie erfroren nach Hause kämen. Ich kann sonst eine ungesittete Begegnung ganz wohl vertragen. Allein, wenn ich bey solchem Froste aus meinem warmen Zimmer herausgelockt werde, um in einer langweiligen Gesellschaft halb todt zu frieren, so halte ich diese für noch ärger, als Faustschläge, welche sehr hart seyn müßten, wenn sie mir so viel Schaden an meiner Gesundheit thun sollten, als mir dieser verwichene Abend gethan hat. Ich bitte Sie, lassen Sie doch diesen Streich nicht ungeahndet, und geben Sie uns überhaupt mehr Regeln, die zur Gesundheit im gesellschaftlichen Leben gehören. So wie Sagedorn von einem Frager sagte:

Man geht zum Schmaus, und kommt dort zum Verhör,
so möchte man, um seiner Gesundheit willen, von unsern meisten
Gesellschaften sagen, was ich sehr oft gedacht habe:

Man schmaust, und wünscht, daß man zu Hause wär.
Machen Sie ihre Sache gut: denn Sie wissen nicht, was Ihnen
noch selbst widerfahren kann. Wollen Sie mir nicht auf die alte
Fey

Fey schimpfen helfen; so gebe Ihnen Ihr schwachstester Freund bald, da es noch kalt ist, einen frostigen Schmaus bey durchlauchtigen Fenstern, wobey Sie, wie ich, mit den Zähnen klappern; und wenn Sie dann empfinden, was ich empfunden habe, und wenn Sie dann gern lärmern wollten, wie ich gern wollte, und nicht dürfen, wie ich nicht durfte; So denken Sie zurück an mich, wie ich voraus an Sie gedacht habe. Was sie dann am folgenden Morgen schreiben, das will ich lesen. Ihr Diener.

Wahrschau.

Mein Herr Arzt,

Sie werden wegen Ihres 55ften Stückes eine kleine Vertheidigung von mir annehmen, weil ich nicht zweifle, daß sie dieselbe für billig halten werden. Sie haben uns da sieben Mäusen zugesendet, die uns recht wie Tyrolermägdchen die Wahrheit gesagt haben. Ich erkenne gern, daß Geiz und Liebe zum Reichthume die herrschenden Neigungen vieler Menschen sind, und daß Hamburg deren nicht wenige zu seinem Antheile besitzet. Allein, Sie werden auch wissen, daß wir viele Verschwender, und wiederum eine große Menge von Einwohnern haben, die mit einer großmüthigen Freygebigkeit eine kluge ökonomische Sparsamkeit verbinden. Ich erkenne, daß die Dienste, die uns ein Arzt leistet, von der allergrößten Wichtigkeit sind, und daß man ihn allezeit, auch nach der Belohnung, für einen Wohlthäter unserer Personen halten müsse. Ich halte einen Mann, der mit einem unverbroffenen Fleisse seine Lebenszeit daran wendet, die Mittel zur Erhaltung und Genesung und die Mittel zur Erleichterung des unheilbaren Elendes der Kranken, zu studieren, der sich ihrer Pflege treulich widmet, der unsere Wunden anrühret, als ob es seine eigene wären, der die Gefahr, von uns angesteckt zu werden, und sein eigenes Leben durch die Erhaltung anderer zu verlieren, für nichts achtet, kurz, der nur den Elenden zum Trost und zur Hülfe lebet, und, nur allzu oft, als ihr Märtyrer stirbt, ich halte, sage ich, einen solchen Mann, aller Achtung und aller Belohnungen würdig, welche man dem Character eines wohlthätigen Menschenfreundes schuldig ist. Allein, erkennen Sie auch, daß es in Hamburg Familien genug giebt, die diesen Werth der Aerzte zu schätzen wissen, und die sich ihrer Sorgfalt durch großmüthige Belohnungen werth machen. Ich tabelle nicht, daß sie denen, die dieser Pflicht uneingedenk sind, und deren es überall viele giebt, ihre Undankbarkeit und Niederrächtigkeit vorhalten, und in dieser Absicht hat mich ihr 55stes Stück wirklich ergötzet. Gleichwie es aber in allen Ständen Niederträchtige giebt, so werden sie auch die Aerzte selbst mit dazu rechnen müssen. Neulich war die Reihe

an den Patienten; sie muß auch einmal an die Aerzte kommen. Glauben Sie mir, daß es selbst unter denen, welche die Vorrechte, Würden und Freyheiten Ihrer Kunst besitzen, viele gewinnfüchtige und unerfährliche Leute giebt, welche mit ihren Arzneyen den ungerechtesten Wucher treiben, und ihre Patienten wirklich in die Verlegenheit setzen, daß sie entweder gesund bleiben, oder zu Bettlern werden müssen; viele, die ihre Arzneyen und Besuche verschwenderisch und ohne alle Noth überhäufen, die für alle Stunden des Tages Arzney senden, und bey dem folgenden Besuche nicht einmal mehr wissen, was sie gesendet haben; viele, die sich nicht schämen, ihre Bemühung und Arzneyen so hoch anzurechnen, als ob sie lauterer Gold und ihre Gläser lauter Edelgesteine wären; viele, die unter Wohlhabenden, Reichen, und unter Personen vom Mittelstande und Armen keinen Unterschied machen; viele, die noch dazu ihre Kranken offenbar vernachlässigen, nie eine Bemühung anwenden, sich besser zu unterrichten, oder sich die neuern Entdeckungen, wodurch ihre Kunst täglich wächst, bekannt und zu Nutze zu machen; viele, die sich den Namen der Aerzte blos erschlichen haben, und die weder Wissenschaft noch Beurtheilungskraft besitzen; viele, die sich des Ansehens und der Würden wahrer Aerzte blos bedienen, um dem Bürger sein schwer erworbenes Gut, und dem Reichen einen Nebenfluß zu entwenden, welchen er gewiß nicht schlechter, als zu ihrer Unterstützung anwenden kann. Diese Personen sind es, mein Herr, welche ihrer Kunst einen Schandfleck anhängen, und welche verursacht haben, daß man sich vor den Kosten, welche die Gesundheit erfordert, mehr fürchtet, als vor den Gefahren der Krankheiten. Ein großmüthiger Mann kann sicher die Großmuth von andern erwarten, um deren Leben und Gesundheit er sich verdient gemacht hat. Trifft er einige Undankbare, so wird er doch auch wiederum andere finden, die ihn schadlos halten. Wer sich den Character eines rechtschaffenen Mannes, eines uneigennütigen Wohlthäters, und eines Arztes erwerben kann, der mühsam arbeitet, um täglich zu lernen, und vor Begierde brennet, seine Elenden aufs geschwindeste, aufs sicherste und auf die angenehmste Weise wieder herzustellen, der beobachtet die Pflicht, welche Gellert allen Menschen anpreiset, und der wird auch gewiß ihre Belohnung finden.

Mensch, mache dich verdient, um andrer Wohlergehen;
Denn was ist göttlicher, als wenn du hülfreich bist,
Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizusuchen,
Der, wenn er Großmuth sieht, großmüthig dankbar ist.

Ich verharre

Dero

Ergebenster,
Leberecht O * * * G.
Mein

Mein Herr,

Wie kommt es doch, daß die heutigen Aerzte die Hypochondrie nicht mehr so geschwind curiren können, als es vor Alters geschah? Ob man gleich diese Krankheit von je her die Milzkrankheit genennet hat, so weiß man doch, daß sie mehr eine Krankheit der Einbildungskraft, als des Körpers sey. Sie haben ihr zwar in Ihrem 25sten Blatte ihren eigentlichen Sitz im Unterleibe angewiesen, und ich zweifle auch gar nicht, daß eine verdorbene Verdauung den Verstand und die Einbildungskraft verrücken könne. Allein, nach Ihren eigenen Grundsätzen von der Gemeinschaft des Leibes und der Seele werden Sie zugeben müssen, daß eine verdorbene Einbildungskraft eben so leicht den Magen, als ein verdorbener Magen die Einbildungskraft verderben könne. Es kann also zweyerley Arten der Hypochondrie geben, eine, wenn die erste Ursache derselben von einer körperlichen Krankheit im Unterleibe herstammet, und eine andere, wo die verdorbene Einbildungskraft den Anfang macht, und den Körper ansteckt. In diesem letzten Falle muß man die Cur bey der Einbildungskraft, im ersten aber, beym Körper anfangen. Wenn man auf diesen Unterschied genau Acht geben wollte, so würde man, wie ich glaube, die Hypochondristen, welche blos wegen einer Verrückung der Einbildungskraft krank sind, leicht, und ohne alle Arzneyen curiren können, wenn man nur dem Fehler ihrer Phantasie abhölfe. Sie werden sich erinnern, daß dergleichen Euren schon oft, und in wenig Augenblicken geschehen sind, und daher ist es unrecht, daß man sie jetzt so sehr verabsäumet. Man erzählt von dem Caspar Barläus, einem Professor der Philosophie zu Amsterdam, daß er sich eingebildet habe, sein Körper wäre bald von Glase, bald von Butter, bald von Stroh; daher er sich gefürchtet, daß niemand an ihn anstoßen, oder mit Feuer an ihn kommen möchte, um nicht zu zerbrechen, oder zu zerfließen, oder zu verbrennen. Er, oder ein anderer Ged., ist von solcher Thorheit blos durch die augenscheinliche Ueberführung seines Irrthums curiret worden. Denn, man liest hin und wieder in den Schriften der Aerzte, daß man einen, der seine Beine sorgfältig eingewickelt, weil er geglaubet, daß sie von Stroh wären, blos dadurch von seiner Thorheit befreyet, daß man ihn durch einen verursachten Schreck gezwungen, aufzuspringen und davon zu laufen, woraus er überzugenget worden, daß seine Beine noch stark genug wären. Einer, der sein Wasser nicht lassen wollen, weil er geglaubet, er habe ein Meer im Leibe, und würde die ganze Welt unter Wasser setzen, ward zu einem brennenden Strohhäufen geführt, und gebeten, etwas Wasser zu lassen, um diesen grossen Brand zu löschen, da er dann mit Erstaunen die Kleinigkeit gesehen,

die

die er bey sich gehalten hatte. Es ist mir selbst ein Mann bekannt, welcher gestorben zu seyn glaubte, und deshalb nicht zu bewegen war, das geringste zu essen, oder zu trinken. Man bestellte einen seiner Freunde, der ihn besuchte, und sagte: Nun bin ich auch gestorben, und nun sind wir also wieder beysammen. Hierauf ließ er sich zu essen geben, und als sich der Patient hieran zu stossen schien, versicherte er ihn sehr treuherzig, daß die Todten eben sowohl äßen und tranken, als die Lebendigen, worauf er ohne Bedenken mitspesete, und genas. Ich kann die Zeugen von dieser Begebenheit noch alle Tage aufstellen; und wenn alle übrige Erzählungen von solchen Thorheiten in Zweifel gezogen werden, wie einige gethan haben, so kann man doch diese unmöglich läugnen. Folglich lassen sich manche Hypochondristen bloß durch die Einbildungskraft curiren. Wenn ich aber dieses zum voraus setze, so könnte man vielleicht für solche Becken eine allgemeine Cur, wie für andere Krankheiten, erfinden, die bloß durch einen lebhaften Eindruck im Gemüthe curiret werden. So kann z. E. die Hand eines Todten gelähmte Glieder und Gewächse heilen, weil man sie damit bestreicht. So heilen auch die Könige die Kröpfe, indem sie sie mit ihrer Hand berühren. Sollte dieses nicht mit derjenigen Art der Hypochondrie noch viel leichter angehen, die bloß in der Einbildungskraft ihren Grund hat; gesetzt auch, daß daraus wirklich schon eine Krankheit des Körpers z. E. eine Verstopfung der Milz, oder Leber, entstanden wäre? Dieses ist mehr, als ein blosser Einfall. Denn Sie müssen wissen, daß schon ehedem solche Curen wirklich geschehen sind. **Pyrrhus**, ein König der Epiroten, war ein solcher Arzt der Hypochondristen. Er fieng seine Cur damit an, daß er einen weißen Hahn opferte. Hernach mußte sich der Kranke auf die Erde legen, da dann **Pyrrhus** desselben Milz mit seinem rechten Fuße gelinde drückte. Dieses war die ganze Cur, und er empfing dafür allezeit einen Hahn zum Geschenke. Es ist in der That Schade, daß nicht entweder mehr Könige Aerzte, oder mehr Aerzte Könige sind. Denn ich glaube, daß alsdann bey ihren Curen weit mehr Glück seyn würde, als ist. Ein Mann, dessen Anblick Ehrfurcht, Aberglauben und Zutrauen erwecket, ist wie ein **Boniviv**, welches seine Wirkung schon thut, wenn man es nur ansieht. Es ist wirklich keine andre Cur nöthig, als sein Anblick, dessen Eindruck in eine empfindliche Seele alles Mögliche bewerkstelliget, was dazu erfordert wird, sie wieder herzustellen, wenn sie verrückt ist.

Ich habe Ihnen dieses zur Ueberlegung mittheilen wollen. Denn in Ihrem 25 Stücke haben Sie die Hypochondrie bloß als eine Krankheit betrachtet, deren Ursache im Körper lieget. Sie können unmöglich zweifeln, daß die Seele zuweilen auch den Anfang machen könne, wenn ein Mensch in diese elende Krankheit verfällt, und für

für diese letztere Art von Hypochondristen dienen diese ich erwähnten Curen, Sie mögen nun dieselben sympathetische, oder psychologische nennen.

Ich bin, ic.

A***r.

Mein Herr,

Als ich Ihr 45tes Stück gelesen hatte, worinn Sie uns erzählten, was die Gelehrten bisher erfunden haben, um den Einfluß der menschlichen Seele in ihren Körper zu erklären, so fiel mir der Gedanke des **Thomas Bartholins** ein, welchen er von des heiligen **Anselms** verunglücktem Buche von der menschlichen Seele hatte. Man hat es nämlich als ein großes Unglück für die Welt angesehen, daß dieser heilige Mann allzufrühzeitig gestorben, indem er Willens war, eine Schrift von der Seele zu verfertigen. Er selbst hatte dieses zu erkennen gegeben, und befürchtet, daß niemand dergleichen Arbeit nach seinem Tode übernehmen würde. Allein, **Bartholin** sagte davon, er zweifle sehr, daß er jemals das Ende dieser Streitsfrage erreicht haben würde, wenn er auch noch einmal so alt geworden wäre. In der That ist damit nichts verloren gegangen, und eben so wenig scheinen wir damit zu verlieren, wenn es unausgemacht bliebe, auf welche Weise die Seele in ihren Körper wirkt. Es scheint, als würde diese Frage eben so wenig nützen, wenn sie entschieden wäre, als es ist schadet, daß sie noch nicht entschieden ist; ja es ist zu vermuthen, daß sie niemals werde entschieden werden, und daß sie unter die Aufgaben gehöre, von welchen der Herr von **Galler** sagt:

Die soll ich nicht verstehen, und kein Geschöpfe fragen.
Es möge sich mein Feind mit solchem Vorwitz plagen.

Cartesius hat einen Einfall gehabt, welchen Sie in ihrem Blatte unangeführt gelassen. Er behauptete, daß die Kraft der Seele von der Gesundheit und guten Leibesbeschaffenheit abhänge, und hielt das für, wenn man etwas finden könnte, wodurch die Menschen klüger und scharfsinniger gemacht würden, als sie bisher gewesen, solches gewis in der Arzneykunst gesucht werden müßte. Diesen Einfall hat der Herr von **Maupertuis** erweitert. Denn er hoffte, in der Lehre von der Natur der menschlichen Seele große Entdeckungen zu machen, wenn ihm das Glück Riesenköpfe verschaffe, in welchen er die Structur des Gehirns besser untersuchen könnte, als sie uns bisher bekannt gewesen. Wie nun aber, wenn er solche Köpfe wirklich gefunden, und sie in Gesellschaft mit dem Herrn **Godart** zergliedert hätte? Gesezt Herr **Godart** hätte darinn dasjenige wirklich

Der Arzt III Th. Berth. Ausg. F

gefunden

gefunden, was er in seiner Physique de l'ame humaine schon im Geiste sahe, daß nämlich das Materielle der Vorstellungen unserer Seele nichts anders wäre, als ein in die Fäserchen der Hirnswiele eingedrucktes Zeichen, weshalb auch dieser Theil die Geschichte aller Vorstellungen eines Menschen in einer Art von lauter hieroglyphischen Zeichen in sich enthielte; gesetzt, daß man dieses Gedankenregister in den Hirnswielen der Riesen gefunden und entziffert hätte. Dieses ist doch wohl alles, was **Nauvertuis** mit seinem ganzen Glauben hätte erwarten können. Würde er uns deshalb wohl gesagt haben, wie es die denkende Kraft angefangen hätte, diese Zeichen in die Hirnswiele zu prägen, und wie sich der Gedanke selbst empfinden, oder wie ihn die Seele hervorbringen können? Ich muß noch anmerken, daß Herr **Godart** seine Meinung von der Hirnswiele mit einem Grunde unterstützet, welcher mir sehr unsicher zu seyn scheint. Er behauptet nämlich, man habe kein einziges Exempel, daß bey einer Verletzung der Hirnswiele die Seelenkräfte unbeschädigt geblieben wären. Ich will aber nur den **Maltheserritter**, **Colbert**, aus Ihrem 36sten Stücke zum Beispiele vom Gegentheile vorschlagen. Wie konnte sein ganzes Gehirn in Brey verwan delt, und mit Knochensplittern angefüllt, wie konnte die ganze Substanz desselben bis ins kleine Gehirn durch und durch zerstoßen und verdorben, wie konnte der ganze Boden der Augenscheibe in das Gehirn hineingetrieben, und der vordere Theil des Sattels des Keilbeines gänzlich zertrümmert worden seyn, ohne daß nicht die Hirnswiele hätte mit leiden sollen? Nichts destoweniger behielt dieser Mann sieben Tage lang, bis er starb, seinen völligen Verstand, und den Gebrauch aller Gemüthskräfte im vollkommensten Grade. Ich weiß wohl, daß schon **Lancisi** und **Berger** den Sitz der Seele in die Hirnswiele gesetzt haben. Allein, die Sitze der Seele kosten uns nichts. Wir können ihrer so viel umsanft haben, als uns beliebt. **Empedocles**, der sie zum Fische machte, weil er ihre Wohnung ins Geblüt setzte, hatte eben so viel Recht dazu, als **Diogenes**, der ihr die rechte Herzkammer, und **Strabo**, der ihr ihre Wohnung zwischen den Augenbraunen angewiesen hat. **Digbäus** fand sie in der hellen Scheidewand des Hirngewölbes, und **Cartesius** in der Zirbeldrüse. Alles dieses sind leere Meinungen, und **Aristoteles**, **Democritus**, **Epicur**, und, mit ihnen, **Galenus** und **Whytt**, hatten eben so viel Grund zu behaupten, daß die ganze Seele im ganzen Körper, und in jedem Theile desselben ganz anzutreffen wäre. Der Herr **v. Haller**, und besonders Herr **Martin** haben hinlänglich erwiesen, daß die Seele weder in der Zirbeldrüse, noch in der Rinde des Gehirns, weder im callösen Körper, noch im kleinen Gehirn, weder im gestreiften Körper, noch im Centro ovali, weder in der dritten Hirnkammer, noch in der durchscheinenden Scheidewand,

noch

noch auch in der harten Hirnhaut ihren Sitz habe, weil alle diese Theile entweder bey schweren Hauptschäden, ohne Verlust des Lebens, beschädigt worden sind, oder im Gehirne der Thiere mangeln. Sie kann aber auch nicht im ganzen Körper ausgebreitet seyn, weil keine Empfindungen zu ihr gelangen können, wenn man einen Nerven unterbindet, daß sich sein Eindruck nicht bis zum Gehirne fortpflanzen kann. Doch genug.

- - - Ne me Crispini scriinia Lippi
Compilasse putes, verbum non amplius addam.

3***r.

Neun und funfzigstes Stück.

von Hagedorn.

So wird man oftmals der Gefahr,
Wo sie am größten ist, am wenigsten gewahr.

Ich habe einmal gelesen, daß es Gesunde in ihrer Einbildung gebe, die nicht so sehr ausgelacht zu werden verdienten, als die Kranken in ihrer Einbildung, über die sich der Spötter der Aerzte, der Herr von **Moliere**, so lustig machte, wofür ihn aber auch **Zygiäens** Rache traf, indem er mitten in der Vorstellung dieses Lustspiels krank wurde, und hernach starb. Diese Gesunden in ihrer Einbildung sind die vollblütigen und fetten Leute, die die Gesundheit nach dem Gewichte abmessen, und die dünnen und schwächtigen Leute mit mitleidigen Augen ansehen. Ich will heute mit diesen grossen Körpern ein Wort reden, und verlange keinen Dank von ihnen, wenn ich so glücklich seyn sollte, sie aus ihrem Irrthume zu reissen. Ich weiß, wie angenehm es sey, Irrthümer zu behalten, die

F 2

uns

uns überreden, daß wir glücklich sind. Denn eben diese Ueberredung macht uns glücklich. Ich weiß, wie gern man sich loben läßt, daß man einen bürgermeisterlichen Bauch und einen breiten fetten Rücken habe. Diese Freude will ich heute den dicken Leuten verderben. Ich werde sie krank demonstriren, und anstatt, daß sie bisher geglaubt haben, sie wären Bilder der Gesundheit selbst, werde ich ihnen ein Schrecken einjagen, das bis in ihren Schmeerbauch dringen soll. Ich kann leicht vorher sehen, wie sie mir meine Mühe belohnen werden, und daher werde ich ihnen, wie jener Mißethäter, antworten, welchem die Richter seine Verbrechen vorhielten, und ihn zuletzt fragten, was er nun meynte, dafür verdient zu haben? O! Kleinigkeit, sprach er, dafür verlang ich nichts.

Ich kann es doch in der That nicht wohl ändern, meinen dicken Lesern diesen unangenehmen Liebesdienst zu erzeigen. Ich betrachte sie als Leute, die sich verheirathen wollen, und die sich in ganz nichtswürdige Personen verliebt haben. Ich sage ihnen: Schließet diese Ehe nicht! Es wird euch gereuen. Ich kenne die Leute, die euch eingenommen haben. Ihr werdet mit ihnen unglücklich seyn. Es sind Bärenhäuter; es sind Mezen. So bald ich geschimpft habe, bin ich wieder gut, und sie hingegen fangen an, böse zu werden. Ich entferne mich, und weiche ihrer Wuth aus. Nach kurzer Zeit kommen diejenigen, die dennoch geheirathet haben, und sagen: Ach Freund, du hattest Recht! Hätte ich dir zur rechten Zeit geglaubt! Was für einen Satan habe ich bekommen! und dann kommen auch die andern, die sich abschrecken ließen, und sagen: wir danken dir! Was wären wir für unglückliche Leute geworden, wenn wir deinen Rath verachtet hätten!

Nun, meine Freunde, der Herr Bräutigam und die Jungfer Braut, das sind eure Schmeerbäuche. In diese seyd ihr verliebt. Ihr haltet den nicht für glücklich, der seinen Nabel nicht hoch trägt, und ihr glaubet, daß ich euch beneide, wenn ich euch warne, daß ihr euch diesen Hügel nicht zulegen sollt. Allein, ich kann lange Geduld haben, und

und länger, als bis ihr kommen werdet, mir für meinen Rath zu danken. Unterdessen lächelt nur, und vergnügt euch, wenn man euch schmeichelt, daß ihr fett werdet. Laßt euch euren Bauch loben, und eure Schneider fordern zu euren Westen drey mal mehr Sammet, als andere menschliche Bäuche umgeben! Freuet euch aber mit Furcht, und schauet umher, welche Gefahren auf euch lauren, um sich von eurem Ueberflusse zu nähren; in jenem Winkel das zuckende Zipperlein mit den weiten Schuhen; in diesem die knotigte Gicht; hier ein leichendes Asthma, ein röchelnder Catarrh; dort ein schnarchender Schlagfluß, und die schlafsüchtige Dummheit; überall Elend, überall Leiden! Verwünscht sey der Bauch, der uns so viel Unglück verursacht!

Wenn unser Blut mit zu viel nahrhaften und öligten Theilen angefüllt ist; so schweihen dieselben durch unzählige kleine fast unsichtbare Schweißlöcher durch die Häute unserer Puls- und Blutadern hindurch, und versammeln sich in fächerigten Häuten, womit viele Theile unsers Leibes versehen sind. Dasselbst formiren sie kleine Fettbeutel, welche desto stärker angefüllt werden und aufschwellen, je häufiger ihnen der überflüssige Nahrungsfaß zugeführt wird. Auf solche Weise werden die sonst ledigen Zwischenräume des Körpers ausgefüllt, und so wird man rund und fett. Die in diesen Zwischenräumen enthaltene Fettigkeit hat alle Eigenschaften eines Oels, so bald sie sich in flüssiger Gestalt zeigt. So ist das Fett in einigen Fischen von Natur, und von dem Straußvogel erzählt Pocock, daß ihn die Araber, wenn er todt ist, so lange schütteln, bis sich sein Fett auflöset und in ein Del verwandelt, welches sie zum äußerlichen Gebrauche für contracte und reißende Glieder verkaufen, auch wol innerlich eingeben.

Man kann von mancherley Ursachen fett werden, die ich erzählen will, ob ich gleich weiß, daß sich viele deren bedienen werden, die es lieber lassen und mager bleiben sollten. Unter allen kommen die weichen, flüssigen, nahrhaften Speisen und Getränke am ersten in Betrachtung. Ich habe hiervon in meinem 54sten Stücke die

Ursachen angeführt, und deshalb den häufigen Genuß der Kraftsuppen gesunden Leuten widerrathen. Allein, diese sind es nicht allein, sondern auch das weiche, nahrhafte Fleisch, die Milch und Mehlspeisen, die fetten Biere, und überhaupt alle Nahrungsmittel, welche viele Fetttheile in das Geblüt führen. Man kann es an den Ammen sehen, wie häufige und fette Milch sie bekommen, wenn sie eine Zeitlang viel Milch trinken, worinn Speck gekocht worden. Diese nahrhaften Mittel mästen aber desto schneller und stärker, je weniger Leibesbewegung man dabey hat, und dieses ist eine neue Ursache der Fettigkeit.

„Ein Mensch, der gut speiset, sagt Hippocrates, kann nicht gesund seyn, wenn er nicht Leibesübung dabey hat, und man muß immer zusehen, daß die Arbeit und die Sättigung einander im Gleichgewichte halten.“ Diese Regel ist es, welche die fetten Leute übertreten haben, und Krüger sagte, daß ihre fetten Bäuche die Denkfessel wären, welche die Natur denen anbieng, die sich an ihr versündigt hätten. In der That sieht man aus der Erfahrung, daß nichts geschwinder mäste, als gutes Essen und Trinken, mit der Leibesruhe und Gemächlichkeit verbunden. Wie schnell werden nicht die Pferde fett, wenn sie bey gutem Futter müßig stehen. Wenn man die Zugochsen, die vor dem Pfluge abgetrieben worden, auf eine schöne Weide bringt, so legen sie in kurzer Zeit ein wohlgeschmeckendes Fett an. Durch reichliches Futter und eine künstliche Lähmung werden die Gänse, Tauben und anderes Federvieh unförmlich fett gemästet; ja man weiß von den Menschen selbst, daß sie auf diese Weise am geschwindesten fett gemacht werden können. Ein Zergliederer überhäuft den Missethäter, dessen Leichnam er erben soll, in seinem Gefängnisse, wo er der Ruhe gezwungen genießet, mit nahrhaften Speisen, und man sieht oft solche dicke arme Sünder mit grossen Schmeerbäuchen zum Galgen und Köpplberge führen. Als Demetrius Poliorcetes in die Gefangenschaft geriet, und darinn dennoch königlich bedient wurde, so nahm bey

bey ihm das Fett dergestalt überhand, daß er nach wenig Monaten daran sterben mußte.

Auch die Gemüthsruhe mästet, wenn die übrigen Umstände dazu kommen, weil sie die Gesundheit befördert, und den Kräften der Verdauung keine Hinderniß in den Weg leget. Hierdurch wird das Blut mit nahrhaften Theilen überhäuft, und dieser Ueberfluß legt sich bey dem Mangel der Strapazen zu Fette an. Daher findet man nicht leicht, daß Leute fett werden sollten, welche heftigen Leidenschaften unterworfen sind, aber wohl, daß die zu Fette geneigten Leute gemeinlich entweder leichtsinnig oder unempfindlich sind. Aus eben diesem Grunde befördert der lange Schlaf den Anwachs des Fettes. Wenn es wahr ist, was einige Naturbeobachter wider andere behaupten, daß die Bären, welche den Winter hindurch schlafen, nicht mager, sondern fett aus ihren Löchern wieder hervorkommen; so kann man dieses keiner andern Ursache, als ihrem langen Schläfe und ihrer Ruhe zuschreiben. Warum mischt man den Hühnern, die man mästen will, Trespensaamen unter das Futter, als daß sie davon desto mehr schlafen sollen? Warum werden die Karpfen so fett, wenn man sie in Moos einhüllet, als weil sie außerhalb ihrem eigenen Elemente in einer müßigen Unthätigkeit und Betäubung liegen müssen?

Der Mangel solcher Leidenschaften, welche die Kräfte schwächen, und die Lebensgeister verzehren, trägt nicht wenig zu fetten Bäuchen bey. Man darf nur einen geduldigen Ochsen und muthlosen Wallachen mit einem trostigen Stiere und feurigem Hengste in Vergleichung stellen, so wird man, wie der Herr von Zaller anmerket, finden, daß der schwächlichere Körper und das kühlere Blut die ersten zur Anlage des Fettes ungemein geschickter mache, als die letztern. Dieser ruhigere Umlauf des Blutes begünstiget die Absonderung des Fettes überhaupt, und er ist die Ursache, warum die mehresten Menschen erst im 40. und 50sten Jahre ihres Alters sehr fett zu werden pflegen. Zu dieser Zeit sind die Herzschläge und die Kräfte des Umlaufs

nicht mehr so heftig und schnell, als in der wilden Jugend, und allerdings muß auch der aufgehörende Wachsthum des Körpers hierzu das feinigste beitragen. Man speiset und arbeitet um deswillen nicht anders, ob man gleich aufhöret zu wachsen, und der Nahrungsfaß, welcher sonst zur Ausdehnung und Vollenbung der Gliedmaßen angewendet worden, wird also von dieser Zeit an zu einem Ueberflusse, welcher zu Fette schlägt. Es ist eben so, wie mit den Leuten, denen Arme und Beine abgenommen worden sind. Weil sie darum nicht weniger speisen, ob sie gleich diese Glieder nicht mehr ernähren dürfen; so werden sie bey einer Lebensart, die sie vorher nicht mästete, ungemein vollblütig und fett, indem sie täglich eine große Menge guten Nahrungsfaß übrig behalten, der nicht mehr, wie sonst, sich durch die Glieder mit ausdehnet.

Nach diesen Regeln kann sich mästen, wer sich für besser hält, wenn sich seine Gestalt einer Kugel nähert. Ich will nicht so parthenisch seyn, daß ich dem Fette allen Nutzen absprechen sollte. Ein fetter Mann kann mit weniger Furcht von einer Brücke ins Wasser fallen, weil ihn das Fett als ein Körper von leichterer Art, nicht so leicht unter sinken läßt, als einen mageren, welcher erst, statt des Schmeerbauchs, ein paar aufgeblasene Rindsblasen, oder Pantoffelholz zu Hülfe nehmen müßte. So wie aber das Fett vor dem Ertrinken schützt, so kann es auch das Erfrieren der Glieder eine Zeitlang verhüten, weil es das Fleisch gegen die strengen Einflüsse der Witterungen in Schutz nimmt. Ueberhaupt wäre es nicht gut; ohne alles Fett zu seyn. Denn es macht unsere Gelenke geschmeidig, und zur Bewegung geschickter; es verhütet, daß die benachbarten Glieder und Muskeln nicht so leicht zusammen wachsen, oder daß sich in den Gelenken Eitergeschwulsten ansetzen, welche die Glieder steif und schwach machen; es erhält alle Theile, die sich aneinander reiben müssen, schlüpfrig, und überstricht so gar die Haut, daß sie glatt und glänzend wird, und von der scharfen Luft nicht zu viel leiden muß; es erhält viele Theile in ihrer gehörigen Lage und Entfernung

nung von einander, indem es die Zwischenräume ausfüllet; es dienet den fetten Leuten zu einem weichen Polster, worauf sie bequemer liegen und sitzen können: es verhütet die Furchen und Runzeln der Haut, indem es dem auswendigen Körper eine angenehme volle Rundung giebt; es macht eine weiße Haut, indem es durch dieselbe hindurch schimmert, daher auch die Kranken und abgekehrten Leute gemeiniglich gelb aussehen; alles dieses sind wahre Vortheile. Allein, sie gelten nur von einer mäßigen Fettigkeit, da sie hingegen völlig verschwinden, wenn man das Unglück damit vergleicht, welches sehr fette Leute zu befürchten haben.

Quesnay hat ausgerechnet, daß ein erwachsener Mensch, wenn er sich im natürlichen Zustande befindet, ohngefähr 8 Pfund Fett haben müsse. Das mittlere Gewicht eines Menschen ist 160 Pfund. Da es nun aber sehr fette Leute gegeben hat, welche 400, 500, ja so gar 600 Pfund schwer gewesen sind, so kann man leicht erachten, daß dieses Uebergewicht eine ganz ungeheure Abweichung vom Zustande der Natur seyn müsse. Man hat Leute gesehen, welche 6 Zoll hoch Fett unter der Haut gehabt haben, und bey den Thieren findet man ähnliche Beispiele. Es giebt Schweine, die so fett gewesen, daß ihre Haut 15 Zoll hoch vom Knochen abgestanden. Ein Ochse, der sonst etwa 500 Pfund wiegt, kann auf 2600, ja bis 2800 Pfund steigen, welches die Hälfte vom Gewichte eines Elephanten ist. Diese erstaunlichen Abweichungen von der Natur können unmöglich glückliche Folgen haben, und die Aerzte aller Zeiten haben dieses eingesehen. Hippocrates warnte schon, daß die Gesundheit, wenn sie auf den höchsten Grad gestiegen wäre, wie bey den fetten Athleten, gefährlich sey, weil sie alsdann keine Veränderung mehr leiden könne, ohne sich zu verschlimmern. Celsus hielt die vierschrötigen Körper für die besten, die weder fett noch mager wären. Denn, sagte er, die dünnen sind kränklich, und die fetten sind schwach. Sanctorius beobachtete, daß man täglich, nach völlig vollendeter Verdauung wieder eben so schwer

seyn müsse, als man vor der Verdauung gewesen war, wenn man völlig gesund wäre. Wie können aber dieses Leute von sich sagen, die nach jeder Mahlzeit ihrem Gewicht eine merkliche Last von überflüssigen Nahrungssäften aufsetzen?

Ich will bey der Erzählung der Gefahren, welche sehr fette Leute zu befürchten haben, die andern Aerzte reden lassen, ohne an diesen bösen Weißagungen sonderlich Antheil zu nehmen. Die Schlagflüsse sind in dieser Reihe. Schon Hippocrates wußte aus seiner Erfahrung, daß die fetten Leute gemeinlich eines plötzlichen Todes stürben als die magern, und er sagt dieses an verschiedenen Orten. Boerhaave schreibt die Neigung fetter Leute zu Schlagflüssen dem schwerern Umlaufe des Bluts durch die verengten Gefäße zu, welche das Fett zusammendrückt. Das Blut weicht diesem Drucke aus, und häufter sich an solchen Stellen an, wo kein Fett die Gefäße hindern kann, sich auszudehnen. Da nun das Gehirn nie fett wird, so überhäuft sich das Blut in dessen Gefäßen, dehnet sie übermäßig aus, und zersprengt sie, welches oft die unmittelbare Ursache des Schlagflusses ist. Der Herr von Zaller setzt es, als eine jedermann bekannte Sache, voraus, daß die fetten Leute zu Schlagflüssen geneigt sind. Von einem Manne, der über 600 Pfund schwer gewesen, und dem ungeachtet eine bewundernswürdige Behendigkeit besessen, und in dessen Weste sich nach seinem Tode sieben Männer von gewöhnlicher Stärke eingeschlossen haben, ohne daß ein einziger Knopf abgesprungen, melden die medicinischen Nachrichten, daß er in seinem 29. oder 30sten Jahre schon verstorben, und fünf Kinder und eine Frau in guter Hoffnung hinterlassen habe. Louis Courte, der um den Nabel herum gemessen, einen Umfang von acht Fuß hatte, und dessen Fett, nachdem die Haut abgenommen war, von der Haut an, bis zu den Bauchmuskeln eine Höhe von 13 bis 14 Zoll betrug, starb ein Mann von 800 Pfunden, starb schon im 46sten Jahr seines Alters am Schlagflusse. Die Gedärme waren weder dicker noch fetter, als bey einem andern gesunden Men-

Menschen. Seine Leber hingegen fand Herr Gújard dreyeckigt und verhärtet, und sie bestand nur aus einem Stücke. Sie war fünf Finger breit am Zwerchfelle fest gewachsen. Man kann keine Schwierigkeit machen, diesen Zeugnissen zu glauben, die ohnedem die Erfahrung aller Zeiten beweiset.

Die fetten Leute haben auch die Schlassucht zu befürchten. Boerhaave sprach einstmals mit einem fetten Doctor, welcher sich mit östern überflüssigem Blutlassen fett gemacht hatte, und dieser Mann war so schlaffüchtig, daß er wohl zehnmal unter dieser Unterredung einschlieff. Athenäus erzählet vom Dionysius, einem Beherrscher von Zeraclaea, daß er bey seinem vielen Fette so schlaffüchtig gewesen, daß man ihm Nadeln durch das Fett bis aufs Fleisch haben stoßen müssen, um ihn aufzuwecken.

Mit dieser Krankheit geht die Unempfindlichkeit und Dummheit fetter Personen in gleichem Paare. Denn das Fett bedeckt und verbirgt die Nerven, welche von empfindbaren Dingen berührt werden müssen, wenn sie ein Gefühl davon haben sollen. Außerdem verdrückt und lähmet es auch die Muskeln, deren Nerven es zugleich ungeschickt macht, sie zu bewegen. Nicomachus von Smirna ward für Fettigkeit zu allen Bewegungen ungeschickt, und der dicke Kerl in England, welcher 500 Pfund gewogen, konnte seinen eigenen Körper kaum von der Stelle bewegen. Die magern Thiere hingegen, welche man für schwach halten sollte, wie die Windhunde, die dünnen Klepper unter den Pferden, die Hirsche u. s. w. haben die behendesten Glieder, und fliegen gleichsam durch die Luft.

Weil das überflüssige Fett die Lungen zusammendrückt, so begreift man hieraus, warum fette Leute kurzathig sind, und öfters plötzlich ersticken. Dieses wiederfähret oft den Ortolanen und andern Vögeln, die viel Fett ansetzen. Man hat von Menschen viel ähnliche Beispiele. Es erstickte, wie schon Aristoteles angemerkt hat, ein Mann in seinem Fette, das sechs Zoll dicke war; und Dionis hat beobachtet, daß auch Säuglinge, unter der Zeit, da sie gestillet werden, von übermäßigem Fette er-

sticken,

sticken, weil die Milch viele Buttertheile enthält, welche leicht zu Fette werden. Hippocrates wußte diese Todesart auch. Die fetten Leute, sagt er, werden oft von hitzigen Fiebern und Kurzlustigkeit erstickt, und sterben gemeinlich plötzlich.

Die fetten Leute haben auch den Mangel des Blutes zu fürchten. Ihr Nahrungsfaß legt sich häufig und gleichsam roh in die Fetthaut, weil ihn die geschwächten Kräfte nicht verdauen können. Außerdem werden auch die Adern zu sehr von dem Fette zusammengedrückt, als daß sie viel Blut in sich enthalten könnten. Um deswillen macht Boerhaave einen gründlichen Unterschied unter fetten und vollblütigen Leuten. „Man hält, sagt er, die fetten Leute für vollblütig, weil sie von der kleinsten Bewegung außer Athem kommen; weil ihnen die geringste Ursache das Blut nach dem Kopfe treibt, und weil sie so oft vom Schläge gerührt werden. Allein, dieses beweiset nur, daß das Blut nicht gut durch die engen Gefäße fließe, keinesweges aber, daß zu viel Blut in den Adern enthalten sey.“ Diese Beobachtung hat einen practischen Nutzen. Den Vollblütigen ist das Aderlassen dienlich, und fetten Leuten muß es nothwendig schädlich seyn, wofern nicht der Fall statt findet, worinn Boerhaave selbst eine sehr fette Person durch Blutlassen gerettet hat. Sie hatte sich im Sommer durch starkes Spazieren erhitzt. Das geschmolzene Fett hatte sich in die Gefäße ergossen, und dieselben dergestalt ausgedehnet, daß davon ein Lähmfluß entstanden war, welchen das Blutlassen hob.

Bei den Lähmflüssen der fetten Leute kann ich auch die vornehme Gicht, das Reissen und die Krankheiten in Gra nicht mit Stillschweigen übergehen, womit sie oft ungeduldig gemacht werden. Kein Handarbeiter, kein Lastträger, der sich anstrengen muß, ist fett, und dieser niedrige Pöbel weiß auch nichts weder von Gicht, noch Reissen, in welchen hohen Gebrechen er so dumm ist, wie ein Vieh. Allein, wenn sich ein Bauer zur Ruhe begiebt; wenn er aus einem Hausknechte ein vornehmer Pächter wird, der

vom

vom Zusehen, wie seine Knechte arbeiten, fett wird: so erhebet sich nach und nach sein Bauch, wie sein Stand; und dieses ist der Anfang der Periode, da er gichtbrüchig wird. Diese Erfahrungen sind gemein und beweisend.

„Zulezt,“ sagt der Herr von Zaller, „ziehet eine starke Fettigkeit die Wassersucht herbey, und dieses ist das gemeinste Ende solcher Personen, an denen vielleicht die Blutadern gesperrt sind, die sonst die zurückfließenden dunstigen Säfte hätten wieder aufnehmen sollen. Endlich hat man auch Beobachtungen, daß sich in denen mit Fett überhäuftten Nieren gar leichtlich Steine erzeugen.“

Welch ein erschreckliches Verzeichniß von Elende für euch arme dicke Leute? Aber noch mehr, welches ein Schrecken, daß alles dieses wahr ist, und daß kein einziger Punkt geleugnet oder in Zweifel gezogen werden kann! Ich bin viel zu mitleidig, als daß ich nicht alle Mittel erzählen sollte, deren man sich bedienen muß, wenn man entweder mager werden, oder bleiben will. Hier wird es Lectionen geben, woben einem die Haare zu Berge stehen möchten!

Der Hunger ist ein recht goldenes Mittel wider den Ueberfluß des Nahrungsfaßes. Die Schlangen werden nach anhaltendem Hunger ganz mager. Der Chamäleon, die Eideren, die Frösche, haben im Herbst alle ihre Fettbehältnisse voll, und nach dem Winterfasten findet man sie bey ihnen im Frühjahr ganz ledig. Ein Knabe, welchem man boshafter Weise nur so viel zu essen reichte, daß er kaum das Leben erhalten konnte, ward endlich so mager, wie ein Todtengerippe. Dieses Mittel läßt sich versuchen. Ob es aber gleich gewiß ist, daß man vom Fasten nicht fett wird; so gehört doch gleichwol auch viel dazu, ehe man davon mager werden kann. Eben dieses läßt sich vom Trinken sagen. Ein junger Mensch, der nichts als Wasser trank, hat das Trinken einmahl sechzig Tage, und das andremahl 46 Tage unterlassen. Bey der ersten Enthaltung hat er Fleisch, bey der andern aber lauter Fastenspeisen genossen. Als er nun vor und nachher sich gewogen, hat er sich beidemahl um etliche Pfund leichter gefunden, doch

das

das zweytemahl mehr als das erstemahl. Als er nun hierauf wieder täglich zweymal getrunken, hat er davon in sechs Tagen sein voriges Gewicht wieder, und noch etliche Pfund drüber erhalten. Man ersetzt also durch die mäßigste Mahlzeit von Speise und Trank sehr bald das wieder, was man durch strenge und lange Enthaltung verloren, wenn man auch gleich ewig bey Fastenspeisen bleiben wolte, welche zwar weniger als die Fleischspeisen, aber doch immer hinlänglichen Saft geben, um davon Ueberfluß zu erhalten. Wir müssen also bewährtere Mittel suchen.

Galenus pries die Gemüthsorgen wider die Fettigkeit, und Ovidius wußte es wohl, daß sie mager machten,

Attenuant vigiles corpus miserabile curæ;
Adducitque cutim macies, & in aëra succus
Corporis omnis abit; vox tantum atque ossa supersunt.

Der Herr von Haller führt ein paar Beweise von dieser Sache, die ich mitnehmen muß. „Die Gemüthsorge und die Anstrengung der Seelenkräfte machen den Körper sehr mager, und diejenigen sind jederzeit fetter, bey denen die Gemüthsbewegungen mit gemäßigtem Feuer geschehen. Daher kam es, daß Cäsar zu sagen pflegte, er fürchte sich nicht vor den fetten und eingesalbten Männern, weil er wohl erkannte, daß dergleichen Leute sich weder das Beste des gemeinen Wesens noch den Trieb zur Freyheit sehr zu Herzen gehen lassen.“ (Es ist also wohl ein bloßer Mißverständnis, daß man die fetten Körper Bürgermeisterbäuche nennet.) „Der bekannte Jonathan Swift blieb, so lange er mit Sorgen und Jorn beständig überhäuft war, ungemein mager. Er wurde aber ausnehmend fett, nachdem sich seine Seelenkräfte erschöpft hatten, und er darüber kindisch wurde.“

Wolte man mich fragen, wie man es anzufangen hätte, um sich Sorgen, Gram, Verdruß, Aergerniß, Jorn und Haß, Neid und Zwietracht zuzuziehen; so würde ich manche vortrefliche Regeln geben können, wenn es der Platz gestattete. Man muß seine Kinder so erziehen, daß sie tübel gerathen; man muß sein Geld verspielen, arm werden,

den, und dann die, so man reich gemacht hat, um Hülfe anzusprechen; man muß eine üble Heyrath thun, den Pöbel beleidigen, Juden trauen, Schwüren glauben, Bücher schreiben, Gedichte machen, bis man lächerlich wird; neue Meinungen vortragen, die niemand annehmen will; : : : O! dieser Mittel sind viel!

Man kann gewissermaßen alle starke Leidenschaften hierher rechnen; und um nur die Wollust allein zu nennen, so sieht man wohl an den Thieren, daß ihre Fetthaut jederzeit mit ihrer Liebe in umgekehrter Verhältniß stehe.

Die starken Leibesübungen verzehren auch das Fett; wie wir solches schon im Cölius Aurelianus lesen, der sie allein zur Cur anpreiset, es auch an den schnelllaufenden Thieren, die gar kein Nierenfett haben, und an den gemästeten Thieren sehen, welche, sobald sie zur Arbeit gezogen werden, schnell wieder versallen. Das träge Faulthier erschöpft sich, indem es von einem Baume herab steigt, und nach einem andern fortkriecht, von der geringen, ihm aber beschwerlichen Arbeit so sehr, daß es einem Gerippe gleichet, ob es gleich fett gemästet vom Baume herunter gestiegen war. Die brasilischen Ochsen werden, wenn man sie aus entlegenen Landschaften nach Fernambuc, oder der Bucht, aller Heiligen, treiben läßt, unter Weges ganz mager, und man trifft in den Ochsen und Schaafen, die man vom platten Lande nach Paris bringt, wenn sie erst in dieser Stadt ankommen, gar kein Mark an, ob es sich gleich geschwind wieder sammlet. Bey dieser Regel ist aber eine Anmerkung von großer Wichtigkeit zu machen: Man muß keine starke Leibesübungen vornehmen, ehe man nicht einen großen Theil des überflüssigen Fettes auf eine andere Weise verthan hat. Dieses versteht sich von selbst, weil die Engbrüstigkeit und Trägheit der fetten Leute ihnen die Strapazen ohnedem verbietet. Man muß demnach suchen, den Schmeerbauch vorher auf andere Weise zu verdünnen, und hierzu kann vielleicht das Reiben dienen, welches eine passive Motion ist. Zacutus Lusitanus, Mluis und Quesnay erzählen, daß durch oft wiederhol-

tes Reiben die hervorgetriebenen Schmeerbäuche und die beschwerliche Fettigkeit völlig vertrieben worden seyn.

Wenn ein fetter Mann ein Fieber bekommt, so verzehret sich sein Fett auf eine wunderbare Weise. Durch eine solche Krankheit ist einer 30 Pfund, und ein anderer, nach der Speichelcur, 50 Pfund, ja einer in den Blattern 80 Pfund leichter geworden. Dieses kann etwas helfen. Allein, man muß wissen, daß sich nach den Krankheiten, nach den Holztränken und Speichelcuren das Fett gemeiniglich eben so geschwind wieder einfunde, als es verschwindet. Es geht überhaupt mit diesem Wachsen und Abnehmen sehr schnell zu. Man kann ein eingesperrtes Schwein in drey Tagen fett mästen, und eine fette Lerche, die in einer Nacht gemästet worden, ist schon am folgenden Tage wieder viel magerer.

Ich wünsche den dicken Leuten keine Krankheiten zu ihrer Cur. Noch viel weniger aber kann ich ihnen Arzneyen rathe. So gar die harten Speisen und die scharfen, hitzigen und reizenden Gewürze, welche in der That das Fett verzehren, müssen nicht eher gebraucht werden, als bis man wenigstens gewiß weiß, daß fette Leute nicht zugleich vollblütig sind, damit man sie nicht durch solche hitzige, reizende Mittel in Gefahr setze. Galen hat einen fetten Jüngling mit Theriac, mit Theriacsalz, mit lausen und Reiben befreuet. Das Käuen des Tabacks hat einen andern mager gemacht. Ein sehr fetter Mensch nahm alle Abend ein Loth weiße spanische Seife in einem halben Schoppen Wasser aufgelöst, ein, und ward davon in zweyen Jahren einen halben Centner leichter, worauf er den Gebrauch fortsetzte. Binnen sechs Jahren war er gesund. Die Seife wirkte bey ihm durch den Urin ohne alle Ungelegenheit. Boerhaave gebraucht saure Sachen: die Weinsteincrystallen, den Cremor Tartari, und dergleichen Purganzen. Vom Esige hat Haller ein Beyspiel, daß er ein stetes Erbrechen, einen 2 Finger dick verhärteten Magen, und den Tod an einem Baumeister verursacht habe.

Anstatt

Anstatt solcher theils langweiliger, theils gefährlicher Mittel, rathe ich vielmehr meinen fetten Lesern das Nachtwachen und das Nachdenken. Es ist kein Mittel, das den Schmeerbauch mit mehr Ehre vertreibt, als die Algebra, wenn man sie nur des Nachts, aber gründlich, studiert, und am Tage Holz fället. Dieses Mittel ist sympathetisch. Es wirkt durch die Geister, und vertreibt die Fettigkeit durch a + b.

* * *

Mein Herr,

Ich lobe Sie, daß Sie in Ihrem Aufsätze von der bösen Laune nur blos die Ehemänner getadelt haben. Eine Frau darf wohl zuweilen die böse Laune haben, aber ihr Mann nicht. Denn die Männer müssen durchaus keinen Willen haben. Es ist eine bloße Neuerung, daß sie ihren Weibern die Oberherrschaft über alle ihre Triebe streitig machen wollen. So war es vor Alters nicht. Zu Caras, in Asyrien, war ein dem Monde geweihter Tempel, wo hinein nur diejenigen kommen durften, die ihren Frauen schlechterdings die Herrschaft überließen. Semiramis hat ein Gesetz gegeben, welches viele Jahrhunderte beobachtet worden ist, daß die Männer in allen Stücken unter der Herrschaft der Weiber stehen sollten. In Aegypten war es ausdrücklich befohlen, daß die Frau über den Mann herrschen sollte, und es war in den Ehecontracten eine unvermeidliche Clausel, daß der Mann ein Sklave von dem Willen seiner Frau bliebe. Sieh da! so wollen wirs haben. Wer uns besitzen will, der beuge seinen Nacken unter dieß Joch, und sage in dem Herrn von Fontenelle, ohne zu brummen:

L'Amour seul commence les foux,
Mais c'est l'hymen, qui les achève.

Isabell Zabrecht.

Antwort.

Madame,

Wenn doch im Ehestande gebrummt werden muß; so mögen Sie es denn seyn, die da brummen. Was aber die Verse des Herrn von Fontenelle betrifft, so erinnern Sie sich, daß er sie in seinem Prologue zu der nicht vorhandenen Comödie: Pygmalion, Prince de Tyr. nur der Folie in den Mund leget.

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg. G

Mein

Mein Herr,

Wenn Sie einmal lange Weile haben, so thun Sie mir doch den Gefallen, und untersuchen die kleine Frage, die ich Ihnen vorlegen will. Sie wissen, daß sich diejenige Leidenschaft, welche wir die Beschämung nennen, durch eine besondere Röthe im Gesichte offenbaret, welche verursacht, daß diese Leidenschaft durch die Kunst so schwer nachgeahmt werden kann. Kann man ihr diesen Charakter wohl überhaupt bey dem ganzen menschlichen Geschlechte zuschreiben? Ich bin ungewiß, wegen der Mohren. Sollte wohl ein Mohr für Schaam erröthen können? Ich besinne mich nicht, hiervon jemals etwas gelesen zu haben, außer bey dem *Heliodoros*, welcher im Toten Buche seiner äthiopischen Geschichte von einem Mohren, Namens *Nerobus*, erzählt, daß er für Schaam erröthet sey. „Er sahe „beynahe so aus, sagt er, als wenn man den Ruß mit einer Röthe „anlaufen läßt.“ Diese Beschreibung kömmt ohngefähr so heraus, als ob *Heliodoros* nie einen Mohr hätte roth werden sehen. Ueberhaupt möchte ich wohl Dero Meynung vom Ursprunge dieser besondern Röthe bey dieser Gemüthsbeziehung lesen. Ich bin

Curiosus.

Sechzigstes Stück.

von Haller.

Euch kennt kein Sterblicher, ihr himmlischen Naturen!
 Vielleicht empfangen wir, bey trüber Dämmerungsklarheit,
 Nur durch fünf Oeffnungen den schwachen Strahl der Wahrheit,
 Da ihr bey vollem Tag das heitere Gemüth
 Durch tausend Pforten füllt und Alles an euch sieht.

Ob wir gleich nicht begreifen, wie ein Körper den andern, noch viel weniger aber, wie ein Gedanke die Gliedmaßen unsers Körpers in Bewegung setzen könne; so

ber.

bewundern wir doch weder das eine noch das andere, weil wir täglich sehen, daß beydes geschieht. Eben so geht es uns mit den Empfindungen. So bald ein Körper unsere Nerven berührt, so entsteht, im natürlichen Zustande, in unserer Seele eine Vorstellung von ihm, und dieses ist der ordentliche Weg, wie wir von Dingen, die uns gegenwärtig sind, Begriffe erhalten. Niemand bewundert diese erstaunliche Verwandlung der in den Nerven erregten Bewegungen in Begriffe, und die Gelehrten müssen uns erst beweisen, daß diese Sache unbegreiflich sey, ehe wir es uns einfallen lassen, sie zu bewundern. Inzwischen verdient sie doch allerdings bewundert zu werden. Es ist eine Ehre für uns, zu entdecken, worinn wir unwissend sind, besonders wenn diese Entdeckung ungemeine Einsichten zum voraus setzet. Ich will mich demnach bemühen, meinen Lesern in diesem Blatte die gleichgültige Ruhe zu stöhren, womit sie bisher ihre Sinne gebraucht haben, ohne sich einfallen zu lassen, daß sie von dem allen nichts begreifen, was sie doch alle Augenblicke thun.

In den Sinnen berührt gleichsam die Materie die Seele. Ich habe meinen Lesern schon ehemals gesagt, (6tes Bl.) daß die Nerven die Instrumente unserer Empfindungen sind. Diese Nerven sind hin und her im menschlichen Körper ausgebreitet, und reichen bis unter die Oberhaut am ganzen Umfange des Leibes, wo sie den allgemeinen Sinn des Gefühls ausmachen. Ein jeder Körper, welcher den Umfang des unsrigen dergestalt berührt, daß davon ein Nerve einen Eindruck empfängt, der bis zum Gehirn fortgeht, bringt in unserer Seele eine Vorstellung von seiner Gegenwart hervor, und wir sagen alsdann, daß wir ihn fühlen. Die Veränderung, welche der Nerve von der Berührung eines fremden Körpers leidet, kann unmöglich etwas anders, als eine Bewegung seyn. Allein, diese Bewegung verwandelt sich augenblicklich in eine Vorstellung, welche nicht die geringste Aehnlichkeit mit einer solchen Bewegung hat. Die Nerven, welche die Zungenspitze empfindlich machen, werden von den aufgelöseten

S 2

Sal

Salzen zu einer Bewegung gereizt, welche uns einen Begriff von den Arten des Salzes beibringt, die auf unsrer Zunge zergehen, und diese Begriffe sind das Schmecken. Wenn diese Salze flüchtig sind, und in der Luft schwimmen; so reizen sie die Nerven, womit die inwendige Nase ausgekleidet ist, und hieraus entstehen Begriffe von den subtilsten flüchtigsten Salzen der Körper, welche sich in der Nase auflösen. Diese Begriffe sind das Riechen. Wenn die Lufttheilchen in eine bebende Schwingung gesetzt werden, so schlagen sie die Nerven des künstlichen Ohres, welche diese Schwingungen nachahmen, und dieses Beben der Gehörnerven verwandelt sich in einen Begriff, welcher das Hören genennet wird. Wenn sich endlich die Lichtstrahlen der Körper im Auge versammeln, welches dazu angelegt und eingerichtet ist, sie dergestalt zu brechen, daß sie die Bilder der Gegenstände im Auge, unendlich verkleinert, abmahlen; so fällt dieses Bild auf den darinn ausgebreiteten weichen Nerven, und dieser Eindruck des Bildes im Nerven veranlaßt die Seele zu einem Begriffe von der Gestalt und Farbe der Körper, welchen man das Sehen nennet.

Man sieht hieraus augenscheinlich, daß das, was in unsrer Seele vorgeht, wenn wir empfinden, weder mit dem, was diese Empfindungen ausser uns veranlaßt, noch auch mit der Veränderung, welche der Nerve davon leidet, eine andere Ähnlichkeit habe, als die bloße Uebereinstimmung aller dieser Dinge mit einander. Cartesius konnte mit dieser Neuigkeit kaum Glauben finden, als er behauptete, daß die Farben in den Körpern selbst ganz etwas anders wären, als die Empfindungen der Farben in der Seele, und daß die Abbildungen der äussern Sachen im Gehirne, welche kein Mensch erwiesen hatte, und womit man doch alles zu erklären glaubte, höchstens nur bloße Bewegungen wären, die von den Nerven bis zum Gehirne fortgepflanzt würden. Wir sehen eigentlich nichts als einen Lichtstrahl, welcher mit mehr oder weniger Gewalt in die Nerven unserer Augen wirkt. Diese Berührung wird erst in der Seele dasjenige, was wir eine Farbe nennen. Die Erschütterung der Ner-

ven

ven des Ohres, welche die Schwingungen der Lufttheilchen hervorbringen, ist in der Maschine ein Beben, und wird in der Seele zum Tone. Das schmelzende Salz, welches die äusserste Spitze der Nerven der Zunge reizet, ist in dem Nerven eine Art von einer Beizung. Allein, es hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem, was wir süß, sauer oder bitter nennen, wenn wir es schmecken. So ist es mit allen übrigen Sinnen. Sie sind bloße Veranlassungen der Seele zu gewissen Vorstellungen von gegenwärtigen Dingen, welche nicht erfolgen würden, wo nicht in unsern Nerven von ihnen solche Veränderungen hervorgebracht würden, welche nach den ewigen Gesetzen der thierischen Natur mit ihnen allezeit verbunden seyn müssen, ob sie ihnen gleich eben so wenig ähnlich sind, als die Buchstaben eines Wortes dem Schalle gleichen, wenn man es ausspricht. Man macht sich also die Sache zu leicht, wenn man glaubt, daß die Empfindungen nichts anders, als Bilder der äusserlichen Gegenstände wären, welche sich im Gehirne, wie in einem Spiegel, vorstellten. Die Nerven werden von den äusserlichen Gegenständen als Maschinen bewegt. Die Seele wirkt, auf ihre Veranlassung, nach ihrer Manier eine Vorstellung, und dieses nennen wir die Vorstellung der Sache, welche den Nerven beweget hat. So bald wir aber eben dieselbe Sache entweder mit dem Verstande betrachten, oder auch nur durch andere Sinne empfinden, so ist diese Vorstellung himmelweit von jener verschieden. Man siehet vom weiten einen kleinen runden Thurm. Man gehet hinzu, berührt ihn, und findet, daß er ein grosses Gebäude sey. Man siehet die Würfel des Salzes. Man leget sie auf die nasse Zunge; wie sehr ist nicht die erste Vorstellung des Thurms und des Salzes von der letztern verschieden? Man lasse sich von einem Baumeister, was ein Thurm und von einem Chymisten, was Salz sey, erklären; so erhält man von beyden einen neuen Begriff durch den Verstand, welcher wiederum mit den vorigen Empfindungen nicht die geringste Ähnlichkeit hat.

G 3

Der

Der berühmte Wundarzt Cheselden stach im Jahre 1729 einem blindgebohrnem Menschen den Staar. Er hatte anfangs Mühe die Einwilligung dieses Blinden zu erhalten, weil es ihm unbegreiflich war, was er durch das Sehen für ein neues Vergnügen sollte genießen können. Endlich geschah es doch, und dieser Mensch erblickte im 15ten Jahre seines Alters das Licht der Welt zum erstenmale. Hier konnte man mit Bewunderung sehen, wie sehr die Vorstellungen der Seele, welche sie entweder durch den Verstand, oder durch andre Sinne erhält, von denen verschieden sind, die uns der Sinn des Gesichts zuwege bringt. Dieser Mensch konnte lange nicht die Größe, Entfernung, Lage und Gestalt der Dinge unterscheiden. Eine Sache, welche einen Zoll breit war, und ihm, wenn er sie vor das Auge hielt, ein Haus verdeckte, schien ihm von eben der Größe zu seyn, als das Haus. Er glaubte, daß die Gegenstände, die er sah, sein Auge eben so berührten, wie das, was er fühlte, seine Hand. Er war nicht vermögend, Dinge, deren Gestalt er, noch blind, durchs Gefühl unterschieden hatte, durch das Gesicht zu unterscheiden. Was er mit seinen Händen rund befunden hatte, davon konnte er durch das Gesicht nicht finden, ob es rund oder eckigt wäre; und so gut er fühlen konnte, ob eine Sache hoch oder niedrig wäre, so wenig war er im Stande, dieses bloß mit den Augen wahrzunehmen. Weil er die Kaze und den Hund immer verwechselte, und sich doch schämte, allezeit zu fragen; so fieng er sie, und lernte die Begriffe, die er durchs Gefühl von ihnen hatte, mit denen, die ihm das Gesicht gab, vergleichen. Erst zween Monate, nachdem ihm der Staar war gestochen worden, lernte er ein Gemählde von wirklichen Körpern unterscheiden. Denn er hatte bisher nicht einmal wahrgenommen, daß diese Gemählde Körper vorstellten, sondern sie nur für bunte Flächen gehalten. Als er zu merken anfieng, daß diese Bilder Körper vorstellten, erstaunte er desto mehr, wie er fand, daß die Gemählde sich nicht so anfühlten, wie sie aussahen. Er hielt sie, ihres Lichtes und Schattens

we

wegen, für rund oder uneben, und seine Hand versicherte ihn doch, daß sie flach wären. Dieses verwirrte ihn so sehr, daß er fragte, welcher von beyden Sinnen ihn betröge? ob das Gefühl oder das Gesicht? So verändern sich die Vorstellungen von den Dingen ausser uns, mit den Werkzeugen, welche sie in Bewegung setzen, und die die Seele veranlassen, sie zu denken. Eben so verschieden sind, wie gesagt, die Vorstellungen des Verstandes von den Vorstellungen durch die Sinne. Man gab sich einstmals grosse Mühe, einem Blindgebohrnen einen Begriff von einer Farbe bezubringen. Er begriff mit seinem Verstande die ganze Lehre vom Lichte und den Farben auf das genaueste, ob er sie gleich nie gesehen hatte. Als man ihn nun, am Ende aller Bemühungen, fragte, wie er sich nun etwan die rothe Farbe vorstellte, so verglich er sie, seiner Meinung nach am besten, mit dem Schalle einer Trompete.

Wenn wir alles dieses bedenken, so werden wir dem Wahne entsagen, als ob die Sinne der Seele die Bilder überlieferten, die sie gedenken soll. Nein; das was sie gedenkt, wenn sie sieht, höret, schmecket, riechet und fühlet, ist eben eine solche Wirkksamkeit und Aeussereung ihrer eigen thümlichen Kraft, als wenn ihr Verstand an abstracten Wahrheiten arbeitet, welche ebenfalls durch besondere Bewegungen im Gehirne veranlasset werden, denen sie aber eben so unähnlich sind, als ihre Empfindungen den Bewegungen, welche die äussern Körper in den Nerven hervorbringen, und bis zum Gehirne fortpflanzen. Die Begriffe von einzelnen Dingen legen den Grund zu aller übrigen Erkenntniß, und um deswillen mußte die Natur die Gliedmaßen der Sinne mit so vieler Kunst anlegen, um der denkenden Kraft unaufhörlich neue Veranlassung zu geben, die fruchtbarsten Begriffe zu erschaffen; dahingegen zu den übrigen Operationen der Seele bloß die versteckte Mechanik der Theile des Gehirns hinreichte, worinn die Lebensgeister ihr Spiel treiben.

Ich fürchte, daß ich bisher vielen meiner Leser zu spitzfindig geschienen habe. Daher will ich den Vortrag verändern. So wenig ich glaube, daß die Bewegungen der Nerven und Lebensgeister eben dasselbe wären, was wir bey unsern Empfindungen gedenken; so gewiß bin ich dem ungeachtet überzeugt, daß wir von allen den Dingen, die uns umgeben, nicht die geringsten Begriffe haben würden, wenn nicht unsre Nerven durch sie in Bewegung gesetzt würden. Es ist eben wie mit den Wettergläsern. Obgleich ihr Steigen und Fallen, weder mit der Hitze noch mit der Kälte die geringste Ähnlichkeit hat; so können sie doch ohne Hitze und Kälte weder steigen noch fallen. Eben so wenig kann auch die Seele von Dingen, die ihr gegenwärtig sind, Begriffe erhalten, wenn nicht in den Nerven eine Veränderung vorgeht, welche diese Dinge in ihnen hervorbringen.

Es ist aber nicht genug, daß unsre Nerven von den äußerlichen Dingen berührt werden; sondern sie müssen auch den von ihnen empfangenen Eindruck bis zum Gehirne fortsetzen können, wenn sie die Seele empfinden soll. Wenn man einen Nerven, welcher vom Gehirn zu einem gewissen Theile hinläuft, entweder bindet, oder abschneidet; so empfindet die Seele durch diesen Nerven, unter dem Bande oder unter der Verwundung, nicht das geringste. Zeisler erzählt ein Beyspiel von einem Soldaten, welchem eine Kugel dicht unter den beyden Schläfen quere durch den Kopf gegangen war, und die Nerven beyder Augen abgeschossen hatte. Zu allem Glücke waren bey dieser sonst so gefährlichen Verwundung keine solche Theile verletzt worden, die ihm hätten Lebensgefahr bringen können. Der Verwundete klagte über nichts sonderlich, und war im übrigen wohl und gesund, und von munterm, aufgewecktem Geiste. An seinen Augen war weder Röthe noch Entzündung zu sehen, sondern sie waren schön hellgrau, ins blaulichte spielend, und sahen den allergefundesten Augen gleich, auffer daß sie fast unbeweglich und starr stunden, und daß sie völlig erblindet waren. Eben so kann im schwarzen Staare

Staare eine Verstopfung des Augennerven ein sonst gesundes Auge ganz blind machen, und Böhmer behauptet, daß diejenige Blindheit, welche von den Verwundungen der Augenbraunen zu entstehen pflegt, ihren Grund lediglich in der Zusammendrückung der Sehnerven von den Augenmuskeln habe. Wenn man einen Arm oder Fuß stark und lange drückt, so schläft er ein, das ist, so verliert der Nerve unter dem Orte des Druckes seine Empfindlichkeit, und alsdann erfolgen keine Begriffe in der Seele von den Dingen die ihn berühren.

Wenn gleich die Nerven selbst unversehrt bleiben, das Gehirn aber, woraus alle Nerven entweder mittelbarer Weise oder unmittelbar entspringen, auf eine solche Art verletzt ist, daß dadurch die Nerven in ihrem Ursprunge leiden; so entsteht ebenfalls eine Unempfindlichkeit. Bonetus fand die Ursache der Unempfindlichkeit einer Jungfer, welche vorher lange mit Kopfschmerzen geplagt gewesen war, in einer Ueberschwemmung aller Höhlen und Falten des Gehirns von einem gelben Wasser. Zuweilen kann die Vollblütigkeit, welche die Adern des Gehirns so stark ausdehnet, daß es davon zusammengedrückt wird, eine Unempfindlichkeit des ganzen Körpers verursachen. So geschah es einstmals, daß ein achtzehnjähriger Jüngling, welcher gesund zu Bette gegangen war, des andern Morgens im Bette stumm gefunden wurde, und nichts empfand, man mochte ihn zerran, kneipen und stechen, so viel man wollte. Er gieng indessen herum, aß und trank und schlief, und befaß den Gebrauch aller übrigen Sinne, auffer dem Gefühle. Man stach ihm von hinten zu unversehends in den Kopf, Nacken, Rücken, mit Nadeln, sehr tief ins Fleisch, ohne daß er es merkte; und als er sich umwendete, stach man ihn eben so oft in den Leib, in die Brust und Arme, wozu er lachte, weil er nicht das geringste davon empfand. Nachdem man ihm aber die Froschadern unter der Zunge geöffnet hatte, kam Sprache und Empfindung alsobald wieder.

Es erhellet demnach aus allem diesem, daß die Werkzeuge unsrer Empfindungen, nämlich die Nerven und das Gehirn, wie auch die Bewegung der Lebensgeister in beyden, auf keine Weise gehindert werden dürfen, wenn sich die Seele von den äußerlichen Dingen, die ihr gegenwärtig sind, Begriffe formiren soll. Da nun aber alle unsere Vorstellungen endlich von den Empfindungen ihren Ursprung nehmen; so öffnen die Sinne gleichsam der Seele die Aussicht in die Welt, und sie würde, ohne dieselben, in unserm Körper wie in einem finstern Kerker eingeschlossen, und von der Welt abgeschieden seyn. Die Sinne vereinigen also die Geister- und Körperwelt mit einander; und je mannichfaltiger die Empfindungen sind, desto reicher wird die Seele an Einsichten.

Der Mensch hat hierinn einen Vorzug vor vielen andern Thieren, weil er durch fünf verschiedene Sinne empfindet. Eine Auster besitzt deren wahrscheinlicher Weise nur zweyen, nämlich den Geschmack und das Gefühl. Manche Thiere leiden ganz unbegreifliche Abwechselungen der Sinne. Ein Seidenwurm hat niemals weder Gehör noch Geruch. In seinem Raupenstande hat er den Geschmack und das Gefühl; aber das Gesicht mangelt ihm. Als Seidenpuppe verliert er den Geschmack, und lebet bey dem Gefühle allein. Als ein Schmetterling bekommt er das Gesicht; allein, den Geschmack hat er verloren. Das Gefühl mangelt ihm niemals.

Selbst der Mensch kann ohne gewisse Sinne bestehen. Es giebt Blindgebohrne, welche nie einen Begriff von Lichte und Farben haben, und welche diese Erkenntniß durch andere Sinne ersetzen. Ein blinder Organist zu Amersfoort konnte die Farben, ja so gar die schwarzen Buchstaben, durch das Gefühl unterscheiden, und sagen, was vermischte Farben wären. Er unterschied die Farben durch die Rauigkeit, welche im Schwarzen am größten, im Rothem aber am geringsten war. Dergleichen Beyspiele sind gemein. Es giebt auch Taubgebohrne. Thomas Bartholin hat einen Menschen gekannt, der keinen

Ge:

Geschmack gehabt, und nur zu seiner Erhaltung gespeiset. Vielen Leuten mangelt der Geruch; und wenn sich diese vier Mängel der Sinne bey einem einzigen Menschen zugleich befänden, welches vollkommen möglich ist, so würde er mit dem einzigen Sinne des Gefühls leben. Aber seine Seele würde ein sehr wüstes Feld seyn.

Man erkennt hieraus, daß es keine nothwendige Sache sey, alle fünf Sinne zu besitzen, und daher ist es auch möglich, daß mehr als fünf Sinne bey Thieren angetroffen werden könnten, oder daß es wenigstens Sinne von noch anderer Art gebe, als die uns bekannten fünf Sinne sind. Wir können davon eben so wenig Begriffe haben, als ein Blindgebohrner vom Sinne des Gesichts, und vielleicht beruhen auf diesen besondern Sinnen so manche wundervolle Eigenschaften einiger Thiere, welche wir nicht zu erklären im Stande sind. Wer weiß, was die Bienen für ein Gefühl haben, wodurch sie, wie Plutarch behauptet, diejenigen unterscheiden können, welche sich ihnen nahen, nachdem sie der Liebe geopfert haben. Wer kann zweifeln, daß die Raubthiere die Spuren auf eine besondere uns unbekannt Art wittern, und was ist das wohl für ein Sinn, welcher einige Thiere, die doch gewiß keinen Geruch haben, wie z. Ex. die Schmeißfliegen, so geschickt macht, die Fäulniß zu empfinden? Wie unterscheidet die große rauche Fliege in Lappland die Kennthiere von allen andern Thieren, daß sie über ihnen unermüdet fortfliegt, um ihre Eyer auf ihren Rücken zwischen die Haare fallen zu lassen, wo sie sich in die Haut einschleichen, und zu grosser Beschwerlichkeit des Kennthiers ausgebrütet werden? Herr Linnäus hat einer solchen Fliege einstmals zusehen. Das Kennthier, welches seine Kleider trug, wurde drey bis vier Stunden lang von ihr verfolgt, und sie flog beständig entweder gerade über des Kennthiers Rücken, oder unmittelbar hinter demselben. Sie hielt ihren Schwanz stets gerade ausgestreckt, und trug auf dem äußersten Ende desselben ein weißes Ey, so groß, als ein kleines Senfkorn. Diese Fliege flog den ganzen Tag, und ward öfters,

be:

besonders bey der kalten Luft, äusserst ermüdet. Sie gieng mit ihrem Eye so vorsichtig und behutsam um, daß sie sich nicht getraute, dasselbe auf des Rennthiers Rücken fallen zu lassen, wo dieses nicht eine Weile still stehen blieb, und doch fiel es hernach oft bey der Seite nieder. Sie war so eigensinnig, dem Rennthiere zu folgen, daß sie zuletzt ganz ermüdete, und vor Mattigkeit auf die Schneegebirge niederfiel, daß man sie mit den Händen greifen konnte, als ob sie ganz todt wäre. Bald darauf aber, da sie kaum eine Minute auf dem Schnee gelegen, und gleich einer matten Biene verschraubet hatte, flog sie auf den nächsten grünen Platz, wo sie etwa anderthalb Minuten ausruhet, ehe sie wieder aufflog, und ihrem lieben Rennthiere auf dem Fuße nachfolgte. Diese Unfehlbarkeit der lappländischen Fliege, womit sie ein Rennthier so genau zu unterscheiden, und seine Spur zu verfolgen weiß, setzt einen Sinn bey ihr zum voraus, welcher von ganz anderer Beschaffenheit seyn muß, als die den Menschen bekannten fünf Sinne.

Man kann noch weiter gehen. Die menschlichen Sinne selbst sind sich bey verschiedenen Personen nicht ähnlich. So wie die Augen der Menschen von einander verschieden sind, so formiren sich auch die Bilder im Auge verschiedentlich. Die Bilder, welche sich auf dem Sehnerven eines Elephanten abmalen, müssen größer seyn, als die in dem Auge eines kleinen Vogels, und so müssen auch bey einem Menschen diese Bilder verschieden seyn, nachdem sein Auge die Strahlen anders bricht und sammlet, als das Auge eines andern. Gleichwohl urtheilen alle Menschen von der Größe der Dinge übereinstimmig, welches unmöglich anders seyn kann, da sie den Maaßstab in eben derselben Proportion größer oder kleiner sehen, als die Körper, welche sie darnach abmessen. Eben dieses kann von den übrigen Sinnen gesagt werden. Bey den Thieren ist die Sache noch deutlicher. Wir sehen an den Fliegen ein paar grosse Augen, und schreiben ihnen darum den Sinn des Gesichts zu. Allein, ihr Sehen ist gewiß
von

von dem unsrigen sehr unterschieden, weil ihre Augen viereckigt sind, und einen Gegenstand vielfach vorstellen. Die meisten Thiere sehen mit zwey Augen. Die Spinnen haben aber deren viere, sechs, und achte. Selbst die zwey-äugigten Thiere sehen nicht auf einerley Art. Die Menschen betrachten mit beyden Augen einerley Gegenstand, und empfinden also stets einerley Bild gedoppelt; und doch hat Borellus erwiesen, daß das Bild in dem einen Auge nicht völlig mit dem in dem andern übereinstimme. Die Vögel haben ihre Augen zu beyden Seiten, und sehen allezeit verschiedene Gegenstände zugleich. Der Chamäleon, welcher das eine Auge ohne das andere bewegen kann, ist vermögend zugleich vor und hinter sich, seitwärts, und in die Höhe und Tiefe zu sehen. Alles dieses sind besondere Arten von Empfindungen, von deren Eindrücke in der Seele wir nichts begreifen. Die Augen der Eulen und Maulwürfe und Käsen sehen im Dunkeln, wo wir nichts wahrnehmen können, am deutlichsten. Die Raubvögel sehen in einer Weite ein Küchlein, worinn sie uns selbst unsichtbar werden. Man sieht überall die unstreitige Unabhängigkeit der Vorstellungen der Sinne in der Seele, von der Art und Weise, wie die Gliedmaßen der Sinne von den Gegenständen gerührt werden, aber auch zugleich die unumgängliche Nothwendigkeit solcher Rührungen in den Werkzeugen der Sinne, wenn sich die Seele das, was ihr gegenwärtig ist, vorstellen soll. Da wir jede Sache zweymal sehen, und mit doppelten Ohren hören, so würden wir auch eine doppelte Vorstellung davon haben, wenn die Bilder im Auge und die Schwingungen im Ohre dasjenige wirklich wären, was die Seele beim Sehen und Hören gedenket. Warum sehen wir die Bilder der Körper nicht umgekehrt, da sie sich doch alle verkehrt in den Augennerven abbilden? Unstreitig darum, weil es diese Bilder nicht sind, welche die Seele gedenket, wenn wir sehen; sondern weil sie bloß ihre Vorstellung, nach Maaßgebung derselben, durch ihre eigenthümliche Kraft wirket.

Daß die Seele bey willkürlichen Empfindungen selbst ihre eigene Kraft anstrenge, solches sieht man augenscheinlich aus ihrem Einflusse in die Werkzeuge der Sinne bey den Empfindungen selbst. Wenn ein Mensch vor dem Spiegel steht, und ein Stückchen Zucker auf die Zunge legt, um es zu kosten, so sieht man, wie sich die äussersten Spitzen der Nerven der Zunge zu kleinen Hügelchen in die Höhe heben, um sich zu ihrer Empfindung geschickter zu machen. Wenn eine Mutter ihr Kind an die Brust legen will, so heben sich die Warzen schon im voraus in die Höhe, und *Malpighius* will eben diese Erhebung der Nervenspitzen an den äussersten Fingern durch das Vergrößerungsglas beobachtet haben, wenn man sich anschicket, etwas damit genau zu befühlen. Also empfinden wir beynabe auf dieselbe Weise, wie die Schnecken, welche ihre Hörner erst in die Höhe stellen, um damit das, was sie empfinden wollen, zu berühren. Dieses Heben der Nervenspitzen ist unstreitig eine bloß thierische Verrichtung, woran die Kraft des Einflusses der Seele Theil hat, und es erhellet hieraus, wie sich bey den Empfindungen die thierischen und mechanischen Kräfte gleichsam die Hand bieten, und zur Empfindung behülflich sind, ohne daß eine von der andern erst in Wirkung gesetzt werden müßte. Die Seele verhält sich bey den Empfindungen eben so wenig bloß leidentlich, als bey allen ihren übrigen Vorstellungen.

Dieser Mitwirkung der Seele bey ihren Empfindungen ist es zum Theil auch zuzuschreiben, daß auf eine jede Empfindung gewisse Bewegungen im Körper erfolgen, welche der Stärke dieser Empfindung proportionirt sind. Wenn an einem gewissen Theile unsers Körpers ein Schmerz erregt wird, so folgt auf diese heftige Empfindung eine Bewegung der Säfte nach dem leidenden Theile, so daß er davon roth wird, aufschwillt, und sich entzündet. Dieses ist keine Wirkung, die nach mechanischen Gesetzen erklärt werden kann, sondern sie ist etwas Eigenthümliches der thierischen Natur. *Zeister* hat einen sechszigjährigen Mann gekannt, welcher den rechten Arm fast gar nicht be-

we

wegen konnte, ob er gleich ein gutes Gefühl darinn hatte. Hingegen konnte er den linken Arm und Fuß nach seinem Willen bewegen, ohne das geringste Gefühl darinn zu verspüren, dergestalt, daß diese Seite verbrannt, und mit Nadeln gestochen werden konnte, ohne daß er die geringste Empfindung davon hatte. Dieser Mensch hatte sich einstmals einen Splitter unter den Nagel des Daums der linken Hand gestochen, und diese Wunde heilte in kurzer Zeit, ohne daß einige schlimme Zufälle dazu gekommen wären, welche doch gewiß nicht ausgeblieben seyn würden, wenn nicht die Wunde, wegen Mangel des Gefühls, ohne Schmerzen gewesen wäre. Man kann ein todtes Stück Fleisch, ganz mürbe und zunichte schlagen, ohne daß es davon weder schwellen, noch sich entzünden sollte. Hingegen weis man wohl, wie die Rücken der Reuter aussehen, wenn sie die Steigbügelriemen gefühlt haben. Ich sage mit Bedacht, daß diese Bewegungen, welche die Empfindungen begleiten, nur zum Theile der Mitwirkung der Seele zuzuschreiben sind, und vielleicht gilt dieses nur von Bewegungen einer gewissen Art. Denn es ist gewiß, daß auf einen Reiz der Nerven dergleichen proportionirte Bewegungen dennoch erfolgen, obgleich die Seele diesen Reiz gar nicht empfindet, wie z. E. bey unterbundenen, oder abgesechnittenen Nerven. Diese lehtern dependiren unstreitig von der den Nerven anerschaffenen und ihnen allein eigenen Sinnlichkeit, bey welcher die Empfindungen der Seele, oder die Gedanken nicht in Betrachtung kommen. Allein so wie alle andre Vorstellungen der Seele Eindrücke ins Gehirn machen, die sich durch das ganze Sensorium fortpflanzen, wovon die willkürlichen Bewegungen und die Ausbrüche der Leidenschaften im Körper, Folgen sind; so können auch die Empfindungen der Seele, als Vorstellungen, auf gleiche Weise Bewegungen wirken, die aber mehr etwas willkürliches zu haben scheinen, als jene, welche von der Sinnlichkeit der Nerven allein bestimmt werden. Bey denjenigen Eindrücken in die Nerven, welche zugleich von der Seele empfunden werden, determinirt

nirt

niret wahrscheinlicher Weise der Einfluß des Gedankens der Seele in das Sensorium zugleich die Bewegungen, welche nach den Gesetzen der Sinnlichkeit vom Reize des Nerven natürlich nothwendiger Weise erfolgen; und in so fern meine ich, daß die Reize der Nerven begleitende Bewegungen zum Theil der Mitwirkung der Seele zugeschrieben werden können.

Dieses allgemeine Gesetz der Empfindungen, daß sie von proportionirten Bewegungen begleitet werden, bestätigt die Erfahrung bey allen Sinnen, und in allen Fällen. Der Einfluß des Lichts in das Auge ziehet einen Zufluß nach demselben, welcher verursacht, daß Leuten, die ihre Augen zu stark angreifen, dieselben roth und feurig werden, und daß ein schnelles Licht Thränen auspresset. Wenn das Auge sehr schnell aus der Dunkelheit in helles Licht gebracht wird, so erregt diese heftige Empfindung so starke Bewegungen im ganzen Körper, die Convulsionen gleichen. Boerhave erzählt, daß ein Blindgebohrner, nachdem ihm der Staar gestochen worden, bey der ersten Empfindung des Lichts einen convulsivischen Krampf im ganzen Körper empfunden habe, welcher so stark gewesen, daß er darüber ohnmächtig geworden. Galenus erwähnt vom Dyonisius, daß er seine Feinde damit gemartert habe, daß er sie lange in einem dunkeln Orte aufbehalten, und sie hernach auf einmal gezwungen in die helle Mittagssonne zu sehen, indem er ihnen die Augenlieder mit Gewalt von einander reißen lassen. Mit dem Gehöre ist es nicht anders beschaffen. Man weiß, wie erbärmlich die Hunde heulen, und sich winden, wenn sie einen sehr hohen und scharfen Ton hören, welches von dem Schmerze herrühret, den ihnen diese heftige Empfindung verursacht. Wenn man das Ohr oft mit solchen scharfen Tönen quälet, so erfolgt eine Taubheit, ein Ohrenzwang und andere heftige Zufälle, welche die lebhaftesten Empfindungen begleiten. Auf den Geschmack eines Tropfen Efigs, welchen man auf die Zunge fallen läßt, erfolgt ein Zusammenziehen der Speicheldrüsen, und eine Ergießung des Speichels im Munde. Auf den Geruch

wirk-

wirkamer Geister erfolgt ein Niesen und Schnupfen. Kurz, es ist keine Empfindung, welche nicht gewisse Bewegungen nach sich ziehen sollte, die desto lebhafter sind, je lebhafter die Empfindung gewesen ist. (*) Dieses Gesetz der Empfindungen ist in der ganzen Arzneykunst von sehr weitläufigem Nutzen. Allein, wir begreifen eben so wenig, wie es damit zugehe, als überhaupt, wie eine Vorstellung Bewegungen wirken könne.

Die Sinne der Seele werden stets etwas behalten, das der menschlichen Vernunft unbegreiflich ist. Ich habe heute nur von einigen Wundern derselben reden können, weil die Materie zu reich, ja fast unerschöpflich ist. Vielleicht widme ich künftig ihrer Betrachtung noch einige Blätter, wofern nur die Anzahl solcher Leser nicht allzu klein ist, die sich an Reflexionen vergnügen, wobey nur das Gemüth lachen kann.

Ich muß zum Beschlusse noch erinnern, daß alles, was in diesem Blatte gelehret worden, nur von den Sinnen und den Empfindungen der Seele, nicht aber von den Gefühlen der Nerven gelte, die nur ein Werk ihrer Sinnlichkeit sind, und auch ohne Empfindungen der Seele stattfinden können; von welcher besondern Eigenschaft der thierischen Körper ich in einer eigenen Abhandlung meine Gedanken geäußert habe. (S. das 101. und 102. Bl.)



Ein und Sechzigstes Stück.

von Hagedorn.

Wenn Boreas um Dach und Fenster heult.

Seit der Zeit, da die Götter noch Wind machten, und Jeder glaubte, daß diese blasende Wesen die Kinder des Aëtræus und der Aurora wären, weil es Hesiodus

ver-

(*) Man vergleiche hierüber das 223te Blatt.

versichert hatte, ist es den Naturforschern schwer geworden, den Ursprung der Winde aus ihren wahren natürlichen Ursachen zu erklären. Man hat Sonne, Mond und Sterne, man hat die Abwechselungen der Wärme und Kälte der Luft, den Umschwung der Erdkugel, den Druck der Dünste, das Wasser und Feuer der unterirdischen Höhlen, und zuletzt noch die Electricität der Luft zu Hülfe genommen, um von einer Sache Grund zu geben, welche wohl kein Sterblicher jemals ergründen wird, weil sie von einer Verbindung aller dieser und vielleicht noch mehrerer Ursachen herrühret, deren Gesetze und Erfolge wir nie in ihrem ganzen Umfange begreifen werden. Der Wind bläset, wo er will. Bacon muthmassete, und viele Naturforscher haben gesehen, daß er zuweilen zwischen den Erdrissen und Felsenklüften hervorkomme. Er raset in unterirdischen Höhlen. Er bricht aus dem Grunde des Meers hervor, und schleudert das Wasser in die Wolken. Er geht vor der Sonne vorher, und begleitet, wie das Wasser, den Mond. Er regieret in den obern Gegenden der Luft, und läßt sich daselbst in seiner Bahn von einem andern nicht hindern, der unter ihm die schwerern und niedrigeren Wolken nach ganz entgegengesetzten Gegenden hinführet. So hoch sich die Wolken heben, erstreckt sich sein Gebiet, und nur auf der Spitze des Olympus, welche 1093 Fuß über die Gegend der höchsten Wolken erhoben war, konnte man von einem Jahre zum andern auf den offenen Altären die Asche der Opfer unverwehet wieder finden. In den allertiefsten Abgründen scheint er seine Wohnung aufgeschlagen zu haben, und dahin versetzten die alten Dichter den Aeolum mit allen seinen blasenden Geistern.

- - - Hic vasto rex *Aeolus* antro
Luctantes ventos tempestatesque sonoras
Imperio premit, ac vinclis et carcere frænat,
Illi indignantes magno cum murmure montis
Circum claustra fremunt: celsa sedet *Aeolus* arce
Sceptra tenens mollitque animos et temperat iras.

VIRGIL.

Wer

Wer kennt aber auch nicht endlich seine Gewalt im offenen Meere?

Vom Süd und Nord im Belt ergriffen,
Wünscht sich der Mensch, auf schwachen Schiffen,
Die Ruh zurück, die er verließ;
Wenn ihm die Nacht den Mond verdunkelt,
Und kein gewiß Gestirne funktelt,
Das ihm zuvor den Lauf noch wies.

Wenn ich meine Leser als ein Naturforscher unterhalten müßte, so würde ich heute eine beschwerliche Arbeit haben, um ihnen nur einen Begriff vom Umlaufe der Winde auf, unter und über dem Erdboden, von ihren verschiedenen Arten, von ihrer Ordnung, und von den bekannten Ursachen zu geben, die sie hervorbringen, verändern und dirigiren. Allein, da ich zu allem Glücke nur als Arzt mit ihnen reden darf, so werden mir die Stürme so viel nicht zu schaffen machen. Der nahe Frühling erinnert uns daran, sie zu erwarten. Man wird begierig seyn, zu wissen, was man von ihnen zu hoffen, oder zu fürchten habe; und ich bin schuldig, es zu sagen.

Es scheint die Wirkung einer besondern Vorsehung zu seyn, daß wir gemeiniglich im Frühjahre viel Winde und Stürme zu erwarten haben, und überhaupt kann ich die Winde für keine so schädliche Sache zur Gesundheit halten, wie gemeiniglich geschieht; oder dem *Friedrich Hofmann* beypflichten, wenn er sagt, daß Gott in der Erde sein chymisches Laboratorium angelegt habe, woher die schlimmen Ausdünstungen und die Winde entstünden. So nöthig es ist, daß wir in einer reinen Luft leben, wenn wir gesund bleiben wollen; so nöthig sind uns auch die Winde, um unsern Dunstkreis von so mancherley bösen Dünsten zu reinigen, welche unsre Säfte nur allzu schnell verderben und anstecken würden. Der laue Hauch milderer Lüfte öffnet im Frühjahre die Erde, welche den Winter hindurch verschlossen war. Die unstättere Witterung erfüllet den Dunstkreis mit wässrigten Dünsten. Der wohlthätige Frost, der ihn im Winter reinigte, zieht mit dem Hornunge von

uns; und wir hätten also gewiß schlechte Luft und arge Krankheiten im Frühjahre zu fürchten, wenn nicht die Stürme die Stelle des Frostes verträten, und die Luft ausfegeten. Hippocrates hatte schon beobachtet, daß ein feuchter Frühling schlimme Fieber verursache, und Hofmann erzählt, daß im Jahre 1698 nach einem feuchten und gelinden Winter die Blattern über ein halbes Jahr heftig grassirten, und bey dem Frühlingsäquinocio ein böses ansteckendes Fleckfieber dazu gekommen sey, woran viele Leute gestorben. Da ich schon in meinem 28sten Blatte gezeigt habe, daß eine mit vielen feuchten Dünsten angefüllte Luft dergleichen gefährliche Krankheiten nach sich ziehe; so kann man leicht erachten, daß der Frühling an solchen Uebeln fruchtbar seyn würde, wenn nicht die häufigen Frühlingsstürme diese Dünste verjagten, und die Luft reinigten.

Wie aber, wird man sagen, wenn uns die Winde schädliche Dünste zuführen? Dieser Fall ist in der That möglich. Darvieux sagt, daß ehemals Barut von den Seewinden ein sehr ungesunder Ort gewesen, daß aber ein Emir gegen diese Winde habe Fichten pflanzen lassen, welche nun die bösen Seedünste abhalten, so daß der Ort ist eben so gesund ist, als alle übrige in dortiger Gegend. Als die Illyrier von dem Hippocrates einen guten Rath verlangten, weil sie wegen einer Pest in Furcht stunden; so machte er sich diese Anfrage zu Nutze, und warnte die Griechen, daß sie die aus Illyrien blasenden Winde verbessern möchten. Denn, sagte er, hinter diesen Gebirgen ist die Pest, und dieses sind die Pässe dieser Gebirge. Zu der und der Zeit werden die Hundstagswinde blasen, und pestilenzialische Dünste nach Griechenland führen; also verschliesse diese Pässe. Durch diesen Rath befreiete er Griechenland von der Gefahr der Pest, und die ganze Wahrsagung beruhete bloß auf der Kenntniß, welche Hippocrates von dem Striche der beständigen Winde hatte, welche in Griechenland zu wehen pflegten. Hätte er in diesem Falle die Griechen sicher gemacht, und gesagt, daß ihnen diese Winde, welche sonst wegen ihrer Gesundheit so be-

rühmt

rühmt waren, nicht schaden würden; so hätte er sein Vaterland unglücklich gemacht. Eine solche Prophezeiung findet aber nur bey den beständigen Winden Statt, welche zu einer gewissen Jahreszeit wieder zu kommen pflegen. Wenn hingegen unbeständige Winde dergleichen böse Dünste mitbringen, so ist man nicht vermögend, diese Gefahr vorher zu sehen und solchergestalt können die Winde für die allgemeine Gesundheit in einigen Fällen wenigstens eben so schädlich seyn, als sie ihr in andern vortheilhaft sind.

Dieser Einwurf warnt mich also, daß ich den Winden überhaupt kein größeres und unbedingteres Lob belege, als sie verdienen. So wenig man von einer Speise oder einem Getränke, oder einer Arznei, ohne Bedingung, behaupten kann, daß sie schlechterdings gesund oder schädlich sey, eben so wenig kann dieses von den Winden gesagt werden. Die Winde machen die Luft eines gewissen Landes gesund, oder ungesund, nachdem sie von verschiedenen Gegenden her gewisse Dünste mitbringen, welche den Zustand des Dunstkreises dieses Landes wohl oder übel verändern. Wenn in einem dürren und trockenen Lande feuchte Seewinde wehen, so verbessern sie den Dunstkreis desselben, da ihn hingegen die trockenen Winde verschlimmern würden. Eben dieselben Winde würden aber gerade das Gegentheil wirken, wenn von einem niedrigen, feuchten und morastigen Lande die Frage wäre. Eben so unsicher ist es, die Eigenschaften gewisser Winde überhaupt zu bestimmen. Man kann nicht schlechterdings behaupten, daß ein Ost- oder Südwind trocken, ein West- oder Nord feucht sey, u. s. w. Denn, wenn ein Ostwind über die See, oder über eine weite, niedrige und morastige Ebene streichen muß, ehe er in ein gewisses Land gelangen kann; so erfüllet er den Dunstkreis mit faulenden und feuchten Dünsten, und trocknet nicht. Bey uns hingegen, wo er über das feste Land herkömmt, ist er allerdings dürrer und trocknend, und unsterklichen Einwohner wissen es nur allzuwohl, wie nachtheilig er ihnen sey. Daher setzt sich ein Arzt vielen Widersprüchen aus, wenn er von den Eigenschaften der Winde

unbedingte urtheilet. Der berühmte Friedrich Hofmann hält die Ost- und Nordwestwinde für die gesündesten, hingegen den West und Süd für schlimm. Was würden aber wohl unsere Kranken dazu sagen, wenn ich sie mit den eigenen Worten dieses großen Arztes versichern wollte, „daß der Ostwind die Glieder und das Gemüth hurtiger mache, „bessern Appetit erzeuge, die Sinne schärfere, die Fäsergen „stärke, und eine lebhaftere Farbe mache?“ Boerhaave war weit behutsamer. Er getraute sich nicht, die Eigenschaften eines Windes zu bestimmen, wenn er nicht das Land selbst, worinn sie wehen sollen, und dessen ganze Nachbarschaft vorher kannte. Frommond erzählt wunderbare Dinge vom Südwinde, wenn er auf den azorischen Inseln wehet. „Die Leute, sagt er, gehen alsdann, als wenn sie „vor die Köpfe geschlagen wären. Die kleinen Kinder sitzen „ganz betrübt zu Hause. Man sieht sie nirgends auf der „Straße zusammen kommen und spielen. Sobald aber der „Nordwind wieder wehet, so wird gleichsam alles wieder „lebendig.“ Wer wollte wohl so dreist seyn, um dieser Beobachtung willen den Südwind überhaupt für einen solchen Freudensführer zu halten? und was würde nicht ein Perser für Unglück über uns bringen, wenn er seine Erfahrungen von den Südwest- und Westenwinden mit den Frommondischen vereinigte? Man weiß, daß diese Winde in Persien, wenn sie über erhitzte Klippen und Marmorberge kommen, heiße und erstickende Dünste bey sich führen, und daß man, um der Gefahr zu entgehen, sich dicht auf die Erde legen, und Hitze und Angst ausstehen muß, wenn man nicht sogleich todt zur Erde fallen will. Nur des Nachts, oder auf Flüssen ist man im Stande, ihnen Trost zu bieten, und eben um deswillen reiset man bey solcher Gefahr in Persien nicht gern am Tage zu Lande. Diese große Dürre und Trockenheit der Luft in Persien, mag vielleicht eine Ursache von dem seyn, was Varro, nach dem Xenophon, von den Persern erzählt, daß sie nämlich, weil ihre Körper so sehr ausgetrocknet würden, weder auszuwerfen, noch auszuschnauben brauchten, und ganz mager wären.

Hero-

Zerodorus hat das Märchen ins Reine gebracht. Denn er sagt, daß die Köpfe der Perser von dieser Trockenheit so zerbrechlich würden, daß man sie mit einem Steine durchwerfen könnte, wogegen der Aegyptier ihre so hart wären, daß sie jeden Steinwurf verträgen. Es mag seyn; wir wollen uns nicht mit den alten Schriftstellern veruneinigen. Aber ich sage nur, wenn die Perser von uns verlangten, wir sollten uns vor dem Südwinde auf die Erde legen; wie würden wir sie nicht auslachen!

Eine jede Stadt, eine jede Landschaft hat also ihren guten und ihren bösen Wind, nachdem seine Wallfahrt und der Dunstkreis, den er durchstreicht, beschaffen gewesen ist; und ich gebe in dieser Absicht gerne zu, daß man nicht überhaupt sagen könne, daß alle Stürme den Dunstkreis reinigten. Wenn Winde von ungesunden Orten her lange und unablässig wehen, so sind sie keine Wohlthat für ein Land. Allein, wenn wir die Frage so betrachten, ob eine stete Windstille dem Dunstkreise vortheilhafter sey, als abwechselnde Winde; so gebe ich meine Stimme den Stürmen. Es muß alles auf dieser unruhigen Erde Motion haben. Sie selbst rollet sich um ihre Ase. Die Pflanzen werden von den Winden geschüttelt; die Länder und Berge von Erdbeben. Das Meer würde bald faulen, wenn es nicht durch seine beständige Bewegung in guter Vermischung erhalten würde. Das ganze Thierreich wimmelt unaufhörlich. Hier sind Geschlechter, die sich in die Wolken erheben, und im Dunstkreise scherzen. Dort sind andere, die in der Erde arbeiten. Hier kriechen, dort hüpfen, hier schwimmen, und dort spazieren sie. Sollte der einzige Dunstkreis allein ohne Schaden ruhen können? Nein. Die Natur hat es besser verstanden. Sie hat die Stürme bestellt, welche aus allen Gegenden blasen, und selten lange hinter einander aus einem Winkel heraus wehen. Hierdurch verjagt sie nicht allein die stehenden Dünste im Dunstkreise, welche den Sumpfen in niedrigen Thälern ähnlich sind, sondern sie vermischt auch Dünste von ganz verschiedenen Arten beständig mit einander, und verbessert dadurch

dadurch die Luft auf eben die Weise, wie es kluge Köche machen, wenn sie einige schädliche Speisen mit einander vereinigen, um eine andere, die heilsam ist, daraus zuzubereiten. Der eine Wind bringt uns feuchte Dünste, ein anderer schwefelichte. Hier thut die Natur, was wir in unsern Zimmern thun, wenn wir ein feuchtes Zimmer mit Schießpulver austräuchern. Ich wünschte, daß unser gelehrter Herr Professor Büsch, welcher aus dieser besondern Mischung der Dünste, die Witterungen im Dunstkreise nach chymischen Grundsätzen herleitet, dem Publico seine reifern Einsichten hiervon mittheilen wolte.

Dieses ist nun die Verhältniß, worinn die Winde mit der öffentlichen Gesundheit stehen. Nunmehr aber fragt es sich auch, was sie in jedem menschlichen Körper für besondere Wirkungen äußern? Man muß hier einen Unterschied machen. Die Winde wirken in unsern Körper ersichtlich, in sofern sie die Schwere und Beschaffenheit des Dunstkreises verändern. In dieser Absicht aber wirken sie nicht eigentlich als Winde. Wenn ein Wind die Luft feucht oder trocken, heiß oder warm, schwerer oder leichter macht, so wirket diese Luft auf eine solche Weise in den menschlichen Körper, wie ich es in verschiedenen Blättern beschrieben habe. (S. 4. 11. 17. 20. 28. 33. 42. 48 Stück.) Die andre Wirkung der Winde aber ist die, welche sie verrichten, in sofern sie eine bewegte Luft sind, und von dieser will ich jetzt reden.

Wenn sich die Luft schnell bewegt, so drückt sie auf eben die Weise, als ob sie schwerer geworden wäre, auf den Umfang unsers Körpers. Denn es ist aus der Naturlehre bekannt, daß die Gewalt eines Körpers nicht nur durch die Vermehrung seiner Masse, sondern auch durch die ihm mitgetheilte größere Geschwindigkeit vermehret werde. Diesen größern Druck der Luft empfindet die Lunge, besonders bey Leuten, die eine schwache Brust haben, am meisten, und jedermann weiß, wie schwer es einem Menschen, der gegen den Wind gehet, ankomme, die Luft, die sich freiwillig in seine Brust hineindrängt, wieder von sich zu geben.

geben. Es ist also nöthig, hierauf zu achten, damit man durch allzuschnelle Bewegungen gegen den Wind, der Brust keinen Schaden zufüge.

Die vornehmste Wirkung der Winde besteht aber darin, daß sie den warmen Dunstkreis verjagen, der unsern Körper beständig umhüllet, und in welchem wir, wenn er sichtbar wäre, nicht anders, als wie die Heiligen, oder wie die durch die Electricität beatificirten Menschen, aussehen würden, welche, außer dem Herrn Professor Bose, noch kein Naturforscher zu sehen das Glück gehabt hat. Dieser erwärmende Dunstkreis wird von den Winden verjagt, das heißt, sie erkälten den menschlichen Körper. Solcher gestalt würden sie die zur Gesundheit so unentbehrliche Ausdünstung unterdrücken, wenn man in einer solchen Ausstümen Luft keine Bemühung anwenden wolte, die Schweißlöcher der Haut durch eine von innen vermehrte Wärme offen zu erhalten. Hierzu dienen die geistreichen Getränke und die Leibesübungen. Wenn diese zu Hülfe genommen werden, so müssen die Winde die Ausdünstung viel leichter vermehren, als unterdrücken. Denn die Ausdünstung flüssiger Materien rühret vornehmlich daher, weil ihre Theilchen von den Feuertheilchen mit fortgerissen werden, und diese gehen häufig und schnell in eine kalte Luft über. Wer sich also in windiger Luft nicht durch die Bewegung, oder auf andere Weise erwärmen kann, der muß sie vermeiden, bey Strafe, krank zu werden!

Ich will hieraus zwey Folgerungen herleiten, die von Erheblichkeit sind. Wir haben im Frühjahr viel kalte Stürme zu erwarten. Um deswillen warne ich, daß man die Frühlingskleider nicht zu früh anlege. Wir erkälten den Leib nie ohne Nachtheil, und nichts erkälte ihn schneller, als Wind. Wenn ich mit Anführungen Staat machen müßte, so könnte ich hier unzählige abschreiben. Sydenham sagte, „daß unter hundert Menschen, die an Flüßen und Brustentzündungen krank liegen, kaum zweene gefunden würden, welche sich dieselben nicht durch den Kleiderwechsel zugezogen haben sollten, indem sie sich, nicht etwa

„zu warm, sondern zu kalt gekleidet hätten.“ Boerhaave trat dieser Meynung bey; und Friedrich Hofmann warnte, „daß man im Frühjahre, wenn es warm wird, „nicht die warmen Kleider allzugeschwinde ab; und die leichten anlege, und versicherte, daß es besser wäre, wenn der „Leib jederzeit durch alle Jahreszeiten mit einerley Arten „Kleidung wohl bedeckt bliebe, und die übel temperirte und „veränderte Luft in die Schweißlöcher der Haut sich nicht „einziehen könnte.“ Jedoch, was nüket alles das, was große Arzneygelehrte gesagt haben, wenn ohnedem jeder mann zugeben muß, daß es wahr sey? Man folget diesen Regeln nur so lange, als man es ohnedem thun würde, wenn sie gleich nicht geboten wären, und man übertritt sie, und bringt sich um, als ob es fürs Vaterland geschehen müßte, um nur eine kleine Thorheit mit zu machen. Ich weis, daß ein vornehmer junger Herr in wenig Tagen sterben mußte, weil er im Winter einer Schlittenfahrt beywohnte, wo er sich in einen Schäfer verkleidet hatte. Er hätte es genug vorhersehen können, daß diese leichte Tracht nicht für den Winter wäre. Allein, er starb lieber, als daß die Leute, die ihn eine Stunde lang fahren sahen, hätten sagen sollen, er sey für einen Schäfer zu warm gekleidet gewesen.

Die andre Warnung, welche ich noch zu geben habe, betrifft die Zugluft, welches ein künstlicher Wind ist, den man in einem Zimmer hervorbringt, wenn man es an einander gegen überstehenden Oertern öfnet. Man muß hier dieselben Regeln beobachten, die der Wind in freyer Luft erfordert. Entweder muß man sich in einem solchen Zimmer bewegen, um die Ausdünstung zu unterhalten, oder man muß den Strom der Luft vermeiden, und die Winkel suchen. Unter diesen Bedingungen ist die Zugluft in Zimmern eine nicht nur unschädliche, sondern auch nothwendige Sache, weil sie das beste Mittel ist, die darinn versammelten schädlichen Ausdünstungen zu verjagen. Ich habe hiervon schon in meinem vierten Blatte geredet. Freylich aber würde man thöricht handeln, wenn man sich im vollen Schweiß,

Schweiß, ohne die Wäsche zu verändern, ganz leicht anzukleiden, und in den Strom der Zugluft setzen, und abkühlen wollte, wie derjenige Mann gethan hat, von dem Krüger erzählet, daß er die Gesundheit selbst gewesen, und doch schon am siebenten Tage nach dieser Erkältung an einer Brustentzündung gestorben sey. Ein solches Verhalten ist ein Ringen nach dem Tode, und wer sollte wohl glauben, daß man es Leuten, die nur den Gebrauch ihrer Vernunft haben, erst verbieten müßte? Allein, in der Arzneykunst ist es nicht anders. Wir müssen den Leuten Dinge sagen, die alle Menschen ohnedem schon denken sollten. Wir müssen ihnen Sachen beweisen, die nicht schwerer zu begreifen sind, als daß ein Schiff muß schwimmen können. Wir müssen sie um Vorsichtigkeiten bitten, von denen sie alle Tage sehen, daß man sie bey Lebensstrafe nicht vernachlässigen darf. Wir müssen alle unstre Beredsamkeit anwenden, um die Leute zu bewegen, daß sie nicht früher sterben, als sie es nöthig haben, und daß sie doch gesund bleiben mögen. In keiner Profession haben sich die Schriftsteller mehr, als in der Arzneykunst, des Rathes zu erinnern, den der Herr von Sagedorn gab:

Halt deinen Leser nicht für klüger, als er ist.

Todtengespräch.

Hadrianus, der Kayser. Domitius Tullus.

Hadrian. Nein! ich mag dich betrachten, in welcher Verhältniß ich will, so war es ein Unsinn von dir, den Tod zu verabscheuen.

Tullus. Freylich, wenn dieses nichts bey dir gilt, daß ich ein reicher Mann war, auf dessen Erbschaft alle die Thoren hofen, die sich nach meinem Tode so sehr betrogen fanden, weil ich meine angenommene Tochter zur Erbin eingesetzt hatte. Allein, ich bitte dich, wie soll es ein reicher Mann anfangen, um gern zu sterben?

Hadrian.

Sadrian. Sage mir erst, wie es ein solcher reicher Mann, als du warest, hat anfangen können, um das Leben lieb zu gewinnen? Du warrst nicht allein sehr alt, sondern auch einer der gebrechlichsten Menschen deiner Zeit. Alle deine Glieder, sagst du, waren verkrummt und verlahmt. Du mustest dich sogar im Bette von andern Leuten umwenden, und deine Slaven dich waschen, und dir die Zähne putzen lassen. Um welches Vergnügens willen wünschtest du also zu leben?

Tullus. Es ist wahr, daß ich meine Reichthümer nur durch das Anschauen genießen konnte, und daß es mir sehr beschwerlich war, täglich die Finger meiner Slaven zu lecken. Allein, ich glaube, daß ein Mann, der zu leben hat, allezeit desto unwilliger sterbe, je elender er lebet. Er wird desto sorgfältiger gepflegt, desto fleißiger bedient und verzärtelt, um desto mehr geschmeichelt, je schlechter es sich mit ihm anläßt. Mir deucht, wenn ich noch daran gedenke, wie meine langmüthige Frau mich pflegte, wie sanft mich meine Slaven handhabeten, wie lieblich mir jedermann schmeichelte, den ich nur bloß nicht an der Einbildung hinderte, daß er mein Erbe seyn würde; wie kostbar allen Leuten mein theures Leben zu seyn schien; wie sie mich überredeten, was das für ein Unglück für alle Welt seyn würde, wenn ich stürbe; wie viel fremde Thränen um diesen zukünftigen Trauerfall flossen; wie man sich um die Bette bemühet, mich zu stärken, zu erquickn und zu erhalten: mir deucht, sage ich, wenn ich dies alles bedenke, daß ich noch ist Ursache habe, meinen Tod für ein entsetzliches Unglück zu halten, das nicht allein mich aller dieser Vortheile beraubet, sondern auch alle meine Freunde und Anverwandten in großes Herzeleid versetzt hat.

Sadrian. O freylich! deine Vortheile waren sehr groß! Seine Schätze zu sehen, ohne sie genießen zu können; sich beklagen zu lassen, ohne gebessert zu werden; ein Krüppel zu seyn, und geschmeichelt zu werden! Gewiß, dein Glück war zu beneiden! Was aber deine Freunde betrifft, so hast du Ursache, dich über das Unglück zu trösten, das ihnen dein Tod verursacht hat. Denn er befreyete sie auf einmal von der falschen Hoffnung, deine Erben zu werden, und du weißt selbst, daß sie nach deinem Ableben gegen deinen Namen weit weniger Achtung bezeugt haben, als gegen deine Person, da sie noch die verwünschte Last deiner Slaven war.

Tullus. Du spottest, und du hast gewissermaßen ein Recht dazu, weil es in den Zeiten, worinn wir lebten, für keine Tugend gehalten wurde, sein Leben zu lieben. Wiße aber auch, daß sich ist die ganze Oberwelt über dich aufhält, weil du so schwach warest, deinen Tod zu suchen, ohne doch zu wissen, was du dadurch erhalten würdest.

Sadrian.

Sadrian. O, mein guter Freund, ich glaube, daß ich wichtige Ursachen gehabt habe, meinen Tod zu suchen. Ich hatte lange Zeit die größte Herrlichkeit genossen, welche damals ein Sterblicher erreichen konnte. Ich hatte einen großen Theil der Welt selbst gesehen, worüber ich der Herr war. Mein hohes Alter nahete heran. Das Wasser überschwemmte mein Eingeweide, und hemmte mir den Gebrauch meiner Vernunft. Was blieb mir wohl für ein Wunsch übrig, als daß ich das Ende dieses langsamen Todes beschleunigen könnte?

Tullus. Gesezt, du hättest Ursache gehabt, deinen Tod gern zu sehen, war es wohl einem Herrn der Welt anständig, das Leben zu verfluchen? War das die Tapferkeit eines Kaysers, sich vogelfrey zu machen, diejenigen, die ihn umbringen würden, für straffrey zu erklären, und ihnen sogar Belohnungen zu versprechen, und, als sich niemand zu dieser Schandthat finden wollte, wie ein Kind darüber zu weinen, daß du dich nicht selbst umzubringen vermögend wärest, da du doch andere noch hürichten lassen könntest? War dies nicht Schwachheit?

Sadrian. Es war eine Schwachheit, deren du freylich nicht fähig gewesen wärest. Allein, du kennst unsre Zeiten, worinn man von einem Manne, der sich beschwerte, daß er nicht sterben könnte, einen unendlich viel bessern Begriff hatte, als von einem, der sich darüber beklagte, daß er nicht länger leben sollte.

Tullus. Ich finde dieses sehr ungerecht. Du warest viel feiger, als ich, da du dich nicht stark genug fandest, das Ende eines elenden Lebens abzuwarten; wogegen ich mich bey allem meinem Elende getrauet haben würde, noch bis diese Stunde zu leben.

Sadrian. Nenne meinen Unmuth keine Zaghaftigkeit! Er war vielmehr eine natürliche Folge eines auf den höchsten Gipfel gestiegenen Elendes, welches darinn bestand . . .

Tullus. Die Wassersucht zu haben?

Sadrian. Nein; nicht sterben zu können!

Tullus. O Unglück! nicht sterben zu können? Ey! wie ist dies Unglück bey dir an den unrecten Mann gekommen! Hätten es mir doch die Götter gegeben!

Sadrian. Es würde geschehen seyn, wenn du eine größere Seele beßessen hättest. Denn alsdann würdest du gewußt haben, warum du dein elendes Leben für keine Glückseligkeit halten könntest, und so würde dich dein Ueberdruß und zögerndes Alter gelehrt haben, was das für ein Unglück sey, nicht sterben zu können.

Tullus. Laß uns nicht über das Maas unserer Seelen streiten. Meine Seele war groß, wie des Arcefilaus seine, und du würdest vielleicht mein Carneades seyn, welcher ihn traurig verlassen wollte, weil er ihn so sehr von der Sicht gequält sahe. **Bleibe hier,**

hier, mein Carneades, sagte Arcefilaus, nichts kommt von da bis hieher; wobey er auf die Füße und das Herz zeigte.

Sadrian. Wie sinnreich bist du doch, deine Schwachheit zur Großmuth zu machen! Besinne dich, daß wir nicht mehr auf der Oberwelt leben, wo wir die Tugenden zum Deckmantel unserer Thorheiten gebrauchten. Wir hätten beyde das Leben lieben, und den Tod weder begehren, noch fürchten sollen. Dein Wunsch war Feigheit, und der meinige Unsin.



Zwey und Sechzigstes Stück.



von Haller.

Uns überschwemmt ein Strom von wallenden Gelüsten,
Bowider die Vernunft mit eiteln Lehren prahlt.



Man wird aus dem 1 Buche Samuelis 25, 18. wissen, daß die schöne Abigail, welche besser zu leben wußte, als ihr geiziger Mann, der reiche Nabal, dem David, der streitbar gegen ihn anzog, ein Geschenk von Brodt, Wein, und unter andern auch von fünf Scheffel Mehl zum Geschenke entgegen brachte. Im Hebräischen steht ein Ausdruck, welcher anzeigt, daß dieses gebranntes oder geröstetes Mehl gewesen sey. Was konnte dieses wohl für Mehl seyn? Es hat einige Gelehrte gegeben, welche es für Caffee gehalten haben; und wenn dieses seine Richtigkeit hätte, so wüßten wir, daß der Caffee schon in den ältesten Zeiten Mode gewesen wäre. Ich weiß nicht, was uns sonderlich daran liegen könnte, dieses zu wissen, es müßte denn seyn, daß wir eine Beruhigung darinn fänden, den David zu unserm Mitschuldigen in einer Art der Leppigkeit zu machen, welche von den meisten bisher für eine Erfindung neuerer Zeiten gehalten worden ist. Wenn hieran

hieran etwas gelegen wäre, so müßte man sich um noch mehrere Spuren von dem Gebrauche dieses Getränks im Alterthume bemühen. Petrus de la Valle behauptet in seiner Reisebeschreibung, daß schon Homer desselben unter dem Namen Nepenthes, als eines Mittels, gedacht habe, dessen sich die Helena bediente, um die Schwermüt damit zu vertreiben, zumal da sie dieses Mittel aus Aegypten bekommen, welchen Weg der Caffee ebenfalls genommen hatte, und da sich noch ist die Türken dieses Getränks in der Absicht bedienen, um lustig davon zu werden. Solcher gestalt hätte aber damals der Caffee in Wein gekocht werden müssen? Ich habe nichts dagegen zu sagen; denn die Alten konnten ja wohl eben solche seltsame Dinge beginnen, als wir. Allein ich habe schon in meinem 41sten Blatte angeführt, daß dieses Mittel der Helena vermuthlich Opium gewesen sey, von welchem, aus eben demselben Blatte bekannt ist, daß es, in geringer Dosi genommen, eine Art von Entzückung hervorbringe, wie der Rausch des Weines, und eben diesen Einwurf setzet Dufour, in seiner Abhandlung vom Caffee, dem de la Valle entgegen. Was der Herr Hofrath Triller hierbey dem Dufour zur Last leget, daß nämlich Homer das Nepenthes kein schlafmachendes, sondern ein lustigmachendes Mittel genennet habe, ist eben um deswillen unerheblich, weil Wein und Opium in geringer Dosi allezeit lustig, in großer Dosi hingegen schläfrig machen. Jedoch

Non nostrum, inter vos tantas componere lites!

So viel ist gewiß, daß man nicht eher von dem Gebrauche des Caffee, selbst in den Morgenländern deutliche und zuverlässige Spuren findet, als im 1sten Jahrhunderte nach Christi Geburt. Damals traf ein gewisser Araber auf seiner Reise nach Persien einige seiner Landsleute an, die Caffee tranken, und bediente sich nachher, bey seiner Zurückkunft desselben ebenfalls als einer Arzney. Man machte sich mit dieser neuen Arzney bald näher bekannt, und sie gewann einen so durchgängigen Beyfall, daß einige heilige Muselmänner den Gebrauch des Caffee verboten, weil sie ihn für ein rauschen

rauschendes Getränk hielten. Dieses war Del ins Feuer gegossen: denn nichts wird begieriger verlangt, als was uns am härtesten verboten ist.

Man prüfe sich! Liegt etwan im Verbot
Die beste Kraft, die Würze roher Sünde?
Es wird kein Trank gleichgültig angesehen,
So bald der Arzt ihn ernstlich untersaget;
Und mancher wird was Strafbares begehn,
Bloß weil sein Muth ein groß Verbrechen waget.

Hierzu kam, daß der obgedachte Araber ein vornehmer Mann war, dessen Stand seinen neuen Moden Autorität und Nachdruck gab; denn er war selbst eine Gerichtsperson, welches, wie bekannt, Leute sind, in deren Beispiele alles, was ihnen gefällt, zu Gesetzen wird. Es konnte also unmöglich anders seyn, als daß das Verbot des Caffee, welches zuerst in Mecca erfolgte, von einer ganz widrigen Wirkung war. Die Mode, Caffee zu trinken, gieng gleich nach Syrien über, und wurde daselbst allgemein. Sie wagte sich bis nach Constantinopel; und weil sie auch hier verboten wurde, so verschwand alle Hofnung, sie jemals wieder vom Erdboden zu vertilgen. Nicht allein Constantinopel, sondern auch alle Morgenländer blieben bis auf den heutigen Tag mit dieser Mode angesteckt, und endlich kam auch Europa an die Reihe. Dufour versichert, daß man jährlich aus dem glücklichen Arabien 7500000 Pfund Caffee auf Cameelen herhole, und daß die Caravane, welche die Wallfahrt nach Mahometers Grabe verrichtet, 4500000 Pfund nach Syrien und Aegypten verführe. Alles dieses wird nur allein in den Morgenländern an Caffee verhandelt, und weder Ost- noch Westindien sind hier mitgerechnet. Europa bekam den rechten Geschmack am Caffee erst 1669, da Mahomet der Vierte den Solimann Aga nach Paris sendete, welcher eine erstaunliche Menge Caffeebohnen mit sich dahin brachte. Seit dieser Zeit ist der Aufwand dieser Waare in Europa unermesslich geworden; und man darf nur ein wenig patriotisch gesinnt seyn, so wird man

man es vielen ökonomischen Schriftstellern nicht verargen, daß sie sich die vergebliche Mühe nicht verdriessen lassen, uns andere Waaren statt des Caffee vorzuschlagen. Ich habe im ersten Stücke des 16ten Bandes des Hamburgischen Magazins, 6 Art. gelesen, daß man aus gebrannten Nüssen, Thee, Caffee und Chocolate zubereiten könnte, wenn man nur wollte. Seit dieser Zeit hat man die Meinung wieder geändert, und den gebrannten Kocken statt des Caffees in vielen Provinzen Deutschlands eingeführt, dessen sich schon vorlängst die armen Leute und die Krämer bedienen hatten, um den Geschmack mit einer wohlfeilen Waare zu hintergehen. Ich gestehe es, es muß allerdings angehen. Allein, ich würde selber nicht wollen, wenn es darauf ankäme. Es würden erstaunliche Summen Geldes in Europa bleiben: : : Vortreflich! Man müßte aus eben dem Grunde nur alle Handlung aufheben. Aber wir würden nur Nusswasser und leidige Kockelade trinken: : : Weg damit! Dafür sollten wir lieber suchen, die Caffeebäume bey uns zu ziehen, damit nicht nur das Geld im Lande, sondern auch der Geschmack gut bliebe. Ein Bürgermeister zu Amsterdam, Witsen, unterstund sich zuerst, frische Früchte von Caffeebäumen aus Arabien nach Indien, und hernach auch in den botanischen Garten zu Amsterdam überbringen und fortpflanzen zu lassen. Ob aber auch gleich der Anschlag in Indien glücklich von statten gegangen ist, so sieht man doch in Europa die Caffeebäume nur ungemein sparsam. Man giebt dem Clima die Schuld. Allein, damit meine Leser in dieser Theorie eine freye Wahl behalten; so will ich noch Holbergs Meynung hier beyfügen. „Was hat, sagt er, dem Caffee, oder den gebrannten Bohnen einen angenehmeren Geschmack gegeben, als die Milch hat? „Nichts, als der Unterschied des Preises. Denn wenn ein Maas Milch einen Reichsthaler kostete, und ein Pfund gebrannte Bohnen zweyen Schillinge; so würde das erste ein fürstliches Getränk seyn, und das letztere nur in Strohhütten gebraucht werden. Alles was aus Indien und aus China kommt, das schmeckt gut, weil es uns

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg. I nicht

„nicht anders, als durch zweyjährige Reisen zugeführt werden kann.

Man kann inzwischen doch nicht leugnen, daß unser Klima der Cultur der Caffeebäume hinderlich sey. Denn die Bäume, welche wir in Europa ziehen, werden selten über 8 Ellen hoch; da sie hingegen in Arabien 20 bis 40 Fuß hoch steigen, und wild wachsen. Man hat doch auch überall, ja selbst im glücklichen Arabien, ordentliche Plantagen davon angelegt, dergleichen man auch zu Java in Ostindien und in America häufig findet. Diese Bäume erfordern warme Schatten und Feuchtigkeit; daher pflegen die Araber meistens gegen Mittag zu Pappelbäume davor zu setzen, damit sie unter den Schatten ihrer Zweige gedeihen, und Wasserbäche an ihre Wurzeln zu leiten, welche nicht eher wieder abgeleitet werden, als bis die Früchte zu reifen beginnen.

Der Caffeebaum hat ein weiches, zähes und schmackhaftes Holz, eine weißlichte Rinde, und Blätter ohne Geruch und Geschmack, die nicht so dick, aber etwas größer als Lorbeerblätter sind. Er grünet zu allen Jahreszeiten, und trägt Blüten und Früchte dergestalt, daß man zu verschiedenen Jahreszeiten Blüten und reife und unreife Früchte zu sehen bekommen kann. Die Blumen sind weiß, und bisweilen etwas röthlich, haben einen starken Geruch und gleichen, der Gestalt nach, fast dem Jesmine. Einige Kräuterverständige haben um deswillen den Caffee für eine Art des Jesmins gehalten. Allein, die Sache ist lange Zeit streitig geblieben. Jüfien, Bouchini, Boerhave, und viele andere suchten ihn unter andere schon bekannte Arten von Bäumen zu bringen, bis endlich Zeister gewiesen hat, daß er eine eigene Gattung ausmache. Die Früchte sind anfangs grün. Hernach werden sie röthlich, und bey völliger Reife sehen sie dunkelroth aus. Sie fallen ins Auge wie länglichte Kirschen. Wenn man sie aber genauer betrachtet, so findet man an ihnen auswendig eine rothe Haut, worinn eine klebrigte, ekelhaft süße Materie den Kern umgiebt. Dieser Kern ist anfangs ziemlich grün,

durch:

durchsichtig, und allezeit aus zween Theilen zusammengesetzt, zwischen welchen sich eine Spalte befindet. Wenn man im Frühjahre, im Sommer und Herbst die Bäume schüttelt, daß die reifen Früchte abfallen, welche man an der Sonne trocknet, daß die äussere Schaaale verwelkt und abgeht; so rollt man hernach Walzen über die Kerne her, wovon diese beyden Theile auseinander springen. Alsdann schwinget man sie an der Luft, und trocknet sie wieder, damit sowohl die Spalten, als Hülsen davon fliegen. Solchergestalt sind die Caffeebohnen, so wie wir sie erhalten, nur lauter halbe Kerne der Caffee Früchte, und dieser Umstand hat zween Irthümer veranlasset. Man konnte anfangs, aller angewandten Mühe ungeachtet, in Europa aus den Caffeebohnen keine Bäume ziehen, weil man nur die eine Hälfte des ganzen Kerns in die Erde steckte, welche unmöglich hat aufwachsen können. Dieser practische Irthum gründete sich auf den andern, welcher bloß theoretisch ist. Die halben Kerne der Caffee Früchte gleichen ziemlich einer Bohne. Ob nun gleich kein Kräuterkenner diese Früchte unter die Bohnengewächse zählen kann; so kam doch ein anderer Umstand dazu, welcher die ersten Fortpflanzer des Caffee schon im Voraus überredete, daß sie eine Art von Bohnen seyn müßten. Die Araber nennen den Caffeebaum und die ungebrannten Früchte desselben Buun, (lateinisch: Bunchum; französisch: Bon.) Hiervon entstand das Wort: Caffeebuunen, oder Caffeebons. Wegen der geringen Aehnlichkeit der halben Kerne mit den Bohnen überredete man sich leicht, daß diese Buunen eine Art Bohnen seyn müßten, und ließ sich nicht einfallen, daß dieses nur Hälften von den Fruchtkernen wären.

Die arabischen und alle morgenländische Caffeebohnen werden Levantische geheißen. Ostindien liefert uns die Javanischen, und America die Surinamischen, und andere. Die Levantischen sind die Kleinsten, und sehen etwas dunkelgelb aus. Die Javanischen sind die Größten, und haben eine blaßgelbe Farbe; die Surinamischen hingegen eine grünlichte, und diese sind von mittlerer Größe. Ueber:

haupt aber ist ein jeder Caffee desto grüner, je frischer er ist, und wird hernach immer gelber, wie wir solches an den Erbsen wahrnehmen. Es kömmt demnach bey der Wahl der Caffeebohnen darauf an, ob sie grünlich, und also frisch, ob sie recht trocken, doch aber nicht so leicht sind, daß sie auf dem Wasser schwimmen, ob sie nicht dumpficht und vom Seewasser verdorben sind, und ob sie endlich, nachdem sie gebrannt worden, einen starken und angenehmen Geruch haben?

Wenn man den Caffee in einem verschlossenen Gefäße dergestalt röstet, bis er den vierten Theil seiner Schwere verloren hat; so jagt man ein saures Wasser, welches den Violensirup roth färbet, und einen sehr flüchtigen ölichten Dampf davon, der sich durch seinen schönen Geruch offenbaret. Ein solcher gut gebrannter Caffee hat ausser den irdischen Theilchen, welche sich gar nicht auflösen lassen, noch ein Gummi, welches das Wasser, ein Harz, welches der Weingeist auflöset, und das wohlriechende Del. Das Harz und Gummi hangen im Caffee genau mit einander zusammen; und wenn bey dem Kochen des Caffee das Wasser das Gummi auflöset, so nimmt es zugleich etwas von den harzigen Theilen mit in sich. Das Del und Gummi geben dem Caffeewasser seinen schönen Geschmack und Geruch. Weil aber das erstere so flüchtig ist, daß es der geschickte Chymist, Herr Neumann, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht hat vollkommen fangen und aufbehalten können: so läßt sich leicht erachten, daß der gebrannte Caffee nicht lange aufbehalten werden dürfe, wenn er nicht seine beste Kraft verlieren soll, und daß David ein schlechtes Getränk gehabt haben werde, wenn ihm Abigail 5 Scheffel gebrannten und gemahlenen Caffee geschenkt hat. Um dieses Del nicht zu verschwenden, muß man den Caffee lieber zu wenig als zu viel, und in verschlossenen Gefäßen rösten, welche man umdrehet und schüttelt, um das Anbrennen zu verhüten, und, wenn er ausgeschüttet wird, ihn zudecken und wohl verwahren. Er wird gemahlen, damit das Wasser die Kräfte desto besser herausziehen

ziehen könne; und um den Verlust des flüchtigen Dels zu verhüten, muß man ihn entweder sehr wenig kochen, oder auch nur heißes Wasser darauf gießen, und ihn, wie Thee, ziehen lassen. Die reichsten Morgenländer pflegen die Caffeebohnen mit dem süßen Honige, welcher die Fruchtkerne umgiebt, zum Getränke zuzubereiten. Sie bewahren diese Bohnen in trockenen und verschlossenen Oertern, damit sie nicht von der Feuchtigkeit, die sie stark an sich ziehen, einen üblen Geschmack bekommen. Die Franzosen in dasigen Gegenden nennen dieses Getränk *Coffé à la Sultane*, und ziehen ihn dem gewöhnlichen weit vor, weil sie keinen Zucker dazu gebrauchen, indem sein eigenthümlicher Honig denselben schon süß genug macht.

Die Morgenländer müssen den Caffee für ein stärkendes und erquickendes Mittel halten, wie den Wein, weil dieses aller Wahrscheinlichkeit nach die eigentliche Bedeutung seines Namens ist. Man nennet nämlich sowohl die Bohnen, als den Trank selbst: *Cave*, *Cavet*, *Cahue*, *Cophe*, *Chaube*, *Chohava*, *Cahovah*, *Cohue*, *Cohuet*, *Cofe*, *Coffee*, *Caffee*. *Dufour* sagt, daß die Benennung *Cahveh* von *Cohvet* herrühre, welches so viel als Kraft oder Stärke bedeute. Es sind noch mehrere derselben Meynung, wiewohl *Tavernier* und *Prosper Alpinus* glauben, daß das Wort von *Cahovah* herstamme, welches Wein bedeutet, weil die Mahometaner dieses Getränk statt des Weins gebrauchen. *Shaw* sagt, daß *Cowah*, (*Caffee*) und *Sherberh*, orientalische Wörter, und zwar jenes persisch, und diß arabisch sey, und daß sie nichts mehr als Trinken oder das Trinkbare bedeuten. Ob man gleich nicht behaupten kann, daß der Caffee eine sonderliche Stärkung abgebe, ausser in so fern sein angenehmer Geruch die Nerven und Lebensgeister erquicket; so ist doch so viel gewiß, daß er weit grössere Arzne Kräfte besitze, als der Thee, weshalb er auch wenigern Personen zu einem allgemeinen und täglichen Getränke dienlich ist.

Dufour will uns versichern, daß in England die Gicht und die Wassersucht seltene Krankheiten geworden wären,

wären, seitdem man daselbst angefangen hätte, Caffee zu trinken, und daß er wider den Schaarbock, den Durchlauf und die Ruhr ein vortreffliches Mittel sey. Bontepoe sahe die Menschen gar für so einfältig an, daß er sie zu überreden meynte, der Caffee sey eine Universalarznei. Herr Triller erzählt, daß er 1731 bey dem berühmten Boerhave gespeiset, und von ihm vernommen habe, daß Caffee, mit Honig getrunken, ein Mittel wider das ergrimmete Seitenstechen sey. Er selbst hat den Versuch bey Leuten, die in der Pleuresie gelegen, wiederholt, und befunden, daß sich insgemein der trockene Husten und das heftige Stechen darnach vermindert, der Auswurf sich leichter gelöst, und die Ruhe sich darauf eingefunden habe. Wenn hierbey der Honig nicht in Betrachtung käme, so verdiente gewiß der Caffee schon ein grosses Lob. Allein, wir wollen ihm nicht zu viel zutrauen. Denn er hat das besondere Schicksal gehabt, daß ihm die Aerzte in einerley Umständen ganz entgegengesetzte Kräfte zugeschrieben, und diese ihn bis an den Himmel erhoben, wo ihn jene bis an die Gifte erniedriget haben.

Es ist bekannt, daß man den Caffee als ein Mittel gebraucht, um die Leibesöffnung zu befördern. Mir ist aber selbst ein Mann bekannt, welcher sich des Morgens dieses Getränks nicht bedienen durfte, weil es ihm den Leib verstopfte. Dieses scheint daher noch wahrscheinlicher zu seyn, weil Dufour den Caffee dafür ausgiebt, daß er die Ruhr und den Durchlauf stopfe, und weil, wie auch Junker bemerkt hat, die Bohnen an sich wegen ihrer Erde mehr verstopfen als öffnen müssen. Vermuthlich ist es also die erste Empfindung des warmen Getränks im nüchternen Magen, vielleicht auch der Zucker und die Milch, welche denen die Leibeseröffnung befördern, die daran vor Mittag gewöhnt sind.

Viele halten den Caffee für ein nahrhaftes Mittel. In der That vertreiben sich damit die Türken im Falle der Noth den Hunger auf ganze Tage, und jeder Soldat führt ein, kleines Caffee Magazin bey sich. Inzwischen ent-

hält

hält doch der Caffee wenig nahrhafte Theile. Ja Herr Thierry, welcher den häufigen Genuß des Caffee für ein Mittel zur Verkürzung des Lebens hält, meynet, daß er allezeit ein Getränk bleiben werde, welches viel zu lebhaft wirket, als daß es sich in einen Nahrungsfaß verwandeln lassen sollte. Hingegen giebt er zu, daß er den Appetit verderbe; und dieses ist eben der Grund des Irrthums, warum er für nahrhaft gehalten wird. Er sättiget, aber er nähret nicht; und wer ihn also zur Mästung trinken will, der muß ihn mit Rohm oder viel Milch vermischen. Sollte er aber alsdann nicht den Magen verderben?

Vesling, Dufour, Lemery, und Prosper Alpinus halten ihn für eine der besten Magenstärkungen. Ich weis nicht, wie sich dieses zu der Eigenschaft paßt, daß er den Appetit verdirbt, noch weniger, warum er Ueblichkeit verursacht, wenn man ihn zu häufig genießet? Krüger war gar nicht der Meynung, daß der Caffee den Magen stärke. Denn er verbot den allzu häufigen Genuß desselben eben darum, weil er den Magen schlaff mache, den Appetit verderbe, und Winde erzeuge, wovon Herzklopfen und grosse Beängstigung entstehen. Ich weis, daß ihn viele gleich nach der Mahlzeit trinken, um die Verdauung zu befördern. Sie müssen doch wohl glauben, daß der Caffee keiner Verdauung bedürfe. Ich kenne wenig Leute, welche schwerer verdauen sollten, und deren Nachmittage elender wären, als die bald nach der Mahlzeit starken Caffee mit Rohm trinken. Nichts destoweniger lese ich im Krüger selbst, daß bey einigen, welche keine gute Daunungskraft haben, und nach dem Essen Kopfschmerzen bekommen, eine Tasse Caffee ein geschwindes Hülfsmittel, ausser diesem Falle aber zu besorgen sey, daß das warme Wasser den Magen gar zu schlaff mache, und die Verdauung hindere. Zu dem Ende müßte man den Caffee sehr stark trinken, wenn er die Verdauung nicht schwächen soll. Aber alsdann macht er Wallung im Blute. Denn dieses gestehen alle Kenner einmüthig, daß starker Caffee eine Wallung des Ge-

blüts,

blüts, und ein Beben der Glieder verursache, welches man mit einem Trunke kalten Wassers zu dämpfen pflegt.

Eben dieses ist wohl die Hauptursache, warum der Caffee den Schlaf hindert. Thierry versichert, daß einige Kranke, welche von einer beständigen Schlaflosigkeit aufgerieben wurden, ihm gestanden haben, daß sie sich des Caffee unmäßig und zu unrechter Zeit bedient hatten. Daher warnet Krüger mit Recht, den Caffee nicht des Abends spät zu trinken, indem er die Lebensgeister zu sehr in Bewegung setzt, und daher ihre allzugroße Zerstreung verursacht.

Solchergestalt ist der Morgen die beste Zeit Caffee zu trinken, indem er nicht allein das Gemüth erheitert, und die Schläfrigkeit vollends vertreibt, sondern auch für die Nüchternheit dienlich ist. Diese Nüchternheit ist eine Empfindung, welche fast alle gesunde Menschen des Morgens bey sich wahrnehmen, und die da macht, daß die wenigsten die Mittagsmahzeit erwarten, ohne etwas von Speise oder Getränke zu sich zu nehmen. Sie entstehet von dem im leeren Magen gesammelten Magensaft, und einer von den Speisen zurück gebliebenen Säure; daher auch diejenigen, welche viel Säure im Magen haben, am wenigsten nüchtern bleiben können, sondern wegen Heftigkeit dieser Empfindung übel werden. Um diese Empfindung zu unterdrücken, bietet man dem Magen etwas, das ihn in eine kleine Verdoungsarbeit setzt, und erwärmet, und hierzu ist wenigstens der Caffee eben so dienlich, als eine Tasse Thee. Ein anderer würde vielleicht ein warmes Bier mit Kümmel und Ingwer, oder ein Glas Branntwein vorziehen, und ich brauche nicht zu sagen, daß dieses auch gut seyn könne, da noch vor hundert Jahren kein Europäer die Nüchternheit mit Caffee vertrieben hat.

Rivinus beschuldigte den Caffee zuerst, daß er der Vater des Friesels sey, und nach ihm ward diese Meynung fast allgemein. „Es ist dem verkehrten Misbrauche der warmen Getränke, und besonders des Caffee zuzuschreiben,“ sagt Friedrich Hofmann, daß ist der Friesel häufiger „ist,

„ist, als sonst.“ „Es ist gewiß, sagte Schulze, daß der häufige Genuß des Caffee mehr schade, als nütze, und „vielleicht könnte man mit Recht behaupten, daß der den „Kindbetterinnen ist so gemeine Friesel an gewissen Orten „hauptsächlich von diesem Misbrauche herrühre.“ Diese Sache läßt sich wohl nicht schlechterdings läugnen, zumal wenn man ihn entweder in kalter Luft trinket, oder sich nach dem Genuße desselben, wenn er die Schweißlöcher eröffnet, und die Ausdünstung in Gang gebracht hat, sogleich einer kalten Luft aussetzt. Die Sorgfalt der Kindbetterinnen, womit sie sich im heißen Zimmer unter eine Last von Betten einwühlen, würde ihnen allein schon den Friesel zuwege bringen können; wozu denn unter solchen Umständen freylich die von dem vielen starken Caffee erregte Wallung des Blutes desto mehr beitragen kann.

Diese Betrachtung führet mich auf die Frauenzimmerkrankheiten, welche dem Caffee zur Last gelegt werden. Ich muß den Herrn Thierry, einen Arzt aus Paris, über meine Damen schicken. Denn, wenn ihnen dieser das Caffee trinken nicht abgewöhnen kann; so werde ich armer Schüler wohl wenig austrichten. „Vermöge der stillen „Lebensart, der dicken Säfte, des langsamen Umlaufs und „der Verstopfungen, ist der Caffee dem Frauenzimmer höchst „schädlich. Er macht ihnen Hitze, er treibt zum Haupte, „er verursacht Finnen und Flechten, Zittern der Glieder, „Herzklopfen und Herzwachse. Die Vapeurs sind Kin- „der von ihm. Er bringt die Blutbewegungen in Unord- „nung, und treibt auf eine so heftige Weise, daß die Na- „tur bey vielen gänzlich von ihren Gesetzen und Ordnungen „abweicht. Prosper Alpinus und Lemery rühmten „ihn als eine treibende Arznei, und Geoffroy und James „versichern, daß er alle Arten von Blutflüssen vermehre, und „in Unordnung setze.“ Es hilft nichts, wenn die Damen dem Herrn Thierry antworten, daß der Zucker und Rohrn diesen übeln Wirkungen vorbeuge. Denn er hat sich auf diese Antwort schon gefaßt gemacht. Das Frauenzimmer, sagt er, erfand ein Mittel das Caffeewasser zu verbessern,

und trank es mit Milch oder Rohme. Diese Vermischung dient ihnen seitdem zu einem Vorwande, vermittelst dessen sie allem Tadel zu begegnen glauben. Wenigstens haben sie den Vortheil davon, daß sie nicht mehr so sehr mit Verstopfung beschwert sind. Allein, der Nachtheil, den der häufige Genuß des Caffee mit Rohm verursacht, besteht in einer andern Ausföhrung, welche dem Frauenzimmer, nicht etwa nur nach bestimmten Zeiten, sondern unaufhörlich beschwerlich fällt, und wodurch sie nach und nach so verzehret und entkräftet werden, als ob sie durch tägliches Blutlassen einen Theil ihrer Lebenskräfte in wirklichem rothen Blute verlor. Herr Chierry will beobachtet haben, daß sich diese Ausföhrung fast in dem Augenblicke verstärkte, da die Frauenzimmer Caffee mit Rohm trinken. Hieraus mögen meine Leserinnen errathen, was für eine Abföhrung ich meine.

Vielleicht haben aber die Mannspersonen desto mehr Ursache, ihren Caffee mit Rohm zu trinken, damit sie ihm eine stärkende Nahrhaftigkeit einverleiben, welche er nöthig haben würde, wenn dasjenige seine Nichtigkeit hätte, was Olearius versichert, daß sich die Perser desselben vornehmlich um deswillen bedienen, weil ihnen sonst die vielen Kinder zu sehr zur Last werden würden. Er erwähnt hierbey eine kleine Geschichte von einem gewissen Sultan, Mahmud Casuin, der von dem vielen Gebrauche des Caffee bey seiner Gemahlinn so übel angeschrieben stund, daß sie vorschlug, die Hengste nicht mehr so zu quälen, sondern ihnen nur Caffee zu trinken zu geben, wenn man Wallachen haben wollte. Es ist gleichwol eine bekannte Sache, daß in ganz Asien, dem Vaterlande des Caffee, die jüngsten Aeltern gefunden werden, indem hin und wieder die Knaben schon im zehnten, und die Mädchen im achten Jahre heirathen und Kinder zeugen. Thevenot erzählt dies insbesondre von Decan.

Ich muß aufhören, so viel seltsame und widersprechende Dinge zu wiederholen, welche die verschiedenen Schriftsteller vom Caffee gesagt haben. Ihr ist es nicht mehr

mehr Zeit, Wunder von ihm zu rühmen, oder große Gefahren von ihm zu prophezeihen. Jedermann genießt ihn, und wird ihn mit aller Sicherheit genießen können, wenn er ihn nicht zu oft, noch zu stark, nicht aus bloßer Gewohnheit, auch wider Willen trinkt, und auf seine Wirkungen sorgfältig Acht giebt. Mehr kann uns kein Arzt überhaupt vom Genuße des Caffee sagen. Allein, aus der Mannichfaltigkeit seiner besondern Wirkungen bey einzelnen Personen erhellet schon, daß er weit vorsichtiger, als der Thee, gebraucht werden müsse. (*)

* * *

Mein Herr,

Nachdem ich Sie über ein Jahr gelesen habe, weiß ich, warum ich und alle Menschen sterben müssen. Gesezt, Sie wären so glücklich, die Regeln zu ersinden, wie alle Menschen unsterblich werden könnten, so glaube ich, daß dem ungeachtet jedermann sterben würde. Denn eben die Unmöglichkeit, eine solche Menge so strenger Regeln zu beobachten, ist die Ursache, warum niemand weder lange leben, noch gesund bleiben kann. Ich glaube daher, daß es eine vergebliche Sache wäre, wenn man gleich nach ihren Vorschriften zu leben ansteng. Wären wir zur Unsterblichkeit und Gesundheit geschaffen, so würde uns die Natur mit solchen Trieben versehen haben, welche hierzu dienen. Wir haben keiner Regeln vonnöthen, um zu wissen, wie wir uns ernähren und fortpflanzen sollen, weil dieses unsre Bestimmung ist. Allein, Unsterblichkeit, hohes Alter, Gesundheit, wissen wir uns von Natur nicht zu geben, und wir sind Thoren, wenn wir hoffen, es durch die Kunst zu lernen.

Ich lese dich, wie man Voltairen liest:

Ich lobe dich, und suche deinen Lehren.

Wenn du der Mensch, und nicht der Arzt mehr bist:

So wirst Du auch nichts mehr von mir begehren.

S. Zeyfa.

(*) Man vergleiche hier das Sendschreiben vom Caffee im 110ten Blatte.

Drey

Drey und sechszigstes Stück.

 von Caniz.

Gesundheit, da, wo dich der Mensch zu finden meynet,
Steckt oft Gefahr und Noth.

Ja, selbst die Arzeneey, die ihm so heilsam schelnet,
Verursacht seinen Tod.

Ist ist die Jahreszeit, da die meisten Nasen feucht sind, und da in Gesellschaften fast eben so viel gehustet, als gesprochen wird. Schnupfen und Husten verwüsten die Köpfe und Brüste unserer meisten Einwohner, und haben beyhm Ausgange des letztern Winters bestätigt, was Sydenham schon beobachtet hat, daß der Husten zuweilen, wie eine ansteckende Seuche, grasire. Inzwischen haben diese beyde Krankheiten das besondere Glück, daß man mit ihnen weit besser zufrieden ist, als mit vielen andern, welche nicht einmal von solcher Erheblichkeit sind. Es gehört viel Zeit und ein hartnäckiges Husten dazu, ehe man sich entschließen kann, wegen einer solchen Brustkrankheit einen Arzt zu Rathe zu ziehen. Man unterhält ihn vielmehr mit süßen und öligten Hausmitteln, und ist desto vergnügter, je mehr und je leichter man auswirft. Ich gönne meinen Lesern diese Ruhe, die ihnen so viel unruhige Nächte macht. Ich könnte sie leicht bange machen, wenn ich nur den Pringle anführen wollte, welcher sagt, daß auch der leichteste Catarrh eine kleine Lungenentzündung sey, mit welcher man sehr vorsichtig umgehen müsse, wenn sie nicht gefährliche Brustentzündungen, oder die Schwindsucht nach sich ziehen soll. Allein, ich bin kein solcher Feind der Zufriedenheit, daß ich sie meinen sichern Lesern ohne die dringendste Noth entreißen sollte. Es ist gewiß, daß ein gemeiner, neuer Husten

Husten in vielen Fällen wenig Gefahr habe, und daß die gewöhnlichen Hausmittel, welche man dawider zu gebrauchen pflegt, noch ziemlich unschuldig sind.

Mit dem Schnupfen ist es noch seltsamer. Es giebt Leute, die sich nicht für gesund halten, wenn sie nicht jährlich einigemal einen heftigen Schnupfen haben. Ach! was ist er uns heilsam! sagen sie; wir möchten ihn für viel Geld nicht missen! Man würde sich sehr irren, wenn man einen solchen Menschen bedauern wollte, wenn er mit einer Nase, die ihm, wie ein Blutschwär, im Gesichte glühet, mit Lippen, die unter dieser scharfen Trause, wie gewärmte Federkissen, aufschwellen und feuren, mit weinenden Augen, denen das Licht ein Gift ist, und unter beständigem Niesen und Husten seinen Freunden entgegen geht, und ihnen mit einem rauhen Tone höchstvergnügt das Glück verkündigt, daß er einen rechtschaffenen Schnupfen, und weder Geschmack noch Geruch habe. Man muß sich vielmehr mit solchen Leuten über diese Krankheit freuen. Man würde sie betrüben, wenn man sie ihnen vom Halse schaffen wollte. Sie ringen darnach, und bitten Gott um diese Krankheit. Wohl ihnen dann, wenn sie sich so glücklich dünken! Warum sollte es uns nicht gleich viel seyn können?

So siehst in ungestörter Ruh
Ein Weiser oft den Menschen zu,
Und lacht der mühsamen Geberden,
Wenn ihr Geschwärm den Platz verengt,
Und sich um einen Land verdrängt,
Vorüber keiner froh wird werden.

Ich an meinem Theile halte wenig von den Krankheiten, die gesund sind, und ich werde mir nie darum etwas Böses weisagen, weil ich mit Schnupfen und Husten verschont bleibe. Da ich nicht zweifle, daß es noch mehr solche medicinische Freudenker in der Welt geben werde, so brauche ich nur bey den Verehrern des Schnupfens um Vergebung zu bitten, weil ich heute einige kleine Reflexionen mittheilen werde, welche dazu dienen können, daß man diese

diese verdrießlichen Krankheiten verhüte. Man kann bey einer guten Lebensordnung, ohne Schnupfen und Husten, gesund bleiben; und weil diese beyden Zufälle Krankheiten sind, so sind sie meine Feinde, gegen die ich im Frühjahre zu Felde ziehen muß.

Ich will mich wohl hüten, meinen Lesern eine gelehrte medicinische Abhandlung vom Schnupfen und Husten mitzutheilen. Es weiß jedermann, was beydes für Krankheiten sind, wenn er es gleich nicht griechisch weiß, und es verlangt leicht niemand eine große Cur wider so leichte Krankheiten zu wissen. Man kann so lange mit den Hausmitteln zurecht kommen, bis man es der Mühe werth hält, einen Doctor um Rath zu fragen, und alsdann wird dieser schon seine Anstalten zu machen wissen. Er wird den Schnupfen und Husten in verschiedene Classen eintheilen; er wird die verschiedenen Ursachen von allen Arten durchgehen, und untersuchen, was hier für eine vorhanden sey. Mit dieser Ursache wird er fechten, und glücklich wird sein Kranker seyn, wenn er die rechte Ursache trifft. Mein Plan leidet es nicht, mich so tief mit meinen Kranken einzulassen. (*) Alles, was ich zur Cur dieser Krankheiten rathen darf, besteht in Kleinigkeiten, wovon kein Apotheker leben kann, und wobey ein Doctor verhungern müßte. Allein, der Himmel gebe beyden ihr Brod sonst.

Die Wilden blasen Tabacksrach durch die Nase, wenn sie den Schnupfen haben, und wer es ihnen nachthun will, der wird sehen, daß es ein unschuldiges gutes Mittel sey. Boerhaave vertrieb einem Schulmeister, welchem die Buben Nießwurzel in eine Nase gestreuet, wovon er sich beynabe todt genieset hätte, diesen künstlichen Schnupfen damit, daß er ihm häufig warme Milch in die Nase ziehen ließ. Es kann aber auch laues Wasser zu eben dem Endzwecke

(*) Man findet im 247. Blatte die künstliche Cur der Catarrhen beschrieben, nachdem ich mit dem Beschlusse des achten Theils dieser Wochenschrift den Plan derselben erweitert, und nach den Beispielen anderer Aerzte, auch die wichtigsten Krankheiten abzuhandeln beschlossen habe.

zwecke dienen; und wenn auch dieses noch zu umständlich wäre, so dürfte man nur den heißen Dampf vom Thee- und Caffeewasser oft in die Nase ziehen. Herr Zöse hat den Schnupfen dadurch augenblicklich vertrieben, daß er die Füße in die dichtern Sonnenstrahlen eines Brennsiegels halten lassen, und hier ist die Wärme die Sache. Man wird eben so weit kommen, wenn man die Füße in warme Klehe, oder in laues Wasser setzet, oder auf warme Beutel voll Sand oder Kirschensteine stellet. Man pflegt auch im Anfange des Schnupfens Bernstein, Mastix, Weibrauch, Gummi Animä, und dergleichen auf glühende Steine oder Eisen zu legen, und den Dampf im Zimmer zu lassen. Wenn man Sälpeter in lauem Wasser auflöset, und den Mund oft damit ausspühlet, so wird der Schnupfen ohne Gefahr gemindert. Auch ist es dienlich, einen Knoten im Schnupfuche mit Esige anzuseuchten, um daran zu riechen. Viele kauen die Costuswurzel im Munde, und dieses Mittel zertheilet ohne Gefahr. Wenn man den Kopf vor der Erkältung hinlänglich verwahret, so kann sich das Frauenzimmer und die Mannspersonen, welche Peruquen tragen, beim Schnupfen dadurch eine große Erleichterung verschaffen, wenn sie sich die Haare dicht an der Haut auf dem Kopfe hinweg schneiden, und den Kopf rein abbürsten lassen. Limonade, oder Esigwasser zum reichlichen Getränk, die Enthaltung vom Wein, Caffee und allen Speisen die Hitze machen, und überhaupt eine kühlende Diät und reine, kühle und trockne Luft sind sehr zu empfehlen.

Beim Brnsthusten bedient man sich mancherley süßer Sachen und fettiger Dinge, um den Auswurf zu befördern. Dieses ist gut, wenn im Anfange der Auswurf nicht leicht von statten gehen will. Allein, wenn man solche Mittel lange fortgebraucht, so unterhalten sie Auswurf und Husten halbe und ganze Jahre lang, und verderben den Magen. Die Brühen von Habergruß, von Gersten- und Perlgrauen, das abgekochte Kleyenwasser, und die Hirschhorntränke, mit Corinthen, süßem Holze, oder Feigen, sind sehr gute Mittel in dem gemeinen Husten, welcher von einer subtilen

subtilen Schärfe und von Erkältung entsteht. Auch die Tränke von Engelsfuß und Althedenwurzel, der Quittenschleim und Gallert sind dienliche Mittel; nur muß man dabey Diät halten. Alle hitzige Gewürze und Getränke, alle grobe Säuren, alle Salze, erregen und reizen den Husten, und sind auch bey dem Schnupfen undienlich.

Ich rede ist aus dem Tone der alten Weiber. Es ist mir unmöglich länger so fortzufahren. Es sind andere Regeln nöthig, wenn man Schnupfen und Husten vermeiden will, und diese sind begreiflicher, durch weniger Bedingungen eingeschränkt, und gemeinnütziger, als die Regeln der Cur.

Die Nase, der Hals, der Schlund, der Rachen, sind inwendig mit einer Haut ausgekleidet, in welcher unendlich viel kleine Blutgefäße herumkriechen, welche diejenige Feuchtigkeit vom Blute absondern, die durch die Länge der Zeit zu einem zähen Schleime wird. Wenn diese Feuchtigkeit in der Nase zu häufig abgesondert wird, so fließet sie tropfenweise aus, und es entsteht ein Schnupfen. Geschicht dieses in der Luftröhre, so erregt der Reiz ihrer Schärfe den Husten. Der häufige Zufluß der Säfte nach der Nase oder Luftröhre kann durch mannichfaltige Ursachen veranlasset werden. Eine Erkältung der Füße ist hierzu geschickt, weil sie die Feuchtigkeiten nach dem Haupte hinführt; eine Erkältung des Hauptes, weil sie die Ausdünstung der Feuchtigkeiten durch die Haut unterbricht; eine Erkältung des ganzen Leibes, weil dabey beyde Ursachen zusammen kommen. Ein fressender Staub, ein scharfer Nebel erregt in der Nase und Luftröhre eine ungewöhnliche Empfindung, auf welche eine Bewegung der Säfte nach diesen Theilen erfolgt. So macht der Schnupstabaek einen beständigen Schnupfen, und der sehr flüchtige spanische Taback einen Husten, weil er bis zur Luftröhre fliehet. Die Kälte, welche die Ausdünstung der inwendigen Nase und der Luftröhre verhindert, kann eine Anhäufung und Störung der Feuchtigkeiten in diesen Theilen veranlassen, worauf Schnupfen und Husten zu erfolgen pflegen.

Ben

Ben sehr empfindlichen Leuten sind diese Ursachen des Hustens und Schnupfens ungemein mächtig. Es giebt Leute, welche augenblicklich niesen oder husten, wenn sie an einem Fenster sitzen, wo sie die Luft an einer Seite treffen kann; wenn sie im Bette nur eine Hand oder einen Fuß herausstecken; wenn ihnen ein Strumpf nicht so glatt anliegt, als der andre; wenn ihnen die naßgeschwitzten Haare auf dem Kopfe kalt werden; wenn sie einen Finger in kaltes Wasser stecken; wenn sie in freyer Luft den Hut abnehmen, daß die Stirn kalt wird, u. s. w. Gallopius hat angemerkt, daß einige Leute vom Geruche der Hosen niesen, und Boethaave hat an Menschen, Ochsen und Pferden bemerkt, daß ihnen des Morgens der erste helle Schein des Lichts, der in ihr Auge fällt, ein Niesen verursacht. Mit dem Husten ist es eben so. Eine kleine Feder, welche den Kopf der Luftröhre kitzelt, verursacht einen heftigen Husten; ein Tropfen Wasser thut in der Luftröhre dasselbe; eine geringe Erkältung der Brust, ein Nebel, eine kalte Luft, die man einathmet, kann einen langweiligen Husten erregen.

Man sieht hieraus, warum Husten und Schnupfen bey schnellen und merklichen Veränderungen der Witterung so gemein sind? Das rechte Schnupfenwetter ist das, wenn die Luft feucht, kalt und windig ist. So ist es im Herbst, im Winter und Frühjahr. Wenn also kalte und nasse Winde wehen, so muß man besonders darauf sehen, daß die allgemeine Ausdünstung des Leibes, ohne zu schwitzen, unterhalten, und kein Theil des Leibes vor dem andern merklich erkältet werde. Wie leicht stellt sich nicht ein Schnupfen und Husten ein, wenn man im schlackrigen Wetter ausgeht, daß die Füße von der Nase erkältet werden, wenn der übrige Leib vom Gehen warm wird, und schwizet. Wenn es windiges Wetter ist, so wird allezeit die Seite, welche dem Winde entgegen steht, mehr erkältet, als die ihr entgegenstehende; und daher ist es im Frühjahr und Herbst fast unvermeidlich, Husten und Schnupfen zu haben. Das Seltsamste aber bey dieser ganzen Sache besteht darinn, K

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg.

daß

daß diejenigen Leute, welche sich sowohl in Kleidern, als auch in den Zimmern am wärmsten halten, mit Husten, Schnupfen und Flüßsen am meisten beschwert werden. Die große Sorgfalt, sich nicht zu erkälten, macht, daß es gemeinlich desto leichter geschehen kann; und wenn ich meinen Lesern heute diese Wahrheit recht begreiflich mache, so hoffe ich, daß sie davon einen immerwährenden Nutzen haben werden.

Ich läugne nicht, daß eine mäßige Bedeckung des Leibes zuträglich sey. Noch weniger kann ich rathen, daß einer, der warme Kleider und Zimmer stets gewohnt ist, dieselben auf einmal verändern soll. Denn, dieses dürfte nur nach und nach und nicht ohne Behutsamkeit geschehen. So viel aber ist gewiß, daß einer, der sich nicht allzu warm zu halten gewohnt ist, in einerley Umständen lange so viel Gefahr nicht habe, sich zu erkälten, als wer in Betten und Pelze eingehüllt ist, und kein kühles Lüftchen vertragen kann. Nicht jede Zulassung der kalten Luft an unsern Körper ist schädlich, oder verdienet den Namen einer Erkältung, indem frieren und sich erkälten ganz verschiedene Dinge sind. Wenn von der Zulassung der Kälte eine Krankheit hervorgebracht wird, so erkältest man sich. Dieses trägt sich zu, theils, wenn die Hitze und Abkühlung des Körpers schnell mit einander abwechseln, und dann ist die Erkältung desto größer, je größer der Unterschied des Grades der vorigen Wärme gegen den Grad der darauf erfolgten Abkühlung ist; theils, wenn die Wärme nur an einem gewissen Theile unsers Körpers verjagt, an dem andern aber erhalten wird, da dann die Erkältung desto größer ist, je größer der Unterschied des Grades der Wärme beyder Theile ist. Die Erfahrung beweiset dieses unwidersprechlich. Im Winter geschehen lange so viel Erkältungen nicht, als in den heißesten Sommertagen, worauf kühle Nächte folgen. Ja im Winter schadet der kälteste Trunk seltener, als im Sommer ein kühles Wasser; das erste, darum, weil der Körper, welcher am Tage sehr erhitzt worden, in der kühlen Nacht auf einmal durchgekühlet wird; das letzte, weil im Sommer

mer der Grad der Wärme unserer Säfte von der heißen Luft weit größer, als im Winter, folglich auch die Verhältniß desselben gegen das kühle Wasser viel größer ist. Auf gleiche Weise lehrt die Erfahrung, daß eine unbehutsame Entblößung des Haupts oder der Füße viel leichter eine Erkältung nach sich ziehe, als wenn man sich zu eben der Zeit über den ganzen Leib nach und nach um so viel abkühlte, als der Kopf und die Füße allein abgekühlt worden sind. Man kann sich bey großer Hitze ohne Schaden in kaltem Wasser baden. Wollte man aber zu eben der Zeit die Füße allein in kaltes Wasser stecken, so würde man sich gefährlich erkälten können. Solchergestalt ist stets die Gefahr, sich zu erkälten, desto größer, je größer der Unterschied der Wärme des Leibes und der Kälte der Luft ist; das ist, je wärmer man sich kleidet, und in je wärmern Zimmern man sich aufzuhalten gewohnt ist, und daher kann eine und eben dieselbe Witterung einem Menschen, der sich nicht sehr warm zu halten gewohnt ist, unschädlich seyn, ja warm vorkommen, da hingegen ein Weichling aufs ärgste davon erkältet wird.

Hierzu kommt noch ein anderer Umstand. Wer kann alle Theile seines Leibes auf einerley Art verwahren? Weder der Wohlstand, noch die Nothwendigkeit verschiedener Handlungen gestatten dieses. Man kann ein Kissen vor der Brust und dem Bauche, aber nicht um den Kopf tragen, wenn man ausgehen will. Es ist also leicht möglich, daß der eine Theil, in Absicht des Grades der Wärme, von andern, die sehr warm gehalten werden, merklich verschieden sey; und da dieses zu einer Erkältung schon hinlänglich ist, so kann nichts die Erkältungen mehr befördern, als die Brust- und Bauchkissen. Dieses klingt eben so seltsam, als wenn man sagt, daß einer sich vom Einheizen der Zimmer erkälten könne, und gleichwohl ist das eine so gewiß, als das andre. Wenn ein ungeheiztes Zimmer eine gemäßigte Luft hat, so kann man sich ohne Gefahr der Erkältung darinn aufhalten. Man lasse aber dieses Zimmer heizen, und setze sich so an den Ofen, daß nur eine Seite erwärmt

wärmt wird; so wird hier auf beyden entgegenstehenden Seiten des Körpers ein merklicher Unterschied der Wärme verursacht, und im Augenblicke fängt man an zu niesen und zu husten. Man lege sich in ein Bett, das an einer Wand steht, und worinn auf der andern Seite ein anderer Mensch lieget. Der Leib wird von der Wand auf der einen Seite nicht erwärmet, ob sie gleich auch nicht kalt seyn mag. Weil ihn aber auf der andern Seite sein Benschläfer viel stärker erwärmet, so entsteht hier ein Unterschied in der Ausdünstung beyder entgegenstehender Theile, der Husten, Schnupfen, und Reissen in dem an der Wand liegenden Arme verursacht. Wer sich in einem temperirten Zimmer wohl befindet, der darf nur seine Füße auf eine heiße Flasche setzen, wenn er den Schnupfen haben will. Also thut die unproportionirliche Erwärmung einiger Theile des Körpers eben dieselben Wirkungen, als eine Erkältung der ihnen entgegengesetzten Theile; und wenn dem also ist, so ist nichts leichter zu begreifen, als warum die Leute, die im Winter nicht aus ihren Zimmern kommen, und die sich in zehn Kleider und Federmützen einhüllen, einen beständigen Husten, Schnupfen, Flüsse und Reissen haben, wogegen die armen Leute, welche stets auf den Straßen liegen, von keiner Erkältung etwas wissen.

Weil man hier zu Lande die meisten Krankheiten von Erkältungen herleitet, so wünsche ich, daß man das, was ich ist erwiesen habe, mit besonderer Aufmerksamkeit überlegen möchte. Man kann in der Theorie vielleicht Recht haben. Allein, ich glaube, daß die Erkältung mehr Krankheiten um deswillen hervorbringe, weil wir uns zu sehr davor verwahren wollen, als sie außerdem thun würde. Wir würden uns nicht so viel erkälten, wenn wir uns nicht zu warm hielten, und wenn wir nicht einige Theile des Leibes nach Verhältniß der übrigen zu sehr erwärmten. Es ist fast eine allgemeine Regel: Je dicker die Perüque, desto röther die Nase; je dicker das Bauchkissen, desto bellender der Husten; je dicker die Pelze, desto wütender das Reissen. Man sehe einen Postknecht mit hinter die Ohren gestreiften

Haaren,

Haaren, ganze Tage unter freyem Himmel in einem Sturme fahren, der gerade auf die Oeffnung des Ohres gerichtet ist, und dem es nicht einmal einfällt, sich das Ohr zu bedecken. Ein anderer würde das größte Unglück hiervon haben; ihm ist es nicht einmal merklich. Wie oft arbeiten nicht die Bauern, daß sie über den ganzen Leib schwitzen, da sie unterdessen mit bloßen Füßen in einem Sumpfe stehen, der mit Schnee und Eise vermischt ist. Gleichwohl wissen sie weder vom Schnupfen noch Catarrhe etwas. Wenn sich diese Leute reich gearbeitet haben, und bessere Pflege und Bequemlichkeiten genießen können; wenn sie den warmen Ofen suchen, und sich Pelze und Kissen zulegen: so sind sie den Erkältungen gar bald eben so unterworfen, wie andere vornehme Leute, und dann erfahren sie erst, was Husten, Schnupfen und Flüsse sind? Dieß ist also unser Fehler, daß wir, durch unsere sorgfältige Verhütung der Erkältung, es uns fast unmöglich machen, uns nicht zu erkälten.

Sollen wir aber um deswillen die Kleider ablegen, und im Winter nicht einheizen? Nein. Wir wollen nicht von einer Ausschweifung in die andere gerathen. Wir sind gezüchtigt genug für die eine, wer weiß, was uns bey der andern widerfahren könnte! Allein, Hofmanns Rathe könnten wir gar wohl Folge leisten, daß wir zu allen Jahreszeiten einerley Arten von Kleidung trügen, welche so beschaffen seyn müßten, daß sie uns in den warmen Tagen nicht zu heiß, und in den kalten nicht zu kühl wären. Diese Regel ist ohne Gefahr und höchstvernünftig. Sie entwöhnet uns von der Weichlichkeit; sie macht unsern Körper dauerhafter, und überhebt uns der so mißlichen Sorgfalt, die Kleider nach den Witterungen zu vertauschen, durch welche schon mancher seine Gesundheit verloren hat. Soll ich noch einen andern Rath hinzu fügen, so ist es der, sich nicht zu warm geheizte Zimmer zum beständigen Aufenthalt zu wählen, besonders aber, gleich in der Jugend, die Kinder so an die Witterungen zu gewöhnen, und ihnen so wenig Bedeckung des Leibes zu gestatten, als vernünftig

und leidlich ist. Durch dieses Mittel läßt sich alles zwingen. Hierdurch gehen die zarresten Damen ohne Gefahr mit offener Brust, und die Zigeuner im Winter halb nackt. Hierdurch können die Einwohner in den Gegenden von Hudsons Bay, in der grimmigsten Kälte mit entblößten Achseln gehen, obgleich ihr übriger Leib mit Pelzen bedeckt ist, und können dies noch dazu für gesund halten.

Ich weiß wohl, was man mir einwenden wird. Husten, Schnupfen und Flüsse sind geringe Krankheiten, welche man leicht aushalten kann. Allein, weiß man auch wohl, daß aus einem geringen Husten Bluthusten, Schwindsucht und Tod entstehen kann, und daß es Flüsse giebt, die sich in Gicht verwandeln? Zildanus erzählt, daß ein Mensch von heftigem Niesen blind geworden, und der Herr von Haller hat eben dasselbe bey Frauenzimmern beobachtet, welche unmaßig geniesset haben. Es ist auch ausserdem bekannt genug, daß ein übelgerathener Schnupfen Schlagflüsse und den Tod nach sich ziehen könne.

„Aber der Schnupfen ist doch gesund? So? in welchem Verstande? Ist er gesund, wie das Wasser, weil er keine merkliche Wirkungen in unserm Körper äussert? Nein. Ist er gesund, wie der Wein, weil er angenehme Wirkungen hervorbringt? Nein. Ist er denn also gesund, weil er Krankheiten vorbeugt, oder abhilft? Ja! er kann eine Schärfe aus der Nase abspühlen, wovon sie sich entzündet würde; er kann Kopfschmerzen, Zahnweh, Ohrenzwang, u. s. w. durch eine Ableitung der Säfte von diesen Orten vertreiben, und die Säfte reinigen. Gut! In dieser Absicht ist der Schnupfen gesund, so wie die Pest, das Fleckfieber, die Ruhr und der Stein gesund sind. Es hat jede Krankheit ihr Widerspiel, welches weichen muß, wenn sie sich einstellt. Das Miserere ist eine untrügliche Krankheit wider den Durchlauf, und der Schmerz wider die Unempfindlichkeit. Nun sind zwar die Krankheiten, welche der Schnupfen verhüten kann, mehrentheils schmerzhafter und wichtiger, als er selbst ist; und vielleicht ist dieses das einzige Vernünftige, was man anführen kann, wenn man den

den Schnupfen für gesund hält. Allein, der Schnupfen hat, wie gesagt, auch seine Gefahren, und es ist eine elende Maxime, sich durch Krankheiten gesund zu erhalten. Man kann allen Nutzen, welchen der Schnupfen stiften kann, gewiß ohne seine Vermittelung genießen, wie uns die Bauern beweisen, die ihn nicht kennen. Inzwischen ist es billig, daß ein jeder seine Freyheit behalte, und ich werde meinen Lesern die Wahl lassen.

Mein Herr Arzt!

In Ihrem neulichen Blatte von den Sinnen und den Empfindungen der Seele habe ich gelesen, daß oft der Mangel eines Sinnes durch desto grössere Vollkommenheit und Schärfe der übrigen ersetzt werde. Unter den Beyspielen aber, welche Sie zur Erläuterung dieser Sache anführen, vermisste ich eins, welches in seiner Art vielleicht das wunderbarste ist, was man erzählen kann. Ich unterstehe mich, Ihnen dasselbe, zur Mittheilung, in möglichster Kürze vorzulegen. Der Ritter Hans Sloane curirte ein Frauenzimmer an den Blattern. Am Ende der Cur bekam sie convulsivische Zufälle, die ihre Glieder heftig verdreheten. Man wollte sie, nach vielen andern vergeblichen Versuchen, mit dem kalten Bade von diesem Elende befreien, und diese leidige Cur stürzte sie in das große Elend, das ich jetzt beschreiben will. Bald nach dem Gebrauche des kalten Bades verlor dieses Frauenzimmer erst das Gesicht, dann auch das Gehör, und die Sprache. Ihr Schlund ward dergestalt zusammengezogen, daß sie weder süßige noch feste Speisen verschlingen konnte. In diesem Zustande blieb die Person fast dreyviertel Jahr, und ernährte sich während der Zeit auf keine andere Weise, als daß sie die Speisen kauete, und lange im Munde herumwarf, endlich aber wieder von sich geben mußte. Mit den Feuchtigkeiten gurgelte sie sich bloß eine Zeitlang, und gab sie alsdann auf eben dieselbe Weise wieder zurück, ohne daß sie das geringste hinunter geschluckt hätte. Bey ihrer Blindheit und Taubheit wurde ihr Gefühl und ihr Geruch so zärtlich, daß sie die verschiedenen Farben von seidenen Zeugen und Blumen unterscheiden konnte, und es empfand, wenn ein Fremder ins Zimmer kam. Weil sie zugleich blind, taub und stumm war; so konnte man nur durch das Gefühl mit ihr sprechen. Sie hatte eine ungemeine Fertigkeit

in der Fingersprache; wer aber so mit ihr reden wollte, der mußte ihre Hand und ihre Finger statt der seinigen berühren. Sie unterschied an einer Schürze, die mit Seide von verschiedenen Farben eingefasst war, das Rothe, Grüne und Blaue aufs richtigste, indem sie die Finger aufmerksam an die Blumen der Einfassung setzte. Sie konnte so gar ein nelkenfarbiges Band (Pink Colour) nachdem sie es eine Zeitlang befühlt hatte, unterscheiden, und den Namen der Farbe bezeichnen, obgleich dieselbe nur eine Art des Rothens von der blasrothen Schattirung war. Man wollte sie einstmals in ein Zimmer führen, worinn, wie man ihr zu verstehen gab, lauter Bekannte seyn sollten. Unter der Zeit, daß man sie hierzu beredete, waren aber von ohngefähr Fremde in dieses Zimmer gekommen. Als nun die Kranke vor das Zimmer kam, und die Thür geöffnet wurde; so kehrte sie um, und gieng sehr unwillig wieder in ihr Zimmer zurück, weil sie zu verstehen gab, es wären Fremde da, und man hätte sie hintergehen wollen. Sie gestund nach der Zeit, daß sie die Gegenwart der Fremden aus dem Geruche erkannt hätte. Es ward ihr nicht so leicht, ihre Bekannten durch den Geruch zu unterscheiden, sondern sie mußte hierzu andere Künste zu Hülfe nehmen. Insgemein erkannte sie ihre Freunde durch das Gefühl ihrer Hände, und wenn dieselben zu ihr kamen, so pflegten sie ihr die Hände darzubieten, um sich zu erkennen zu geben. Die Bildung und die Wärme der Hand waren ihre gewöhnlichen Merkmale, und zuweilen umspannte sie die Handwurzel am Arme, oder maas die Finger. Ein Frauenzimmer, mit der sie wohl bekannt war, kam einst an einem sehr heißen Tage, nachdem sie eine Meile gegangen war, und both ihr die Hand, wie gewöhnlich. Sie befühlte solche länger, als sonst, und schien zweifelhaft, wessen Hand es wäre: nachdem sie aber die letzterwähnten Abmessungen angestellt hatte, sagte sie: „Es ist Igfr. N. aber sie ist heute wärmer, als ich sie jemals „gefühlt habe.“ (*) Diese blinde Person pflegte viel zu nähen, um sich die Zeit zu vertreiben, und ihre Nähterey war ungemein sauber und ordentlich. Unter vielen Stücken von ihrer Arbeit, die man in der Familie aufhebt, befindet sich ein Nadelküssen, das kaum seines gleichen hat. Zuweilen schrieb sie auch, und ihre Schrift war noch ausserordentlicher als ihre Nähterey. Sie war eben so ordentlich und richtig; die Züge waren sehr artig, die Zeilen alle gerade, und die Buchstaben in gleichen Entfernungen von einander. Das Erstaunlichste bey ihrem Schreiben war, daß sie auf eine gewisse Art entdeckte, wenn sie einen Buchstaben ausgelassen hatte, und ihn über das Wort, wo er hingehörte, mit der gehörigen Anzeigung setzte.

(*) Sie war gleichwol stumm? Diese Unvorsichtigkeit ist dem ersten Erzähler der Geschichte bezuzumessen.

Sie pflegte zu allen Stunden der Nacht sich in ihrem Bette aufzusetzen, und zu nähen oder zu schreiben, wenn ihre Schmerzen, oder andere Umstände sie nicht schlafen ließen.

Alle diese Umstände waren so ausserordentlich, daß man lange Zeit zweifelte, ob sie nicht schwache Ueberbleibsel des Gesichts und Gehörs hätte, weshalb man einige Proben mit ihr anstellte. Einige solcher Proben entdeckte sie von ohngefähr, und dieses erregte ihr allezeit heftige Convulsionen. Der Gedanke, daß man ihr eine so böshafte Verstellung Schuld gäbe, war ihrem Gemüthe eine untrügliche Quaal. Ein Geistlicher fand sie einen Abend an einem Tische arbeiten, auf welchem ein Licht stand. Er hielt seinen Hut zwischen ihr Auge und das Licht, so, daß dieses ihr nicht den geringsten Schein geben konnte. Sie setzte ihr Arbeit ganz gelassen fort, bis sie plötzlich ihre Hand in die Höhe hob, ihre Stirn zu reiben, und an den Hut stieß, worauf sie gewaltige Convulsionen bekam, und mit grosser Mühe wieder zurecht gebracht ward. Durch solche Versuche, und verschiedene zufällige Umstände ward die Familie völlig versichert, daß sie gänzlich taub und blind wäre; besonders als sie einstens bey einem schrecklichen Sturme mit Donner und Blitzen ungestört bey ihrer Arbeit sitzen blieb, ob sie gleich das Gesicht gegen das Fenster gekehrt hatte, und sonst bey solchen Vorfällen sehr erschrocken war. Sir Hans Sloane, ihr Arzt, zweifelte immer noch an Begebenheiten, die nicht vielweniger als Wunder waren, und man verstatte ihm, sich davon durch solche Versuche und Beobachtungen zu versichern, wie er verlangte. Der Ausgang war, daß er sie für völlig taub und blind erklärte. Sie ward endlich nach Bath gesendet, wo ihre Schmerzen und Convulsionen zwar geringer wurden: aber Sprache, Gesicht und Gehör erhielt sie nie im geringsten wieder. Die Witwe eines ihrer Brüder besitzt Briefe von ihr, welche sie von Bath geschrieben, und die der Verfasser dieser Geschichte selbst gesehen, worinn einige vorerwähntermassen vergessene Buchstaben, mit Anzeigung der Stelle, wo sie hingehören, eingerückt sind. Diese Witwe und viele andere Personen können diese so wunderbare Begebenheiten dergestalt bezeugen, daß es nicht nur ungerecht, sondern auch thöricht wäre, daran zu zweifeln.

Berachten Sie diesen kleinen Beytrag zu einem Ihrer Blätter nicht, die meinen besondern Beyfall haben, und seyn Sie versichert, daß ich ic.

3. M.

Bier und sechzigstes Stück.

von Logau.

Moses gab so viel Befehle niemals, als die Aerzte geben
Dem, der gern gesund will bleiben, und auch gern will lange leben.

Lucia. Satill.

Lucia. Schmeicheln Sie sich nicht zu viel. Denn, ich versichere Sie, so wie Sie es anfangen, kommen Sie bey meinem Vater nimmermehr zu Gnaden.

Satill. Aber sagen Sie mir nur, warum nicht? Bin ich nicht jung und wohlgewachsen? Hat jemand auf meine Aufführung etwas zu sagen? Bin ich nicht der reichste Bräutigam für Sie im ganzen Lande? Ist etwas an meiner Herkunft auszusehen? oder kann ich nicht, wenn es an Titeln fehlet, für mein Geld und einige Verdienste, die ich nicht rühmen will, leicht so viel Titel erhalten, als nöthig sind, um den Ehrgeiz eines alten Bürger-Capitains zu befriedigen, der sichs vorgesezt hat, seine Tochter keinem Manne zu geben, welchem sein ehrlicher Name genüg ist?

Lucia. An allem diesen ist meinem Vater in der That wenig gelegen. Der Duns, dem er mich schon versprochen hat, ist ja, wie Sie wissen, in allen Absichten nichtswürdig. Allein, er besitzt ein einziges Verdienst, welches in meines Vaters Augen sehr groß ist, und dieses Verdienst ist es, was Ihnen mangelt. Duns ist ein Mann, der auf seine Gesundheit hält, und so einen soll ich haben.

Satill. En, wenn es darauf ankommt, so kann ich, um eine Person zu erhalten, die ich liebe, auch wol mit meiner Gesundheit rar thun.

Lucia.

Lucia. Versprechen Sie nicht zu viel, Satill! Sie sind viel zu flüchtig, und es gehört eine ganz besondere Verleugnung dazu, in der Medicin zu rasen. Haben Sie niemals den Doctor Steckrübe über diese Materie mit meinem Vater sprechen hören?

Satill. Nein, aber ich habe ihn eben izt in Ihres Herrn Vaters Zimmer gehen sehen.

Lucia. Dieser elende Kerl ist es, der unser ganzes Haus, und besonders meinen Vater, unglücklich macht. Auf sein Verbot darf der alte Mann im ganzen Jahre nur einen Monat, nämlich in den Hundstagen, aus seinem Hause gehen. Um seinetwillen trägt er vier Paar Strümpfe und die grossen ausgefütterten Pelztiefeln. Um seinetwillen muß einer von uns alle Nacht bey ihm wachen, um ihn zweymal aus dem süßen Schlasse aufzuwecken, und Mirtur einzugeben. Er ist die Ursache, warum ich so dick angezogen bin, und so wenig zu essen bekomme. Er hat meinen Vater bewogen, die große Kräutermühe unter der dicken Peruque zu tragen, die über anderthalb Pfund schwer ist. Ohne ihn wäre der alte Mann nie auf die Thorheit verfallen, im Hause zwey Brusttücher, eine Pelzweste, einen warmen Schlafrock und einen dicken schweren Mantelrock zu tragen. Kurz, der Verstand des Doctors macht uns rasend. Glauben Sie nicht, daß ein anderes Mittel auf Erden sey, sich bey meinem Vater in Gunst zu sehen, als daß Sie ein Narr seines Doctors werden, wie wir alle sind.

Satill. Schweigen Sie, Lucia! Ich sehe sie beyde kommen. Unterdessen will ich in dieses Cabinet treten.

D. Steckrübe. Capitain Lux. Lucia.

D. Steckrübe. Ja, wie gesagt, Herr Capitain, eine Eselsstutze müssen Sie sich schleunig anschaffen.

Cap. Lux. Wohl, Herr Doctor! aber warum eben eine Stutze? wenn ich fragen mag. Sollte mich wol ein Hengst abwerfen?

D. Steck.

D. Steckrübe. Ey, nicht doch! Herr Capitain, Sie sollen diese Stutte nicht reiten. Ihre Milch, ihren edlen Nahrungsaft sollen Sie genießen! Die feinen, zarten Lebensgeister einer wohlgesitteten Eselinn sollen Ihre arme, schwache Brust stärken, und der Hæmoptysi vorbeugen.

Cap. Lux. Sieh da, Lucia, bist du hier? Du sollst mir sogleich nach einer Eselinn schicken. Ich will sie kaufen.

Lucia. Gut, Herr Vater. Haben sie auch schon einen Stall für sie?

Cap. Lux. Ja so, Herr Doctor! sollte sie wol neben der Ziege meiner Tochter stehen können?

D. Steckrübe. Stehet diese Ziege nicht in dem Stalle im Hofe, auf welchen Sie den hohen Thurm mit dem Wetterhahne bauen ließen?

Cap. Lux. Ja, ich kann aber einen besondern Versschlag machen lassen.

D. Steckrübe. Dies müßte wol geschehen, damit sich die Exhalationes beyder Thiere nicht mit einander vermischen.

Cap. Lux. Bey Leibe nicht!

D. Steckrübe. Denn die geilen Dünste der Ziege würden sich zu den geruhigen, philosophischen Dämpfen einer stoischen Eselinn nicht schicken, und Sie würden dadurch die Eselsmilch schädlich machen : : :

Cap. Lux. Welches Gott verbüte!

D. Steckrübe. Sie würde Ihnen ein Gift werden.

Cap. Lux. Ich armer Mann!

D. Steckrübe. Sie würden davon unerhörte Krankheiten bekommen.

Cap. Lux. Fort mit der verdammten Ziege! Zum Hause hinaus! Ich unglücklicher Mann!

D. Steckrübe. Und endlich eines elenden Todes sterben.

Cap. Lux. Ach, erbarmen Sie sich! : : Ich bin todt! : : Gleich zum Doctor, Lucia! Geh, laß den Doctor kommen.

kommen! : : und den Esel! : : Ach, die verwünschte Ziege! Gehst du noch nicht, Lucia?

Lucia. Wohin soll ich gehen, Herr Vater? Der Esel ist ja schon hier, und der Doctor : : Ach, vergeben Sie, Herr Vater! Ich bin eben so vom Schrecke außser mir, wie Sie. Ich wollte sagen, der Doctor ist ja schon hier, und der Esel ist nicht sogleich zu haben. Wer weiß, ob ich in der ganzen Stadt, und zehn Meilen im Umkreise einen Esel finden kann, der Milch giebt.

D. Steckrübe. Ich aber sage, daß Sie nicht über vier Tage noch leben können, wenn Sie nicht morgen früh schon anfangen, Eselsmilch zu trinken.

Cap. Lux. Ich armer Mann! Wo soll ich einen Esel hernehmen! Ach Lucia, mein Kind, erbarme dich deines in letzten Zügen liegenden Vaters! Einen Esel her! Einen Esel!

Lucia. Nun beruhigen Sie sich nur, Herr Vater, und erkälten Sie sich nicht hier im Vorsaale.

D. Steckrübe. Zurück! zurück! in die Wärme, Herr Capitain. Ich will selbst über einen Esel aus sehn, und Sie, Lucia, thun desgleichen, damit er bald hier sey.

Lucia. Bekümmern Sie sich nicht Herr Doctor. Ich werde einen gefunden haben, wann sie wieder kommen.

Lucia. Satill.

Lucia. Kommen Sie nur wieder heraus, Satill. Was sagen Sie zu der Tollheit? Sehen Sie, solche Arbeit macht uns der Doctor alle Tage! Nun sollen wir eine Eselin schaffen.

Satill. Wie ist es aber möglich, daß Ihr Herr Vater diesen Dummkopf ausstehen kann?

Lucia. Er hat ihn ganz eingenommen, und mein Vater ist schon seit vielen Jahren sein Spott. Die närrischen Grundsätze, welche er ihm beygebracht hat, daß man seine Gesundheit, wie einen Augapfel, bewahren, und nichts anders thun, als auf alle Zufälle lauren müsse, die sie ver-

ändern können, haben ihn schon längst kränklich, mürrisch, menschenfeindlich, abergläubisch, und sich und uns zur Last und Plage gemacht.

Fatill. Auf solche Weise muß ich es freylich bey ihm ganz anders anfangen, wenn ich Sie aus der Tyranny seines Arztes erlösen soll. Erzählen Sie mir doch einige von den Dingen und Gebräuchen, worauf er das meiste hält.

Lucia. Die kann ich Ihnen nicht erzählen. Denn es sind solche, die sein Doctor billiget, und dieser weiß heute selbst nicht, was er morgen loben oder tadeln wird. Allein, daß müssen Sie wissen, daß mein Vater sehr auf Windfahnen, Wolken, Thermometer, Barometer, Mondsviertel, Aequinoctia, Solstitia und Quatember achtet, und daß er sie seiner Gesundheit wegen beständig um Rath fragt. Er hat sich um deswillen auf den Ziegenstall einen Thurm mit einem vergoldeten Wetterhahne bauen lassen, den er in seinem Lehnstuhle beständig vor Augen hat. Er kennet den Schall desselben so genau, wenn er sich drehet, daß er ihn unter dem Geräusche aller Kutschen, und unter dem Läuten aller Glocken in der Stadt unterscheiden kann. Sobald er sich schwinget, so eilt er nach dem Fenster, um die Wolken zu beobachten, die er von zween bis dreyen Tagen her kennet, und es zu sagen weiß, wenn eine auf ihrem Wege wieder zurück kömmt. Alsdann sieht er in der Ferne den Horizont an, und riecht zum Fenster hinaus in die Luft. Er kann den Regen 24 Stunden voraus riechen, und hat die schlaueste Witterung von schweflichten Dünsten.

Elisabe. Die Vorigen.

Elisabe. Der Herr läßt fragen, ob Jungfer schon einen Esel hätten? Ach Jungfer! das ist ja wieder was Neues? Wo sollen wir doch endlich mit allem Viehe hin? Es ist gewiß wieder eine Ordre von der verwünschten Streckrübe.

Lucia. Ach, Fatill, hier ist guter Rath theuer! Wir müssen ein solches Vieh haben, es mag auch kosten,
was

was es will. **Elisabe,** lauft doch in alle Häuser! Es wird ja eine einzige Eselinn in der Stadt zu Kaufe seyn.

Fatill. Uebereilen Sie sich nicht, Lucia. Ich habe einen Einfall, wie ich ihren Herrn Vater werde befriedigen können. Lassen Sie mich einen Augenblick hier auffen vor der Thür mit meinem Diener reden.

Elisabe. Lucia.

Elisabe. Nun Jungfer! weil wir alleine sind; ich habe ein Compliment zu bestellen von Herr Dunsen. Er läßt fragen, wie Sie sich befinden; und Sie sollen sich doch ja sein warm halten. Er will Ihnen ein paar Pelzstrümpfe kaufen. Sie sollen sich ja morgen in Acht nehmen; denn in seinem Wetterhäuschen wäre das Weibchen herausgekommnen, welches Regen und schlackrichtes Wetter bedeutete. Er will Ihnen auch ein hallisches Apothekerschenken, und das Buch dazu, und dem Papa einen Schlauch, daß er sich selbst ein Tobackselbstier setzen kann.

Lucia. Psuy! Geh mir aus den Augen, du häßliches Thier, und untersteh dich nicht wieder, mir von dem unvereschämten Kerl ein Wort zu sagen.

Fatill. Lucia.

Fatill. Ist seyn Sie unbekümmert wegen des Esels. In einer Stunde soll ihn der Papa aus seinem Fenster sehen. Ich bin ist begierig, die Thorheiten zu vernehmen, die ich wissen muß, um seine Gunst zu erwerben. Fahren Sie daher in Ihrer Erzählung fort.

Lucia. Ach, Fatill, ich weiß kaum, wo ich anfangen soll, um alles zu erzählen! Wenn sich ein Sturm erheben will, so kann es ihm der Doctor, wie eine alte Krähe, vorher sagen, und dann empfindet er es auch gleich an seinen Hünereugen, daß die Luft dicker wird. Er hat ein verjährtes Fontanell, das ihm die Witterungen voraus verkündigt, und eine Schmarre über die Backe, die ihn warnend

warnend juckt, wenn ein Gewitter aufzieht. In seinem Fenster stehen beständig sechs Uringläser, welche ihn alle Abend die Geschichte seiner Gesundheit an dem verfloffenen Tage lehren. Mit dieser Geschichte im Kopfe legt er sich zur Ruhe, und horchet auf das Geschwirre des Wetterbahns über dem Stalle. Wenn dieser unruhig ist, so kann er die ganze Nacht kein Auge zu thun, und ist im Sommer um drey Uhr des Morgens schon wieder bey der Hand, um den Aufgang der Sonne und den Nebel zu beobachten. Er fühlt des Tages sechsmal den Puls, und fährt im Schlafe schreckhaft auf, wenn ihm der Daumen von der Pulsader herabgleitet. Er hat an seinen Augen ein Merkmaal, wenn der Ostwind wehen will, und in den Waden läuft es ihm, wie Ameisen. Den Sturm vom 7ten October 1756, das Erdbeben vom 1ten November 1755, die kalten Winter 1709 und 1740 hat er in seinen Gliedern lange vorher gefühlt. Die Hüneraugen haben ihn in den weiten Pantoffeln gequält. Das Fontanell hat nicht fließen wollen. Die Schmarre hat gejuckt, als ob spanischer Pfeffer darinn wäre. Bey jeder Ebbe glaubt er, daß seine Beine sinken; und bey jeder Fluth, daß sie unmerklich schwellen. In den Mondsvierteln empfindet er ein gelindes Reitzen im Leibe. Gegen die Aequinoctia sticht es ihm in der Ader am Fuße. Um Weihnachten erwartet er einen Stockschnupfen, und in den drey Hauptfesten mangelt ihm der Appetit. Er weiß von allen seinen Krankheiten zu sagen, was für Winde dabey gewehet haben, und welchen Tag sie ihn überfallen, da sich dann gefunden, daß ihm der Dienstag am öftersten fatal gewesen. Er hat ein Windböschchen, welches sehr heulet, wenn der Nord- und Nordostwind wehet, ob gleich kein Feuer darinn ist. Wenn sein Licht sackelt, so weiß er, daß entweder die Luft leicht ist, oder daß die Lichter nicht taugen. Er kennt alle Speisen, die rügsam sind, und hat sie am Geruche. Er ißt und trinkt, wie ein Gefangener, und wiegt sein Brodt und sein Wasser ab. Das wilde Kakenfell, das er wider die Flüsse auf der bloßen Haut an den Armen trägt, verursacht

ursacht ihm bey einfallender Hitze ein Brennen. An der Nalshaut, die er in allen Gelenken zur Geschmeidigkeit trägt, läuft das Wasser tropfenweise herunter, wenn im Frühjahre die Wände ausschlagen, und der blaue Fries, den er um die Füße schlägt, weil er die Sicht verbühet, verändert seinen Geruch recht mit den vier Jahreszeiten.

Satill. Ach genug, Lucia! Es sind der Thorheiten zu viel! Ist es wol möglich, daß sich ein Mensch selbst so quälen kann, und daß ihr Herr Vater seinen Betrug nicht merke, da er doch niemals gesund ist! Wie glücklich bin ich nicht gegen ihn, da ich meine Wolfahrt auf eine vernünftige Leichtsinigkeit baue! Ich kann mich keiner Kunstgriffe rühmen, wodurch ich meine Gesundheit erhalte, und bin doch nie krank gewesen. Mir deucht, es ist wenig Wissenschaft dazu nöthig, um gesund und lange zu leben. Man kann ziemlich unwissend seyn, um der Natur gemäß zu leben. Warum sollte ich nicht die Wissenschaft der Winde und Witterungen entbehren können, wenn ich nur meiner Gesundheit die Unmäßigkeit, die Gemüthsunruhe, die Ueppigkeit und Bequemlichkeit aufzuopfern weiß? Wer eine kleine Unpäßlichkeit durch eine gute, natürliche und vernünftige Lebensordnung geduldig überstehn kann, der gewinnt an seiner Gesundheit mehr, als wer um zukünftiger möglicher Krankheiten willen sich beunruhigt, und mit einer Menge Arzneyen überhäuft.

Lucia. Ich glaube, daß Sie anders denken werden, Satill, wenn Sie nicht mehr jung sind, und weniger andre Geschäfte abzuwarten haben. Denn, gewiß der Müßiggang verleitet die Menschen, auf ihre Gesundheit zu lauren, und das Alter macht sie geneigt dazu, hierinn ein Vergnügen zu finden. Ein Jüngling geht mit seiner Gesundheit sehr leichtsinnig um, und lacht über die Sorgsamkeit der Alten. Im mittlern Alter fängt man schon an, das Sprichwort im Munde zu führen: Daß kein edlerer Schatz auf Erden sey, als die Gesundheit. Im Alter ißt jedermann, in Absicht ihrer, besorgt und furchtsam, und seufzt über die Unvorsichtigkeit der Jugend. Inzwischen

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg. 1

ist

ist wol keiner in diesem Puncte vernünftig, als wer die Gesundheit nach ihrem wahren Werthe zu schätzen weiß, und die wahren Mittel zu ihrer Erhaltung gebraucht. Wo findet man aber einen solchen? Wir Jungen verschleudern, mit tausend Freuden, zehn Jahre ihres Genusses für eine vergnügte Stunde. Der Alte verdirbt sich zehn vergnügte Jahre, die er auf die Erfindung wendet, eine Stunde gesund zu seyn. Durch diesen letzten Fehler werden aber auch Leute, die im Müßiggange melancholisch werden, schon vor der Zeit zu Greisen. Man braucht nur ein wenig Lebenskraft davon überzeugt zu seyn, daß es nicht gut wäre, wenn man stürbe; man braucht nur ein wenig vornehm erzogen, ein wenig nachdenklich zu seyn; man braucht nur eine Zeit zu erleben, wo einige bekannte und gesunde Leute schnell hinter einander starben: so stellt sich gleich die ängstliche Sorgsamkeit für die Gesundheit in dem Gemüthe ein, und so ringt man unwissend nach dem, was man mit Angst zu vermeiden trachtet.

Duns. Die Vorigen.

Duns. So, so, Jungfer Lucia! Ich bin sehr erstaunt, meinen Nebenbuhler in Ihrem Vorsaale zu sehen, noch mehr aber, daß mich Ihr Herr Vater mit dem Auftrag belästigt, ihm alsobald einen Esel zu schaffen, ohne mir zugleich die Frage zu beantworten, die ich schon so oft gethan habe, wie viel er Ihnen mitzugeben gedenket? Meynen Sie, daß ich für Ihren Vater die Stadt durchlaufen will, um ihn auf Ihren Hochzeittag mit diesem saubern Herrn gesund zu schaffen?

Capitain Lux. Die Vorigen.

Cap. Lux. Was ist hier außen für ein lautes Reden? Sieh! da, mein Herzens Duns. Ich bemühe dich wegen eines Esels: : : Ey, ey, sieh da, Herr Satill! Was suchen Sie hier?

Satill.

Satill. Es begegnete mir einer von Ihren Leuten auf der Straße, welcher ängstlich nach einer Eselinn fragte, weil Sie dieselbe Ihrer schwachen Gesundheit wegen nöthig hätten. Da ich nun längst Gelegenheit gesucht habe, Ihnen meine große Ergebenheit zu bezeugen, so ergriff ich diese, und erkaufte alsobald ein solches Thier von einem meiner Freunde, welches ich Ihnen hiermit zum Geschenke anbiete. Möchte doch diese Bereitwilligkeit Ihnen beweisen, wie groß der Antheil sey, den ich an Ihrer Wohlfart nehme!

Duns. Ich sehe wol, Herr Bruder, daß die Eselinn ein gefährliches Thier für unsre Freundschaft seyn werde. Was soll ich aus deiner Aufführung gegen mich machen? Du lässest mir, ohne Beantwortung der Frage, von der Mitgabe deiner Tochter, auf die ich so lange gewartet habe, melden, daß ich dir eiligst eine säugende Eselinn auftreiben soll. Meynst du aber wol, daß sie bey mir wachsen? Ich komme sogleich hierher, um dich über diese seltsame Forderung näher zu befragen, und mein erster Anblick, als ich in dein Haus trete, ist dieses edle Paar, meine Jungfer Braut, die mit meinem öffentlichen Nebenbuhler das vertraulichste Gespräch von der Welt führt. Höre mich, Herr Bruder, suche dir deinen Diener wo anders, als bey mir, wenn du Esel brauchst. Ich verspreche dir dagegen, wenn ich eine Frau brauche, daß ich sie auch nicht bey dir suchen will.

Cap. Lux. Poß tausend, Herr Bruder! was ist das für eine unverschämte Anrede? Wie komme ich armer Mann dazu, von dir solche Grobheiten zu hören? Du vernimmst selbst aus dem Munde dieses Herrn, was ihn hierher geführt hat. Konnte ich dieses verhüten? An die Mitgabe meiner Tochter kann ich ja unmöglich zu einer Zeit gedenken, da ich vernehme, daß ich in vier Tagen des Todes seyn werde, wenn ich morgen früh keine Eselsmilch trinke. Meynst du nicht, daß mir dieselbe von einem so alten Freunde, als du bist, am liebsten seyn würde? Darum hat ich dich, mir eine Eselinn zu kaufen. Du bist

2

selbst,

selbst, leider! elend gewesen, und hast dir mit solcher Milch, wie ich vom Doctor Steckrübe vernommen, einstmals dein Leben gerettet. Du kennst also die Eselinnen am besten; und wenn ich eine von dir hätte, so würde ich glauben, daß ich sie vom besten Kenner besäße. Was ist nun in diesem ganzen Verfahren, das dich beleidigen kann?

Duns. Diese Nebenbuhleren ist es, die mich beleidigt, und bey der ganzen Stadt lächerlich macht.

Cap. Lux. Diese läßt sich verhüten. Höre er, mein Freund, bemühe er sich nicht, mir zu dienen, und lasse er sich nicht in den Sinn kommen, bey mir um meine Tochter zu werben. Seinen Esel verlange ich nicht. Dieser alte Freund ist mir mehr werth, als zehn Esel.

Duns. Es ist unnöthig, ihn zu beleidigen, mein Freund. Denn ich sage dir, daß ich keine Eselinn für dich weiß, und daß alle meine Bemühungen deshalb vergeblich gewesen sind. Du kannst also seinen Affectionesesel nur annehmen. Denn ich stehe dir dafür, daß du sonst keinen in der ganzen Gegend ist finden wirst; und er, Herr Fatill, wird auch gewiß nicht leicht einen Vater finden, der seine Tochter gegen eine Eselinn verhandelt. Wahrhaftig! ein schöner Tausch! welcher der ganzen Familie Ehre macht! Ha! Ha! leben Sie wohl!

Cap. Lux. Fatill. Lucia.

Cap. Lux. Da geht er fort, der Unbarmherzige! und läßt mich unglückseligen Mann in der entseßlichen Verlegenheit, entweder dieses Geschenk von seinem Nebenbuhler anzunehmen, oder in vier Tagen : : : O weh! verschließt die Thür dort, daß mich nicht noch die Hohlung vor der Zeit tödte. Man kann doch nicht zwanzig Tode zugleich sterben! Doch, da kommt mein Trost schon wieder!

D. Steck

D. Steckrübe. Die Vorigen.

D. Steckrübe. Nur unbesorgt. Herr Capitain, nur unbesorgt! Eine Hohlung von mir soll ihnen nichts schaden.

Cap. Lux. O, ich danke, Herr Doctor! Sie sind allzu gütig! Allein, was bringen Sie Neues mit? Aus der bösen Luft wol schwerlich was Gutes! Armer Mann, der immer in solcher Pest umher gehen muß, wie die drey Männer im feurigen Ofen : : :

D. Steckrübe. Aber auch, welche edle Kunst, daß ihn die Flammen nicht verschren können! Es wird draußen umschlagen mit der Witterung! Die Flöhe stechen scharf, und die Schwalben fliegen ganz niedrig.

Cap. Lux. Ach, möchten Sie doch fliegen, wenn ich nur erst die Eselmilch genießen könnte!

D. Steckrübe. Nun, wie ist es, haben Sie eine bekommen?

Cap. Lux. Ach, liebster Herr Doctor, leider! noch nicht! Der Stall ist abgeschauert, wenn ich nur erst das Thier hätte.

Lucia. Herr Doctor, es ist hier dieser Herr Fatill so gütig gewesen, uns eine Eselinn zu kaufen. Aber mein Herr Vater will sie nicht von ihm annehmen.

Cap. Lux. Es ist ein Umstand dabey : : :

D. Steckrübe. Nicht annehmen? Ist noch ein Umstand dabey? Was für ein Umstand? Wollen Sie um dieses Umstandes willen lieber meine Gesetze übertreten?

Cap. Lux. Nein, lieber Herr Doctor! Aber : : :

D. Steckrübe. Lieber keine Eselmilch trinken, und krank werden?

Cap. Lux. Nein, werthester Herr; Allenfalls muß ich lieber : : :

D. Steckrübe. Und elendiglich crepiren? In 24 Stunden? Unzubereitet? An einem bösen schnellen Tode?

Cap. Lux. Nein, nein, nein, allerliebster Mann! Es mag dann seyn : : :

1 3

D. Steck

D. Steckrübe. Mir ist es endlich' gleich viel, ob Sie leben oder nicht.

Cap. Lux. Ja, ich will sie nehmen. Ich war nicht recht bey mir selbst.

D. Steckrübe. Meynen Sie wol, daß mir daran gelegen sey, ob sie Eselsmilch trinken?

Cap. Lux. Nein, mir, mir Unglückseligen allein ist daran gelegen! Ich will sie nehmen!

D. Steckrübe. Besinnen Sie sich lieber erst, was Sie thun wollen; oder curiren Sie sich nur selbst. Ich kann schon mehr Praxin bekommen.

Cap. Lux. Ach, ums Himmels willen! Nein! Werden Sie doch nicht unwillig. Ich will das Thier nehmen. Wo ist sie? Bindet sie fest. Es soll sie mir kein Satan wieder nehmen!

D. Steckrübe. Es muß mir kein Umstand eingewendet werden, wenn ich Regeln gebe! Was war es denn für ein wichtiger Umstand?

Lucia. Ich will es Ihnen sagen, Herr Doctor. Dieser Herr Satill verehret meinem Herrn Vater den Esel, aus Hochachtung gegen Dero Befehle, und gegen seine Wohlfahrt. Er ist selbst ein kränklicher Mann, der wohl weiß, wie einem Kranken zu Muthe ist. Er ist reich, und hat bisher seine Gesundheit schlecht abwarten können. Nachdem er aber zu besserer Erkenntniß gekommen, hat er sich entschlossen, keinen Tag vorbeizulassen, ohne den Rath eines vernünftigen Mannes zu vernehmen. Er wendet sich deshalb, auf mein Anrathen, an Sie, und wird Ihre Mühe reichlich belohnen. Machen Sie ihn doch bald so glücklich, als meinen Herrn Vater! Ich gestehe es, daß ich ein wenig Theil daran nehme. Er machte sich einige Hofnung auf mein Herz. Allein, mein Herr Vater, der noch nicht wußte, wie sehr sich seine Einsichten verändert haben, schlug ihm seine Anwerbung ab, weil er nicht sorgfältig genug seine edle Gesundheit abwartete, und bestimmte mich dagegen dem alten Herrn Duns, der schon auf der Grube steht, und wollte Ihnen nicht das Vergnügen machen,

machen, an uns eine neue Familie in ihre Praxin zu bekommen.

Cap. Lux. Wie, gottloses Kind! das hätte ich gesagt?

Lucia. Er wollte also lieber von dem Herrn Duns einen Esel haben. Da ihm aber dieser keinen verschaffen kann, so ist es nun aufs äußerste gekommen.

Satill. Es gehe, wie es wolle, so will ich diese Gelegenheit ergreifen, Sie, mein Herr Doctor, bey Ueberreichung dieses Portugallöfers, zu beschwören, sich forthin meiner Gesundheit aufs beste anzunehmen, mir ein Duzend Ihrer besten Wettergläser gegen Bezahlung zu überlassen, und in meinem Hause Anordnungen zu einem Wetterhahne, zu einem Windmesser, zu einer Witterungsmaschine und zu hundert andern Dingen zu machen, ohne die ich mich nicht länger zu leben getraue.

Elisabe. Die Vorigen.

Elisabe. Herr, gehen Sie ist hinein an das Stubenfenster, wenn Sie den Esel sehen wollen, der über den Hof nach dem Stalle geführt wird. Eilen Sie! Eilen Sie!

Cap. Lux. Ey, kommen Sie mit mir herein, Herr Doctor!

Lucia. Satill.

Lucia. Unstre Sachen werden gut gehen, Satill. Ich hoffe, daß uns der Doctor und der Esel verzeihen sollen.

Satill. Ich bewundere Ihre Verschlagenheit! Aber ich muß Ihnen noch erst einen Umstand entdecken, den Sie nothwendig wissen müssen. Ich habe keinen Esel für Ihren Herrn Vater.

Lucia. O Unglück! Was fangen Sie an?

Fatill. Hören Sie nur! Ich habe von dem Herrn **Curiosus**, der, wie Sie wissen, einen ganzen Saal voll ausgestopfter Thiere besitzt, den Eselsbalg borgen lassen, und meinem Diener Peter befohlen, hinein zu kriechen, und so über den Hof zu gehen. Da uns die Dämmerung zu statten kömmt, so hoffe ich, daß der Betrug nicht merklich seyn soll!

Lucia. Bösewicht! Was sagen Sie mir? Wo sollen wir denn Milch herbekommen?

Fatill. Ey! die Kuhmilch wird ihrem Herrn Vater eben so gut bekommen; und wenn sie der Doctor kosten sollte, so lassen Sie mich nur sorgen. Er soll schon schmecken, was recht ist, so lange ich bezahle, was billig ist.

D. Steckrübe. Cap. Lux. Lucia. Fatill.

D. Steckrübe. Es war ein Kern der Eselinnen, und sprang recht, wider seine Natur, als er in den Stall hinein mußte.

Cap. Lux. Nun, dieser Liebesdienst ist einer Vergeltung werth. Er hat es diesem rechtschaffenen Manne und dem Esel zu danken, mein lieber **Fatill**, daß ich ihn hiermit für meinen Schwiegersohn erkläre; aber mit einer Bedingung!

Fatill. Sie entzücken mich, theuerster Herr **Papa!** und keine Bedingung kann mir für den Preis zu streng seyn, Ihre liebenswürdige Tochter zu besitzen.

Lucia. Verlangen Sie alles, **Papa!** Ich bin damit zufrieden. Nur befehlen Sie uns nicht, daß wir einen Tag vorbei lassen sollen, ohne die weisen Gesundheitsregeln dieses erleuchteten Mannes aus seinem holdseligen Munde zu vernehmen.

Cap. Lux. Dafür behüte mich der Himmel! Viel mehr ist dieses meine Bedingung, daß ihr ihn, als eine ganz unentbehrliche Person zu eurer zeitlichen Glückseligkeit, täglich bey euch habt, und ihn gleichsam als die dritte Person mit heirathet.

D. Steck.

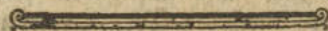
D. Steckrübe. Erinnern Sie sich beyde jederzeit der Dienste, die ich von je her Ihrem Hause, und ist besonders Ihnen selbst geleistet habe.

Fatill. Morgen, Herr Doctor, erwarte ich Sie, mit dem frühesten bey mir.

D. Steckrübe. Ich bin der Ihrige, und werde die Wettergläser mitbringen.



Fünf und sechszigstes Stück.



von **Canté.**

Dein eignes Haus, worinn du dich gemächlich pflegest,

Es sey groß oder klein,

Kann, wie dein Schwerdt, das du zu deinem Schutze trägest,

Dein Tod, dein Mörder seyn.

Ein guter Eifer für die Wohlfahrt der Menschen hat mich schon einigemal bewogen, ihnen die Gefahr vorzustellen, die ihnen unausbleiblich bevorsteht, wenn sie die Luft, worinn sie leben, nicht sters von fremden Dünsten rein halten. Ich fange heute diese Warnungen von neuem an, wiewohl in einer andern Absicht, als bisher geschehen ist. Sowohl in meinem 4ten, als 33sten Blatte, auch sonst hin und wieder habe ich gezeigt, wie faulende Dünste unsre Säfte zur Fäulniß geneigt machen, und hierdurch die Sicherheit unsers Lebens stören. Im 28sten und 48sten Blatte hat man gesehen, was eine mit wässerichten Dünsten angefüllte Luft zur Fäulniß unsrer Säfte beitrage. Heute aber will ich meinen Plan verändern. Ich will die Luft, welche mit fremden Dünsten verunreiniget ist, über-

Haupt betrachten, und die Wirkungen verschiedener Arten solcher Dünste, nicht mehr die in unsere Säfte, sondern die in die festen Theile unsers Körpers, beschreiben. Ich werde meinen Lesern zeigen können, daß alle fremde Dünste in der Luft gewisse unnatürliche Wirkungen in unserm Körper hervorbringen, es mögen nun Wirkungen zum Tode, oder zu Krankheiten, oder zu Curen seyn; denn auch die Wirkungen der Arzneyen sind Krankheiten, wie ich schon in meinem 2ten Blatte gesagt habe. Um in dieser Abhandlung einige Ordnung zu beobachten, will ich die Wirkung der fremden Dünste in der Luft in zweyerley Absichten betrachten, nämlich ist, in so fern sie die Lunge und das Athemholen betreffen, und künftig, in so fern sie in die Nerven, besonders durch den Geruch, wirken. Man kann diese Blätter als Abhandlungen von den Giften betrachten, die wir nicht durch den Schlund, sondern durch die Luftröhre und durch die Nase zu uns nehmen. Schon damals, als ich in meinem 56sten Blatte die schädlichen Wirkungen des Kohlendampfs beschrieb, hatte ich diesen Vorsatz gefaßt. Allein, die Materie war mir zu reich, und eben dieser Reichthum der Sachen ist die Ursache, warum ich jetzt nur von den giftigen Dünsten allein handeln kann, welche das Athemholen unterbrechen.

Man kann es sich kaum vorstellen, wie schnell die Luft diejenige Eigenschaft verlieren kann, wodurch sie beym Athemholen eine Quelle des Lebens wird. Wenn wir nicht stets eine andre Luft schöpfen, so würden wir in kurzer Zeit ersticken müssen. Ein Stübchen Luft kann einen Menschen nicht eine Minute lang unterhalten. Nach einem Versuche des Herrn Zales, kann man in einer Luft von 74 Cubicoll keine halbe Minute ohne Unruhe leben, und keine ganze Minute darinn seyn, ohne Gefahr zu ersticken. Dieses rührt bloß von den wässerichten Dünsten aus der Lunge her, welche eine ungeheure Menge Luft in sich schlucken, und dadurch die ganze Masse einer zum Athemholen schon oft gebrauchten Luft ihrer Schnellkraft berauben, und sie solchergestalt abnutzen. Es sind aber die wässerichten Dünste

Dünste nicht allein, welche die Luft so entkräften. Die verbrennlichen Materien sind eben so zu fürchten, und die schweflichten Dünste verderben die elastische Luft ganz gewiß auch; aber doch nur auf einen gewissen Grad: denn, wenn sich die Luft mit einer gewissen Menge solcher Dünste gleichsam gesättigt hat, so nimmt sie deren keine mehr in sich, welches eine glückliche Wirkung der Natur ist, weil sonst die Luft von schweflichten Ausdünstungen in einer grossen Weite verdorben werden könnte.

Aus diesen Beobachtungen leitet der D. Arbuthnot die natürliche Ursache von dem Leiden der Leute her, die sich lange Zeit in einem Zimmer aufhalten, das mit Ausdünstungen von Thieren, vom Feuer und von Lichtern gar zu sehr angefüllt ist. Weil durch die Ausdünstungen des Athems ein Stübchen Luft in einer Minute verdorben wird, so daß es zum Athemholen nicht mehr taugt, so würde ein Orhst, oder ein Gefäß von 63 Stübchen für einen Menschen in einer Stunde nicht genug seyn. Wenn er in dieses Orhst Luft eingeschlossen werden sollte, so würde die Luft durch die Ausdünstungen des ganzen Körpers in dem dritten Theile dieser Zeit, oder in ungefähr 20 Minuten angefüllt seyn, und er würde schwerlich in diesem Orhste von einerley Luft 20 Minuten leben können. Wenn 500 Personen in einem Orte von 600 Orhsten so eingeschlossen wären, daß sie keine Gemeinschaft mit der äussern Luft haben könnten, so würden sie in 20 Minuten entweder todt seyn, oder in Convulsionen und andern tödlichen Zufällen liegen. In einem Raume von 3000 Orhsten würde eben dasselbe in zwei Stunden erfolgen. Nichts kann dieses deutlicher beweisen, als die Nachricht in *Gentlemans Magazine* 1758, von den Drangsalen, welche die Englische Besatzung im Fort William zu Calcutra in Bengalen, im Jahr 1756 von den Indianern ausstehen müssen. Sie bestand aus 146 Personen, welche in ein Gefängniß von 18 Fuß ins Gevierte, von Abends um 8 Uhr bis früh um 6 Uhr, in einer schwülen Nacht, eingesperrt wurden. Schon in der ersten Stunde starben viele und die meisten wur-

wurden vor Durst wüthend. Der Athem mangelte ihnen und sie kamen von Sinnen. Endlich wurde ihnen durch das Fenster Wasser gereicht, wobey die Hintern aus Ungeduld und Wuth viele von den Vordern todt drückten und zertraten. Der Anführer, Herr Zollwell, bemerkte, daß das Wasser seinen Durst nicht minderte, sondern ihn nur ärger machte, je mehr er davon trank. Um aber den Mund nur frisch zu erhalten, sog er das Wasser nur aus seinen damit benetzten Nermeln. Um zwölf Uhr war jeder mann wegen des Mangels der Luft in Verzweiflung, und die meisten der noch lebenden gaben bald darauf ihren Geist auf. Um fünf Uhr des Morgens waren von allen nur noch 23 am Leben, worunter selbst verschiedene nicht zu stehen vermochten. Der Gestank der Leichname war unerträglich. Morgens nach sechs Uhr wurden endlich die noch übrigen 23 unglücklichen Personen im erbärmlichsten Zustande aus ihrem Kerker herausgelassen. So tödtlich kann eine eingeschlossene Luft werden, wenn sie ohne Erneuerung mit den Ausdünstungen auch ganz gesunder Personen angefüllt wird. Daß nun aber ein solches Unglück in den mit vielen Personen angefüllten Wohnzimmern niemals geschieht, solches rührt daher, weil sich allemal in jedem Zimmer Oeffnungen sowohl für die inwendige, als die äussere Luft befinden. Dem ungeachtet aber wird die Luft doch gar sehr verdorben; und ob sie gleich nicht tödtlich wird, so wird sie doch schädlich. Frauenzimmer und andre zärtliche Leute bringen einen grossen Theil ihrer Zeit in Zimmern zu, welche so vest verschlossen sind, daß sie wenig äussere Luft zulassen, ausser wenn die Thüren und Fenster geöffnet werden. Die Luft des Zimmers wird von den thierischen Dünsten und von dem Dampfe der Lichter überhäuft, und es ist wahrscheinlich, daß einige ihrer Nervenkrankheiten aus dieser Ursache entstehen. Feuer und Licht greifen die Luft an. Ein mittelmäßiges Licht thut solches eben so stark, als ein Mensch, und die Lichter werden auch gar bald von schwefelhaften Dünsten und durch die Vernichtung der Elasticität der Luft ausgelöscht. Feuer, das bey kalter

Luft

Luft angezündet wird, brennt daher am frischesten, am besten aber im scharfen Froste. Die Hitze schwächt die Stärke des Feuers, indem sie den Fluß der Luft vermindert. Das Licht der Sonne kann ein Feuer auslöschten, und ein kleines Feuer brennt, wie Zales beobachtet hat, nicht bey einem grossen. Eben die Eigenschaft der Luft aber, welche dazu erfordert wird, den Brand des Feuers zu unterhalten, wird auch beyhm Athemholen der Thiere erfordert. Eine Luft, die in ihrem Flusse geschwächt ist, ist nicht so geschickt zum Athemholen, noch auch vielleicht zu einigen andern thierischen Endzwecken. Daher finden wir auch in der Erfahrung, daß engbrüstige oder kurzluftige Leute die Luft heisser Stuben und der Städte, wo viel Feuerung verbrannt wird, nicht sowohl vertragen können, als im Sommer, wo man weniger Feuerung gebraucht, und daß die Schwindsüchtigen oft an einem heißen Tage sterben.

Da unsre Lungen die frische und reine Luft so nöthig haben, die Dünste hingegen dieselbe so schleunig verderben; so sieht man leicht die Ursache ein, warum eine jede mit Dünsten überhäufte Luft eine plötzliche Engbrüstigkeit, Erstickung und Schlagflüsse hervorbringe. Es ist nichts seltenes, wie schon Caspar a Reies beobachtet hat, daß bey Eröffnung der Kornböden jählunge Todesfälle erfolgen. Antonius Carragena redet von zween Leuten, die davon des Todes gewesen sind, daß sie auf einen lange verschlossen gewesenen Kornboden gegangen. Valeriola erzählt, daß ein zu Padua eröffneter Brunnen eine Pest verursacht habe, an der viel Leute gestorben, und Gainerius bezeuget, daß bey der Eröffnung eines andern eine große Anzahl Zuschauer schleunig todt geblieben sind. Dergleichen Unglück trägt sich zum öftern bey den Brunnen zu, die lange zugedeckt gestanden haben. In der Stadt Lora, in Andalusien, war 1641 der Deckel eines Brunnens in denselben hineingefallen, und drey Leute, welche man nach einander hinabließ, und ein Hund, wurden insgesammt todt wieder herausgezogen. Dionis hat zu St. Germain en laie eine ähnliche Geschichte erlebt. Vier Leute gruben ein Loch

in

in die Erde, um einen Keller anzulegen. Als sie 8 bis 9 Fuß tief gekommen waren, so liefen durch die Mauer des benachbarten Hauses ungefähr 3 bis 4 Kannen von einer so stinkenden Feuchtigkeit heraus, daß von der angesteckten Luft diese vier Leute augenblicklich todt niederfielen. Man hat oft gesehen, daß ein solcher Gestank Leute erstickt hat, welche die Wasserleitungen und Schlußen reinigen. Wie unschuldig kann also ein Mensch in Gefahr gerathen, wenn er das Wasser aus solchen Ziehbrunnen trinkt, die keinen stetswährenden Abfluß haben, und allzuwohl verwahrt sind! Wie leicht vermischen sich nicht solche pestilenzialische Dünste mit dem Wasser, und diese mit unsern Säften! Man sollte billig das aus verschlossenen Brunnen gezogene Wasser nicht eher zu Speisen gebrauchen, als bis es eine Zeitlang an freyer Luft gestanden hat, und darum ist die Veranstaltung in vielen alten Städten zu rühmen, daß bey den öffentlichen Pumpen Tröge angelegt sind, worinn das Wasser erst eine Zeitlang stehen kann, ehe es gebraucht wird.

Die Dünste der Leichen sind dem Menschen eben so gefährlich. Die flüchtigen Dünste der Fäulniß verursachen in der Lunge ein schnelles krampfhaftes Zusammenziehen, und verhindern solchergestalt den Umlauf des Geblüts durch dieses Eingeweide, wovon es entweder schnell nach dem Haupte treibet, und einen Schlagfluß verursacht, oder die Bewegung des Herzens durch eine schnelle Wirkung in die Nerven, alsobald aufhebt. Man hat einstmals in einem Nonnenkloster zu Madrid einen Begräbniskeller geöffnet, um eine Nonne darinn zu begraben. Der Todtengräber war kaum hinunter gestiegen, als er schon todt zur Erde lag. Zween andern Personen, die ihm nachgiengen, um ihn zu rufen, widerfuhr eben dasselbe. Vega erzählt eine andre Geschichte von dieser Art, woben zwey Personen um das Leben gekommen. In der lieben Frauenkirche zu Paris ward im August 1744 bey der Beysetzung einer Leiche in ein Gewölbe, der Todtengräber, als er noch auf der Leiter stand, mit Convulsionen befallen, und stürzte todt in die Gruft hinunter. Ein anderer, der sich an einem Stricke hinab-

ließ,

ließ, um ihn herauszuziehen, wollte ihn eben beym Kleide fassen, als er den Athem verlor. Man zog ihn sogleich heraus, aber halb todt, und er hatte die ganze Nacht Convulsionen, Ohnmachten, Zittern und Herzklopfen. Ein dritter ward schon beym Eingange des Begräbnisses blaß und verstellt, weil ihm der Athem weablieb. Der vierte, der sich für sehr stark hielt, und den Todten herausholen wollte, blieb alsobald auf dessen Körper todt liegen, und der Bruder des ersten unglücklichen Todten, welcher ihn gern noch retten wollte, machte den Beschluß. Denn, weil er den Körper des zweyten Todten, der auf seinen Bruder gefallen war, erst hinwegräumen mußte; so hielt er sich zu lange in der Höhle auf, und bekam ein heftiges Drücken, welches ihn herauszusteigen nöthigte. Hierauf tauchte er sein Schnupstuch in ungarisches Wasser, nahm es zwischen die Zähne, und wagte sich zum andernmale. Allein, man sahe ihn bald taumelnd die Leiter wieder heraufsteigen, und auf der dritten Sprosse, ohne einiges Zeichen des Lebens zu geben, rückwärts fallen. Man zog endlich diese Todten mit Haaken heraus, und ihre Kleider stunken ganz unerträglich. Die Lichter verlöschten, wenn man sie an die Oeffnung des Gewölbes brachte. Hunde, Katzen und Vögel, welche hineingehalten wurden, starben in zwey Minuten convulsivisch und die hineingelassenen leeren Bouteillen, welche man nachher verstopft hatte, haben noch nach sechs Wochen die Lichter ausgelöscht, und an den Thieren die Merckmaale ihrer Schädlichkeit gezeigt. Wie unsinnig ist es nicht, daß wir unsre Todten in die Kirchen begraben, und die Häuser der Andacht mit einem Pestgestanke anfüllen, der vielen hundert Menschen zugleich tödtlich werden kann. Der Geruch lehret es genugsam, daß die faulenden Dünste aus den Gewölbern sich in den Kirchen verbreiten, und es giebt selbst in unsern Kirchen Orter über den Gewölbern, wo man im Sommer vor Gestanke kaum stehen kann. Wie oft mag nicht ein gesunder Kirchengänger den Zunder zu einem faulenden Fieber, das ihm sein Leben kostet, aus dem Gotteshause mitgenommen, oder ein Vater seine Kinder

mit

mit tödtlichen Krankheiten angesteckt haben! Zu Mex ward einstmals ein Mägdchen in eine Gruft der Pfarrkirche begraben, und nach 4 bis 5 Tagen ward davon die Kirche so angesteckt, daß man sie verlassen, und den Gottesdienst in der Kirche der Pönitenten halten mußte. In Paris hat man angemerkt, daß die Kirchen in den Jahren, da ansteckende Blattern grassirten, von den Körpern der daran verstorbenen Kinder übler gerochen, und eine 2 Jahre ledig gestandene Gruft, die nicht übel gerochen, ist durch ein einziges Kind, welches an dieser Krankheit gestorben, dergestalt angesteckt worden, daß nach 5 Tagen ein Gestank bey der Eröffnung herausgedrungen, welcher dem Todtengräber eine Furcht verursacht, und die Umstehenden insicirt hat. In den breslauischen Sammlungen vom Julio 1719 liest man eine Beobachtung von einem faulenden Fieber, welches sich mit dem Tode beschloß, und bloß vom Gestanke eines todten Körpers erzeugt hat. Wenn sich in der Barbarey die Pest an einem Ort äussert, so kommt ein gewisser Vogel, *Bururu* genannt, häufig dahin, weil er nothwendig die faulen Ausdünstungen, die den Dunstkreis weit und breit anstecken, riechet, daher er auch für den Verkündiger der Pest gehalten wird. *Julius Capitolinus* erzählet im Leben des Kaisers *Verus*, daß die Soldaten des *Marcus Antonius* den Sarg des *Seleucus* eröffnet haben, weil sie darinn Gold zu finden vermeynet, es sey aber ein so stinkender Dunst herausgefahren, daß die Pest, welche davon entstand, sich bis zu den Parthern ausgebreitet, und durch die Winde nach Griechenland und Rom gebracht worden sey. *Thevenot* erzählt, daß in der persischen Provinz *Mazanderan* im Winter die Kälte sehr groß, hingegen im Sommer, von den vielen Schlangen und Insekten, welche aus Mangel des Wassers sterben und faulen, die Luft so bössartig sey, daß die Einwohner den Ort verlassen müssen, und dis wird dadurch glaublicher, weil in Persien, nach eben diesem Schriftsteller, die Leichen nach einer Stunde des Todes schon aufschwellen, mithin in eine schnelle und starke Fäul-

Fäulnis gehen, die sich leicht weit umher verbreitet. Aus diesen und mehr ähnlichen Umständen ist erweislich, daß die Furcht, von den Ausdünstungen der Kirchengrüfte angesteckt zu werden, gewiß auf etwas mehr, als eine furchtsame Zärtlichkeit gegründet sey. Was mag wohl die Menschen bewegen, bey den Kirchenbegräbnissen zu bleiben, da sie doch schon von vielen Kaisern, Kirchenvätern, Heiligen und Kirchenversammlungen verdammt und gemisbilliget worden sind? (*)

Ich muß wieder in meine Ordnung zurückkehren. Es brauchen nicht alle Dünste, die uns ersticken sollen, zu stinken oder zu faulen. *Cardanus* erzählt, daß eine alte Frau ein Paar Kasten aus Furcht vor den Soldaten versteckt, und 30 Jahre lang eingeschlossen gehalten, welche man dann nach ihrem Tode voller Geräthe und Wäsche gefunden. Alle diejenigen aber, die bey der Eröffnung zugegen gewesen, oder nach der Zeit das darinn verschlossen gewesene Geräthe in die Hände genommen, wären in dreien Tagen gestorben. *Sallopius* sagt, daß es in Syrien etwas ganz bekanntes sey, daß ein Gewölbe mit wohlriechenden Dingen, welches erst nach einer langen Zeit eröffnet worden, den Augenblick im Lande eine Pest angerichtet habe, wodurch viele Leute hingerafft worden.

Die gährenden Dünste sind ein neues Gift der Lunge, und die Luft selbst, welche durch die Gährung erzeugt wird, ist tödtlich, und keine wahre Luft, welches *Muschenbroeck* bewiesen hat. *Borellus* erzählt, daß 1652 zu Castres in Frankreich fünf Personen nach und nach durch die Ausdünstung des Weins erstickt sind, und daß man viel Mühe gehabt, den sechsten wieder ins Leben zurück zu bringen. Die Weindünste sind nicht nur alsdann schädlich, wenn der Wein noch in dem Bottige ist, sondern auch in den Kellern, in welchen der junge Most brauset. Sogar die Ausdünstung aus einer Tonne, in welcher sich einige Kannen Weingeist befinden, berauscht und betäubt, wenn man sie stark mit dem Athem an sich zieht. Ich könnte eine

(*) Vergl. das 285te Bl.

eine grosse Menge Beyspiele von plötzlichen Todesfällen anführen, welche von den Dünsten gährender Getränke in Kellern verursacht worden sind. Allein, ich begnüge mich bloß, mit Nymann anzumerken, daß diese Dünste die Menschen durch die Hemmung des Athemholens und die Beklemmung des Herzens noch weit geschwinder erwürgen, als selbst bey dem Schlagflusse geschieht; denn man hat oft wahrgenommen, daß verschiedene Leute, die nur noch erst auf der Kellertreppe gewesen, starr todt niedergefallen, und daß diejenigen, welche ihnen zu Hülfe kommen wollen, zu weilen an eben dem Orte eben so plötzlich todt geblieben sind. Man bringt dann und wann solche erstickte Leute auf eben die Weise wieder zurecht, wie die, welche vom Kohlendampfe erstickt sind. (S. das 56ste Stück.) Allein, Zales hat ein Mittel erfunden, wie man sich bey allen bisher beschriebenen Gefahren von erstickenden Dünsten in Sicherheit stellen, und die Erstickung verhüten kann. Ich bin schuldig, dieses Gegengift mitzutheilen.

Wenn man der unmittelbaren Erstickung von ungesunder Luft zuvor kommen, und sich fähig machen will, im Falle der Noth länger darinn auszuhalten, so muß man durch wollene Binden Athem holen, welche diese Dünste an sich ziehen: denn in der That werden dieselben von den Dünsten, welche sie an sich nehmen, schwerer. Weil nun aber auch die Salze die schwefelichten Dünste an sich ziehen, so kann man diese beyden Mittel mit einander verbinden, indem man die wollenen Binden in eine Auflösung von Seesalz, Weinstein Salz, oder in weissen Weinessig taucht, und durch sie Athem holt. Es ist bekannt, daß die Ausdünstungen vom Weinessig als Mittel wider die Pest angesehen werden, und eben dieselbe Ursache findet sich bey den Salzen, indem sie die schädlichen Theile einsaugen. In den Salzgruben leben viel Leute in vollkommener Gesundheit, die niemals die Luft über der Erde an sich ziehen. Es scheint auch, aus diesem Versuche zu folgen, daß ein Zimmer, welches mit wollenen Zeugen bezogen ist, gesund seyn müsse, indem sie die Dünste von Thieren, vom Feuer, von den Lichtern, nebst andern, in sich ziehen.

Was

Was die eigentlichen Schwefeldämpfe zur plötzlichen Erstickung beitragen können, habe ich schon im 56sten Stücke gezeigt, wo ich vom Kohlendampfe handelte. Man weiß, daß die Dämpfe des angezündeten Schwefels eine Erstickung verursachen, und daß die Leute, welche in den Wetterstrahl gerathen, eben so plötzlich sterben, wie in den obigen Beyspielen die Leute von andern erstickenden Dünsten gestorben sind. Wafer berichtet, daß im Isthmus von Darien einstmals schnell ein erschreckliches Gewitter mit einem starken Schwefelgeruche entstanden, wovon die Leute bennahе erstickt wären. Linschott erzählt, daß die Holländer, welche in Neu-Zembla überwinterten, bennahе alle vom Kohlendampfe hätten ersticken können. Die Schwefeldünste verrichten diese schreckliche Wirkung bloß dadurch, daß sie das Athemholen sogleich unterbrechen, indem sie der Luft ihre Elasticität benehmen. Dieses hat Connor von der Hundshöhle zu Neapolis, und Keyßler und Seip von der Höhle zu Pyrmont, Bel aber von der Höhle bey Ribar in Ungarn bewiesen. Alle diese Höhlen geben einen subtilen Dampf von sich, welcher die Thiere alsobald erstickt, die sich in diesem Dunstkreise befinden; und aus diesen erstickenden Schwefeldämpfen läßt sich auch zugleich erklären, warum an gewissen Orten einige Thiere nicht dauern können, ohne zu sterben. In Norwegen ist der sogenannte kahle Berg von dieser Art, worauf alle Ziegen und Böcke umfallen. Der Boden von Listeland im nordlichen Drontheim und die meisten Inseln in Norwegen, leiden weder Nagen noch Mäuse; und es wird von einem Gottesacker auf der Insel Island eben dergleichen versichert. Ein Keller bey dem Brodelbrunnen zu Schwabach ist ebenfalls, vermöge seiner erstickenden Dämpfe, den Thieren gefährlich, und schon der alte Naturlehrer, Plinius, hat viele Beobachtungen von dieser Art gesammelt. Es ist eine bekannte Sache, daß in den Bergwerken oft solche Schwefeldämpfe entstehen, welche die Bergleute tödten, und ich habe davon im 56sten Stücke schon etwas erwähnt. Das beste Mittel, wodurch man im Stande

M 2

ist,

ist, diese erstickende Gewalt des Schwefeldampfs zu mäßigen, ist der Salmiacspiritus. Merkwürdig ist hierbey, daß nach Shaws Versicherung in der Barbarey verschiedene schwefligte Wasser sind, worinn sich gleichwol Fische aufhalten.

Dieses sind die vornehmsten Gifte der Lunge; und da sie von so verschiedener Art sind, dennoch aber insgesammt den Tod auf einerley Weise wirken, so ist nichts gewisser, als daß alle Arten von Dünsten, welche die Luft zu stark anfüllen, dieselbe verschlingen, oder ihre Elasticität und andre zur Erhaltung des Lebens nöthige Eigenschaften in solchen Graden vernichten, daß es eben so viel ist, als ob wir uns in einem luftleeren Raume, oder in einem Dunstkreise befänden, der unsre Brust lähmte, und unser Herz zum Stillstande brächte. Da aber dem also ist, was erhalten nicht dadurch die Warnungen der Aerzte für ein Gewicht, wenn sie uns unaufhörlich ermahnen, unsre Häuser und Wohnzimmer von allen Dünsten rein zu erhalten! Wenn man von dieser Behutsamkeit abweicht, so enthält fast jeder Ort unsers Wohnhauses ein Gift, das sich zu unserm Herzen schleicht, und uns bald oder spät schadet. In unsern Zimmern athmen wir die thierischen Dünste, die Dämpfe der Speisen, der Kohlen, der Lichter, und der warmen Feuchtigkeiten; in unsern Vorrathskammern, Scheuren und Küchen die Dünste der Früchte, Gewächse, Gewürze; in unsern Kellern die Dünste des gährenden Bieres, des Weines und Eiders; in unsern Schlafzimmern die Fäulniß durchgeschwitzter Betten und der Cofrestühle; in unsern Ställen und Höfen den Dunst der Cloacke und Sämpfe; kurz, in einem Hause, worinn nicht auf die Reinlichkeit der Luft gehalten wird, ist es eine Art von Wunderwerke, gesund zu bleiben. Gemeinlich aber ist, wie der Herr von Caniz in der Ueberschrift meines heutigen Blattes sagt, der Sitz unsrer Bequemlichkeit zugleich das Grab, was uns verschlinget.

Mein

Mein Herr,

Ich habe in Ihrem 59sten Stücke, worinn Sie den fetten Leuten Ihr Urtheil sprachen, eine Stelle gelesen, welche mich aufhielt, und worüber ich eine Erklärung von Ihnen erwarte. Sie erzählen darinn, daß sich der schläfrige fette Doctor, welcher einmahl den Boerhave besuchte, durch öfteres Blutlassen so feist gemacht habe. Wie ist dieses zu verstehen? Kann man vom Blutlassen fett werden, so weiß ich nicht, warum man es als ein Mittel wider die Vollblütigkeit bey gesunden Leuten gebraucht, noch weniger verstehe ich, wie dieses durch das Blutlassen geschehen könne? Sie werden mir und vielleicht vielen ihrer Leser einen angenehmen Dienst leisten, wenn Sie diese Aufgabe zu beantworten belieben. Ich ver-
sichere ic.

Antwort.

Wenn in unserm Blute Fettheilchen anzutreffen sind; so haben sie einen kurzen und überall offenen Weg, durch die kleinsten Zwischenräumchen der Adern in die fächerichte Fetthaut hindurch zu schwitzen, zumal da sich das Fett im Gebälge von selbst an die Wände und Häute der Adern anhängt. Diese Durchseigerung des Fettes, welche das System des unvergleichlichen Herrn von Hallers ist, wird desto mehr befördert, je schwächer die strömende Gewalt des Bluts ist, welche sonst das Fett von den Wänden der Adern losreißen, tiefer in die rothe Blutmasse verwickeln, und seiner Absonderung entgegenwirken würde. Daher zeigte ich in meiner damaligen Abhandlung aus der Erfahrung, daß ein Thier und Mensch desto fetter würde, je weniger Leibesübung und Gemüthsruhe er hätte, welche seinem Blute einen heftigern Trieb mittheilen würden. Es kann demnach als ein allgemeiner Grundsatz angenommen werden, daß alles dasjenige mäßigen und fett machen müsse, was den Umlauf des Bluts mindert und mäßigt, wosern nur dabey die Gesundheit vollkommen ist. Durch das Blutlassen wird dem Herzen derjenige Reiz entwendet, der seine Schläge stärkt, und es hat schon Bagliv augemerkt, daß dadurch der ganzen Maschine des menschlichen Körpers einige Schwäche zugezogen werde. Diese Schwäche ist der Grund, warum das Aderlassen unter gewissen Bedingungen fett macht, indem es den Blutumlauf mäßigt und vermindert. Diese Bedingungen gehören aber auch mit zur Wahrheit, und ohne sie mäßigt das öftere Blutlassen nicht. Sie bestehen darinn: erstlich, daß man völlig gesund sey. Ein Kranker kann oft Blut lassen, ohne davon fett zu

M 3

wer-

werden, weil seine Krankheit die überflüssigen Fetttheilchen verzehrt. Daher läßt sich begreifen, wie Galenus das öftere Blutlassen widerrathen konnte, ob ers gleich selbst in Krankheiten reichlich, ja bis zur Ohnmacht des Kranken verordnete. Wenn man Gesunden oft Blut abzapft, so räumt man ihnen eine Hinderniß der Fettigkeit aus dem Wege. Die andre Bedingung ist die, daß gesunde Leute vom Blutlassen nicht gänzlich geschwächt, und ungesund gemacht werden. Der Grund ist mit dem vorhergehenden einerley, und hieraus fließen die beyden letzten Bedingungen eines Blutvergießens, das mästen soll. Man muß nämlich oft, aber jedesmal nur eine mäßige Menge Blut lassen. Wer bis zur Ohnmacht Blut vergießen wollte, würde sich wenig damit mästen, und eben so wenig, wer es nur alle Jahre einmal thäte. Je öfter hingegen ein völlig gesunder Mensch eine mäßige Menge Blut verliert, desto ruhiger kann die Absonderung des Fettes von statten gehen, und desto mehr Fetttheilchen werden in sein Blut gebracht. Denn, wenn ich zum voraussetze, daß ein solches mäßiges und öfteres Blutlassen einen gesunden Menschen weder schwäche, noch kränklich mache; so bleiben die Verdauungskräfte in ihrer Macht und Ordnung. Die kleine Mattigkeit, welche darauf erfolgt, macht den Schlaf vester und tiefer. Der Hunger und Durst wird etwas lebhafter. Man genießt mehr Speisn und verdauet sie schnell, und so wird das Blut gar bald mit nahrhaften Theilen überhäuft. Die gemeinste Erfahrung beweiset es, daß gesunde Leute nach mäßigem Blutlassen bessern Appetit haben, und ihr verlornes Blut schleunig wieder ersetzen. Dodart hat erwiesen, daß bey einem ungeschwächten Menschen 16 Unz:n Blut, die ihm abgezapft worden, schon in 5 Tagen völlig ersetzt gewesen sind. Dieses neue Blut ist voll frischer Nahrungssäfte, und natürlicher Weise zur Mästung geschickter und reicher an Fetttheilchen, als das alte, abgenutzte, welches man abgezapft hatte.

Dieses ist also der Mechanismus, nach welchem das öftere mäßige Blutlassen gesunde Leute mästet. Lister erzählt, daß man in England bloß durch öfteres Blutlassen die Kälber ausnehmend fett mache, und man findet, daß sich zuletzt ihre ganze Blutmasse in einen weißen Milchsaft verwandelt, welches von der Schwächung der Triebe des Herzens und des Blutumlaufs herrühret. Der berühmte Herr van Swieten hat eine Frau gesehen, die wegen heftiger und oft wieder erneuerter Gemüthsbewegungen in einem Jahre über 6omal Blut gelassen, wovon sie so fett geworden, daß sie in wenigen Monaten 150 Pfund am Gewichte zugenommen hatte. Weil sie nichts desto weniger immer von neuem vollblütig wurde, so hätte sie zuletzt fast täglich Blut lassen müssen, und das Ende dieses Mißbrauchs besahnd darin, daß sie, nachdem sie alle ihre Kräfte verloren, in die Wasser-

Wassersucht versiel. Eben diese allgemeine Schwächung der ganzen Maschine ist die Ursache, warum gemeinlich die verschnittenen Thiere und Castraten sehr fett werden.

Die andre obige Frage: warum man nämlich vollblütigen Leuten durch Blutlassen zu helfen sucht? wird eben so leicht zu beantworten seyn. Wenn ein gesunder Mensch gut speiset, trinkt und verdauet, ohne Strapazen und Kummer und Mangel auszustehen, so ist es natürlich nothwendig, daß ihn der viele gute Nahrungssaft vollblütig mache. Wenn nun bey einem solchen Menschen zugleich Hindernisse vorhanden sind, welche der Absonderung des Fettes aus dem Blute Einhalt thun, z. E. ein schneller Wachsthum des jungen Körpers, heftige Leidenschaften und andere Dinge, welche den Umlauf des Bluts vermehren; so häuft sich dieses gesunde Blut bloß in den Blutgefäßen an, dehnet sie aus, und verursacht die verdrüßliche Reize mannichfaltiger Beschwerden der vollblütigen Leute. Wenn die Blutgefäße anfangen, dieser Ausdehnung des häufigen Bluts zu widerstehen, so werden die Beschwerden groß und gefährlich; und hier gebietet Natur und Kunst, daß man ihnen durch schleuniges Blutlassen entweder zuvorkomme, oder bald abhelfe. Wenn junge Leute anfangen, stark zu werden, wie z. E. die blühenden Jünglinge, so widerstehen die stärkern Blutgefäße der Ausdehnung mehr, als bey schwachen Kindern, und sie hören auf, durch natürliche Blutflüsse, besonders durch Nasenbluten, ihren Ueberfluß zu vermindern; daher werden die Jünglinge von den Nebeln der Vollblütigkeit stärker bedrohet, und man würde sie großer Gefahr aussetzen, wenn man nicht dieses künstliche Blutvergießen zu Hülfe nähme, welches sie augenblicklich befreiet. Wenn die Frühlingswärme darzu kömmt, und das überflüssige Blut noch mehr ausdehnet, so vermehrt sich ihre Gefahr, und um deswillen ist ihnen das Blutlassen im May so oft unentbehrlich. Eben dieses kann von der Hitze in anhaltenden Fiebern gesagt werden, wodurch Vollblütige wegen der Ausdehnung des Bluts in Gefahr gerathen; daher es so allgemein eingeführt worden ist, in diesen Krankheiten Blut zu lassen. Die Natur selbst geht uns mit ihrem Beyspiele vor. Sie befreiet die vollblütigen Kinder durch Nasenbluten, sie öfnet den Erwachsenen andere Wege, wodurch sie ihr überflüssiges Blut zu gesetzten Zeiten abführt, und löset die Blutsieber durch häufige Blutvergießungen auf.

Natürlicher Weise sind die Blutadern, welche keinen Puls haben, (6 Stück) bey Vollblütigen stärker mit Blut überhäuft, als die Pulsadern, weil die erstern schlaffere Häute haben, welche dem dringenden Blute mehr nachgeben. Hieraus erhellet, warum man am meisten die Blutadern zu öfnen pflegt. Wenn aber die Vollblütigkeit so überhand nimmt, oder das Geblüt so sehr erhitzt und ausge-

ausgedehnt wird, daß die Puls- und Blutadern davon allzu stark aufgespannt werden, so wird der freye Durchgang des Bluts aus den Pulsadern in die Blutadern dadurch gehemmt, und es überhäuft sich in den Pulsadern. Hierzu kömmt, daß viele Blutadern neben den Pulsadern hinlaufen, und daß also die sehr ausgedehnten starkhäutigen Pulsadern die schlaffern Blutadern zusammendrücken, und ihren Raum verengern, weshalb in solchen Fällen das Blut nothwendig desto häufiger in die Pulsadern treten muß. Alsdann ist es nöthig, die Pulsadern zu öffnen, wie z. E. in den hitzigen Entzündungsfebern. Weil aber die Oefnung großer Pulsadern nicht ohne Gefahr ist, so hat man ein andres Mittel erfunden, indem man, vermittelst des Schröpfens, nur viele kleine Pulsadern zerschneidet. Dieses ist die Ursache, warum, nach dem Bezichte des **Prosper Alpinus**, in Aegypten, wo die hitzigen Entzündungsfebern gemein sind, das Schröpfen so sehr eingeführt ist.

Man sieht also hieraus, daß das Blutlassen in der That ein schnelles und hülfreiches Mittel für vollblütige Leute sey, besonders wenn die Hitze ihr Blut ausdehnt, und ihre Gefahren vermehrt. Allein, nichts desto weniger kann ich doch den Mißbrauch, besonders des Blutlassens aus Gewohnheit und Vorsicht, nicht billigen, weil dasselbe fast auf eben dieselbe Weise, wie die Fertigkeit, so auch die wahre Vollblütigkeit vermehret. Man sollte billig nicht anders Blut lassen, als um solcher Beschwerden und Gefahren willen, die uns keine andere Wahl übrig lassen. Es giebt Leute, die alle Jahre gewisse Tage fast setzen, an welchen sie Blut lassen; sie mögen nun Grund dazu haben, oder nicht. Diese Thorheit findet bey ordentlichen Leuten statt, weil sie gefestlich ist; und weil sie viele ihres gleichen hat, so lacht man nicht mehr darüber. Wenn wir zu einer gewissen Stunde alle Tage speisen, wir mögen hungrig seyn, oder nicht; wenn wir alle Viertel-Jahre purgiren, ob wir gleich nichts im Bauche haben; wenn wir durchaus um 10 Uhr einschlafen, und um 9 Uhr erst wieder erwachen wollen, ob uns gleich keine Arbeit ermüdet hat, und wenn wir uns hinsetzen, um nachzudenken, und zu studieren, ob wir gleich verdauen: so begehen wir eben dieselbe Thorheit, als wenn wir Blut lassen, weil wir ehedem um eben dieselbe Zeit Blut gelassen haben, ja vielleicht ist unter allen diese Letzte die ärgste, und welche am wenigsten entschuldigt werden kann. (*)

(*) Man kann von dieser Materie, wie man durch das Blutlassen die Vollblütigkeit vermindern müsse, ohne sie dadurch immer mehr zu befördern, das 12te Bl. vergleichen.

Sechs und sechszigstes Stück.

 von Canis.

Nichts ist in der Natur, das nicht dein Gift kann werden.

Man erzählt von den Schwarzen auf den Antillen, daß sie die Spur eines Menschen nicht allein wie die Hunde durch den Geruch unterscheiden, sondern auch dadurch entdecken können, ob ein Franzose oder ein Schwarzer diesen Weg gegangen sey. Sie sind hierin wenigstens so scharfsinnig als ihre Maulesel, von welchen **Don Ulloa** sagt, daß sie auf den Reisen in den sandigten Wüsteneyen, wo sie viel Durst ausstehen müssen, das süße Wasser schon vier Meilen weit riechen, und eiliger fortgehen. Es ist aber auch glaublich, daß die Wilden weit scharfsinniger empfinden, als andre Menschen, weil sie sich, aus Mangel einer aufgeklärten Vernunft, von Kindheit an bloß auf die Kultur ihrer Sinne legen müssen. Da die Blinden Farben fühlen lernen: warum sollte nicht Mangel und Noth junge Kinder geschickt machen können, ihren Unterhalt, die Personen, die ihn ihnen geben, u. a. D. durch den Geruch auszuspiren? **Digby** erzählt hiervon ein Beispiel, das alle natürliche Glaubwürdigkeit hat. Die Unruhen des Kriegs nöthigten die Aeltern eines gewissen Knaben, sich mit ihm in einen Wald zu begeben, und daselbst von Kräutern zu leben. Dieser Knabe erhielt durch die Übung einen so starken Geruch, daß er, vermittelst desselben, die Ankunft der Feinde entdecken lernte. Eine so besondere Kraft erhob ihn hernachmals zu der Ehrenstelle eines Spions, wozu er viel Geschick blicken ließ. Allein, weil er mit diesem neuen Amte zugleich eine ganz andre Lebensart anfieng, so verlor seine Nase vieles von dieser Scharfsinnig-

sinnigkeit, ob er gleich stets vermögend blieb, seine Frau von jeder andern durch den Geruch zu unterscheiden, und die Spur, wie der beste Hund zu verfolgen. Es ist schade, daß der Prager Mönch, welcher die Leute durch den Geruch unterscheiden, ja sogar Weiber unter Jungfern herausriechen konnte, seinen Tractat vom Geruche nicht zu Stande gebracht, welchen er, wie die Verfasser des Journal des Scavans 1684 berichteten, schon angefangen hatte, als er starb. Inzwischen war seine Kunst nichts neues, weil auch Democritus beim Hippocrates ein Probestück davon gemacht hat. In der That kann der Geruch ungemein geschärft werden; und man findet in Indien Kaufleute, welche, ohne Probierstein, die Güte des Goldes und Silbers bloß durch den Geruch bestimmen. Allein, bey aller dieser Feinheit des Geruchs ist nur das einzige zu bedauern, daß die Menschen die Kunst noch nicht gelernt haben, die Sachen, die ihnen schädlich und gefährlich sind, an ihrer Witterung zu erkennen, um sich vor ihnen zu hüten. Hierinn haben die Thiere einen unstreitigen Vorzug vor den Menschen. Es giebt viele Arten derselben, welche, durch den Geruch, an allen Speisen, die ihnen schädlich sind, ein Merkmal finden, welches sie ihnen verdächtig macht, wogegen der Mensch von einem solchen Unterschiede öfters nichts weis. Noch mehr, es giebt sogar einige Gifte, welche uns durch den Geruch selbst schädlich werden, und die man nicht anders, als aus Erfahrungen anderer Leute kennen lernen kann. Es ist eine Sache von großer Wichtigkeit für die Gesundheit, die gemeinsten Arten dieser Gifte zu kennen, und ich habe in meinem letztern Blatte versprochen, meine Leser davon zu unterrichten. Damals beschrieb ich ihnen die Wirkungen der Dünste, in sofern sie die Luft entweder zum Athemholen untauglich machen, oder die Brust und das Herz auf einmal in ihren Bewegungen hemmen, so bald sie mit der Luft in die Lunge und Brust gezogen werden. Ist aber will ich einige Beobachtungen von solchen giftigen Dünsten mittheilen, welche uns dadurch gefährlich werden, daß sie das Gehirn und

die

die Nerven heftig angreifen, indem sie beim Athemholen durch den Kanal der Nase hindurchgehen, und gerochen werden.

Wir riechen nur solche Ausdünstungen der Körper, welche von der Beschaffenheit sind, daß sie sich in dem Werkzeuge des Geruchs, entweder durch die daselbst befindlichen kleinen Drüsen, oder vielleicht durch den feinen Saft der Nervenwärtchen selbst, die zum Geruche dienen, auflösen lassen. Da nun aber nicht alle Dünste von solcher Beschaffenheit sind, so erhellet hieraus, warum selbst unter denen, die uns tödten können, viele angetroffen werden, die ihre Wirkung nicht durch den Geruch äußern; ja gesetzt, daß auch einige uns schädliche Dünste gerochen werden können, wie die von der Fäulniß, von der Gährung, vom Schwefel, u. s. w. so machen sie doch deshalb nicht alle in den Werkzeugen des Geruchs einen solchen Eindruck, daß davon die Geruchsnerve oder das Gehirn zu solchen heftigen Bewegungen gereizt werden sollten, als die eigentlichen Gifte verursachen, die durch den bloßen Geruch wirken. Unter diesen sind einige, welche zuweilen auch auf die andre Art zugleich schädlich werden, indem sie das Athemholen unterbrechen, und eine Erstickung verursachen. Wenn ich dieser ist wieder erwähne, ungeachtet sie schon in meinem vorigen Stücke vorgekommen sind, so geschieht es doch hier bloß in der Absicht, da sie als Nervengifte, und nicht als erstickende zu wirken pflegen.

Das Opium und die dumm-machenden Gifte verdienen, hier zuerst angeführt zu werden. Ich beziehe mich wegen des ersten auf mein 41stes Blatt, worinn ich schon verschiedene Beispiele von dem subtilen Gifte erzählt habe, welches aus dem Opium in die Nase aufsteigt. Nichts destoweniger aber kann es mir hier an Bestätigungen von andrer Art nicht mangeln. Der Herr Dr. Brühler hatte einstmals etwas Opium mit Quittensaft gähren lassen, um daraus eine bekannte Arznei zu verfertigen. Als er, nach gänzlich geendigter Gährung, die Nase über den Kolben hielt, so nahm ihm die Ausdünstung den

den Augenblick den Kopf und das Herz ein; und es überfiel ihn ein Schwindel, welcher ihn nöthigte, sich fest zu halten. Er konnte nicht auf den Füßen stehen, und war zween Tage lang wie betrunken. Diese Zufälle waren die Wirkung derjenigen Ausdünstung, die durch ein einziges Athemholen eingejogen worden, und vielleicht war solches nur unvollkommen geschehen. Man erkennt hieraus die erstaunliche Wirksamkeit der opiatischen Dünste, und daß man gar nicht Ursache gehabt habe, dieses Gift vor Alters für ein Mittel zu halten, das durch seine Erkältung der Blutadern den Schlaf verursachte. Alle Umstände beweisen das Gegentheil. Es sind bekannte Erfahrungen, daß der bloße Geruch des Opium den Schweiß treibe, und verliebt mache, welches beydes unmöglich geschehen könnte, wenn nicht seine Dünste die Geschwindigkeit des Umlaufs des Bluts vermehrten. Der Leichnam solcher Leute, welche vom Opium getödtet worden sind, ist gleich verdorben, wie in den schlimmsten Krankheiten. Als man einen Hund, der von anderthalb Quentlein Opium ums Leben gebracht war, öfnete, befand man seinen Magen von der Schärfe des Opium ledig gemacht, und wie ausgelegt, die Höhlen seines Gehirns aber voll Blut. Willis berichtet, daß eine zu starke Dose Opium einen Menschen durch ein starkes Brennen im Magen getödtet habe, ohne ihn im geringsten einzuschläfern. Alle diese Wirkungen rühren von der großen Flüchtigkeit der Theilchen des Opium her, welche seine chymische Auflösung vollends außer Zweifel setzt. Pitcarn hat aus einem Pfunde Opium II Loth eines flüchtigen Geistes, wie vom Hirschhorne, erhalten, und dieses Abziehen war von einem unerträglichen Gestanke begleitet. Andre Chymisten haben aus dem Opium ein flüchtiges Urinsalz und brennliches Del herausgebracht, wozu noch kommt, daß sich dasselbe anzünden läßt, und daß sein Extract noch leichter Feuer fängt. Ja was ist endlich viel davon zu sagen, nachdem uns der vortreffliche Herr Tralles in den neuesten Zeiten das Opium als eins der hitzigsten Arzneymittel hat kennen lernen, wovon in seinem unvergleichlichen

Werke

Werke die Beweise so entscheidend sind, daß es unmöglich ist, länger daran zu zweifeln. Ist es also wohl zu bewundern, daß es auf eben die Weise, wie alle flüchtige Spezereien wirkt? Weil nun diese flüchtigen Dünste in der Nase unmittelbar zu sehr empfindlichen Nerven gebracht werden; so ist es begreiflich, daß sie durch den Geruch das Haupt einnehmen, berauschen, einschläfern, ja sogar den Schlagfluß selbst verursachen können.

Näher dem Opium giebt es noch viel andre dumm-machende Gifte, welche durch den Geruch wirken. Der Saffran kann, wenn man seinen Dunst zu häufig riecht, nicht allein Schlassucht, sondern auch Schlagflüsse hervorbringen, wovon ich viele Beispiele angeführt finde. Wer an einem Orte, wo Scharley (Horminum) gesäet ist, oder in einem Felde blühender Bohnen spazieren geht, wird eine Lust zu schlafen empfinden; und wenn er wirklich in diesem Felde einschläft, so wird er dadurch in eine Art der Dummheit verfallen. Der Dunst der Tuberosen und Lilien, ja der allerangenehmsten Blumen, welche stark riechen, macht Kopfschmerzen und Dummheit. Es hat Leute gegeben, welche vom Geruche der Rosen, und in einem Zimmer, worinn Äpfel gelegen, ohnmächtig geworden sind, und es ist daher eine Gesundheitsregel, besonders für Schlafende, keine starkdünstende Blumen, oder auch andre Sachen in ihren Zimmern zu haben, wenn sie nicht öfters geöffnet werden können. Die Mandragorabeeren verursachen ebenfalls bloß durch ihren Geruch einen Schlaf, ob es gleich Leute gegeben haben soll, welche sie ohne alle Beschwerlichkeit gegessen haben. Zildanus erzählt ein Beispiel von einer Schlassucht, welche der Dunst des erhitzten Heues nach sich gezogen hat, und es weis jedermann, daß die Leute sehr fest schlafen, welche sich auf Heu zur Ruhe legen. Möchte doch Jedermann aus diesen Erfahrungen schließen, wie unvorsichtig es sey, Ohnmächtigen, Schlagflüßigen und Schlassüchtigen, mit zehnerley starken Gerüchen, ohne alle Wahl und Unterschied, unter die Nasen zu lauffen.

Das

Das Bilsenkraut ist ein starkes Gift, und ich habe davon schon in meinem 32sten Blatte etwas angeführt. Es erregt Verzuckungen, Ohnmachten, Blindheit, Unempfindlichkeit, und eine große Neigung zum Schlafe und zur Schlassucht, welche insgemein von übeln Folgen sind. Michaelis hat aus diesem Kraute ein Pflaster zubereitet, und Boerhaave erzählt, daß der Dampf, welcher bey dem Kochen dieses Pflasters in die Nase steigt, Ohnmachten verursache. Der Dampf des Saamens dieses Krauts hat einen anhaltenden Schwindel verursacht.

Wider alle diese Gifte, welche wie das Opium wirken, und durch den Geruch krank machen, ist kein Arzneymittel besser zu gebrauchen, als was Lind wider die Schläfrigkeit vom Opium gepriesen hat, nämlich der Geruch des Eßigs. Er thut eine so plöbliche und erwünschte Wirkung, daß man davon gleichsam augenblicklich ein neues Leben empfindet.

Ich weis kaum, was ich von einer Beobachtung sagen soll, welche Helwig anführt. Zween holländische Kaufleute wetteu 1633 zu Marseille aus Lust mit einander, welcher von ihnen die meisten Pfeifen Toback ausrauchen könnte. Der eine rauchte deren 17, und der andre 18. Beyde aber fielen, als vom Schlage gerührt, zu Boden. Einer starb den Augenblick, in dessen Kopfe gar kein Gehirn oder Gewässer gefunden worden, und die Hirnhäute ganz schwarz gewesen. Der andre lebte noch wenig Stunden. Nach seinem Tode fand man das kleine Gehirn kaum einer welschen Nuß groß, schlaff, und gleichsam mit einer blauen Spinnweben überzogen. Ich glaube gern, daß der Tobacksdampf, wenn er so unmaßig gesogen wird, dergleichen Zufälle und den Tod selbst verursachen könne. Allein, daß er das Gehirn verzehret, und das Gewölbe des Hirnschädels schwarz überzogen habe, das mag Herr Helwigs allein glauben.

Die meisten Frauenzimmer, welche Vapeurs haben, fallen von dem Geruche des Bisam, Moschus und Umbra in Ohnmacht, und es ist sonderbar, daß sie der Dampf stin-

fender

kender Sachen wieder aufweckt, welches schon Aretäus wußte. Teufelsdröck, Rebhünerfedern, und Haare, welche angebrannt werden, sind ihnen ein leckerer Geruch, woran sich ein Mann ergötzen kann, wenn seine Frau oft ohnmächtig wird. Eben diese wohlriechenden Dinge vermehren die fallende Sucht, und eben dieselben stinkenden Mittel vermindern sie.

Der Geruch der Gewürze selbst ist schädlich, wenn man ihn zu stark genießt. Diodor, der Sicilier, erzählt schon, daß die Schiffer, wenn sie Arabien vorbeisegelten, mit Harzen geräuchert haben, um nicht von dem starken Geruche der Gewürze in Gefahr zu gerathen. Man liest in den Schriften der kaiserlichen Akademie der Naturforscher viele Geschichte von Schiffen, welchen der allzu starke Geruch der Gewürze das Leben gekostet hat. Boerhaave ist von gewissen Apothekern versichert worden, daß, wenn sie aus Asien große Packe mit starken Spezereywaaren, Kampfer, Safran u. s. w. erhielten, und verschiedene derselben zugleich öfneten, sie sowohl, als ihre Leute, von einem Schlafe befallen würden, dessen sie sich kaum erwehren könnten. In der ostindischen Reisebeschreibung des Märklin liest man, daß auf einem holländischen Schiffe drey Matrosen vom Geruche der Gewürze erstickt sind, der vierte aber nur mit großer Mühe davon gekommen ist.

Der Geruch des Weins hat etwas ungemein stärkendes und erquickendes; und von dem Brodte ist eben dasselbe bekannt. Democritus soll bey seinem Sterben bloß durch den Geruch des warmen Brodtes noch drey Tage erhalten worden seyn. Gleich wie aber der Wein, wenn man ihn zu häufig trinkt, Rausch und Schlaf verursacht; so thun auch die allzustarken Dünste des Weins eben dasselbe, wenn sie gerochen werden. Diejenigen, welche sich damit beschäftigen, frische Weine in den Kellern unzugießen, werden von diesem Geruche trunken und schläfrig. Man kann hiemit vergleichen, was ich im 14ten Stücke gesagt habe. Daß der Dunst des Eßigs große Arzneykräfte besitze, sieht man an den Leuten, welche in Ohnmacht liegen. Man kann

kann

kann solche Leute nicht aufwecken, ob man ihnen gleich Sachen vom schärfften Geschmacke auf die Zunge giebt, oder das helleste Licht in ihre Augen strahlen läßt, oder auch durch die heftigsten Töne ihre Ohren erschütteret. Man gebe ihnen aber Esig zu riechen, so erwachen sie alsobald, und werden über den ganzen Körper erschütteret.

Zuweilen thut der Geruch sonst ganz unschuldiger Dinge seltsame Wirkungen bey einzelnen Personen, wie ich schon von den Rosen gesagt habe. Es hat Leute gegeben, die den Geruch der Kresse und des Kohls, ja des Fleisches selbst, nicht haben ertragen können. In den Schriften der kaiserlichen Akademie der Naturforscher wird einer Frau gedacht, welche die weißen Rosen wohl riechen konnte, vom Geruche der rothen Rosen aber in Ohnmacht fiel. Grunzelius redet von einer andern, welche ein Strauß Kanarienvogel, den sie an der Seite gehabt, krank gemacht, und die, nachdem man ihn weggenommen, wieder besser geworden, auch nach der Zeit abermals Ungelegenheit davon bekommen, als man ihr denselben Strauß wieder gebracht hat. Simon Pauli erzählt, daß ein Bauer von dem lieblichen Geruche der Apothek in Ohnmacht gefallen, und daß man ihn nicht anders, als durch den Geruch des Kuhmistes wieder habe ermuntern können. Zildanus kannte eine Person, welche der Geruch des Esigs beleidigte, und man würde kein Ende finden, wenn man alle solche Geschichte sammeln wollte. Inzwischen muß ich doch noch eine anführen, welche höchst seltsam ist. Ein gewisser Prediger ward oft bey den Gasimahlen stumm. Da er sich nun bemühte, die Ursache hiervon zu erforschen, und bey jedem aufgetragenen Gerichte sorgfältig beobachtete, welches ihm eine Veränderung zuzog, fand er endlich, daß der Geruch von warmen Krebsen seiner Natur höchst zuwider sey, und seine Sprachlosigkeit verursachte, welche auch jedesmal so lange dauerte, bis die Krebse kalt geworden, da sie dann eine seiner liebsten Speisen waren. Dieses seltsame Beyspiel erzählt Bonetus, und Krüger setzt etwas hinzu, das ich nicht läugnen kann. „Zuweilen ist es gut, stumm zu seyn. Cicero und

und Demosthenes würden länger gelebt, und vergnügter die Welt verlassen haben, wenn sie sprachlos gewesen wären.“ Es ist Schade, daß die warmen Krebse nicht mehr Leute zum Schweigen bringen. Ich weis Männer, die einen solchen wunderthätigen Krebs ihren Gemahlinnen zu Liebe wohl tausendmal wieder aufkochen würden.

Es giebt einige Gifte, welche durch so feine Ausdünstungen tödten, daß man es kaum für möglich halten sollte. Der Kaiser, Heinrich der Sechste, und ein Herzog von Savoyen, sollen bloß durch veräufere Handschuhe ums Leben gebracht worden seyn, und Scaliger behauptet, daß selbst die Wachskerzen mit einem so tödtlichen Gifte angesteckt werden können, daß diejenigen, welche bey ihrem Dampfe sitzen, davon sterben müssen. Ich enthalte mich von mehreren Beobachtungen dieser Art. Denn, wenn sie wahr sind, so ist es nicht nützlich, sie bekannt zu machen, und sind sie falsch, so ist es der Mühe nicht werth, sie zu beschreiben.

Man muß wissen, daß es auch Curen gebe, die durch den Geruch bewerkstelliget werden. In der ersten Kindheit der Welt und der Künste bezeichnete man die verschiedensten Dinge, sie mochten nun eine gute oder schlechte Wirkung haben, mit einerley Namen, und darum nannte man damals alles, was Arzneykräfte besaß, ein Gift. (*Opuntia. Venenum.*) Nachdem man in den aufgeklärtern Zeiten die Sache genauer überlegte, hat man gefunden, daß unter diesen Dingen wirklich kein wesentlicher Unterschied zu machen sey, und daß alle Arzneyen in gewissen Absichten Gifte, und alle Gifte Arzneyen genannt werden können. Alle Arzneyen verursachen einem gesunden Menschen Krankheiten. Allein, weil sie eben dadurch andre Krankheiten vertreiben, so werden sie zu Arzneyen. Eine jede Arzney kann bloß dadurch zum Gifte werden, daß sie in allzustarker Dosi genommen wird, oder daß sie in sehr kleiner Dosi schon heftig wirkt. Das geistige Lorbeerkirchenwasser ist gesund und stärkt den Magen, wenn es nur einmahl über die Blätter abgezogen ist. Ist es etliche

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg. R. maht

mahl cohobirt, so wird es ein heftiges Gift. Ein Löffel voll tödtet einen grossen Hund auf der Stelle, ohne eine Entzündung verursacht zu haben, aber aus dem geöffneten Magen kommt ein erstickender Dunst, der nach bitterm Mandeln riecht. Gleichwol ist selbst dieses cohobirte Wasser in kleiner Dosi eine gute Magenarznei. **Du Hamel**, von dem ich dieses entlehne, gab einem Hunde täglich zwey bis drey Tropfen davon ein, und er bekam guten Appetit und ward fett. Die Brechmittel und Purganzen können für nichts anders, als Gifte gehalten werden, wenn man ihre Wirkung ohne Verhältniß auf diejenigen Krankheiten betrachtet, welche durch Brechen und Purgieren gehoben werden. Viele von diesen Mitteln wirken so heftig, daß sie sogar durch den Geruch eben dasselbige bewerkstelligen, was sie sonst thun würden, wenn man sie innerlich eingenommen hätte. Man zählt sie deshalb doch nicht unter die Gifte, ob gleich viele Gifte so wirksam nicht einmal sind. Wenn man die Wurzel der Jalappe frisch stößt, so macht ihr ekelhafter Geruch nicht nur ein Erbrechen, sondern auch einen Durchlauf. Die Coloquinten, die so heftig purgieren, verlieren diese Kraft, so bald sie sich gänzlich verrochen haben, und also sind ihre Geruchtheilchen dasjenige, was sie zu einem so heftigen Gifte macht. Wenn die Nießwurz frisch ausgegraben wird, so hat sie einen gefährlichen Geruch, und setzt durch ihre Dünste den ganzen Körper in heftige Bewegung. Wenn sie aber eine Zeitlang gelegen, und diesen übeln Geruch verloren hat, so wird sie eine nützliche Arznei. **Boyle** erzählt schlimme Wirkungen von einer Art der großen Wolfsmilch, (*Macoubui*) welche ihre Dünste hervorgebracht haben, als man sie gestoßen. **Pechlin** hat gefunden, daß der Rauch des Spießglases einen Durchlauf mache, und daß auch der Rauch vom *Rhabarber* und vom *Tabacke*, besonders mit *Colloquinten* vermischt, purgire; dahingegen die Pulver vom *Scamoneum*, *Jalappe* und *Rhabarber*, so bald sie verrochen sind, ihre purgirende Kraft verlieren. **Gallopius** kannte einen Menschen, welchen der Geruch gewisser Purgirpillen pur-

purgirte, und **Schneider** und **Boyle** erzählten noch mehr dergleichen Beispiele.

Aus dem *Tabacke* wird ein Del gezogen, das unter allen Giften das geschwindeste und stärkste ist. Es wirkt in die Wunden eben so, wie die vergifteten Pfeile der *Indianer*, und, innerlich eingenommen, wirkt es noch viel heftiger. Nichts destoweniger raucht man diese getrocknete Pflanze, und zieht einige Theile dieses gefährlichen Wesens heraus; und die von diesem Rauche hervorgebrachte Unempfindlichkeit, Besänftigung und Art der Trunkenheit macht alle Unnehmlichkeit aus, die man daran findet. Vielleicht würde man nicht so ungestraft mit dem allerheftigsten Gifte spielen dürfen, wenn es nicht zum Glück eins von derjenigen Art wäre, die in verschiedenen Nerven nicht einerley Eindrücke machen, oder wovon verschiedene Nerven auf verschiedene Art angegriffen werden. Das destillirte *Tabacksöl* berührt kaum den Magen, so erfolgt schon der Tod. Wenn man es äußerlich auf eine Wunde bringt, so tödtet es selten eher, als in einer Viertelstunde. Wenn es vermittelst eines Lochtes durch den Schenkel eines Hundes gezogen wird, so verursacht es dem Thiere ein Erbrechen. Das *Extract* von scharfgekochten *Tabacksblättern* macht, wenn es innerlich genommen wird, Ueblichkeit, Schwindel und *Rausch*, und dient doch vortreflich gegen den wilden Husten. Der *Tabacksrauch* selbst purgirt die, die ihn täglich ohne die geringste Wirkung saugen und riechen, so bald sie ihn entweder in den Magen niederschlingen, oder sich denselben von der andern Seite der Gedärme durch ein *Elystier* beybringen. Diese Verschiedenheit der Wirkungen der Gifte in verschiedene Theile des menschlichen Körpers, macht uns sogar die Gifte brauchbar, daß wir uns ihrer bald zum Nutzen, bald zur Leppigkeit bedienen können. Das *Fleisch* der *Bipern*, deren Gift so leicht den Tod verursacht, wenn es durch den Biß dieser Thiere unmittelbar mit unserm Blute vermischt wird, kann ohne den geringsten Schaden gegessen, ja sogar als eine Arznei gebraucht werden. **Shaw** versichert, daß in *Cairo* und deren Nach-

barschaft mehr als vierzig tausend Personen von nichts anders als Schlangen und Eidechsen leben. Das Viperngift selbst, wird, wie Boerhaave bezeugt, im Magen entkräftet, denn man kann eine ganze Unze davon ohne Schaden essen. Wenn aber eine Nadel in dasselbe getaucht wird, woran nur ein Hunderttheil eines Tropfens hängt, so tödtet es das Thier, mit dessen Blute es unmittelbar vermischt wird. Die Thiere, welche von den Schlangen gebissen und durch ihr Gift getödtet, die, welche vom Scorpionstiche gestorben, oder durch das Gift des Tabacks, welches sich in ihr Blut gemischt, ums Leben gebracht worden sind, werden ohne alle Gefahr gespeiset, wie Redi in seinen Beobachtungen von den Vipern angemerkt hat. Ulloa erzählt, daß die Fischer in Guiaquil das Kraut Barbascos kauen und es mit Köder mischen, wovon der Fisch, wenn er nur ein wenig verschluckt, ganz trunken wird, oben schwimmt und sich greiffen läßt; er setzt hinzu, daß die kleinen Fische davon sterben, und große sich langsam erholen, ja ebenfalls sterben, wenn sie zu viel verschluckt haben, und daß gleichwol die allerbedenklichsten Leute diese Fische ohne Sorgen und Nachtheil speisen. Das Gift der Spinnen, welches äußerlich auf der Haut eine leichte Entzündung hervorbringen kann, hat so wenig Wirkung in den Magen, daß es eine große Anzahl Leute gegeben hat, und noch giebt, die diese Thiere zum Vergnügen im größten Ueberflusse speisen, und die daumendicken und fettesten am liebsten genießen. Ein zwanzigjähriges Mädgen ging überall herum, sie aufzusuchen, und aß sie lebendig, täglich in erstaunlicher Menge, und zwar die größten Kreuzspinnen am liebsten. So war auch ehemals eine Holländerin, die nicht allein Spinnen mit Vergnügen fraß, sondern auch die wolschmeckendsten von den schlechten zu unterscheiden wußte. Andre haben sich damit dick und fett gemästet, und ein gewisser Muscus in London curirte alle seine Krankheiten damit, daß er Spinnen aß. Raupen, mit Eßig und Pfeffer, Eidechsen, lebendig, Schlangen, Mäuse, alle Insekten, so gar Kröten und Skorpionen, die insgesamt für

für giftige Thiere gehalten werden, sind von vielen Leuten gegessen worden. (Man vergleiche hiermit das 156te Stück, den letzten Brief.)

In allen diesen Beobachtungen werden nachdenkende Leser viele Materie zu Reflexionen finden, und sie werden allezeit in einer von beyden Absichten, entweder der Erkenntniß, oder der Gesundheit nützlich seyn.

* * *

Mein Herr,

Ich habe einen hohlen Zahn, woran ich entsetzlich viel ausstehen muß. Alles Ersinnliche, was ich schon daran gebraucht habe, ist unzulänglich. Vieles hilft auf eine kurze Zeit. Aber nichts kann verhüten, daß der Schmerz nicht von der geringsten Gelegenheit wieder erwache. Die meisten Doctores haben mir gerathen, diesen Zahn ausnehmen zu lassen. Allein, dazu ist er noch viel zu gut: denn daß er hohl ist, das muß ich mehr vermuthen, als ich es weiß, weil nur in der Mitte der Krone eine kleine schwarze Stelle zu sehen ist. Eben darum kann ich ihn nicht mit Bleye ausfüllen, wie mir gerathen worden. Sollte Ihnen ein Mittel bekannt seyn, wie ich meinen großen Schmerz vertreiben, und doch den Zahn erhalten könnte, da ich noch jung bin, und nicht gern schon Zahnlücken haben möchte, so würde ich Ihnen dafür unendlich verbunden seyn.

Dolorosa.

Antwort.

Der Zahn wird herausgerissen werden müssen, damit der Schmerz nie wieder komme, weil dadurch sein Nerve abgerissen wird. Damit Sie ihn aber doch behalten, und keine Zahnlücke bekommen; so lassen Sie ihn alsobald wieder einsetzen. Er wird sich bald von selbst wieder befestigen, und dann kann er noch Zeit Ihres Lebens mitkauen.

N 3

Nach-

Nachricht.

Es sind mir von einem unbekanntem Freunde einige Aufgaben zur Beantwortung eingesendet worden. Ich unterziehe mich dieses einzigemal der Pflicht, diese Räthsel aufzulösen; allein, ich scheine nicht sehr aufgelegt zu solchen Arbeiten zu seyn. Es kann seyn, daß ich öfters den Sinn des Herrn Fragers nicht getroffen habe, und darum bescheide ich mich gern, daß ich auf ein andermal lieber selbst fragen, als antworten sollte. Indessen will ich wünschen, daß es wenigstens einige Antworten unter allen gebe, die meinen Herrn Frager befriedigen.

Frage. Warum kann ein Arzt in der Welt nicht fortkommen, ohne zu prahlen?

Antwort. Weil er ohne Wind segeln will.

Frage. Wie konnten die Leute vor der Sündfluth so alt werden, da sie noch keine Aerzte hatten?

Antwort. Eben darum wurden sie so alt.

Frage. Warum mußte die Ueppigkeit unsern Empfindungen so angenehm seyn, da sie doch unsrer Gesundheit und unserm Leben so schädlich ist?

Antwort. Damit wir nicht Lust bekommen möchten, nach der Unsterblichkeit zu trachten.

Frage. Sie predigen allen ihren Patienten die Geduld. Wo bekommt man die?

Antwort. Bey der Hoffnung.

Frage. Warum sterben die klugen Kinder frühzeitig?

Antwort. Weil sie in der Welt nicht würden fortkommen können.

Frage. Wir können doch nicht ohne alle Vergnügungen seyn. Wissen Sie keine Art der Wollust, die man ohne grosse Gefahr genießen kann?

Antwort. Dit Krätze.

Frage. Welchem Arzte soll ein Kranker glauben, wenn sie sich alle widersprechen?

Antwort. Dem, der ihm das wenigste verschreibt.

Frage. Warum haben die Menschen nur fünf Sinne?

Antwort. Weil die meisten kaum fünf zählen können.

Frage. Wodurch werden uns die Wollüste schädlich?

Antwort. Dadurch, daß sie uns angenehm werden.

Frage. Sie preisen die Mäßigkeit sehr. Warum rathen Sie uns denn aber kein Mittel wider den Appetit?

Antwort. Weil eben dieses Mittel die Unmäßigkeit ist.

Frage.

Frage. Können Sie nicht machen, daß das Wasser besser schmeckt, weil wir doch keinen Wein trinken sollen?

Antwort. Nein. Aber man kann machen, daß der Wein schlechter schmeckt.

Frage. Wissen Sie nicht ein Mittel, uns die Ausschweifungen verhasst zu machen?

Antwort. Ihre Folgen.

Frage. Warum hat man gemeiniglich die Aerzte wegen der Religion im Verdachte?

Antwort. Wie! ist das Wunder, da nach den 70 Dolmetschern und der Vulgate, Jesaiä 26, 11. ausdrücklich gesagt wird, daß die Aerzte nicht wieder auferstehn werden?

Frage. Was halten Sie von den Nachtwanderern?

Antwort. Was von den meisten Menschen zu halten ist, daß sie das nicht denken, was sie thun.

Frage. Da die Pfuscher weit stärker gebraucht werden, als rechtmäßige Doctores, warum werden keine ernstliche Anstalten hierwider vorgekehrt?

Antwort. Es geschieht igt, indem man alle Pfuscher zu Doctoren macht.



Sieben und Sechzigstes Stück.

von Hagedorn.

Was Osir Aegypten lehrte,
Als dort, durch seine Milde nur
Die Weinbedürftige Natur
Durch dessen Bau ihr Ansehn mehrte.

Die Morgenländer sind unstreitig der Geburtsort der Reben. Griechenland hat seit uralten Zeiten eigene Weine, welche noch igt sehr berühmt sind. Aber es läßt sich leicht beweisen, daß der Weinstock anders woher dahin gekommen sey. Vielleicht von den Aegyptern? Die Grie-

then trieben nicht allein starkes Gewerbe mit ihnen, sondern sie hatten auch ihre Künste und Wissenschaften von ihnen erhalten. Aber nein, ihren Wein konnten sie nicht daher haben. Aegypten selbst war arm am Weine. Herodotus sagt, daß die Aegypter einen aus Gersten zubereiteten Trank getrunken haben, um ihren Weingehangel zu ersetzen; und ob gleich Maillet versichert, daß dieses Land die edelsten und fruchtbarsten Weinstöcke besessen, so konnte doch eine so große Ebene dieselben nicht in solcher Menge erzeugen, daß ihr Wein für eine unzählliche Menge hinreichend gewesen wäre. Der Wein liebet die Gebirge, und Aegypten, das doch schon seit so langen Zeiten bewohnt ist, hat keine Weinberge, sondern alle Nachrichten stimmen darinn überein, daß die Weinrebe daselbst wenig bekannt, und nur in manchen Klöstern da und dort ein Weingeländer anzutreffen sey. Was aber Aegypten nicht hatte, das konnten die benachbarten asiatischen Gegenden, und besonders das gelobte Land, desto reichlicher liefern. Das Land Canaan lag zwischen andern weinreichen Gegenden Asiens mitten inne, und war selbst voller Weinberge. Der assyrische König Rabshakeh nennet es 2 Kön. 18, 32. ein Land der Weingärten und des Oels der Oliven, und Reland erinnert als eine jedermann bekannte Sache, daß der Wein von Ascalon, und der von Gaza und Sarepta unter den allerentferntesten Völkern berühmt gewesen sind. Unter den Geschenken, welche Jacob seinem Sohne Joseph nach Aegypten sendete, war eine Art von Honig, von welchem der berühmte Herr Professor Michaelis in Göttingen sehr gelehrt bewiesen hat, daß es kein gemeiner Bienenhonig, welchen Aegypten selbst im größten Ueberflusse erzeugte, und noch zeuget, sondern eine Masse von gequetschten Weinbeeren gewesen, welche die Araber ihrer Süßigkeit wegen ebenfalls Honig nennen. Vermuthlich war diese Masse eine Art von Rosinenkäse, dergleichen man auch aus Feigen zu machen pflegt. Daher wird auch 1 Sam. 25, 18. 30, 12. bey der Feigenmasse zugleich dieser Rosinenmasse gedacht: so viel Stück Rosin, und so viel Stück Feigen.

gen. Die einzige Stadt Hebron schickt jährlich, nach dem Zeugnisse des Herrn Shaw, dreihundert Camelle, mit dieser Weinbeerenmasse beladen, nach Aegypten, und hieraus läßt sich schliessen, wie viel von dieser Waare das blühende Canaan, das überall mit Weinstöcken bepflanzt war, ehemals ausgeschickt habe. Jedermann weiß, daß zweyen Männern an einer Traube getragen haben, welche sie aus dem gelobten Lande mitbrachten, um sie den Israeliten zu zeigen. Wir wollen hieraus nicht schliessen, daß diese Traube ihrer Größe und Schwere wegen die Kräfte zweener Männer erfordert hätte. Denn vermuthlich hiengen sie sie nur darum auf eine Stange, welche sie beyde trugen, damit sie auf der Reise nicht zerquetscht, oder zerstoßen werden möchte. Inzwischen aber mußte doch diese Traube sehr schön und groß seyn, weil sie als ein Beweis von der vortrefflichen Fruchtbarkeit des gelobten Landes dem Volke gezeigt wurde. Es haben Reisende von Trauben geredet, welche in diesem Lande 10 bis 12 Pfund schwer seyn sollen, wenigstens haben es die Mönche den Ritter Darvieux versichert. Die Trauben von Damas, welche getrocknet, als Rosinen zu uns gebracht werden, bestätigen den vortrefflichen Weinwachs der dasigen Gegenden, und er kann von keinem Kenner der Geschichte in Zweifel gezogen werden.

Wenn man nun voraussetzt, daß die Weinrebe aus Assyrien entsprungen ist, so ist leicht zu begreifen, wie sie sich nach der Sündfluth in Klein Asien, und hernach in Griechenland ausgebreitet habe. Bochart beweiset, daß Cadmus den Gottesdienst des Bacchus nach Griechenland brachte, und führt Stellen aus alten Schriftstellern an, welche sagen, daß die Tyrier versicherten, sie hätten den Griechen die Rebe gegeben. Eben dieser berühmte Mann hält, mit vielen andern, den Saturnus der Heiden für keinen andern, als den Patriarchen Noah. Plutarch eignet aber dem Saturnus die Entdeckung der Weinrebe zu. Wir wissen, warum wir den Noah ebenfalls dafür halten, und der Unfall, welcher ihm vom Genusse des Weins begegnete, ist mehr als zu bekannt. Herr Agricola

N 5

beweiset scharfsinnig, daß der berühmte **Dionysus**, oder **Bacchus** der Alten unser **Moses** sey; und da **Bacchus** der Erfinder des Weins gewesen seyn soll, so stimmt alles auf das genaueste dazu überein, das Vaterland der Reben in den Gegenden des gelobten Landes zu suchen, von wannen ihn die Griechen darum empfangen haben müssen, weil sie uns in ihrer eignen fabelhaften Götterlehre die Erfinder der Reben in diesem glückseligen Lande zeigen.

In Griechenland fand der Wein ein Erdreich und eine Himmelsgegend, welche sich vollkommen zu ihm schickten. **Bithynien** hat, wie **de la Mare** sagt, allezeit seine großen Weinberge bey **Scutari** und andern Orten gehabt, davon vortreffliche Weine bis nach **Constantinopel** gebracht werden. Eben so ist es mit **Indien**, **Pamphilien** und vielen andern Orten in **Asien**. Der blaßgelbe schöne Wein von der Insel **Lesbos** macht noch ist dieses sein Vaterland, unter dem Namen **Metelino**, berühmt. Die Inseln **Chios**, **Samos**, **Cos**, **Rhodus** und **Cypern** haben auch ihre Weinberge in eben dem Ueberflusse und gutem Rufe, als ehemals, und **Rom** lobte den griechischen und besonders den Ehierwein mit eben der Entzückung, als wir, wenn der freigebige Wirth die lieben Gäste am Ende der besten Mahlzeiten nur einen einzigen kleinen Zug davon thun ließ. **Kollin** sagt, daß diese Gewohnheit zu **Rom** bis zu den Zeiten der Kindheit des **Lucullus** gedauert habe.

Aus Griechenland kam die Weinrebe nach **Italien**, wo man sie schon kurze Zeit nach Erbauung der Stadt hatte, ob ihrer gleich anfangs nur wenige waren. Erst 600 Jahr nach der Stiftung **Roms** breitete sich die Weinpflanze in allen Theilen **Italiens** aus. **Cato**, welcher damals lebte, war der erste, der Regeln gab, sie zu cultiviren. **Zoraz** hat besonders den **Mafischen** und den **Falernerwein** berühmt gemacht. Allein, in weniger als einem Jahrhundert fielen die so gerühmten Weine aus Nachlässigkeit oder Geitze der Winzer.

Macrobius berichtet uns, daß die Gallier den Weinbau erst gelernt haben, als **Rom** schon in seinem völligen

Flore

Flore blühte. Ein Schweizer gab ihnen welchen zu kosten, den er von **Rom** hatte kommen lassen, wie **Plinius** meldet. Der gute Geschmack reizte sie, nach **Rom** zu gehen, und es zu belagern. Allein, **Camillus** schlug sie, und wies sie wieder zurück in ihre waldigte Heimat. Was sie ist vergeblich in **Italien** gesucht hatten, das bot sich ihnen 270 Jahr hernach in ihrem Vaterlande selbst an, als **Fabius Maximus** mit seinen Römern nach **Gallien** kam, um ihnen den Besuch zu vergelten. Er gieng durch **Provence**, **Languedoc** und das **Delphinat** immer weiter, und so sollen die Gallier von den Römern den Weinbau erlernt haben. Andre glauben, daß die Griechen selbst, als sie 500 Jahr vor **Christo** die Stadt **Marseille** gestiftet, den Weinbau in **Gallien** bekannt gemacht haben. Wenn aber auch dieses im **narbonesischen Gallien** geschehen seyn mag, so war doch der celtische Theil **Galliens** noch bey der Ankunft der Römer im Weinbaue unerfahren. Das Bier war noch das ordentliche Getränk zu **Paris** zur Zeit des **Julians**. Er spottet in einem griechischen Sinngedichte die Gallier aus, daß ihr **Bacchus** nicht nach **Nectar**, sondern wie ein **Bock** rieche, und nur ein Gott des Habers wäre. Dieser Landvoigt von **Gallien** mußte sich selbst bey dem Bierkrüge begnügen, und es war ein Glück für **Gallien**, daß es ihm übel schmeckte, weil dieses die Einführung der Reben im Lande beförderte.

Zu den Zeiten des **Probus**, welcher den Weinbau wieder erlaubte, der bisher nicht wenig eingeschränkt worden war, seitdem **Domitianus** denselben aus politischen Ursachen verboten, und seine Nachfolger dieses Gesetz fast 200 Jahr beybehalten hatten, findet man den wiederhergestellten und neu eingeführten Weinbau in **Gallien**, in **Spanien** und in **Ungarn**, ja selbst in der Gegend von **Tokaj**; und eben dieser **Probus** soll die Weinstöcke am **Rheine** und an der **Mosel** haben pflanzen lassen. Dieses sind die nordlichsten Gegenden von **Europa** für den Weinbau, und die folgenden tragen, leider! nur Heerlinge schlimmer Art. Wenn man die Weinländer durchreiset, so befindet man

die

die Weine von besserem Geschmacke, aber von weniger Geist und Stärke, je weiter man sich den kältesten Himmelsgegenden nähert. In den wärmsten hingegen hat der Wein keinen so guten Geschmack; aber mehr Geist. Dieser ist durch die Wärme gezwungen, und also roh, trübe, stark und zur Säure geneigt. Zener bekommt selten die hinlängliche und gehörige Reife. Man hat angemerkt, daß die allerbesten Weine unter dem 40sten und 50sten Grade der Breite befindlich sind.

Nachdem ich meinen Lesern die Geschichte der Weinrebe beschrieben habe, können sie von mir mit Rechte auch eine Nachricht von den Schicksalen des Weins selbst erwarten. Er fand von seinem ersten Ursprunge an seine Liebhaber und Verehrer, die sich allen Ausschweifungen mit Freuden ergaben, wozu er sie verleitete. Dieses Schicksal ist allen Mitteln der Ueppigkeit und der Wollüste eigen. Allein, der Wein hat etwas Besonderes. Kaum war er erfunden, so gab es Leute, die gewissermassen eine Profession daraus machten, ihn zu hassen. Diese Verfolgungen machen ihn merkwürdig, und seine Geschichte unterscheidend. Lasset uns sehen, aus welchen Quellen sie flossen?

Der Abt Plüche, der Herr de la Mare, ja sogar einige Kirchenväter glauben, daß der Weinstock schon vor der Sündfluth bekannt gewesen, daß aber Noah nach der Sündfluth Sorge getragen, dieses Gewächs von neuem zu pflanzen und den Saft der Trauben auszudrücken.

Nach der Wasserfluthen
Konnte nichts den Guten
Größern Trost verleihn.

Jablonsky ist der Meinung, daß die traurige Erinnerung an die Trunkenheit des Noah den Aegyptern einen Haß gegen den Wein gemacht habe, wovon man die deutlichsten Spuren findet. Allein, der Herr Professor Michaelis ist in der Entdeckung dieses uralten Hasses gegen den Wein viel glücklicher gewesen. Er findet ihn in der eigenen Armuth Aegyptens an Weinstöcken. Die Aegypter verwan-

delten diese Armuth ihres Landes in Weisheit, indem sie den Gebrauch desselben für gottlos hielten, und ihn dem Typhon widmeten. Jablonsky selbst hat bewiesen, daß der philosophische Haß gegen den Wein, in welchem einige Keger, die Gnostiker, Severianer, Encratiten, und andre, mit dem äussersten Oriente, den Bramanen, und mit der Religion des Muhammeds übereinstimmen, viele Jahrhunderte zuvor, ehe ihre Namen gehört worden sind, in Aegypten entstanden sey, und nach dem Zeugnisse des Diodorus Siculus lange vor dem Muhammed selbst in Arabien überhand genommen habe. Dieser Geschichtschreiber erzählt, daß die Nabathäer ein Gesez hätten, nach welchem sie weder Wein trinken, noch in Häusern wohnen dürften, welches mit dem, was Jeremias von den Keniten sagt, die aus Arabien herstammten, völlig übereinkommt. Die Weisheit, womit die Aegypter die Vortheile ihres Landes und Volks durch Weltweisheit und Religion befördert haben, bewog sie, wahrscheinlicher Weise, da sie bemerkten, daß ihr eigener Wein für das ganze Volk lange nicht hinlänglich war, daß sie lieber den Wein gänzlich entbehren, als von Auswärtigen kaufen wollten. Damit aber dieses strenge Gesez dem Volke billiger scheinen möchte, so gaben sie vor, daß der Wein dem Typho gewidmet, und so gar dessen Blut und Galle wäre; folglich von keinem Freunde der Tugend und Weisheit getrunken werden müßte. Dagegen ersanden sie wegen des erstaunlichen Ueberssusses von Gerste, welchen ihr Land hervorbrachte, ein Bier, oder, wie Herodotus sagt, einen Wein aus Gerste, den sie anstatt des natürlichen Weins gebrauchten. Wenn die Völker der nördlichen Länder, die keinen Weinbau haben, diese nützliche Politik beehielten, und sich bloß des Bieres bedienten, so würden sie nicht eine so unsägliche Menge Gold, Silber, u. d. g. für Wein an Ausländer schicken; folglich viel reicher seyn. Es ist unglaublich, wie viel Reichthum Britannien für Wein verliert, und was die Franzosen für Gewinnst, und die Engländer für Schaden gehabt haben, da sie noch, anstatt

der

der izzigen spanischen, vorzüglich französische Weine tranken. Durch Befehle und Strafen ist nichts auszurichten. Allein, unter dem Vorwande der Sittenlehre und einer strengen Weisheit erhielten die ägyptischen Befehlshaber alles, was sie wollten.

Der Weinhaß, der sich auf Politik, Betrug und Aberglauben gründete, ist schon in den Büchern Moses und selbst in der Geschichte des Patriarchen Josephs zu finden. Die den Wein verabscheueten, genossen dennoch die Trauben. Dieses führt Augustinus von den Manichäern als eine besondere Thorheit an. „Was kann verkehrter seyn, sagt er, als den Wein für die Galle des Fürsten der Finsterniß zu halten, und doch Weintrauben zu essen?“. Kommt dieses nicht mit dem überein, was wir vom Pharaon lesen, der nicht wahren natürlichen Wein trank, sondern in dessen Becher nur Trauben gedrückt wurden? Der oberste Schenke des Pharaon erinnerte sich im Traume an sein voriges Amt, und sagte: „Ich nahm die Beeren, und drückte sie in den Becher, und gab den Becher Pharaon in die Hand.“ Also wird der Wein bloß dem gereicht, der den eigentlich so genannten Wein verabscheuet, aber es doch für nichts Böses hält, Trauben, oder ihren Saft, zu genießen. Eben dieser Unterschied des Traubensaftes von dem gegohrnen Weine erklärt die Schwierigkeit, warum Mahomet den Wein verbieten, und doch den Weinstock für ein Geschenk Gottes halten konnte. Den Wein selbst hält er für eine Erfindung des Satans, welcher den Menschen zuerst Unterricht gegeben haben soll, wie sie aus unschuldigen frommen Trauben das *Φάρμακον ἀφροσύνης* zubereiten sollten, welchen Namen die mit dem ägyptischen Aberglauben selbst angestreckten Essener dem Weine gaben. Gleichwie nun aber den Aegyptern die Enthaltung des Weins öffentlich nützlich war, und die Gesetzgeber weislich thaten, daß sie dieselbe anrieten, da sie nicht befohlen werden konnte; so mußte Moses, welcher den Seinigen die Rückkehr nach Aegypten beschwerlich machen wollte, von allem das Gegentheil verordnen, welches er auch wirklich that.

that. Denn auch beim Gottesdienste, wo vor dem Pharaon kein Wein von den Aegyptern geopfert wurde, befahl er den Gebrauch des Weins, auch zum Zusatz bey Speis und Brandopfern, damit ihn niemand für unrein halten, oder unter dem Vorwande der Religion verabscheuen möchte; ja er redet auch von dem Weine, dem vor trefflichen Geschenke vom gelobten Lande, überall sehr theilhaft. Ob also gleich der Wein schon in den ersten Aetern seines Daseyns weise Widersacher fand, so fand er doch immer noch weisere Verehrer.

Niemals glühten
Rehabiten,
Edler Most, von dir.
Aber Weinerfinder,
Noah! deine Kinder
Sechten so wie wir.

Zu Roms Zeiten hatte der Wein gleiche Schicksale. Er war noch sehr rar unter Numa Pompilius, und Plinius bemerkt, daß die Alten nur dazu Reben pflanzten, damit sie sich des Weins in Krankheiten als eines stärkenden Trankes bedienen könnten. Im Jahre 634 unter dem Consulate des Lucius Opimius hatte man schon einen großen Ueberfluß an vortrefflichem Weine. Das Volk begieng dadurch Ausschweifungen, und die Trunkenheit machte es aufreißend. Nichts desto weniger blieb der Wein unverbotten bis ans Ende des ersten christlichen Jahrhunderts, da man ein reiches Weinjahr, und eine desto schlechtere Kornerndte hatte. Man stellte dem damaligen Regenten, Domitianus, vor, daß die allzu grosse Vermehrung der Weinberge die Anzahl der Kornfelder zu sehr verringerte, und er verbot deshalb durch ein Edict, neue Weinberge in Italien anzulegen; ja in den andern Provinzen wollte er gar die Weinstöcke ausreißen lassen. Es war wiederum dieselbe Politik, welche in Aegypten den Wein verhaßt gemacht hatte, die den Domitian zu einem Befehle bewog, welchen er selbst nachher milderte, wie uns Suetonius berichtet. Ich habe schon oben gesagt, daß Probus nach fast 200 Jahren dieses Verbot wieder völlig aufgehoben habe.

habe. Nichts destoweniger blieben die Menschen nicht stets im ruhigen Besitze dieses Getränks. Der französische König, Carl IX. ließ sich durch eben die Politik, als Domitianus, verleiten, im Jahre 1567 den Weinbau zum Besten des Landbauers einzuschränken; und selbst der itzige König von Frankreich hat, aus gleicher Absicht, noch strengere Gesetze gegeben.

Man sieht hieraus, daß der Weinhaß, welcher von je her einen Theil der Menschen besessen hat, nicht sowohl die öffentliche Gesundheit, oder die Sittlichkeit des Volks, sondern vielmehr eine gewisse ökonomische Klugheit zum Grunde gehabt habe, von der ich nicht auszumachen brauche, ob sie ein Werk der Weisheit, oder einer zu weit getriebenen Spitzfindigkeit gewesen sey. Vielleicht werden die Liebhaber des Weins unter meinen Lesern hieraus vortheilhaftere Folgerungen für sich herleiten, als ich ihnen zugestehen kann. Allein, ich muß sie bitten, sich nicht zu übereilen. Denn, wenn man selten den Weinhaß auf den Schaden, welchen er der Gesundheit gestiftet hat, gründete, so werde ich ihnen sagen, daß man daran übel gethan, und daß ihn die Aerzte aus diesem Grunde zu verdammen allerdings Ursache haben.

Die gütige Natur verbietet ihn den Thieren.

Der Mensch allein trinkt Wein, und wird dadurch ein Thier.

von Haller.

Das, wodurch der Wein überhaupt am meisten schadet, ist der Rausch, den er verursacht. Meine Leser werden mein 14tes Stück zu Rathe ziehen, wenn sie sich von dem Unglücke einen Begriff machen wollen, welches die Trunkenheit über ihren Häuptern versammelt. Ich will ich nichts mehr davon sagen, um mich nicht abzuschreiben. Aber ich will ihnen mit dem D. Armstrong doch zurufen: „Lernt Mäßigkeit, Freunde! und höret ohne Verachtung den Rath, Wasser zu trinken! So denket Hippocrates, und so denkt der Gelehrte aller Schulen. Wir verfluchen den Wein nicht. Wir tadeln nur die niederträchtige Ausschweifung.“

„schweifung, die fruchtbarer an Pein und Elend ist, als ein mit Speisen überladener Tisch. Denn der feine Trank schwellt das Blut gewisser und geschwinder, und durchläuft mit einem sehr wirksamen Gifte die weiten Irrgänge unsers Körpers. Ach! ein schlauer Betrüger, der, über und über gebrandmahlet, dennoch Glauben findet, und sich über den Schiffbruch der nüchternen Wünsche im Triumph freuet!“

Der Wein ist eine wahre und vortrefliche Arznei. Jede Arznei in unrechter Dose genommen, jede zur Unzeit genommene Arznei ist ein Gift, und keine Arznei kann eine beständige Speise, ein Trank für Gesunde seyn. In diesen Sätzen liegt die ganze Lebensordnung in Absicht auf den Genuß des Weins verborgen.

Der Wein ist Arznei. Paracelsus nannte ihn das Blut der Erde, und den Saft der vornehmsten unter den Pflanzen. Diesen Namen verdient er, weil er die Materie des thierischen Lebens, den Stoff der Gedanken, die Lebensgeister in sich enthält, wodurch er unsre Säfte erwärmt und begeistert, und unsre Kräfte bald auferweckt, bald verjünget. Er hat das Lob aller Zeiten, aller Aerzte. Paulus pries ihn dem Timotheus; aber weislich. Trink nicht zu viel Wasser, schrieb er, sondern brauch ein wenig Weins, (nicht Wein statt deines ordentlichen Getränks; nicht so viel, daß er dich berausche,) um deines Magens willen, und daß du oft krank bist: also zur Arznei, wie Plinius sagt, daß ihn die ersten Römer gebraucht haben. Die Aerzte giengen noch weiter, und die Weisen taumelten mit. Avicenna, Dioscorides, Seneca, auch noch Friedrich Hofmann und mehr Neuere, hielten es gar für gesund, mit diesem Getränke zuweilen eine kleine Ausschweifung zu machen, da sie dann, wenn sie nur nicht oft geschieht, nicht nur unschädlich, sondern zuweilen gar heilsam seyn könnte. Niemand aber billigt den beständigen und unmäßigen Genuß des Weins; und Krüger zieht diesen seltenen erlaubten Ausschweifungen doch immer den mäßigen Gebrauch desselben vor. Dieses ist eine Sprache, welche

Der Arzt III. Th. Berth. Augst.

D

welche

welche sich für kein natürliches und ordentliches Getränk schickt. Der Wein hat mit unsern Säften keine Aehnlichkeit, und schickt sich wenig für sie; denn er verursacht denen, die ihn zuerst trinken, merkliche Hitze, lebhaftere Vorstellungen, und unnatürliche Bewegungen. Die Aerzte preisen ihn den Greisen zur Stärkung an, weil er die Triebfedern der Kräfte stärker spannt; und den Betrübten, weil er vergnügt macht, wie das Opium, und alle rauschende Gifte. Der Dichter bedient sich seiner zu seinen poetischen Entzückungen, und Lagedorn rief, wie Horaz:

Aus jenen Bechern wählt, die euch die besten dünken!
Drey: oder neunmal müßt ihr trinken.
Der Dichter muß begeistert seyn!

Dieses thun die Gifte auch. Der Daphnebaum der Alten, welcher, aller Wahrscheinlichkeit nach, der heutige Lorbeer-Kirschenbaum (*Laureo Cerasus*) war, verursacht zuweilen den Tod, gemeinlich aber Verzückungen. Er war dem Apollo heilig, und Pythia mußte davon essen, ehe sie ihre Orakel aussprach. Die hierauf erfolgten Verzückungen überredeten die Zuschauer desto mehr von ihrer Begeisterung; und Pythia war hinlänglich von der Lebensgefahr und den heftigen Wirkungen des Giftes unterrichtet, weil sie es allemal ungern sah, wenn Neugierige sie um Rath fragten, und sich sogar versteckten, um es zu vermeiden. Hofmann nannte den Wein eine Universalärzney. Er pries ihn wider einen schwachen Magen, verhärtete und verstopfte Milz und Leber, wider Blähungen, Geschwulst, wider verstopfte Blutflüsse, beym Ansätze zum Nieren- und Blasensteine, bey Flüssen, schweren und müden Gliedern, scorbutischen Gichtschmerzen, bey schwachen Sinnen und Gedächtnisse, Trägheit und Unfruchtbarkeit, wider Schwäche und Verschleimung, und wider alle Gebrechen des Alters. Pringle schreibt es zum Theil dem Verbote des Weins zu, daß Pest, Blattern und hitzige Fieber jährlich so große Verwüstungen anrichten, und in Guienne will man bemerkt haben, daß nur in denen Jahren solche Krankheiten grafiren, wann der Wein nicht gut gerathen ist. Im

ökono-

ökonomischen Journale werden die Deutschen, wegen des Weilmangels, als schwermüthige Leute beschrieben, und der Verfasser sagt: Er habe in einer sehr kleinen Stadt auf zwanzig Personen gesehen, die sich binnen einem Jahre selbst umgebracht haben; und dieses leitet er bey den meisten von derjenigen Traurigkeit und Melancholey her, welche allen nordischen Völkern anzuhängen schiene. Also ist der Wein sogar gut für Pest, Blattern, Melancholey, Selbstmord und Deutsche! Von allen diesen Lobeserhebungen ist das meiste völlig gegründet: Der Wein ist eine wahre, sehr edle Arznei. Aber kein Mensch hat ihn richtiger gelobt, als Fernelius. „Der Wein, sagt er, ist bey dem menschlichen Körper eben das, was der Dünger bey den Bäumen ist. Er treibet die Früchte. Allein, er schadet den Bäumen.“ Ein kluger Gärtner düngt nicht immer, sondern nach Nothdurft. Seine Bäume sollen sich nicht bloß vom Dünger ernähren, sondern nur dann und wann stärken. Man soll sie nur düngen, wann sie es bedürfen, und sie müssen nicht mehr Dünger, als ihnen nur nothwendig, und keinen andern haben, als der ihrer besondern Natur am gemähesten ist. Dieses ist die ganze Diätetik vom Weine.

Es sind viele bey uns, die gar kein anderes Getränk trinken, als Wein. Dieses sind Leute, die beständig Arznei gebrauchen, und die sich mit Giften ernähren wollen; denn es ist allezeit eine Art der Vergiftung, von einer starken Arznei beständig zu leben. Der Wein entfernt sich, seiner Natur nach, viel zu weit von den ordentlichen Nahrungsmitteln der Thiere, als daß man ihn ohne Nachtheil an ihre Stelle setzen könnte. Je wirksamer eine Arznei ist, desto schädlicher wird sie einem gesunden, und am meisten, je stärkere Dosen er davon einnimmt. Darum sind die hitzigsten Weine die schädlichsten unter den guten, weil sie die wirksamsten sind. Wenn die bösen Weinkünstler die Weine verfälschen, so vermählen sie mit ihren natürlichen Arzneikräften noch andre, die ihnen nicht eigenthümlich sind, und dieses vermehrt ihre Gefahr ausnehmend.

Ich werde ein andermal von diesen schädlichen Künsten handeln. Allein, auch ein guter Wein ist nicht jedermann dienlich. Es hat einer natürliche Vorzüge vor dem andern, die sich nach dem Himmelsstriche, wo er wächst, nach der Cultur der Reben, und nach der Bereitung der Weine richten, und ein Mensch kann eine Leibesbeschaffenheit haben, welche ihm gewisse Sorten, auch der besten Weine, schädlich macht. Daher werde ich dereinst die Weine, welche in Europa wachsen, nach diesen verschiedenen Absichten insbesondere durchgehen. Ist bleibt mir nichts übrig, als meinen Lesern den allgemeinen Grundsatz nochmals einzuschärfen, daß aller Wein bloß als Arznei genossen werden müsse. Er muß für eines jeden Natur ausgesucht seyn. Er muß in seiner Art rein, edel und unverfälscht bleiben. Man muß sich kein Gesetz daraus machen, ihn täglich und als ein ordentliches Getränk wider den Durst zu trinken, und man muß sich seiner stets mäßig bedienen. Man traue den Dichtern nicht, die ihn unbedingt loben, und selten trinken. Wenn sie ihren Bacchus einen Gott der Freude, der Liebe, der Eintracht und einen Erhalter des Lebens nennen; so erinnere man sich nur dessen, was ein sehr vortrefflicher Dichter selbst treuherzig gestanden hat:

Die Bacchus edlen Saft verschwenden,
Bestraft er, durch die Sicht,
Mit lahmen Füßen, krummen Händen
Und kupfrigem Gesicht.
Wo Bauern und Bacchanten saufen,
Da ist der Gott der Freude nicht dabey.
Es herrscht in ihren wilden Haufen
Die Dummheit, und die Zänkerey.
O Bacchus! deine freyen Freuden
Kennt weiser Trinker Junst.
Die nehmen dein Geschenk bescheiden,
Und rasen mit Vernunft.
Die singen, in vergnügten Chören,
Den Lobgesang der Weisheit und der Ruh;
Und wenn sie volle Gläser leeren,
So sehn die keuschen Musen zu.

Gleim.

Mein

Mein Herr,

Der Herr Salomon Schmecker, und der Herr Baron von Nimmernüchtern, welche in ihrem 43ten Stücke das unmäßige Leben im Essen und Trinken so ritterlich vertheidigen, und die Geschichte selbst aufgebieten haben, um ihren Unsinn zu beschönigen, hätten billig eine ausführlichere Widerlegung von Ihnen verdient. Denn es ist unglaublich, wie leicht man sich den Bollstößen ergiebt, wenn sie nicht stets mit der größten Strenge verfolgt werden. Ich bin, in Absicht der Säufer, mit Ihnen zufrieden, weil Sie in dem Beyspiele Alexanders des Großen gezeigt haben, wie auf diese Ausschweifung der Tod selbst unmittelbar erfolgen könne. Allein, die Freßer hätten auch ihren Theil haben sollen. Damit ihnen keine Entschuldigung übrig bleibe, so will ich Ihnen jetzt eine Anekdote von den Schmäusen der malabarischen Fürsten, aus der neuen ostindischen Reisebeschreibung des Engländers Grose mittheilen, welche für die Freßer eben so fürchterlich ist, als der Tod Alexanders für die Säufer. „An den Festtagen, sagt dieser Reisebeschreiber, halten die malabarischen Fürsten, und besonders der Samorin von Calicut, große Schmäuse, wozu das ganze Land eingeladen wird. Diese Schmäuse sind nicht sowohl wegen der Vortreflichkeit, als vielmehr wegen der Menge der Gerichte ungemein kostbar. Es ist nichts seltenes, bey diesen Festen Gäste zu sehn, welche sich den Magen dergestalt überladen, daß sie davon todt bleiben. Eine solche Begebenheit wird bloß als ein Scherz angesehen; und wenn man die Pracht eines Fests recht rühmen will, so zählt man gemeinlich die Menge der Personen, welche dabey zerplatzt sind.“

Wenn dieses gesunden Leuten mitten in ihrer Freude widerfahren kann, so läßt sich leicht erachten, wie gefährlich die Unmäßigkeit im Essen denen seyn müsse, die eine schwache und zärtliche Leibesbeschaffenheit haben. Johann Argyropylus, ein Gelehrter aus Constantinopel, der aber in Italien lehrte, hatte einen sehr großen Bauch, und aß und trank ungemein stark. Als er 70 Jahr alt war, aß er ein einzigesmal zu viel Melonen, wovon er ein Herbstfieber bekam, und starb. Wie viel tausend solche Beyspiele würden nicht aufgestellt werden können, wenn man allezeit die wahre Ursache des Todes der Menschen erfahren könnte! Nichts desto weniger giebt es auch Beyspiele von einzelnen Personen, die ganz un menschlich gefressen haben, ohne daß es ihnen geschadet hätte: allein man muß wissen, daß dieses nur in einem widernatürlichen Zustande möglich sey, und also kein Beyspiel zur Nachahmung abgeben könne. Ich will doch um der Besonderheit willen die Freßsucht des wittenbergischen

sehen Einwohners Jacob Kahle beschreiben, weil sie eben so zuverlässig, als unerhört ist. Er war im Stande 480 Stück Pflaumen und vier Meßen Kirscheln, beyde samt den Kernen, auf einmahl aufzufressen, und er fraß überdem auch irdene Krüge, Zeller, Schüsselfeln, Gläser und Kieselsteine, die er auch gut zerbeißen konnte: ja er hat einmahl einem armen Lehermanne seinen Dufelsack mit dem größten Appetite aufgefressen. Ganze Vögel und Mäuse, eine Menge Raupen, blecherne Dintensässer mit Dinte, Feder und Federmesser, aß er ohne Schwierigkeit, und befand sich bey dem allen überaus wohl. Er war so stark von Körper, daß er den stärksten Ambos wegschleppen, und viere der stärksten Männer aus einem benachbarten Dorfe in die Stadt tragen konnte, wovon er einen auf dem Rücken, einen auf jedem Arme und den vierten zwischen den Zähnen hatte. Diese Thaten konnte er bis gegen sein sechzigstes Jahr verrichten, worauf er an Kräften allmählig abnahm, und im 80sten Jahre starb. Sein Magen war unnatürlich gestaltet, durchaus gleich weit, jedoch nur von natürlicher Weite, und gleich dick, inwendig voller sehr grossen Runzeln. In der Jugend muß sein Magen notwendig viel größer gewesen seyn, und hat sich vermuthlich erst im Alter wieder zusammengezogen. Der Herr Prof. Böhmer in Wittenberg ist der Gewährsmann dieser Geschichte.

Acht und sechzigstes Stück.

von Hagedorn.

Hausmannskost und was sein Kohlfeld zeuget.

Die besten Theile der thierischen Körper würden in einen Kalkstaub zusammen fallen, und nichts von der starken Festigkeit behalten, welche sie vermögend macht, den größten Lasten das Gleichgewicht zu halten, wenn sie nicht durch einen zähen Leim mit einander vereinigt würden, welcher sich ihnen so fest einverleibt, daß ihn die Knochen zweytausendjähriger und noch älterer Mirkien noch besitzen, weil sie

sie durch den Ueberguß vor dem Zugange der Luft bewahrt geblieben sind. Denn, wenn sie lange Zeit an der Luft liegen, so löset sich dieser natürliche Leim nach und nach auf, und die Knochen zerfallen in eine mürbe Erde. Zu einem solchen feinen Staube war Alexander der Große geworden, als ihn Augustus zu Alexandrien in Augenschein nahm. Er schien zusammen zu hängen, und die Figur vom Helden zu bilden. Allein, weil der bindende Leim davon gedunstet war, so zerfiel die Gestalt unter den Fingern in Staub. Im natürlichen Zustande ist dieser Leim allezeit das Verbindungsmittel des trocknen Kalkstaubs, woraus alle Maschinen des menschlichen Körpers zusammen gesetzt sind. Man sieht dieses nicht allein daraus, weil alle Fäserchen sich auflösen und aus einander fallen, so bald die Fäulniß, oder das Feuer dieses zähe Flüssige vernichtet, sondern auch, weil sie ihre vorige Festigkeit wieder erhalten, wenn man diese ausgetrockneten Fasern in Del oder Wasser legt, welches sie begierig in sich saugen. Dieser Leim beträgt einen ansehnlichen Theil von den Knochen, und Papin, welcher die Knochen in einem fest verschlossenen Gefäße stark kochte, konnte durch dieses Mittel einen großen Theil derselben in eine Gallert verwandeln. Die sehr elastischen Dünste, welche sich beim Kochen in den fest verschlossenen Maschinen erzeugten, drungen in die Zwischenräume der Knochen hinein, löseten den Leim auf, und benahmen der Erde die Kräfte, die ihre Theile in Verbindung erhielt. Solchergestalt wurden bennähe die ganzen Knorpel zu einer Gallert, und vom Knochen selbst ließ sich eine Gallert absondern, die so zähe war, daß sie wohl 15 bis 16mal so viel Wasser verdicken konnte. In der menschlichen Frucht beträgt der Leim zwey Drittheil vom Knochen, an Erwachsenen die Hälfte, und an Bejahrten noch weniger. Ueberhaupt sind die Knochen zarter Früchte ein bloßer Leim, welcher anfangs flüssiger ist, nach und nach aber sich mehr verdickt; wie solches der vortrefliche Herr von Zaller, dessen Vortrags ich mich hier bediene, an bebrüteten Hühnchen mehrmalen wahrgenommen hat. Man hat ein zartes

Lämmchen bey gelinder Wärme ganz und gar mit Knochen und allem zu lauter Schleime aufgelöset. Wenn dieser Leim erst herausgezogen ist, so wird alsdann der Knochen, oder das Hirschhorn, oder das Elfenbein an der Luft zerreibbar, und giebt dem Drucke des Fingers nach, obgleich die Knochenfäserchen ihre alte Lage gegen einander behalten. Wenn man die Knochen schabet oder raspelt, und mit Wasser kocht; so verwandelt sich das daraus gezogene Wasser in eine gummiichte, zitternde und dem Eischerleime ähnliche Gallert, welche auch aus klein geschnittenem Leder, aus den Sehnen und aus den Knorpeln der Thiere durchs Kochen herausgebracht werden kann. Eben diese Theile der Thiere sind unter allen die zähesten und leimreichsten, und man kann auf solche Art nach und nach allen Leim herausziehen, so daß endlich nichts mehr, als eine bloße Kreidenerde, übrig bleibt. Wenn man, wie Shaw, denen durch die papinianische Maschine ihres Leims völlig beraubten mürben Knochen denselben wieder mittheilt, so bekommen sie ihre vorige Härte und völlige Aehnlichkeit wieder, und man kann die bindende Kraft dieser zähen Materie auch aus dem Leime schließen, welchen man aus Thierhäuten verfertigt, und welcher, wenn er heiß aufgestrichen wird, trockne Bretter oder Papier aufs stärkste mit einander verbindet.

Da nun solchergestalt die Gallert einer von den wesentlichen Bestandtheilen thierischer Körper ist, so bin ich schuldig, meinen Lesern von den Eigenschaften und Wirkungen derselben, in so fern wir sie in den thierischen Speisen genießen, einen Begriff zu machen, nachdem ich sie im 54ten Blatte schon einen andern dieser Bestandtheile der thierischen Speisen, nämlich die Brühe, kennen gelehrt habe.

Es giebt einige Thiere, welche mit diesen zähen Säften vor andern überhäuft sind, gleichwie auch bey allen die Sehnen, Knochen, Knorpel und Häute mehr, als das eigentliche Fleisch, davon in sich enthalten. Das Schwein hat einen großen Ueberfluß dieses Leims, und alle junge Thiere haben dessen nach Proportion mehr, als die ältern. Man kocht aus fast allen Theilen des Schweins, aus den
Kälber-

Kälberfüßen und Lämmern, und jungen Hühnern, mit leichter Mühe, eine solche Sülze heraus, welche, nachdem sie erkaltet ist, steht und zittert. Viele Leute glauben, daß dieses die rechte Kraft und das eigentliche Nährhafte des Fleisches sey, und sie bemühen sich, es daraus zu erhalten. Wenn man das wenige Flüssige, was in der bebenden Gallert noch übrig ist, davon jaget; so kann man trockne Täfelchen daraus verfertigen, welche die Franzosen Tablettes de Jus de Viande nennen, und die nur in heißem Wasser aufgelöset werden dürfen, wenn man ohne Fleisch und ohne viel Umstände in der Geschwindigkeit Fleischsuppen haben will. Es ist aber weit gefehlt, daß dergleichen Suppen die Kraft und Nährhaftigkeit der wahren Fleischbrühen besitzen sollten. Eine kleine Ueberlegung wird uns hiervon überzeugen.

Die Gallert ist einer der allerzähesten thierischen Säfte, und ist solchen Thieren eigen, die überhaupt dicke Säfte und wenig Bewegung haben. Das Fleisch solcher Thiere selbst ist zäh und klebrig, und ihre Gallert enthält viel irdische Theilchen. Sie nimmt ihrer Natur nach von selbst die Fäulniß an, und wird von flüchtiger Art. Ihre Bestandtheile sind Erde, Wasser, etwas Salz, und ein wenig Del.

Wenn ein solches zähes Wesen dem menschlichen Körper zu einer guten Nahrung dienen soll, so muß es schnell verdauet werden, weil es zur Fäulniß geneigt ist. Soll es aber schnell verdauet werden, so muß eine starke Verdauungskraft in dasselbe wirken, weil sich die Speisen desto schwerer auflösen, und von den Verdauungssäften in einen guten Nahrungsast verwandeln lassen, je zäher sie sind. Wenn diese zähen Materien nicht auf das nachdrücklichste und geschwindeste verdauet werden, so erzeugen sie natürlicher Weise im Magen einen zähen Schleim, welcher alle übrige gute Speisefäfte mit in sich verwickelt und verdirbt. Sobald aber die Gedärme mit einem solchen Schleime überzogen sind, so wird nicht allein kein guter Milchast mehr aus den Speisen zubereitet, sondern es erzeugen sich auch
D 5
viele

viele Blähungen in den Gedärmen, welche zu verdriesslichen Krankheiten Anlaß geben. Von diesem Schleime werden auch selbst die Drüsen der Gedärme schlaff gemacht, und alsdann ergießen sie statt ihrer gewöhnlichen dünnen Flüssigkeit ebenfalls zähere klebrichte Säfte in die Gedärme, welche sich mit den guten Speisefäften vermischen, und sie verderben. Wenn der Schleim lange in den Gedärmen verweilet, so wird er endlich entweder schon faulend, oder noch unschuldig, mit in das Geblüt übergeführt. Dieses geschieht nicht schnell und merklich, sondern nur nach und nach; und daher kann die dadurch verursachte Verschleimung der Säfte lange verborgen bleiben, welches zulezt ihre Cur desto schwerer macht. Es ist aber nicht das Blut allein, das durch diese Verschleimung zähe gemacht wird, sondern es nehmen auch die feinem Säfte in den zarteren Gefäßen hieran ihren Antheil. In diesen Gefäßen fließen die zähern Säfte langsamer, und diese Hemmung ihrer Bewegung verursacht ein Aufschwellen derselben. Auf diese Weise entstehen Geschwulsten von der Erschlaffung der festen Theile, welche verdorbene Säfte zum Grunde haben. Will man sie curiren, so muß man stärkende Arzneymittel dazu gebrauchen.

Man sieht aus dieser leichten und natürlichen Herleitung, daß die thierischen Speisen, welche viel Leim in sich enthalten, oder sehr gallerhaftig sind, an sich keine gute Nahrungssäfte erzeugen, und daher habe ich im 54sten Stücke schwächlichen und kränklichen Leuten gerathen, ihre Fleischsuppen nicht zu stark zu kochen; denn sie können aus meinem 35sten Stücke wissen, daß durch das starke Kochen und Dämpfen des Fleisches ein grosser Theil seiner Gallert mit der Fleischbrühe vermischet wird. Da aber doch dergleichen Gallert jederzeit mit Brühe und Fleischfasern vermischet ist, so können starke Magen noch wohl Nahrung heraus arbeiten, und ihnen halten solche zähe Speisen auch besser vor, als die dünnen Suppen. Allein, da sie starke Verdauungskräfte erfordern, so ist es allezeit, und besonders schwächlichen Personen, zu rathen, beim Genusse

der

derselben alles zu Hülfe zu nehmen, was ihre Verdauung erleichtern kann. Man muß solche Speisen mit andern aus dem Gewächsreiche zugleich genießen, um ihrer Neigung zur Fäulniß Einhalt zu thun, und muß viel Brodt dazu essen, das wohl ausgebacken und gut gegangen ist. Ausserdem aber muß man auch Salz und starke Gewürze zu Hülfe nehmen; denn keine Speisen leiden mehr Salz, als diese, und die starken Gewürze stärken, vermöge ihres flüchtigen ölichten Salzes, nicht allein den Magen und die Gedärme zu desto besserer Verdauung, sondern sie hindern auch, daß sich der Schleim nicht zu schnell erzeuge. Daher ist es eine gute Gewohnheit, das schleimvolle Schweinefleisch mit saurem oder andern Kohle, stark gesalzen, und wohl gewürzt, geräuchert oder gepökelt, oder in Form einer kalten gewürzten Sülze mit Esig und Peterzilge, oder sonst zu genießen. Durch diese Zusätze werden die zähen Speisen besser aufgelöset und durchdrungen, daß sie der Gewalt des gestärkten Magens leichter nachgeben, ihre gute Säfte gehen lassen, und dadurch dem Menschen zur Nahrung dienen, wogegen der zäheste Schleim mit den übrigen groben Theilen der Speisen in den Gedärmen zurück bleibt, und seinen Ausgang anderwärts findet.

Aller dieser guten Hülfsmittel ungeachtet ist es doch schwachen Personen, besonders Frauenzimmern, Gelehrten und solchen, die eine sitzende Lebensart führen, nicht zu rathen, daß sie sich solcher zäher Speisen öfters bedienen. Man kann ihnen zur Noth im Winter, wo ihre Verdauungskräfte am stärksten sind, dergleichen gestatten. Am meisten aber sollten sie von Leuten vermieden werden, die ohnedem zähe Säfte haben, oder die Präservationscuren, Brunnen- oder Molkencuren gebrauchen, und es versteht sich von selbst, daß Kindern eine solche Nahrung schlechterdings unzutraglich seyn müsse.

Meine Leser werden aus diesen Betrachtungen einige nützliche Folgerungen für ihre Lebensordnung herleiten können. Man hat gemeinlich ein zu gutes Vorurtheil für die Kraftsuppen, welche so stark sind, daß sie gerinnen, so

bald

Bald sie erkalten. Man glaubt einem Kranken nichts Bessers darreichen zu können, um ihn nach überstandener Krankheit zu stärken und zu nähren. Ein guter alter Wein wird ihnen aber zur Stärkung und eine dünne Kraftsuppe zur Ernährung weit dienlicher seyn. Man hat Ursache, die Verdauungskräfte zu schonen, die bey Genesenden insgemein schwach sind. Ihnen dienen weder die schleimichten zähen Brühen, noch die Gewürze und Salze, welche sie häufig erfordern, wenn sie ihnen nützlich seyn sollen.

Auch der häufige Gebrauch der Gelecken muß bey Gesunden und Kranken eingeschränkt werden. Sie nähren weit weniger, als man glaubt, und sie würden gewiß Magen, Gedärme und alle Säfte verschleimen, wenn man sie ohne Gewürze häufig genießen wolte. Es ist nützlich, sie mit Zucker und Citronensaft zu speisen, oder sie in dünnen Suppen zergehen zu lassen, und sich eines guten alten und stärkenden Weins dabey zu bedienen.

Von den Getränken aus Hirschhorn oder Eyerdottern, welche man den Kranken oft zu reichen pflegt, findet ein gelinderes Urtheil statt. Sie theilen dem Wasser einige Nahrhaftigkeit mit; und weil sie ihm nicht so viel Gallert einverleiben, daß es davon dick werden und gerinnen sollte, so können sie den Verdauungskräften auch nicht sonderlich zur Last fallen. Doch ist es allezeit nützlich, sie ein wenig säuerlich zu machen. Man kann hierüber mein I I tes Blatt nachlesen.

Die Eyer sind nichts anders, als eine Thiergallert, und jedermann weiß, wie leicht man sich damit den Magen verderben kann. Sie sind eine schwer zu verdauende Speise, und erfordern allezeit viel Salz und gute Magen. Selbst die weichen Eyer sind hiervon nicht ausgenommen, und das Eydorfer hat Eigenschaften der Seife; das ist, er ist den Verdauungssäften selbst ähnlich.

Bey dieser Gelegenheit erinnere ich mich ein Paar kleiner ökonomischer Maximen, welche sich zu meiner heurigen Absicht schicken, und womit ich diese Materie beschließen

sen will. Erstlich, daß man in dem Falle, wenn man Eyer eine lange Zeit aufzubewahren hat, um zu verhüten, daß sie sich nicht anlegen und verderben, sie in durchlöchernten Brettern auf die Spitze stellen, wo sie sich viele Monate halten, und daß man sie vor dem Bengeschmacke, den sie leicht von allem, worauf sie liegen, annehmen, verwahren könne, wenn man sie mit Wachs oder Oel überzieht, welcher Vortheil sich auch, wie Herr Zuber versichert, bey Obst und Trauben anbringen läßt. Zweitens aber: Daß man den Hühnern, wenn sie Windeyer legen, die keine harte Schaale haben, viele Eyerschaalen, oder auch Kalk, wornach sie zu der Zeit ohnedem begierig sind, zu fressen gebe, damit sie von dergleichen Materie, die ihnen dann mangelt, Vorrath sammeln mögen. Es giebt Fälle, wo es auch bey andern Thieren und Menschen Grund haben kann, ihnen einen Vorrath von Knochenmaterie oder von Thiergallert bezubringen, und in dergleichen Umständen könnten die stärksten Gelecken eine Cur seyn. Thiere und Menschen haben zuweilen das Unglück, daß ihnen die Knochen mürbe und weich werden, so daß sie sich wie Wachs biegen lassen, oder wie Glas brechen. Man hat viel Beispiele von Leuten, denen einen Arm zerbrochen ist, wenn sie nur die geringste Kleinigkeit, z. E. eine Tabakspfeife und dergleichen haben aufheben wollen. Hingegen hat man auch erst vor wenig Jahren in Frankreich die bekannte Frau Supiot gesehen, welcher alle Knochen nach und nach weich geworden, da sie dann von ihren eigenen Muskeln dergestalt verbogen und zerzerret worden sind, daß ihre Gestalt einem Scheerbeutel geglichen, indem sich ihre Schenkel und Hüfte gänzlich unter den Rücken zurückgebogen hatten. Der erste Zufall, nämlich die große Zerbrechlichkeit und Mürbigkeit der Knochen, scheint ohne Zweifel von einem Mangel des thierischen Leims in den Gebeinen herzuführen, und für solche Personen könnten vielleicht dicke Gallerten aus Rinderknochen sehr gut seyn. Im letzten Falle hingegen, wenn die Knochen weich werden, kann es an der irdischen Substanz derselben fehlen, sie mag nur durch

durch eine besondere Auflösung oder auf eine andre Weise vernichtet worden seyn. Vielleicht würden bey solchen Leuten geraspelte Knochen die Cur bewerkstelligen; denn wir sehen, daß es bey Thieren wirklich geschieht. Pontoppidan erzählt von den norwegischen Kühen, daß ihnen von dem Genuße eines gewissen Krautes (graminis Norvagici ossifragi) die Knochen weich werden, und daß man ihnen alsdann dürre Knochen anderer Kühe einlege, die sie begierig fressen, und wovon sie genesen. Da diese Krankheiten schwer zu heilen sind, so können dergleichen Anmerkungen vielleicht nützlich seyn.

Mein liebwerthester Herr College,

Ich bin ein Feind von allem Geschwätze, und habe das Gottlob! noch nicht nöthig, daß ich mich anpreisen müßte, sondern verstehe meine edle Kunst redlich, und ziehe nicht mehr auf die Jahrmarkte. Weil es aber nicht gebricht an viel andre Doktors, die sich auch damit abgeben, Würme abzutreiben, wovon ich ohne Mühen zu melden, viele Milliontaufend, fast dem halben menschlichen Geschlechte abgetrieben, von die Kinder, Hunde, Katzen, und andere Menschen, nur durch den alleinigen Gebrauch dieser hochbelobten Wurmfuchen, wovon ich Ihnen ein halbes Tuzt zum Versuch schicke, welches Ihnen gewiß an ihrem Leib Heil und Ruh thun soll, massen sie keinen ungeholfsen lassen, er sey weß Alters, Standes oder Profession er wolle; und da doch jeder Mensch den Seinigen hat, welcher bey manchen viel Ellen lang ist, als ein Spulwurm, bey andern kurz und breit, wie ein Melonenkern, noch auch bey andern als lebendige Käsemaden, nicht zu gedenken der ganz ungeheuren monströsen Pestien, die gar kein Menschengestalt haben, welche ich alle zu Milliontaufenden abgetrieben habe: denn diese Wurmfuchen sind eine wahrhaftige Universalmedicin wider das Würmgeschmeiß, und daß der Mensch so viel Würmer bey sich führet, solches ist offenbar, weil sie abgehen zu Milliontaufend, wovon ich eine Menge bey mir trage, so ich selbst abgetrieben. Allein, daß die verständigen gelehrten Wurmdoktors so rar sind, daher kommts, daß ihrer viele sie nicht los werden. Das Päcklein kostet vier Reichsthaler, und ist ein Packadell für Leute, so Geld und Würmer haben, welches billig stets beyssammen seyn muß: Denn denen ich sie bloß gratis pro Deo abtreibe, gehen lange so viel nicht ab, sind auch nicht so rund und fett, und so pestialisch groß, als die Geld haben und

und gut bezahlen. Will also gebeten haben, daß sie die Nothleidenden nur in meine Behausung senden, wo ihnen dann bestomehr abgehen sollen, je besser sie zahlen. Des Herrn Collegen

wohlgefinnter Freund,
D. Lumbricus.

Mein Herr,

Ihr 64stes Stück scheint mir eine wahre Ausnahme von Ihren Blättern zu seyn. Eine Comödie in einer medicinischen Schrift? Wie konnte Ihnen dieses einfallen? Was wollten Sie damit sagen? Wollen Sie den armen alten Luf lächerlich machen? und ist das recht von einem Arzte, einen Patienten auszuspotten? Nechenschaft! Nechenschaft! Herr Arzt, vertheidigen Sie Ihren guten Charakter. Ich bin

Stupidus Mils.

Antwort.

Wider alle mein Vermuthen habe ich wirklich einige Leser, welche dieser Erläuterung bedürfen. Es ist wunderbar, daß solche Personen lesen. Da sie es aber doch thun, so muß ich nur den Schmerz verbeißen, und mich selbst ihnen erläutern.

Mein 64stes Stück stellet einen eigennütigen Arzt, und einen thörichten, leichtgläubigen und einbildrischen alten Mann vor. Wenn ein Paar solche Leute über einander kommen, so wetteifern zween Thoren, um sich völlig die Köpfe zu verrücken. Die dumme List des Steckrübe, womit er den einfältigen Luf zu den lächerlichsten Dingen bewegen kann; die blöde Zuversicht dieses Mannes auf seinen Betrüger; die stete Furcht und Besorgniß, krank zu werden und zu sterben, die sich auf nichts, als lächerliche und eigennütige Warnungen und Drohungen des Arztes gründen, und alle die läppischen Dinge, wohinein ein sonst guter Mann verfallen kann, wenn er zu sorgfältig auf seine Gesundheit lauret, sind Stoff genug zur rechtmäßigsten Satyre, und das Unglück, was unser Capitain Luf von diesem Betrüger hat, ist gar nicht so groß, daß man nicht noch darüber scherzen könnte. Es kann aber ernsthafter werden, und darum verdient eine so schädliche Albernheit den allerempfindlichsten Tadel. Damit man den Zweck meines 64sten Stückes desto besser begreife, so will ich, denen es nöthig thut, eine Stelle aus Krügers Lebensordnung hier anführen, welche ihnen alles ins Licht setzen wird.

„Dieses einzige, sagt er, muß ich noch erinnern, daß man durch eine allzu große Sorgfältigkeit, eine Krankheit zu verhüten,“
„die-

„dieselbe nicht vergrößere, oder sie sich zuziehe, da man sie sonst nicht bekommen haben würde. Wer weiß nicht, was die Einbildung vermag, und wie schädlich die Furcht der Gesundheit sey. Eine übertriebene Tugend wird zum Laster, und die Pflicht, für seine Gesundheit zu sorgen, kann ebenfalls durch eine allzu genaue Beobachtung übertreten werden. Wer also den Krankheiten vorbauen will, der muß solches mit einer gewissen Gelassenheit des Gemüths thun, ohne welche seine Sorgfalt mehr Schaden anrichten, als Nutzen stiften würde. Er muß bedenken, daß er es mit einem Feinde zu thun hat, dessen Herzhaftigkeit wächst, wenn er die Feinige vermindert, und dem die Furcht die Ueberwindung erleichtern hilft. Wer dieses nicht kann, der thut besser, daß er sich um die Arzneygelahrtheit gar nicht bekümmert. Denn viele würden nicht krank geworden seyn, wenn sie nicht die Krankheiten kennen gelernt hätten, um nicht krank zu werden; und viele würden nicht gestorben seyn, wenn sie sich nicht den Tod durch die Mittel zugezogen hätten, deren sie sich bedient, denselben abzuwenden.“

Sehen Sie, Herr *Stupidus*, dieses ist ernsthaft von der Sache gesprochen. Um aber auch ernsthaft von Ihnen zu sprechen, so müssen Sie ein purer Vinsler seyn, wenn Sie den Scherz über solche Thorheiten für unerlaubt halten, wofern Sie nicht etwa der *Capitain Luf* selbst sind.

Mein Herr,

Zuweilen ist einem daran gelegen, in der Geschwindigkeit ein starkes wohlriechendes Wasser zu haben, wie z. E. das Lavendulwasser, oder das ungarische ist. Ich will Ihnen hiermit beschreiben, wie diese Wasser ohne Umstände und wohlfeil gemacht werden können. Sie können damit einen ledigen Raum am Ende ihrer Wohnungen ausfüllen.

Lavendulspiritus.

Man nimmt 2 Loth Lavendulöl, ein Loth Rosmarinöl, und einen Tropfen Zimmetöl, vermischt es mit vier Rößeln Lebenswasser, (Aquavit) so ist's geschehen.

Ungarisches Wasser.

Man nimmt 3 Loth Rosmarinöl, einen Tropfen Zimmetöl, ein halbes Loth Lavendulöl, und vermischt es mit 5 Rößeln guten Weingeist, so ist's geschehen.

Neun

Neun und sechzigstes Stück.

von Haller.

Es findet nicht der Eindruck der Begriffe
Im allzu leichten Sinn genug Gehalt und Tiefe,
Daß, sicher vor der Zeit,
Sich die lebhafteste Spur, so oft man wünscht, verneut.

Wenn es einen Menschen geben sollte, der nur die fünf Sinne allein besäße, und welchem die übrigen Kräfte der Seele mangelten; so würden alle seine Vorstellungen den Blitzen ähnlich seyn, die in eben dem Augenblicke, da sie entstehen, wieder verschwinden. Denn, da uns die Sinne nur lauter gegenwärtige Dinge vorstellen, alles Gegenwärtige aber in einem beständigen Flusse ist, und nicht fortdauert; so würden alle Vorstellungen eines solchen Menschen gleich bey ihrem Entstehen wieder verschwinden, und wir würden nicht vermögend seyn, unsere Gedanken mit einander zusammen zu hängen. Hierzu verhilft uns die Einbildungskraft, welches diejenige Kraft der Seele ist, vermöge welcher wir die ehemaligen Vorstellungen wieder erneuern, und das, was wir einstmals empfunden haben, ob es gleich abwesend ist, wieder gedenken können. Sie ist die Nachahmerin der Sinne, und durch ihre Kraft können wir mit dem Dichter sagen:

Das, was wir empfinden,
Verewiget sich.

So bald wir eine ehemals gehabte Vorstellung zum Theil wieder bey uns erneuern, so bringt die Einbildungskraft diese ganze ehemalige Vorstellung wieder hervor, und wir empfinden sie gleichsam von neuem, aber umschattet. Denn, die gegenwärtigen Dinge wirken, weil sie uns näher sind,
Der Arzt III. Th. Berth. Ausg. P als

als die abwesenden, mit grösserer Lebhaftigkeit in unser Gemüth, und durch eben diesen höhern Grad der Lebhaftigkeit unterscheiden sich unsre Empfindungen von den Einbildungen eben derselben Dinge. Eine Musik, die wir wirklich hören, eine Person, die wir mit Augen sehen, macht einen weit lebhaftern Eindruck in unser Gemüth, als die blosser Erinnerung von beyden. Nichts destoweniger aber können zuweilen die Einbildungen, wenn sich unsre Einbildungskraft erhöht, und zugleich der Glanz der Empfindungen verdunkelt, einen so starken Grad der Lebhaftigkeit erhalten, daß sie den Empfindungen gleichen, und in solchem Falle gerathen die Menschen in einen Zustand der Narrheit, welcher eine sehr gemeine Krankheit ist, und worinn sie glauben, daß alle die Dinge wirklich gegenwärtig sind, die ihnen ihre erhöhte und aufgebrachte Einbildungskraft vorstellt. Man kann dieses an betrunkenen und verrückten Leuten wahrnehmen. Plater erzählt von einem Betrunknen, daß er des Abends in eine Strasse gekommen, welche vom Mondenschein erleuchtet gewesen. Die Aehnlichkeit dieses Anblicks mit einem fließenden Wasser brachte diesen Menschen die Chimäre in den Kopf, daß er an einem Flusse stünde, weshalb er seine Kleider auszog, und durch den Mondenschein schwimmen wollte. Die Verrückten sehen und hören oft Dinge, die nirgends vorhanden sind, und bleiben so lebhaft von ihrer Meynung überzeugt, daß man alle Stärke der Beredsamkeit vergeblich anwenden würde, um sie eines bessern zu belehren. Diese allzu große Lebhaftigkeit der Einbildungskraft stiftet so manches Elend unter den Menschen, daß ich nicht umhin kann, meinen Lesern ein Blatt von dieser Materie zu geben, ob sie gleich nicht eigentlich in das Fach der Arzneykunst, sondern vielmehr zur Seelenlehre zu gehören scheint.

Es ist ausgemacht, daß alle unsre Vorstellungen von gewissen Bewegungen im Körper begleitet werden, welche desto heftiger sind, je lebhafter sich die Gegenstände in unserm Gemüthe abschildein. Man wird dieses in meinem 18ten Blatte ausführlicher erörtert finden. Ich habe

habe auch im 60sten Blatte gezeigt, daß dieses von den Empfindungen besonders gelte, indem jede Empfindung der Seele von einer Bewegung im Körper begleitet wird, die ihrer Lebhaftigkeit proportional ist. Die Einbildungen sind nichts anders, als ein Echo der Empfindungen. Wie ist es also wohl anders möglich, als daß auch mit jeder Einbildung gewisse Bewegungen im Körper verbunden seyn müssen, welche nicht allein ihrer Lebhaftigkeit gemäß, sondern auch ihrer Beschaffenheit nach von eben der Art sind, als die Bewegungen waren, welche sich ehemals mit den Empfindungen gesellten, deren Copien die Einbildungen sind. Die Erfahrung bestätigt dieses Gesetz des Einflusses der Einbildungskraft in unsern Körper in allen Fällen. Der Anblick einer Speise, welche man ehemals wieder hinweggebrochen hat, verursacht einen Ekel und ein Erbrechen, ob man sie gleich nicht genießet. Das Gesicht eines Menschen, der einem andern ähnlich sieht, welchen man hasset oder liebet, erregt eben die Wallungen des Zorns oder der Freude, als ob man ihn wirklich sähe. Da nun die Einbildungen oft einen Grad der Lebhaftigkeit erhalten, der den Empfindungen gleicht, ihr Einfluß aber ihrer Lebhaftigkeit proportional ist; so folgt natürlich, daß öfters die Einbildungen ihren Einfluß in den menschlichen Körper mit der vollkommenen Stärke der Empfindungen äussern, und dieses ist die wunderbare Sache, wovon ich meinen Lesern heute etwas erzählen werde.

Es ist nichts gewisser, als daß man bloß von Einbildung krank werden, und sterben könne, und der Arzt sieht öfters mit Erstaunen, wie Leben und Gesundheit an einer lächerlichen Thorheit hängt, und wie die Ideen die Stelle der heftigsten Gifte vertreten. Ein Mensch, dessen Einbildungskraft einmal in Hitze und Verwirrung gerathen ist, hängt seinen Phantasien so stark nach, daß er nicht mehr empfindet, was seine Sinnen rührt, und daß er alle Wirkungen von dem erfährt, was er seinen Sinnen gegenwärtig zu seyn glaubt. Krüger kannte einen Mann, welcher, als er auf dem Boden über ein Brett gehen wollen, das

Unglück gehabt hatte, daß das Brett zerbrochen, und er herunter gefallen, und mit einem Beinbruche davon gekommen war. Ohngeachtet er nun hiervon vollkommen geheilt war, so war er doch seit der Zeit nicht im Stande, ohne Zittern und Schwindel über ein Brett zu gehen, ob gleich das Brett auf der Erde lag, und er eine mathematische Gewißheit hatte, daß es unmöglich zerbrechen könnte. Das machte, seine Einbildungskraft stellte ihm bey Erblickung eines Bretts seinen unglücklichen Fall wieder vor, und er empfand davon alle die Wirkungen des Schrecks und der Angst, wie er sie empfunden hatte, als das Brett mit ihm gebrochen war. So ist es mit allen Einbildungen beschaffen, welche in uns Empfindungen erneuern, die ehemals gewisse Gemüthsbewegungen in uns erregt haben. Sie erzeugen eben diese Leidenschaften eben so, wie es die Empfindungen thaten, und diese wüthen mit eben derselben Gewalt in unserm Körper, als ob sie einen wirklichen Gegenstand hätten. Inzwischen muß man nicht glauben, daß alle Einbildungen bloß durch die Leidenschaften, die sie erregen, in unsern Körper wirkten. Nein. Ich kann andre Beispiele anführen, wo die Phantasey, ohne alles Zwischenspiel der Leidenschaften, eben die Wirkungen hervorbringt, als das materielle Ding, welches sonst eine Empfindung erregte.

Bonetus gab einem Menschen, welcher von ihm durchaus Frankfurter Hauptpillen zum Purgiren haben wollte, eine Portion Pillen von übersilberten Semmelkrumen. Er nahm sie in der Einbildung, daß es Purgirpillen wären, und hatte davon einmal Erbrechen und fünf Stuhlgänge. Eben derselbe Arzt kannte ein Mägdchen, welche an einem Abend hatte Rhubarbar einnehmen sollen, welches sie aber aus Furcht vor dem übeln Geschmacke unterlassen. Inzwischen träumt ihr des Nachts, daß sie die Rhubarber einnehme; und da sie in dieser Einbildung aufsteht, purgirt sie des Morgens davon nicht anders, als ob es wirklich geschehen wäre. Pechlin erzählt von einem Menschen, welcher zwanzig Gran von der Hundsjungens-Pillenmasse ein-

ingenommen, weil er alle Pillen für Purganzen gehalten, daß er von dieser opiatischen Arznei, die sonst andre Leute verstopft, wirklich purgirt habe; da hingegen ein anderer von 15 Gran weißem Vitriole vortrefflich geschwitzet, weil er geglaubt, daß dieses Brechpulver zum Schwitzen dienen sollte.

So wie nun in diesen Fällen die Einbildungskraft Empfindungen von Dingen erregen kann, die nicht vorhanden sind, so kann sie auch an solchen Gliedern Empfindungen erdichten, die man nicht mehr besitzt. Zildanus hat einen Mann klagen hören, daß er in den Zähnen und im Fuße Frost, Hitze, Schmerz und Reissen empfände, da ihm doch dieser Fuß längst abgenommen worden war. Er war zuweilen so lebhaft von diesen Schmerzen überzeugt, daß er einstmals des Morgens bey dem Erwachen wirklich glaubte, er müsse sein Bein noch haben, weshalb er auch ohne Stock aufstand, und seinen Irthum nicht eher erkannte, als bis er über den Haufen fiel. Eben dieser Arzt kannte einen Menschen, dem der Arm abgenommen war, und der in der völligen Meynung, daß er ihn noch besitze, denselben ausstreckte, um nach etwas zu greifen, wovon er die abgeschnittene Ader wieder aufsprenge, und einen Blutsturz erlitte, an welchem er sterben mußte. Die Beobachtungen von dieser Art sind gemein, und man würde sehr unvorsichtig seyn, wenn man sie läugnen wollte.

Zuweilen betrügt uns die Einbildungskraft, daß wir gewisse Empfindungen von Dingen herleiten, die wir uns bloß in den Kopf setzen, weil sie einige Aehnlichkeit mit den eingebildeten Sachen haben. Die Leute, welche krampfhafte Zufälle und Verzücungen haben, bilden sich öfters ein, daß sie der Satan besitze, weil es ihnen scheint, als ob sie von einer fremden Gewalt gezerret und bewegt würden. Plater beschreibt die Geschichte eines Menschen, welcher sich in einem Teiche gebadet, worinn er Froschleisch wahrgenommen. Er setzte sich von dieser Zeit an die Meynung in den Kopf, daß er einen lebendigen Frosch im Magen habe, und das Quacken der Blähungen im Leibe über-

zeugte ihn hiervon so vest, daß er sich vom Plater auf keine Weise von seinem Irthume überführen lassen wollte. Das Geheul der Blähungen hat einige Aehnlichkeit mit dem Geschreye der Frösche, und eben dieses macht, daß diese Phantasey öfters wahrgenommen wird. Bonetus hat eine Frau von eben dieser Thorheit nicht befreien können. Sie trank einstmals aus einer Quelle Wasser, das sie durch ein Rohr saugte, und fand nachher in dem Rohre einen Froschfuß. Weil nun die Blähungen des Morgens in ihrem Leibe polterten, so blieb sie bis an ihr Ende dabei, daß sie drey lebendige Frösche im Bauche hätte. Weil die Winde oft hypochondrische Zufälle und die böse Laune verursachen, welche in mannichfaltigen Gemüthsanfchtungen besteht; so giebt es oft unter den Hypochondristen Leute, die dieses für Wirkungen des bösen Geistes halten. So berichtet Thomas Bartholin, daß ein hypochondrischer Student sich beklagt, er fühle oft den bösen Geist als einen Wind hinten herein kommen, da er ihm dann erst im Leibe großen Lärm verursache, ihm dann nach dem Kopfe steige, sein Gemüth beunruhige, ihn an der Andacht hindere, und endlich durch fleißiges Veres des Patienten genöthigt werde, auf eben dem Wege wieder zurück, und aus dem Leibe heraus zu gehen. Wenn bey vollblütigen Leuten, bey einer unnatürlichen Lage im Schlafe, Herzensangst, Beklemmung, Krämpfe und davon blaue Flecken entstehen; so ist die Einbildungskraft sogleich geschäftig, und zeigt ihnen einen großen Mann, einen Bär, einen Bock, einen Teufel im Traume, der auf sie fällt, sie ängstiget, kneipt und prügelt, und als ein ungestalter Alp seine Rolle spielt. Hiervon ist unter vielen Tausenden ein besonderes Beyspiel merkwürdig, das Bonetus anführt. Ein Mann sieht im Traume einen grossen Polacken, der ihn mit einem Steine in die Herzgrube schlägt. Beym Erwachen fühlte er wirklich einen heftigen Schmerz an dieser Stelle, und man sahe daselbst einen großen runden Fleck einer Faust groß, welcher nach fünf Tagen durch dienliche Arzneyen vertrieben wurde.

Kranke

Kranke Leute empfinden natürlicher Weise den innern Zustand ihrer verdorbenen Natur. Allein, da sie von der inwendigen Beschaffenheit ihres Körpers keine deutliche Begriffe haben, so können sie auch die Empfindungen des Außerordentlichen, was sie bey sich wahrnehmen, nicht deutlich ausdrücken. Wenn nun bey ihnen von irgend einer Ursache die Einbildungskraft erhibt ist, so schildert sie ihnen diesen ihren innern Zustand durch ähnliche Bilder, welche sie oft in ihren Delirien erzählen. Ein gewisser Viconte, Alexander, träumte alle Nacht vorher wenn er Nierenschmerzen bekommen sollte, daß er etwas äße; und je härter die Speise war, die er aß, desto heftiger waren die Schmerzen. Als er einstmals im Traume Zinn gegessen hatte, war sein Nierenschmerz ganz ausnehmend und fast unerträglich. Junker hatte einen Mann in der Cur, welcher auf alles, was man ihn fragte, nichts anders antwortete, als daß er vom Nachtbecken redete. Diese Phantasey rührte von einer Nierenkrankheit her, welche den Abfluß des Urins leicht hindern, und diese Phantasey erregen konnte. Nach einer Beobachtung des Marcelli Donati hat einer geglaubt, daß sein Körper ein ausgespanntes Trommelfell wäre, und hat, so oft er sich berührt, die Leute gefragt, ob sie den Schall nicht vernähmen? Eine Aufstreibung des Bauchs von Winden kann leicht eine solche Phantasey in einem lebhaften Gemüthe hervorbringen. Eben dieser Schriftsteller erzählt aus dem Vega, daß ein gewisser Kranker ein heftiges Verlangen getragen, zu schwimmen, und sein Zimmer für ein Meer angesehen habe. Nachdem man ihm nun die Erlaubniß gegeben, in seinem Zimmer zu schwimmen, kroch er erst auf dem Boden, und arbeitete, wie ein Schwimmer. Es schien ihm nach und nach, daß er immer tiefer ins Wasser käme. Als es bis an die Knie gieng, fieng er an, sich etwas aufzurichten; und als es bis an den Hals gekommen war, stund er aufrecht, und sagte, daß er nun gesund wäre, welches auch in der That wahr wurde. Dieser Mensch hat dunkel empfunden, daß es ihm an einer starken Leibesübung fehle, und seine

P 4

Phan:

Phantasien zeigte ihm das Mittel zu seiner Genesung. Man sieht hieraus, wie vorsichtig ein Arzt die Triebe der Natur in Krankheiten, ja selbst die Phantasien der Kranken zu beurtheilen habe. Die mehresten heftigen Appetite der Kranken gründen sich auf solche dunkle Empfindungen, zwischen welche sich eine Einbildung mischet, aus welcher die Weisheit des Arztes oft schöne Maximen zur Cur herleiten kann. Wie gut wäre es gewesen, diese Stimme der Natur zu erhören, wenn ehemals die Kranken in bössartigen Fiebern nach Weine oder Säure, in hitzigen Fiebern nach Wasser und vielem Getränke, in der Epilepsie nach Brechmitteln, u. s. w. verlangten. Wenn uns **Thomas Bartholin** von einem Kranken erzählt, daß er behauptet, er habe einen Nagel verschluckt, und, wenn dieser Kranke genesen, da man ihm ein Brechmittel gegeben, und einen Nagel in das Becken geworfen, um ihn zu hintergehen; so muß man nicht glauben, daß er ein völliger Geck gewesen sey. Er zeigte durch seine Phantasien an, daß in seinem Magen etwas vorhanden wäre, das ihn drückte, und der Arzt konnte kein glücklicheres Mittel, als das **Vomitiv**, erwählen, um ihn von diesem Drücken zu befreien. Wenn Leute, die viel Säure im Magen haben, nach erdigten Dingen, Kalk, Krebssteinen und Kreide, verlangen; wenn diejenigen, die sich den Magen überladen, und dadurch ein kaltes Fieber zugezogen haben, mit der größten Begierde einen gesalznen Hering speisen und genesen; oder wenn sie oft aus einem Triebe, den sie selbst nicht kennen, eine so starke Neigung zum Erbrechen bey sich verspüren, daß sie sich mit dem Finger im Halse selbst dazu reizen; wenn vollblütige Leute vom Blutlassen träumen, und einen solchen Trieb dazu erhalten, daß sie kaum die Stunde erwarten können, da ihnen die Ader geöffnet wird, und wenn die verschiedenen Kranken oft Dinge begehren, und mit dem besten Erfolge genießen, die ihnen ihr Arzt aufs ernstlichste untersagt hat: so sind dieses alles Triebe der Natur, welche von einer Einbildung erhitzt werden, die sich auf eine dunkle Empfindung derjenigen Sache gründet, welche die Ursache ihrer

ihrer Krankheit ist, und wovider ihnen die Phantasien diejenigen Hülfsmittel zeigt, die sie aus ehemaliger Erfahrung ihrer Wirkungen schon haben kennen lernen. So frisst ein Hund Stroh oder Gras, um sich ein Erbrechen zu erregen, wenn er den Magen verdorben hat. So schlagen sich einige Pferde im Gallopiren die Ader am Schenkel selbst, wenn sie die in Bewegung gesetzte Vollblütigkeit dringet. So sehnen sich die scorbutischen Matrosen nach Löffelkraute, wenn sie im Meere Inseln finden, wo dieses Mittel wider den Scharbock häufig wächst. Es ist ein geheimer und von der Vernunft unabhängiger Trieb in allen Thieren, eine Stimme der Natur, die für unsre Erhaltung sorgt, und die im Delirio und bey Verrückten desto lebhafter wacht und fodert, je tiefer die Vernunft schläft, und je irriger die Vernunft des Arztes redet. Ich könnte unzählige solche Fälle erzählen, woraus erhellet, daß die Menschen oft, wenn sie Narren sind, ihren Doctor zurechte weisen können.

Inzwischen giebt es doch auch wirklich oft ganz natürliche und wilde Einbildungen, die sich bloß auf Vorurtheil, Dummheit, Eigensinn, Melancholey, oder auf Tiefsinnigkeit und andre moralische Ursachen gründen, und die man oft durch bloß idealische Curen vertreiben kann. So erzählt **Borellus**, daß sich jemand eingebildet, er sey der heilige Geist, und daß er dieses aus vielen Schriftstellen so lange bewiesen habe, bis man ihn durch Blutlassen und Purgiren von seiner melancholischen Schriftrollheit befreiet hat. Der Maler des **Tulpius**, der sich einen ganzen Winter ins Bette gelegt, weil er geglaubt, daß alle seine Knochen weich geworden wären, und daß er bey dem Aufstehen in einen Klumpen zusammenfallen würde; die Frau, von der er berichtet, daß sie behauptet, sie wäre gestorben, und Gott habe sie zwar wieder ins Leben zurück gesendet, aber ihr Herz im Himmel behalten, und die über diesen Verlust des Herzens sehr melancholisch war; der Mann, von dem **Thomas Bartholin** sagt, er habe sich eingebildet, eine so große Nase zu haben, daß er aus Furcht,

man möchte darauf treten, nicht ausgehen wollen; der, den der Arzt Philodotus mit einem bleyernen Hute curirte, weil er glaubte, daß er keinen Kopf hätte, bis er den Druck des schweren Huts fühlte; der Arzt in Venedig, der in den Hundstagen oben unter dem Dache wohnte, damit er nicht erdrückt werden möchte, weil er glaubte, daß er in diesen vier Wochen ein irdener Topf wäre; der Becker, welcher nicht vor den Backofen treten wollte, weil er glaubte, daß er von Butter wäre, und viel hundert solcher Thoren mehr, die ich unmöglich alle beschreiben kann, sind für wirklich verrückte, oder melancholische Leute zu halten, bey welchen die Einbildungskraft auf eben die Weise verschoben seyn kann, wie das Auge bey einem Schielenden.

Es ist oft geschehen, daß man solche Leute ohne alle Arzney, bloß durch eine der ihrigen entgegengesetzte Thoreheit, curirt hat. Wenn man einen Menschen, der Beine von Stroh zu haben glaubt, mit bloßem Degen überfällt, daß er davon laufen, und die Stärke seiner Beine überzeugend empfinden muß; wenn man einem, der eine Wurst an seiner Nase hängen sieht, die Nase ein wenig verwundet, und ihm zugleich eine ausgestopfte Wurst zeigt, u. s. w. so kann man einen solchen puren Narren durch eine solche entgegengesetzte Idee zuweilen curiren. Allein, man muß auch wissen, daß solche Curen zuweilen fehlschlagen. Bonetus erfuhr dieses bey einer Frau, welche einmal von ohngefähr im Spiegel das Zäpfgn in ihrem Halse gesehen hatte, und darauf bestand, daß dieses ein unnatürliches Gewächs wäre, welches ihr abgeschnitten werden mußte. Er ließ ihr, nach allen vergeblichen Vorstellungen, das Zäpfgn von einem Wundarzte eine Zeitlang mit Rosenhonig und etwas Schwefelgeiste bestreichen, und sagte, daß dieses ein Mittel wäre, welches ihr den Zapfen wegbeizen würde. Endlich versicherte er sie, daß der Zapfen hinweg wäre. Allein, als sie im Spiegel sahe, ließ sie sich nicht so leicht betrügen. Endlich ließ er ihr den Zapfen mit einer Scheere ein wenig verwunden, und zeigte ihr ein Stückchen blutiges Rindfleisch, von welchem sie glauben sollte,

solte, daß es ihr Gewächs wäre. Allein, sie fuhr auf, und fragte, ob man sie für eine Narrin hielt? Kurz, sie konnte durch keinen Betrug von ihrem Selbstbetrug befreuet werden. Eine andre solche Cur lief noch schlechter ab. Marcellus Donatus erzählt sie: Einer, mit Namen Vicentinus, glaubte, daß er einen so großen Leib habe, daß er nicht durch die Thür seiner Schlafkammer kommen könnte. Da nun sein Arzt einigen Leuten befahl, ihn anzufassen, und mit Gewalt aus der Thür zu bringen, schrie er, daß man ihm alle seine Gliedmaßen zerbrochen hätte, und schalt diejenigen für seine Mörder, die ihn aus der Kammer gebracht hatten. In der That machte er Ernst, und starb unmittelbar darauf.

Alles, was die Einbildungskraft erhist, versetzt den Menschen in diesen Zustand der Narrheit, da er seine Einbildungen von seinen Empfindungen nicht mehr unterscheidet. Man muß aber besonders über die ganz unbegreifliche Wirkung der Gifte in die Einbildungskraft erstaunen. Einige Bediente hatten einstmals, wie Valvasor erzählt, etwas von der Datura unter den Linsen genossen, und davon wurden sie alle auf einmal närrisch. Der eine trug alles Holz ins heimliche Gemach, allwo er Branntwein brennen wollte. Der andre schlug zwo Aerte übereinander, um Holz zu spalten. Der dritte wühlte, wie ein Schwein, mit dem Munde in der Erde. Der vierte gab vor, er wäre ein Rademacher, und fieng an zu bohren. Er setzte ein Holz, worinn ein Loch war, an den Mund, und meynte, er tränke den herrlichsten Trank; der fünfte lief in die Schmiedeeffe, und wollte Fische fangen, die er darinn herumschwimmen sahe. Das eine Mägdchen, die Spitzen machte, war überaus ämsig, und warf die Klöpfel unruhig herum, verwirrte aber alles durch einander. Eine andre kam in die Stube gelaufen, und schrie, daß alle böse Geister hinter ihr herein kämen. Kircher erzählt von zween Mönchen, daß sie der Genuß der Schierlingswurzel so phantastisch gemacht, daß sie sich ins Wasser gestürzt haben, weil sie glaubten, daß sie Gänse gewor-

geworden wären. Was das Bilsenkraut für seltsame Phantasieen verursache, kann man in meinem 32sten Blatte lesen.

Wenn sich die wütende Einbildungskraft zu den Gefahren und abwechselnden Zufällen der Krankheiten gefellt, so kann sie den Kranken das Leben nehmen. Ein Mensch, der seiner Einbildungskraft den Zügel schießen läßt, ist, wenn er das Unglück hat, krank zu werden, einem Soldaten ähnlich, der sich nackend auszieht, wenn er in die Schlacht gehen, und fechten will. Ein Kranker muß eine starke Vernunft zu erhalten suchen, die über die Phantasie triumphirt, und sein Gemüth wie ein Panzer umgiebt, damit es vor ihren Streichen sicher sey. Bonetus erzählt, daß ein General, welcher das hitzige Fieber hatte, an statt einer Herzstärkung von dem Diener einen Schluck Gurgelwasser empfangen und verschlungen habe. Weil er sich nun eingebildet, daß das Gurgelwasser für den Magen ein Gift wäre, so bereitete er sich, wie ein solcher Held nicht hätte thun sollen, mit großer Unruhe zum Tode. Er lag seit einer Stunde schon in Todesangst, und war seiner Vernunft und Sinnen fast gänzlich beraubt, wie denn auch sein Puls ganz schlecht schlug. So bald aber der Arzt nur versicherte, daß man von diesem Wasser wohl ein Pfund ohne Schaden trinken könnte, legte sich die Unruhe, und der Kranke ward wieder hergestellt. Man findet viel solche Beyspiele in den Schriften der Aerzte, ja sogar solche von melancholischen Leuten, die sich eingebildet, daß sie zu einer gewissen Zeit sterben müßten, und die auch gegen diese Zeit wirklich so elend geworden sind, daß sie Wort gehalten haben und gestorben seyn würden, wenn man nicht Mittel gefunden hätte, ihnen ihre Grillen auszureden.

Die Muttermäler gehören unstreitig unter die allerseitsamsten Wirkungen der Einbildungskraft, und bey ihnen muß alle unsre Weisheit still stehen bleiben. Wenn Cornelius Gemma erzählt, daß eine Frau zu Löwen sich verlauten lassen, sie erwarte ihre Niederkunft auf heil. Dreykönige, und daß ihr jemand aus Scherz geantwortet, sie

gienge

gienge also wohl mit den heil. Dreykönigen schwanger; und wenn sie hierauf am heil. Dreykönigstage drey Kinder zur Welt bringt, davon das eine ein Mohr ist, so kann man zwar über diese Geschichte erstaunen: allein, man muß zugleich gestehen, daß diese Wirkung der Einbildungskraft höher gehe, als alle unsre Vernunft. Was ist das wohl für ein Zusammenhang zwischen einer Maulbeere, die einer Frau in den Busen fällt, und einem Maulbeergewächse, welches das Kind an eben der Stelle der Brust mit zur Welt bringt? Wie geht es zu, daß eine Frau, welche bey der Hinrichtung eines Delinquenten den Prediger viel vom verkehrten Herzen sprechen hört, ein Kind gebiert, bey dem das Herz und alle andre Theile verkehrt liegen? Wie kann eine Maus, die einer Mutter über den Arm läuft, ein Gewächs auf dem Arme ihres Kindes erzeugen, welches die völlige Gestalt, Farbe und die Haare einer Maus hat?

Hier spannt, o Sterbliche, der Seele Sehnen an!

Doch nein. Diese Anspannung würde umsonst seyn. Wir würden nimmermehr so tief in die Geheimnisse der Natur hinein dringen, und es ist uns in solchen Dingen nicht schimpflich, unsre Unwissenheit zu bekennen.

Wenn meine Leser, bey der Durchlesung meines heutigen Blatts sagen werden, daß ich zu viel erzählt und zu wenig demonstrirt habe; so muß ich ihnen antworten, daß mich der Reichthum der Materie zu dem ersten, und meine Unwissenheit zum lehtern verleitet habe. Ich wünsche, daß sie selbst über so viele wundervolle Dinge nachdenken mögen; und ob gleich das, was ich hier angeführt habe, nur ein unendlich kleiner Theil von dem ist, was ich aus den Beobachtungen der Aerzte von den Wirkungen der Einbildungskraft in den menschlichen Körper hätte anführen können: so hoffe ich doch, daß es genug seyn werde, um ihnen auf ihre ganze Lebenszeit Stoff zu den wichtigsten Ueberlegungen zu geben.

Sieben

Siebenzigstes Stück.

von Logan.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie izo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Es ist kein schönerer Monat im Jahre, als der May. Er bringt der ganzen Natur das Leben wieder, das sie im Winter verloren zu haben schien. Es ist überall Auferstehung. Die Erde giebt ihre ersten Blumen. Die Bäume geben ihre Blüthen. Die jungen Geschlechter der mannichfaltigsten Insecten und anderer Thiere kommen aus ihren Eiern hervor, und bringen Leben und Empfindungen, und Triebe zu Freuden und Wollüsten mit. Alles, was lebt, vergnügt oder vermehrt sich.

Der Nachtigall reizende Lieder
Erdönen und locken schon wieder
Die frölichsten Stunden ins Jahr.
Nun singet die steigende Lerche;
Nun klappern die reisenden Störche;
Nun schwazet der gaukelnde Staat.

Wie munter sind Schäfer und Heerde!
Wie lieblich beklümt sich die Erde!
Wie lebhaft ist izo die Welt!
Die Lauben verdoppeln die Rüsse;
Der Entsch besuchet die Flüsse,
Der lustige Sperling sein Feld.

Nun heben sich Binsen und Keime;
Nun kleiden die Blätter die Bäume;
Nun schwindet des Winters Gestalt;
Nun rauschen lebendige Quellen,
Und tränken mit spielenden Wellen
Die Triften, den Acker, den Wald.

Wie bühlerisch, wie so gelinde
Erwärmen die westlichen Winde

Siebenzigstes Stück.

Das Ufer, den Hügel, die Gruft!
Die jugendlich scherzende Liebe
Empfindet die Reizung der Triebe,
Empfindet die schmeichelnde Luft.

Dieses neue Leben in den beiden edelsten Reichen der Natur, hat seine allgemeine Triebfeder in der wiederkehrenden Wärme, welche die schlafenden Triebe der Pflanzen und Thiere auferweckt, und ihre verjüngten Kräfte in freudige Bewegungen setzt. Es ist die Sonne, dieser große und majestätische Weltkörper, welcher schon seit viel tausend Jahren der Wohlthäter des Erdbodens gewesen ist, dem wir diese vortreffliche Veränderung zu danken haben; und da ist die ganze Natur durch ihre neue Vollkommenheit das Fest dieses Wohlthäters feyert, so werden es meine Leser hoffentlich wohl aufnehmen, wenn ich einige Betrachtungen über die Wohlthaten, die uns der gütige Schöpfer durch diesen Weltkörper erzeugt, hierher setze.

Die Finsterniß, welche auf dem ganzen Erdboden herrschen würde, wenn wir das Sonnenlicht entbehren müßten, würde denselben unwirtbar, und die meisten lebendigen Geschöpfe traurig und unthätig machen. Zill hat, wo ich mich recht erinnere, selbst an den Pflanzen, die zur Nachtzeit ihre Blätter zusammenfalten, und ihre Blüthen zurückziehen, welchen Zustand Herr Linnäus ihren Schlaf nennt, bemerkt, daß sie in eben denselben Zustand gerathen, wenn man sie auch zu anderer Zeit in einen finstern Schrank verschließt, und dieses beweiset, daß das Sonnenlicht an ihnen noch etwas mehr wirke, als daß es sie unsern Augen sichtbar macht. Alle Thiere werden durch den Anblick dieses Lichts erfreut, und die Menschen selbst fühlen, daß sich in ihren Herzen eine neue Quelle zur Lust öfne, wenn sie den Strahl der Morgensonne und das Licht des heitern Himmels empfinden. Ich rede hier nicht von den Wirkungen der Sonnenwärme, sondern allein von dem Einflusse ihres Lichts. Der traurigste Kranke, der in einer dunstigen, schattigten Stube vergebens nach seiner Wiederherstellung seufzet, empfindet eine Freude, die ein Vorbote der Gesundheit

heit ist, wenn er durch seine Fenster den heitern Sonnenschein sieht, der die Natur verklärt. Die wärmste Nacht, die temperirteste künstliche Wärme in einem ganz reinen Zimmer, hat doch die belebende und ermunternde Kraft nicht, welche das Sonnenlicht in allen Wesen äußert, die Empfindungen besitzen. Man sollte beynah mit **Spagnet** glauben, daß das Sonnenlicht von einer geistigen Natur, oder daß wenigstens die ätherische feine Materie desselben von eben der Art, als die Lebensgeister der Thiere, wäre. Vielleicht tranken sich die durstigen Nerven der Thiere, deren Lebensgeister durch Arbeit, oder Nachdenken, oder durch Ausschweifungen erschöpft sind, in diesem Strome eines ätherischen Lichts, gleichwie die Blätter der Bäume, wie **Bonner** beweiset, als eben so viel Zungen, die nahelhaftigen Dünste der Pflanzen aus dem feuchtbaren Luftkreise in sich ziehen, und damit den Stamm und die Triebfedern des Wachstums stärken. Diese Muthmaßung ist nicht so kühn, daß sie von allem Grunde entblößt wäre. Wir empfinden das Licht durch die Augen, und es stellt uns die allerwunderbarsten Schauspiele dar. Warum sollten wir es nicht auf mehr als eine Art empfinden können? Eben die Auflösung der Salze, die uns auf der Zunge Geschmack macht, erregt in den Nerven unsrer Haut einen reizenden Kitzel, und der tiefe Bass, der durch unsern Gehörnerven einen Begriff vom Tone erzeugt, erschüttert die übrigen Theile unsers Körpers, und dröhnet durch unsre Gebeine. Wir wissen noch nicht genau, welchen Einfluß das Licht in diejenigen Nerven unsers Körpers habe, die nicht zum Mechanismo des Sehens gehören. Dürfen wir aber um deswillen wohl mit Grunde zweifeln, ob ein solcher Einfluß wirklich statt finde? Ist er gleich nicht handgreiflich, so weis man doch, daß die allerwichtigsten Dinge in der Natur im verborgenen und am geheimsten geschehen, und es hat schon gar manchen Weltweisen gegeben, den die ganz besondern und belebenden Wirkungen der Sonnenstrahlen zu der Muthmaßung verleitet haben, daß die ätherische Materie des Sonnenlichtes vielleicht der wahre Stoff der Sinne, und

und derjenige Geist sey, der unsre Nerven vermögend macht, der Seele die freye Aussicht in die Welt zu verschaffen.

Die sanfte Sonnenwärme ist ein neuer und unerschöpflicher Quell von Wohlthaten für alle belebte Geschöpfe. Auch hierinn findet man etwas mehr, als die gemeine Wirkung des irdischen Feuers. Alle Thiere wissen dieses, und alle Menschen sehen es an ihnen und an sich selbst. So lange eine Thier die freye Wahl behält, sich an einem künstlichen, oder am Sonnenfeuer zu wärmen, so wird es allezeit dem letztern den Vorzug geben. Es gedenet auch dabei weit besser. Ein Mensch, der kränklich ist, kann bey der besten Pflege und Wärme in seinem Zimmer nicht in vielen Wochen so wieder zu Kräften kommen, als wenn er nur kurze Zeit die gütigen Einflüsse der Sonnenwärme an heitern Sommertagen genießt. Die Pflanzen, die durch die künstliche Wärme getrieben werden, erhalten nie den Grad der Stärke und Dauerhaftigkeit, als die im Angesichte der Sonne geböhren werden, und erwachsen. Hier vereinigt sich alles zur Vollkommenheit der Pflanzen und Thiere, und bey der künstlichen Wärme sieht man nichts, als ohnmächtige Bemühungen der Natur, sich selbst zu übertreffen.

Es geschah nicht umsonst, daß so viel abgöttische Völker die Sonne anbeteten, noch daß sie der Kaiser **Aurelian** unter der Menge aller seiner Götter für die einzige gewisse Gottheit hielt, welche verehrt zu werden verdiente. Wie war es leuten, die keine höhere Weisheit erleuchtete, als welche sich auf ihre Empfindungen gründete, möglich, die Versuchung zur Anbetung zu überwinden, und die Vergötterung nicht von ihrer Dankbarkeit auszuschließen, wenn sie dieses majestätische Feuer alle Morgen aus den Wellen des Meers heraussteigen sahen, um ihre Zeit einzutheilen, ihre Gefilde und Wohnungen zu erleuchten, und Freude und Wollust in ihre Seelen zu ergießen? Hier keimte das frische Gras; dort senkte sich von fruchtbarer Last der schwache Halm der nährreichen Kornähre; dort färbten sich

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg. D der

der Sonne gegen über die Früchte der Gärten, und zeigten ihr ihre schönste Seite; hier schwoll die reife Kirse von einem kühlenden Saft, der durch ihre feine Haut durchschimmerte; dort schwankte der reife Apfel am taumelnden Zweige; hier ward die honigreiche Pflaume mit blauem Staube gepudert, und dort verlor sich ein blutiges Noth in der gelben Wachsfarbe der edlen Pfirsich; hier reifte die Traube, welche der dürre Rebe den Sonnenstrahlen entgegen hielt; dort taumelten die Kinder der Flora, und gränzten die Wiesen. Wenn Dünste, Nebel, Wolken, Regen, Reif und Frost das Erdreich erkälte, und den milden Strahl der Sonne verborgen oder geschwächt hatten, so war alles in Gärten und Gefilden traurig. Aber ein neuer Sonnenblick war zugleich ein neuer Strahl der Hoffnung, der das Gemüth des sorgenden Landmanns wieder erheiterte. Sie zog den Regen zusammen, wo er nöthig war; sie trocknete die Feuchtigkeit wieder aus, welche die Gewächse er säufen konnte; sie entzündete die Gewitterwolken, daß sie den flüssigen Dünger auf das Land herabgießen mußten, der seine verlorne Kräfte wieder ersetzte; sie war es, welche die Winde erregte, die den Dunstkreis reinigten, und die Fruchtbarkeit über alle Gegenden des Erdbodens nach eines jeden Nothdurft vertheilte. Man sahe, daß in den Gegenden der Erde, welche ihr milder Strahl nicht hinlänglich erwärmen kann, die frostige Natur erstarrte, die Flüsse geronnen, die Erde sich verschloß, und die Creatur seufzte. Am allermeisten aber bemerkte man die Stärkung und Erquickung der ganzen thierischen Natur an Menschen und andern Thieren, welche sie so augenscheinlich genossen, wenn sie sich im lieblichen Frühlinge in ihren Strahlen erwärmten, und wenn sie nach einer überstandenen Krankheit ihre ersten Einflüsse wieder empfanden. Wie leicht konnte nicht ein dankbarer Heide, der es für kein Verbrechen hielt, sich Götter zu machen, ein so prächtiges und wohlthätiges Wesen, als die Sonne ist, seiner Anbetung für würdig halten, und was würden wir gethan haben, wenn wir in seiner Stelle, eben so aufmerksam auf die Na-
tur,

tur, und eben so unwissend in der Metaphysik gewesen wären, als er?

So weit unser Lehrbegriff von der Gottheit von jenen frommen Irrthümern der heidnischen Weltweisen verschieden ist, so können wir doch von allen ihren Beweisen für die Abgötterei nur die Folge läugnen, und müssen übrigens ihre Gründe noch ist für wahr erkennen, und in ihren Fabeln selbst eine Dämmerung vom Lichte der Wahrheit eingestehen. War es irrig zu schließen, daß ein so wohlthätiges Wesen, als die Sonne ist, selbstständig, unerschaffen und ewig sey, so war doch alles dasjenige völlig gegründet, was diese Irrigen bewogen hatte, ihr diesen unterscheidenden Vorzug beizulegen. Zuweilen übertrieb man zwar die Sache, und schrieb den vergötterten Geschöpfen mehr Kräfte zu, als sie vielleicht wirklich besaßen. Allein, unter allem diesem Fabelhaften ist doch auch vieles anzutreffen, das wir ist entweder noch nicht widerlegen, oder wohl gar mit behaupten müssen. Ich will bey einem einzigen Beyspiele stehn bleiben. Die Alten schrieben der Sonne eine schöpferische Kraft zu, und glaubten, daß sie aus der todten Masse der Materie alle Arten lebendiger Geschöpfe durch ihre Wärme erzeugen, und ihre Urstoffe entwickeln könnte. Ovidius behauptet, daß durch die Kraft der Sonnenwärme nach der Sündfluth das neue Reich der Thiere aus dem Schlamm der überschwemmten Erde wieder erzeugt worden sey.

Cætera diversis tellus animalia formis
Sponte sua peperit; postquam vetus humor ab igne
Percaluit solis; cœnumque udaeque paludes
Intumescere æstu, sæcundaque semina rerum
Vivaci nutrita solo, ceu matris in alvo
Creverunt, faciẽmque aliquam cepere morando.

Metam. l. I. v. 416.

Und anderswo:

Ergo ubi diluvio tellus lutulenta recenti
Solibus æthereis altoque recanduit æstu,
Edidit innumeras species, partimque figuras
Reddidit antiquas, partim nova monstra creavit. v. 434.

Avicenna glaubte selbst vom menschlichen Geschlechte, daß nach der Sündflut die neue Sonnenwärme, aus den in den menschlichen Leichnamen übrig gebliebenen Keimen der Menschheit, welche sie durch ihre belebende Kraft entwickelt, dasselbe wieder hergestellt hätte. So weit hergeholt auch dieser Gedanke vielen scheinen mag, so muß man doch gestehn, daß große heutige Naturforscher und Aerzte beynah die selbe Meinung noch hegen, oder sie wenigstens mit ihren Grundsätzen vollkommen vereinigen könnten. Ich will von den Naturforschern nur den Needham und Buffon, und von den Aerzten den Friedrich Hofmann anführen. Wenn uns die ersten in jeder vegetabilischen und thierischen Materie eine Menge organischer Theilchen zeigen, welche durch einen geringen Grad der Wärme zu leben, sich zu entwickeln, und die neue Anlage zu Gewächsen und Thieren ihrer Art zu formiren anfangen; so wäre es, nach ihrem System, gar nichts ungereimtes, die in der Sündflut ersäufte Vorwelt, durch die belebende Sonnenwärme, aus den organischen Keimen ihrer verweseten Körper in einer jungen Nachwelt wieder herzustellen. Aber ohne diesen kühnen Schritt zu thun, lasset uns vernehmen, was Hofmann von dieser Materie sagte: „Wo die Sonne nicht wäre oder wirkte, so würde das ganze Reich der Thiere und Gewächse zu Grunde gehn. Es würde alle Fruchtbarkeit, alle Erzeugung, Fortpflanzung und Ernährung dadurch gehindert werden. Denn, die von der Sonne entstehende Wärme theilt alle demjenigen Erwärmung mit, was nur aus der Erde kömmt, durch die Bewirkung lebendig werden, wachsen, und zu seiner gehörigen Vollkommenheit gelangen muß. Denn, indem das Licht der Sonne seinen Einfluß in die obere ätherische Luft, und diese in diejenige Luft hat, die unsern Dunstkreis zunächst umgiebt, diese letztere aber mit ihrer elastischen und ausdehnenden Kraft in das wäßrige Element wirkt, so entsteht daher die Ausbreitung der Besämunng, und der Umlauf des Nahrungsaftes durch alle Oefnungen und Röhren eines jeden Körpers. Eben so verhält sich auch mit den lebendigen Creatu-

ren.

ren. Denn, wenn diese nicht die Wärme der Sonne zu genießen hätten, so würde bey ihnen kein Umlauf des Geblüts, keine Zertheilung der Lebensäfte, u. s. w. statt finden.“ In einem andern Orte behauptet derselbe gelehrte Naturforscher und Arzt, „daß die Vermehrungskraft der thierischen Körper vornehmlich von dem ersten und kräftigsten Elemente, welches das Licht genennt wird, herzuleiten sey, und daß dieses, als der erste Stoff und Anfangsgrund aller Geschöpfe, alle Körper durchdringe und in ihnen die vornehmste Bewegung verursache. Er unterscheidet es nicht vom Aether, den Gott zuerst in Bewegung gesetzt, und worin ihn nachgehends die Sonne unterhalten habe, so daß noch ist Licht und Wärme davon herkommen. Dieser Aether durchdringet, wie er meint, besonders die Materie zur Fortpflanzung, und theilt ihr seine vermehrende Kraft mit,“ welches der gute Mann den Leuten ganz begreiflich macht, ohne es selbst zu verstehen: indem er Zeugnisse anführt, vom Hippokrates, der das Principium des Wachstums und der Fortpflanzung eine unvergängliche Wärme nennt, die allerhand Formen und Gestalten an sich nähme; vom Aristoteles, der es für ein sich aus und in sich selbst bewegendes Principium, das dem Elemente der Sterne ähnlich wäre; vom Helmont, der die Seelen der Pflanzen und Thiere für Lichter hielt, welche von Gott, dem Vater des Lichts, ihren Ursprung nähmen, und vom Horaz, der sie *particulas auræ divinæ* nannte.

Ohne mich in solchen tiefsinnigen Betrachtungen zu verlieren, will ich meine Leser mit angenehmem wieder aufmuntern. Wenn es wahr ist, daß die vermehrte Sonnenwärme im Maymonate die Erde und das Thierreich wieder von neuem befruchtet, und zur Fortpflanzung der Arten geschickter macht; so hat nicht allein Logau recht, wenn er in der schönen Ueberschrift meines heutigen Blatts den Maymonat einen Kuß nennt, welchen der Himmel der Erde giebt, um sie ihm für seine Braut und für eine künftige Mutter zu erklären, sondern, so kann ich auch dem englischen Zuschauer nicht widersprechen, wenn er in

seinem 365ten Stücke behauptet, daß das schöne Geschlecht in diesem Monate, mehr als jemals sonst, nöthig habe, auf seiner Hut zu seyn:

Vere magis, quia vere calor redit ossibus. *Virgil.*

Ich werde meinen Lesern keinen angenehmern Dienst leisten können, als wenn ich mein heutiges ernsthaftes Blatt mit diesen Gedanken des Zuschauers beschliesse, ob ich gleich gern glaube, daß das Frauenzimmer in unsern Gegenden keine solche Versuchungen zu überwinden habe. Denn, wenn es nach dem Ausspruche des Bayle geht, so haben die Einwohner von dem nördlichen Theile Europens mehr den Bacchus, und die in den heißen Ländern, die Liebe zu ihren Huldgöttern. Ich kann also desto freyer nachschreiben, was ich vom Maymonate im Zuschauer finde. Denn ich sehe schon, wie alle meine Leserinnen ihre Finger aufheben, und nach den Südländern hinweisen, und rufen werden: Da! Da!

„Der Verfasser der Menagianen berichtet, daß er eines Tages mit verschiedenen vornehmen Frauenzimmern von den Wirkungen des Maymonats geredet, welcher sowohl der Erde, als allen ihren Einwohnern eine angenehme Wärme einflößte, und daß ihm die Marquissin von S : : geantwortet, sie wolle sich anheischig machen, in allen andern Monaten ehrbar und züchtig zu seyn; aber im May könne sie nicht dafür stehen. Ich will es, sagt der Zuschauer, der Untersuchung der Naturkundigen überlassen, welches die eigentliche Ursache dieser jährlichen Neigung sey: ob es daher komme, daß die Lebensgeister, welche im Winter gleichsam erstarrt und gefroren gewesen, sich wieder zerfließen und sich auflösen; oder daß der angenehme Anblick der Felder und Wiesen, und die Harmonie der Vögel in den Büschen das Gemüth von Natur erweicht und zum Vergnügen reizt; oder daß, wie einige geglaubt haben, ein Frauenzimmer aus einem natürlichen Triebe geneigt ist, sich eines Blumenbettes zu bedienen, das ihr die Natur selbst zubereitet hat. Genug, die
„Wir:

„Wirkung dieses Monats ist bey gemeinen Frauenspersonen, die ohne sonderliche Verstellung handeln, nur gar zu merklich. In dieser Zeit sehen wir die jungen Dirnen auf den Dörfern um die Bäume tanzen, welches für ein Ueberbleibsel eines gewissen heidnischen Götzendienstes zu halten ist, davon ichs nicht dienlich halte, hier etwas zu sagen.“

Der Zuschauer erwähnt hier verschiedener Gebräuche in England, die den 1sten May unter den Milchmädgen charakterisiren. Wir Deutsche wissen von diesem Tage nichts, als die berühmte Reise der Heren nach dem Blocksberge, wo manche Matrone in der Gesellschaft des Doctor Fausts auf einem Besenstiele durch die Luft reitet. Allein es wäre weit hergeholt, dieses Märchen als eine Anspielung auf die verliebten Begebenheiten des Maymonats zu betrachten. Ist lasse ich den Zuschauer fortfahren.

„Dryden sagt in seiner Beschreibung dieses lustigen Monats, daß ihm die Gratien die Stunden tanzend zuführen; daß ihm die Natur die Blumen bunt mahle; daß er die Jugend auferwecke, ihren Schlummer vertreibe, und sie in der Nachtruhe stöhre, und daß er in edlen Seeelen entweder neue Blut entzündet, oder die alte wieder ansfache. So finden wir auch in den Werken der größten Mahler, die diese Jahreszeit entworfen haben, daß die Zephyre und Liebesgötter vermischt unter einander herumfliegen.“

Der Zuschauer hätte noch der Listen der Gebornen gedenken können; welche im Hornung und März gemeinlich am höchsten steigen. Allein, er fährt also fort:

„Da ich nunmehr dem schönen Geschlechte eine nöthige Warnung gegeben, und ihnen die Mangelgefahr vor Augen gestellt habe, so will ich auch jetzt einige Regeln mittheilen, wie sie den ihnen so häufig gelegten Schlingen in dieser Jahreszeit entgehen können.“

„Fürs erste warne ich alles Frauenzimmer, sich nie ohne Gesellschaft der Aeltern, oder eines Anverwandten, oder irgend einer andern verständigen Person, heraus ins

„Feld zu wagen. Eine beblümete Wiese ist ihnen in diesem Monate gefährlich; und Proserpina war auf dem Felde, als sie der Gott der Finsterniß raubte. Virgil ermahnet die jungen Leute, wenn sie Erdbeeren lesen, und Blumensträußer binden, daß sie sich vor der Schlange hüten sollen, die im Grase schleicht.“

„Da mir nichts mehr zu Herzen geht, als die Ehre meiner theuren Landsmänninnen, so bitte ich sie, wosern ihr starker Vorsatz nicht etwa eifrig genug seyn möchte, zu erwägen, daß es nur 31 Tage dieser schönen Jahreszeit giebt, und daß, wenn sie nur diesen einzigen Monat ausdauren können, der übrige Theil des Jahrs ihnen desto angenehmer seyn wird. Die Stadtschönen ermahne ich insbesondre, auch auf ihre unschuldigsten Zeitkürzungen ein wachsames Auge zu haben. Wenn sie ja nicht aus den Schauspielen bleiben können, so will ich ihnen doch lieber die Trauerspiele, als Lustspiele anrathen, wie ich denn auch die Marionettenbude dienlicher für sie halte, als die Oper, so lange die Sonne im Zwillingenzeichen steht.“

„Der Leser beliebe zu merken, daß dieses Blatt für solche Schönen geschrieben sey, die es der Mühe werth halten, in Sachen, die ihre Ehre betreffen, wider die Natur zu streiten. Die andern wilden Mägden bleiben in allen Jahreszeiten dieselben Geschöpfe, und machen unter dem May und November keinen Unterschied.“

Mein Herr,

Ich habe eine kleine Betrachtung im Sinne, die für Ihr 34tes Stück gehört, worinn Sie vom Schläfe gehandelt haben. Es wäre mir lieb, wenn Sie dieselbe ausführen wollten. Sie betrifft den Zustand der äußerlichen Sinne im Schläfe. Von dieser Materie ließen sich viele kleine artige Anmerkungen sammeln, davon einige auch einen praktischen Nutzen haben. Es scheint nicht, daß im Schläfe die Nerven ihre Sinnlichkeit verlieren, weil sie durch nichts verletzt oder gehindert werden, und viele Bewegungen, welche

ohne die Sinnlichkeit nicht bewerkstelligt werden können, im Schläfe ganz gut von statten gehen: sondern es scheint vielmehr das Gehirn in einen solchen Zustand zu gerathen, daß es der Seele keine Ideen von den Gefühlen der Nerven beybringen kann, wie es im Wachen thut. Daher sieht die Seele im Schläfe die Gegenstände nicht mehr, obgleich der Gesichtsnerv unverfehrt bleibt. Denn man muß sich nicht einbilden, daß wir im Schläfe nur darum nicht sehen, weil wir die Augen verschließen. Es giebt viele Menschen, die mit ganz offenen Augen schlafen, und die doch, weder bey Tage noch bey Nachtzeit, in ihrem Schläfe etwas sehen, ob sich gleich die Bilder der Gegenstände in ihren Augen eben so deutlich, als im Wachen, abschildern. Die Hasen schlafen stets mit offenen Augen, und sehen im Schläfe eben so wenig, als wir.

Die Ohren leiden im Schläfe nicht die geringste äussere Veränderung. Sie bleiben offen und hören nicht, und in diesem Zustande kann sowohl ihren Nerven, als den Augennerven zuweilen große Gewalt geschehen, ohne daß wir es merken. Wenn wir wachen, so warnt uns der Schmerz, als ein getreuer Wächter, vor allen Unfällen, die unsern Sinnen widersfahren können. Er verursacht, daß sich das Auge nach Proportion der Menge und Lebhaftigkeit der Lichtstralen in seinem Sterne verengert oder erweitert, ohne daß jemals mehr Licht ins Auge fallen darf, als der empfindliche Augennerv vertragen kann. Eben so können wir durch eine geheime künstliche Mechanik im Wachen unser Ohr zum Empfange starker und schwacher Töne proportionirlich zubereiten. Aber im Schläfe fällt dieser Vortheil hinweg, weil die Seele darin nichts von den in die Nerven gemachten Eindrücken empfindet. Daher kann in diesem Zustande ein Nerve große Gewalt leiden und gelähmt werden, ohne daß wir es wissen, noch verhüten können. Ich nehme das Gefühl zur Erläuterung. Leute, die sehr vest schlafen, oder im Schlagflusse liegen, wissen nichts davon, wenn sie ihre Füße an eine heiße Flasche setzen, und sie dergestalt verbrennen, daß sie schlechterdings erstehen. Jedermann weiß, wie viel Unglück sich die Menschen dadurch zuziehen, wenn sie in heißen Tagen ihren Leib unbehutsam erkälten. Ein Beobachter seiner selbst kann im Wachen leicht merken, wann dieses geschieht. Die Empfindungen melden alsobald die Gefahren an, die ihm dräuen. Er sieht sich erblassen. Er fühlt, wie seine Haut, welche vorher der Schweiß angefeuchtet hatte, trocken und zusammen gezogen wird; und selbst bey der Wollust der Abkühlung empfindet er schon den Ekel eines gesättigten Vergnügens, und den angehenden Mangel der Gesundheit. Er bemerkt, wenn seine Ausdünstung unterbrochen wird, in wenig Minuten, daß ihm ein Schade geschieht. Er fühlt erst, daß er kalt wird; dann wird er stiller, un-

mutthiger, und gar verdrießlich. Er bewegt sich nicht mehr mit der ersten Munterkeit, und die schweren Glieder bleiben hinter den Entschlüssen zurück. Er empfindet Mattigkeit, Mangel der Begierden, Neigung zum Schläfe, und Unruhe in demselben. Alle diese ersten Kennzeichen der von der Erkältung entstandenen Unpäßlichkeit warnen und nöthigen ihn, auf seine Vertheidigung zu denken, und durch ihre Vermittelung entgeht er noch oft dem Verderben, indem er durch Bewegung und Bedeckung die unterbrochene Ausdünstung wieder herstellt.

Alle diese Vortheile verliert ein Mensch, der sich im Schläfe erkältet. Entweder empfindet er diese ersten Grade der Unpäßlichkeit in diesem Zustande ganz und gar nicht, oder doch nicht lebhaft genug, daß sie ihn zur Vertheidigung reizen, nicht deutlich genug, daß er sich ihrer bewußt seyn könnte. Unterdessen geschehen doch alle diese Dinge, wie im Wachen. Die Folgen der Erkältung bleiben darum nicht aussen, weil er es nicht empfindet, daß er kalt wird. Wenn er erwacht, so empfindet er zwar, daß er unpäßlich sey. Allein, er erkennt nicht zugleich, wie im Wachen, den Zusammenhang seiner Krankheit mit ihrer Ursache. Er sucht vielleicht diese Ursache in der Lebensordnung seiner vorhergehenden Tage. Vielleicht hält er sie nicht einmal für so wichtig, darüber nachzudenken; und wenn er nach einigen Tagen bettlägerig wird, so fällt ihm auch nicht einmal der Argwohn ein, daß dieses die Folgen einer unglücklichen Nacht sind, worinn er sich unbehutsam entblößt hat.

Hier sieht man ein wichtiges Beyspiel von einer Gefahr, welche lediglich darauf beruht, weil der Sinn des Gefühls im Schläfe betäubt ist, und hier giebt es Gelegenheit, die Menschen zur Vorsichtigkeit zu ermahnen, damit ihnen dieser Mangel der Empfindlichkeit im Schläfe nicht Lebensgefahr bringe. Man erkennt leicht, wie nöthig es sey, sich des Nachts weit sorgfältiger vor Erkältungen zu hüten, als am Tage, und die betrübte Erfahrung lehrt, daß diese Sorgfalt nur allzusehr verabsäumt werde. Woher kommt es, daß in den izzigen Monaten die Entzündungsfieber und die Krankheiten, welche eine Fäulniß der Säfte zum Grunde haben, so gemein sind? Daher, weil die Hitze am Tage groß, die Nacht aber empfindlich kalt ist, und weil man die Luft, die uns am Tage verboten war, in der Nacht völlig blüßen, und sich recht abkühlen will. Das Landvolf, das sich in der Erndte äusserst erhitzt, liegt in der Nacht fast nackt unter freyem Himmel, oder in reinem Strome der Zugluft. Wie kann es also wohl an Entzündungsfiebern, an Seitenstechen, an Durchläufen mit Coliken fehlen, und wie leicht geräth nicht bey solchen Krankheiten das ohnedem zu sehr aufgelösete Blut in eine Fäulniß, welche mit keinen Hülfsmitteln gedämpft werden kann!

kann! Der Hofrath Stahl hielt die Erkältungen in den kühlen Nächten der Erndtzeit für eine der gemeinsten Ursachen von der zu solcher Zeit grassirenden Ruhr; und in der That findet man, daß die Ruhr, wider die Art anderer Krankheiten, auf dem Lande oft eher und grausamer wüthe, als in den Städten, weil sich das Landvolf nicht nur am Tage stärker erhitzt, sondern auch in der Nacht unbehutsamer liegt, und sich leichter erkältet.

Um nun alle heftige Eindrücke in die Gliedmaßen der Sinne in einem so gefährlichen Zustande zu vermeiden, ist es nöthig, daß man die behutsamste Vorsicht gebrauche. Es ist um der Augen willen nöthig, in einem dunkeln Zimmer zu schlafen, worinn höchstens nur ein schwaches Nachtlicht brennet, das doch nicht in die Augen schimmern darf. Man kann in einem Zimmer, wohinein die Morgensonne scheint, und wo der Tag durch die Fenster auf das Gesicht fallen kann, leicht Augenschmerzen, Entzündung der Augen, ein schwaches Gesicht, und andre Krankheiten bekommen. Heinrich von Heer erzählt hiervon eine warnende Geschichte. Im Jahr 1630, schreibt er, geschah es, daß ein gewisser Arzt den vollen Mond drey Stunden lang durch das Fenster ansah, und sich mit den Träumen der alten Weltweisen von diesem Weltkörper ergötzte. Er fiel über seine Betrachtungen in einen tiefen Schlaf, wovon er nicht eher erwachte, als bis es heller Tag war. Wenn Er erwachen fragte er seinen Bedienten, um welche Zeit es wäre? Und als dieser antwortete: Zehn Uhr, so befahl er ihm die Fenster aufzumachen, weil es stockfinster in der Stube wäre. Dieser versicherte, daß er solches schon vor 4 Stunden gethan hätte, und brachte ein angezündetes Licht herbey, welches sein Herr eben so wenig, als das Licht des Tages, zu sehen vermögend war. Er reisete hierauf nach Hause; und da seine Frau erwartete, daß er sie umarmen würde, so rennte er dergestalt wider sie, daß sie beynähe das Kind, welches sie auf dem Arme hatte, auf die Erde fallen lassen. Er bat sie, ihm in die Augen zu sehen. Sie konnte aber nichts unnatürliches darinn wahrnehmen. Nach vielen gebrauchten Purgirmitteln, blasenziehenden Pflastern, Aderlassen, und dem Gebrauche des Anieses, erlangte er in der fünften Woche sein Gesicht dergestalt wieder, daß er die kleinsten griechischen Buchstaben lesen konnte. Man muß auch in einem abgelegenen und von grossem Geräusche entfernten Zimmer schlafen, um die Ohren nicht zu beleidigen. Ich weis wohl, daß die Müller in ihren Mühlen ruhig schlafen. Allein ausserdem, daß sie unter diesem Geräusche schon einschlafen, und also im Schläfe davon nicht erschreckt werden, hat man mich auch versichern wollen, daß viele solche Leute in kurzer Zeit ein schweres Gehör bekommen sollen. Woher kommt es, daß man so leicht taub wird, wenn man an einer nassen Wand in feuch-

feuchten Dotten schläft? Ist es nicht darum, weil in diesem Zustande der Gehörnerve von den feuchten Dünsten desto leichter und ganz ohne Widerstand völlig aufgelöst werden kann?

Wenn die Leute mit gefalteten Händen einschlafen, so werden die Nerven, welche zu den Fingern hingehen, durch diesen Druck, gegen den sie sich im Schlafe nicht wehren, dergestalt verborben, daß oft die Finger den ganzen folgenden Tag taub und fühllos bleiben. Man muß also, um das Gefühl zu schonen, niemals in einer solchen Lage einschlafen, daß ein Glied des Leibes das andere berühre, oder die Schwere desselben tragen müsse. Der **Craftsmann** vom Jahre 1758, den 23sten December, erzählt, daß ein Gärtner in einem Wirthshause zu viel getrunken, und daselbst vest eingeschlafen sey. Er hatte seinen Arm über die Lehne des Stuhls, auf dem er saß, geleet, so daß sich das Obertheil der Lehne gleich unter der Armhöhle befand. In dieser Stellung schlief er ungefähr zwei Stunden. Beym Erwachen fand er den Arm völlig unbrauchbar, hoffte aber, mit der Zurückkunft des Blutes würde er wieder zurecht kommen. Allein er betrog sich. Denn, der Arm bleibt noch unbrauchbar, ohne einigcs Gefühl, ob er gleich geschickte Leute dabey zu Rathe gezogen hat.

Wer einen feinen Geschmack behalten will, muß nicht mit offenem Munde schlafen, noch vielweniger aber, wie Viele thun, ein Stück Zuckercandi, oder sonst etwas Schmachhaftes zwischen die Backen nehmen. Die Geschmacksnerven bleiben bey denen, die sie an der Luft austrocknen, wenn sie mit offenem Munde schlafen, ganze Tage lang betäubt, und unterscheiden die Speisen so wenig, als im Schnupfen. Aus einerley Ursache schaden auch die schmachhaften Dinge durch ihren Reiz der Nerven im Schlafe weit mehr, als jemals sonst. Das Zahnfleisch wird dadurch zerbeizt; die Stelle, wo sie gelegen, bleibt lange ihrer Empfindung beraubt, und ein falscher Geschmack breitet sich im ganzen Munde aus.

Auch die Nase hat ihr Recht. Sie muß im Schlafe mehr geschont werden, als im Wachen; und daher ist es nicht gut, sie des Abends, ehe man einschläft, noch mit starken Schnupftaback zu laden. Ich weiß verschiedne Aeltern, die, aus Liebe, bey dem Gestanke ihrer Kinder, wenn sie die bössartigen Blattern gehabt, ganze Wochen lang gewacht und geschlafen, und dadurch ihren Geruch schlechterdings verloren haben. Alles dieses sind keine Chimären, sondern Sachen, die auf richtigen Erfahrungen beruhen, und sie sind wirklich von solcher Wichtigkeit, daß sie in der diätetischen Lehre vom Schlafe mitgenommen zu werden verdienen. Ich bin der Ihrige,

J. Sorgewohl.

Ein

Ein und siebenzigstes Stück.

Brem. Beytr. 4. B.

Wie leid wird manchem Mann sein Haus!
Er wünscht, zum Leiden nicht gewöhnet,
Aus diesem Himmel sich heraus,
So sehr er sich hinein gesehnet.

Die Veränderung der Wohnungen, welche in diesen Tagen einen großen Theil meiner Mitbürger beschäftigen und beunruhigen wird, giebt mir Gelegenheit, einige Betrachtungen über die Verhältniß anzustellen, worinn die Gesundheit der Menschen mit dieser Art von Wanderschaft stehet. Sie ist den Sittenlehrern ein Bild der traurigen Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge, ein Beyspiel von der Unruhe unsrer Wünsche, und eine Ahndung des letzten Wechsels unsrer Wohnungen, da wir unsre schönsten Palläste mit einem engen Sarge und dunkeln Gewölbe vertauschen werden. Der Arzt macht seine Applicationen ganz anders. Er sucht bey allen Veränderungen, welche die Menschen in ihrer Lebensordnung vornehmen, diejenigen Vortheile auf, wodurch man sich das gegenwärtige flüchtige Leben verlängern, und erträglicher oder angenehmer machen kann. Oft sind uns die Abwechselungen unsrer Lebensart weit unentbehrlicher zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, als die stete Beharrung in derjenigen, die wir einmal, vielleicht zur unglücklichen Stunde, angefangen haben. Die Zeiten verändern sich, und wir uns mit ihnen. Ein andres Alter, andre Geschäfte, andre Gemüthsstände, andre Witterungen verändern auch die Bedürfnisse unsrer Natur, und glücklich ist derjenige, welcher in solchen Veränderungen eine gute Wahl zu treffen weiß.

Es

Es ist wohl kein Punct der Lebensordnung, woben man weniger für diese gute Wahl sorgt, als die Veränderung der Wohnungen. Unter Tausenden, die in dieser Woche eine neue Wohnung beziehen werden, ist es wohl kaum Zwanzigen darum zu thun gewesen, ihre bisherige Wohnstätte um ihrer Gesundheit willen mit einer andern zu verwechseln, sondern ein jeder hat andre bald ökonomische, bald politische Absichten gehabt, warum er diesen Tausch getroffen. Man muß aber wissen, daß eine jede Veränderung der Wohnung einen grossen Einfluß in unsre zukünftige Gesundheit habe, und daß man in keiner Wahl kritischer seyn sollte, als in dieser. Eine gesunde Wohnung ist ein wahrer Vorzug des Lebens, und wer sie besitzt, der kann um tausend Dinge unbekümmert seyn, die ein anderer mit grosser Sorgfalt beobachten muß, um sein Leben und die Gesundheit nicht in Gefahr zu setzen.

„Man stelle sich einen Ort vor, sagt Krüger, welcher sich durch einen mäßigen Berg über das übrige Land erhebet, und wo in einer grossen Entfernung keine höhere Berge anzutreffen sind. Rund herum befinden sich die fruchtbarsten Wiesen und Wälder. Gegen Mittag ist ein kleiner Fluß oder Bach, dessen Wasser einem Erystalle gleichet, einen schnellen Lauf hat, und sich niemals aus seinen Ufern ergießt. Städte und Dörfer sind einige Meilen weit von diesem Orte entfernt, und von Salzstedereyen, Bergwerken und Schmelzhütten ist daselbst gar nichts bekannt. Dieses irdische Paradies, wo die Sonne täglich den Glanz der schönsten Kräuter erneuret, und eben so heiter, eben so prächtig untergeht, als sie aufgegangen ist, liegt in einem Lande, das ich zwar nicht nennen kann, davon ich aber weis, daß es in einem gemäßigten Erdstriche sey, und ungefähr so, wie Frankreich oder der mittägige Theil von Deutschland, liegen müsse. Man mag es suchen, wenn man es finden kann. Denn daselbst wird die Luft, allem Ansehn nach, so gesund seyn, als es möglich ist. Denn, ungeachtet sie auf einem solchen Berge etwas leichter, als auf dem platten Lande seyn würde;

„würde; so wird doch diese kleine Unvollkommenheit durch die weit grössere Vollkommenheit ersetzt, daß die Luft heiter, und sowohl von allzu grosser Feuchtigkeit, als insonderheit von allen schädlichen Ausdünstungen frey ist, welche nicht nur durch die Ausdünstungen der Thiere und Menschen, sondern auch durch das viele Verbrennen von allerley Materie ohne Aufhören in die Luft gebracht werden. Es ist dieses nicht die geringste Ursache, warum die Anzahl der Gestorbenen in den Städten ordentlicher Weise die Anzahl der Gebornen übertrifft, wie die Todtenzettel ausweisen, da auf den Dörfern gemeinlich das Gegentheil geschieht. Doch will ich nicht behaupten, daß dieses die einzige Ursache sey, und daß das glänzende Elend der Städte bloß durch dieses Uebel allein der beneidenswürdigen Armuth der Dörfer den Vorzug verstatte.“

Dieses sagt Krüger, und so würde der Wohnplatz eines Menschen beschaffen seyn müssen, der für nichts anders, als für seine Gesundheit und für sich selbst lebte, und dessen allmächtigen Wünschen die ganze Natur zu Gebote stünde. Allein, da wir zum Dienste der Welt leben, so hat die Natur auch nicht für nöthig gehalten, die Erde so zu bauen, daß gar kein gesellschaftliches Leben darinn Statt finden könnte. Die Aerzte sind auch so unwitzig nicht, daß sie den Menschen alle andre Wohnungen untersagen sollten, die nicht in einem solchen utopischen Paradiese lägen. Sie zeigen uns nur den gesunden Wohnplatz in einem erdichteten Bilde, damit wir bey der Zusammensetzung so verschiedener Absichten, als wir bey unsrer Wahl eines gelegenen Wohnplatzes zu erfüllen haben, so viele Vorzüge zur Gesundheit als möglich sind, mit allen den übrigen vereinigen sollen, die uns wegen so mancher andern Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben unentbehrlich sind.

Wenn wir die vorhergehende Abschilderung eines gesunden Landes für unsre Wohnungen betrachten, so finden wir, daß diejenigen unter uns am glücklichsten sind, die bey dem gegenwärtigen Wechsel der Wohnungen durch keine Noth oder Geschäfte abgehalten werden, die Stadt zu ver-

verlassen, und sich hinaus aufs Land und in die Gartenhäuser zu begeben, um daselbst die schöne Hälfte des Jahres in freyer Luft zu genießen.

Ihr Thäler und ihr Höhen
Die Lust und Frühling schmückt,
Euch ungestört zu sehen,
Ist, was das Herz erquicket.
Die Reizung freyer Felder
Beschämt der Städte Pracht,
Und in die offenen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.

Es ist aber nicht genug, daß die Gegend, wo wir unsere Wohnung aufschlagen, der Gesundheit zuträglich sey, sondern die Wohnungen müssen es auch selbst seyn. Man kann in der schönsten Landschaft ein Haus bewohnen, das eine wahre Leichengruft seiner Einwohner ist, und man kann in einer schlechten Gegend der Stadt ein Haus besitzen, das seinen Bewohner vor allen Gefahren schlechter und ungesunder Wohnungen sichert. Dieses ist ein Trost für den niedrigeren und arbeitsamern Theil unsrer Mitbürger, die sich die Gartenlust vergehen lassen müssen, zugleich aber auch eine warnende Anweisung für diejenigen, welche auf ihren Gartenhäusern schon alle Sicherheit zu haben glauben, wenn sie sich nur im freyen Felde in ihre dunstige Kerker verschließen.

Wenn man ein Haus für meinen Capitain Lux anlegen sollte, der keine andre Absicht seines Lebens hat, als auf seine Gesundheit zu lauern; so würde man alle wesentliche Vollkommenheiten darinn anzubringen haben, welche man in unsern Wohnhäusern eben so selten beisammen, als diejenige Landschaft dazu finden wird, die uns Krüger oben anwies. Ich will nur die wichtigsten beschreiben. Ein solches Haus muß überhaupt groß, geräumig, von verschiedenen Stockwerken, und gegen Morgen und Mittag am meisten offen seyn. Die Zimmer desselben müssen nach Osten und Süden hinliegen, und die Nordseite muß keine Fenster haben. Die Zimmer müssen hoch, um den Ausdünstungen Raum zu geben, und breit und lang seyn,
da

damit man sich ihrer zur Bewegung bedienen, und Gesellschaft darinn haben kann, ohne genöthigt zu seyn, an einer Stelle sitzen zu bleiben. Weil jede unproportionirliche Abkühlung der Gliedmaßen des Leibes schädlich ist, wie ich im 63ten Blatte bewiesen; so müssen alle Zimmer gediebt, und nicht mit Fliesen belegt seyn. Denn die Kälte der Steine verhindert zu leicht die Ausdünstung der Füße, und verursacht Flüsse nach dem Kopfe. Die Schlafzimmer müssen alle diese Vortheile noch mit dem vereinigen, daß ihre Fenster nicht gegen einander über, sondern alle an einer einzigen Wand, und die Thüren an einer andern daneben angebracht seyn, damit die beyden übrigen ganz undurchbrochenen Wände einen Winkel formiren, in welchem das Bett stehen kann, ohne von der Zugluft berührt zu werden. Die Küche und das geheime Gemach müssen weit von den Wohnzimmern entfernt liegen, und das letztere muß oben bedeckt, unten aber mit einem Dunstfange versehen seyn, welcher die Fäulniß in die freye Luft jaget. Ich würde dieser schmutzigen Sache nicht gedenken, wenn ich nicht wüßte, daß es in den prächtigsten Häusern ein Hauptfehler zu seyn pflegt, um der Bequemlichkeit willen, die Cloake neben den Wohn- und Schlafzimmern anzulegen, wodurch oft die besten Zimmer verdorben werden. Die untersten Zimmer des Hauses dienen nicht so gut zu beständigen Wohnungen, als die im mittlern Stockwerke, zumal wenn bey feuchter Witterung die nasse Erde stark ausdünstet. Dicke Wände, eine freye Lage des Hauses und guter Kalk verhüten das schädliche Ausschlagen und die Nässe der Wände. Die Fenster müssen hoch seyn, und beynähe bis an die Oberdecke der Zimmer reichen, damit die in die Höhe steigenden Dünste durch sie ihren Ausgang finden können.

Ohne diesen Bau in allen übrigen Theilen zu vollenden, will ich vielmehr eilen, um die Wohnhäuser lieber so zu betrachten, wie sie wirklich sind, als wie sie etwa seyn könnten. Es kann sich nicht ein jeder ein Haus bauen, und der es bauet, hat öfters auf ganz andre Absichten, als
Der Arzt III. Th. Berth. Ausg. R auf

auf die Gesundheit der Wohnung, sein Augenmerk zu richten. Der gemeine Mann hat gar keine Freyheit; nach der Gesundheit zu wählen, sondern er muß zufrieden seyn, wenn er eine Wohnung findet, die ihm nicht zu kostbar, noch zu enge, und seinem Gewerbe gemäß eingerichtet ist. Alle diese Umstände haben bey uns die Gewölber und Kellerwohnungen so allgemein gemacht; und wenn man diese Löcher mit dem Plane vergleicht, den ich eben jetzt von einem nach der Gesundheit eingerichteten Hause entworfen habe: so wird man leicht einsehen, daß der größte Theil unsrer Einwohner sehr ungesund wohne. Es giebt Kellerwohnungen in Menge, welche bey jedem Gewitterregen vom Wasser überschwemmt, und wo der Fußboden und die Wände niemals recht trocken werden. Diese Wohnungen sind enge und niedrig; und wenn sie auch Raum genug hätten, so ziehen doch so viele oder so starke Familien hinein, die in einer einzigen kleinen niedrigen Stube essen, arbeiten, schlafen, einheizen, Licht brennen, sich an- und auskleiden, krank liegen und ausdünsten, daß einer, der solche Luft nicht gewohnt ist, ohnmächtig werden muß, wenn er in einen solchen faulen Gestank hinein kommt. Dieses ist eine üble Einrichtung für die öffentliche Gesundheit, und aus diesen unterirdischen Löchern kommen gemeiniglich die ansteckenden bössartigen Krankheiten hervor, welche sich nach und nach auch unter dem edlern Theile der Einwohner ausbreiten. Warum hausen die Pest und andre ansteckende Krankheiten so arg in der Barbarey, als weil daselbst die Leute so enge beisammen wohnen, und die Städte so außerordentlich volkreich sind? Allein, wie soll man diesem Uebel abhelfen? Wo sollte der größte Theil unsrer Einwohner hinziehen, wenn alle Kellerwohnungen, alle Gewölbe, alle enge und niedrige Säle, und alle kleine Buden verschlossen würden?

In einer solchen Verlegenheit ist die Wahl des kleinsten Übels der beste Rath, welchen man geben kann. Da unsre Wohnungen so bleiben müssen, wie sie sind, so vermehre

mehre man die Sorgfalt der Einwohner, und lehre sie, wie sie die Fehler einer schlechten Wohnung entdecken, und ihnen abhelfen können. Wenn man die allgemeinen Plans von der Lage der Häuser, und von ihrer innern Einrichtung zur Gesundheit kennt, so, wie sie im vorhergehenden beschrieben sind: so ist es leicht, zu entdecken, in welchen Stücken eine Wohnung, von der die Rede ist, von diesen Planen abweiche; und nach dieser Vergleichung muß derjenige, der eine Wohnung für seine Gesundheit wählen will, seine Beurtheilung und Wahl einrichten. Ist man gezwungen, eine feuchte Wohnung zu wählen, so hat man von den feuchten Dünsten Gefahr zu besorgen, und damit kommt es darauf an, daß man die Kunst verstehe, eine solche Luft zu verbessern. Ich will hier die Regeln nicht wiederholen, welche zu diesem Endzwecke beobachtet werden müssen. Man wird sie aber in meinem 28sten Blatte finden. Muß man sich entschließen, in eine enge und niedrige Wohnung zu ziehen, so ist das Nothwendigste, die faulenden Dünste zu verjagen und zu verbessern; und hierzu habe ich im 11ten und 23sten Blatte Anweisung gegeben. Hat man eine offene Wohnung, die, wie man hier sagt, hochlicht ist, und in welcher die Winde ihr Spiel treiben; so ist die Gefahr des Zugwindes am größten, und man muß dasjenige beobachten, was ich im 63sten Blatte gesagt habe. Kurz, es ist bey der betrübten Nothwendigkeit, elend zu wohnen, nöthig, daß man die Kunst zu Hülfe nehme, und mit den Waffen der guten Lebensordnung wider die Anfälle des Elendes streite. Man könnte mit einer guten und dauerhaften Natur, durch die Hülfe dieser Kunst und einer arbeitsamen und sorgenlosen Lebensart, gewiß den meisten und größten Gefahren Trotz bieten, die sonst den Unbehutsamen unvermeidlich überwältigen. Nur müßte das Publicum überhaupt von den Gesetzen der Gesundheit, und den Mitteln, sie zu erhalten, besser unterrichtet seyn, als es ist; und dieses ist eine von den vornehmsten Ursachen, welche mich bewogen hat, eine medicinische Wochenschrift anzufangen, deren Nutzen, wie ich weis, von einigen gleich

bey ihrem Anfange schlechterdings ist in Zweifel gezogen worden.

Ich ergreife diese Gelegenheit, um das Sendschreiben eines sogenannten Agatophilus zu beantworten, welcher von mir zu wissen verlangt, was von den Wohnungen in neuerbaueten Häusern zu halten sey? und nicht glaubt, daß es so gar schädlich sey, ein neuerbauetes Haus sogleich zu beziehen. Ich urtheile in dieser Sache eben so, wie ich icht eben von den Kellerwohnungen geurtheilt habe. Die neuergerüchten Wände sind feucht, und dünsten stark aus, und es haben Zildanus und andre Aerzte Erfahrungen davon aufgewiesen, daß Leute in dergleichen feuchten Zimmern in eine tödtliche Schlassucht verfallen sind. Es ist also keine Gesundheitsregel, in ein solches Haus zu ziehn. Allein, es ist eine andre Frage, ob die hieraus zu besorgende Gefahr auf keine Weise abgewendet werden könne? In dem Falle, wo es unvermeidlich ist, eine solche ungesunde Wohnung zu beziehen, muß man alles zu Hülfe nehmen, was uns die Kunst anbietet, um entweder die Ausdünstungen der neuen Wände zurück zu halten, oder doch ihren Einfluß in unsern Körper unschädlich zu machen. Das letztere geschieht auf die Weise, wie man sich in aller feuchten Luft beschützt; und da ich dieses schon im 28sten Blatte gelehrt habe, so kann ich hier weiter nichts hinzufügen, als daß man Ursache habe, in neuen Gebäuden alle mögliche Vertheidigungsmittel, die dort angepriesen sind, zusammen zu nehmen, und dieses desto mehr, wenn man sie gegen den Winter bezieht, als wenn es gegen den Sommer geschieht. Auf meine icht angeführten Vorschriften haben es im verwichenen Herbst gewisse angesehene Personen gewagt, ein ganz neuerbauetes Haus zu bewohnen, und sie verließen sich, aller Vorstellungen ihrer furchtsamern Rathgeber ungeachtet, auf die genaue Beobachtung dieser Regeln, wodurch es ihnen auch dergestalt gelungen ist, daß sie noch icht ohne alle Ungelegenheit darinn gesund leben.

Was nun aber den Punkt betrifft, wie man die Ausdünstungen der neuen Wände zurück halten könne; so finde ich

ich dazu einen wahrscheinlichen Rath im 8ten Stücke des 1sten Theils des physikalischen und ökonomischen Patrioten.

„Man läßt das Del aus den Nüssen kochen, und überstreicht damit die neuen Mauern. Diese Operation wird allemal nach drey Zwischentagen wiederholt, so daß die Mauer etwa überhaupt zwey; oder drehmal so überstrichen wird, nachdem der erste Anstrich trocken geworden. Hierauf läßt man die Wände, wie man will, mit Delfarbe mahlen. Diese Anstriche von siedendem Delle dringen in die Zwischenräume des Lünchs, und verstopfen sie völlig; so daß die schädliche Feuchtigkeit unmöglich hindurchdringen kann, sondern in der Mauer zurück bleiben muß.“

„Wenn man es bloß dabey bewenden lassen wollte, eine solche Mauer mit Delfarbe zu mahlen, ohne sie vorher mit Rußöle zu bestreichen; so würde dieses zwar die Feuchtigkeit abhalten. Allein, da die Farbe auf der bloßen Mauer liegt, so setzt sich die Feuchtigkeit zwischen sie und die Mauer, löset die Farbenlage ab, und macht, daß sie Risse bekommt, wovon sie endlich schuppenweise abfällt, und der Feuchtigkeit von neuem den Durchgang gestattet.“

Da dieses dem Ansehen nach schlechte Geheimniß gewiß, und sein Nutzen offenbar ist, so ist es der Bekanntmachung und des Versuchs würdig. Vielleicht wird man aber zweifelhaft seyn, ob es den Mauern schade, wenn man auf solche Weise das Austrocknen derselben hindert, oder doch wenigstens verzögert? Wenn es nicht zu weit ausgeschweift ist, so will ich diesen ökonomischen Zweifel kürzlich beantworten.

Es hat ein geschickter Mann im 79sten Stücke der Zannöverischen nützlichen Sammlungen vom Jahre 1758 bewiesen, daß die ungemeine Bestigkeit der Mauern an uralten Gebäuden auf keinem besondern Kunststücke der damaligen Mäurer, oder auf einer besondern Zusammensetzung des Mörtels, sondern bloß auf dem einzigen Umstande beruhe, daß die alten Mauern so dick sind. Die Erfahrung beweiset in der That, daß die dünnern Mauern

der Alten eben so schlecht, als die neuern, die dicken Mauern der Neuern hingegen eben so stark, als der Alten ihre werden. Das Geheimniß liegt also bloß darinn, daß in dicken Mauern der Kalk nicht zu geschwind trocknet, sondern vielmehr mit dem Steine nach und nach gleichsam verwächst. Hieraus folgt ganz natürlich, daß das beste Mittel, die dünnen Mauern eben so stark zu machen, als die dicken, darinn bestehe, das schnelle Austrocknen des Kalks zu verhüten, zu welchem Ende man sie auf beyden Seiten mit Rußöle anstreichen, und mit Oelfarbe mahlen lassen mußte. Wenn aber dem also ist, wie sollte es der Mauer wohl zum Nachtheile gereichen können, wenn man ihr nur auf einer Seite diesen Anstrich giebt?

Weil ich einmal ins ökonomische Feld gerathen bin, so will ich noch zum Beschlusse des Scheurens erwähnen, welches beyrn Anziehen freylich nothwendig ist, womit man aber in vielen Häusern auch zu andern Zeiten große Ausschweifungen begeht. Ein Arzt ist mehr, als jemand, ein Freund der Keulichkeit, und hält es zwar mit den Holländern, aber nicht mit den Enten. Ein feuchter Fußboden ist ein gefährlicher Pfad für die Gesundheit. Die feuchten Dünste schlagen an die Füße; und weil das Wasser beynabe tausendmal dichter ist, als die Luft, folglich auch die Haut in so viel mehr Punkten berührt: so ziehen die wässerichten Dünste, welche die Füße befeuchten, auch um eben so viel mehr Wärme aus ihnen an sich, das heißt auf hochdeutsch, die Füße werden von der Feuchtigkeit des Fußbodens nach Proportion weit schneller und stärker erkältet, als die übrigen Theile des Leibes; und wenn man sich die Mühe nehmen will, mein 63tes Blatt nachzulesen, so wird man daraus ersehen, was für Folgen diese allzugroße Keulichkeit für die Gesundheit habe.

Mein Herr Arzt,

Ich habe in Ihrem 50sten Stücke gesehen, wie strenge Sie mit Ihren Patienten umgehen. Sie haben daselbst die Leibesbewegung angepriesen; und aus der Correspondenz mit einem gewissen Manne,

Manne, der zur Motion keine Zeit hatte, und dessen Argumente Sie in demselben Blatte mit Ihren Drohungen zu Boden schlagen, erhellet, daß Sie nicht geformt sind, von der Strenge Ihrer Befehle im geringsten abzuweichen. Aber wissen Sie wohl, daß Sie hiermit alles verderben? Sie sind ein Prediger der Gesundheit, und Sie müssen die Kunst der andern, sittlichen Prediger lernen, wenn Sie uns glücklich machen wollen. Bilden Sie sich nicht ein, daß Sie mit den bloßen Drohungen zum Zwecke kommen können. Scheuen Sie nicht, wie wenig es hilft, den moralischen Charakter zu bessern, wenn die Prediger den Menschen mit den Strafgerichten der höchsten Gerechtigkeit dräuen, wosfern sie auf ihren bösen Wegen fortwandeln wollen? Nein, dieses Mittel ist zu scharf, und unsre besten Geistlichen erwählen oft lieber das Bitten, das Ermahnen und alle Stärke der rührenden Beredsamkeit, um uns zu bewegen, daß wir belieben mögen, ewig glücklich zu werden. So müssen Sie es auch machen, Herr Arzt. Mit Gewalt wollen wir durchaus nicht gesund seyn, und lange leben. Es muß Ihnen mehr daran gelegen seyn, als uns, daß wir nicht elend werden, und vor der Zeit sterben. Sie müssen keine Mühe und Arbeit scheuen; und wenn uns einer von Ihren Vorschlägen nicht gefällt, so müssen Sie zusehen, wie es anzufangen sey, daß wir einen andern annehmen. Ich sage Ihnen hiermit im Namen einer großen Menge Menschen, daß wir die Bedingungen schlechterdings verwerfen, unter welchen Sie uns die Gesundheit anbieten, wenn nicht die tägliche Leibesübung hinweg fallen soll. Wir können und wollen uns nicht täglich bewegen, und ohne diesen Punkt wird zwischen uns kein dauerhafter Friede gestiftet. Er muß aus unsrer Lebensordnung heraus; und damit ich Ihnen in dieser Verlegenheit zu Hülfe komme, so will ich Ihnen ein Mittel vorschlagen, das Sie uns statt der Leibesübung anpreisen können, und welches eben so gut ist. Ich gebe Ihnen die Erlaubniß, sich mit dieser fremden Feder zu schmücken, und will es keinem Menschen sagen, daß ich Ihnen diesen Vorschlag gethan habe. Sehen Sie aber zu, wie Sie erst auf eine gute Manier Ihr goßtes Blatt widerrufen, und die Strenge Ihrer Forderungen mildern können. Es geht so wahrhaftig nicht gut. Sie werden uns gewiß einen nach dem andern, wie die Fliegen, hinsterben sehen, wo Sie nicht Anstalt machen, daß wir auf eine andre Weise Ihre Ehre retten können.

Es ist zu Enratte eine besondre Operation Mode, die eine Art von Wollust bey den morgenländischen Völkern ist, ob sie gleich damit gar keine unanständigen Begriffe verknüpfen. In der Türkei, in Aegypten, und überall, wo die öffentlichen Bäder noch gebräuchlich sind, wird sie an jedem Badegasse nach vollendetem Bade, von eignen dazu bestimmten Leuten verrichtet. Man legt sich auf einen

Sopha, und derjenige, so die Operation verrichten soll, fängt an, alle Glieder des Leibes zu knäten, nicht anders, als wie man einen Teig knähet. Hernach zieht er alle Gelenke der Glieder gelinde aus einander, bis sie krachen, ohne doch einen Schmerz zu verursachen. Dieses geschieht an allen Gelenken, der Hand, der Knie, des Halses u. s. w. Man ist überzeugt, daß diese Operation die Glieder geschmeidiger und biegsamer mache, und daß sie den Umlauf der flüssigen Theile erleichtere, welche sonst nicht frey genug durch alle Theile des Körpers strömen, und solchergestalt bey der großen Hitze leicht verderben würden. Außerdem aber erregt auch dieses Knäten und Recken der Glieder bey den morgenländischen Völkern die allerangenehmsten Empfindungen und eine Art schwachtender Entzündung, welche zuweilen so stark wird, daß sie außer sich gerathen, und in Ohnmacht fallen. Es ist wahrscheinlich, daß sich schon die Römer dieser Operation ebenfalls bedient haben, welches Sie aus der Stelle des **Martials** sehen werden:

*Percurrit agili corpus arte tractatrix,
Manumque doctam spargit omnibus membris.*

Diese Operation ist es, die ich statt der Leibesbewegung vorschlagen will. Das Recken und Anstrengen der Muskeln ist eine vollkommene Leibesübung, ob man gleich dabey nicht von der Stelle kommt. Sie werden sich aus dem **Cornelius Nepos** erinnern, daß der griechische General, **Lumenes**, bey einer in Phrygien ausgeführten Belagerung seine Pferde, weil sie nicht ausgeführt werden konnten, bloß durch ein solches Anrecken im Stalle gesund und fett erhalten, indem er sie mit dem Halfter so hoch anbinden lassen, daß sie mit den Vorderfüßen die Erde nicht erreichen konnten. Hat also das Recken den Pferden statt der Motion dienen können, so kann es uns auch dazu dienen; denn in den Gesundheitsregeln ist wohl zwischen Vieh und Menschen kein sonderlicher Unterscheid. Sorgen Sie dafür, daß wir Barbier haben können, die uns knäten und recken; denn es ist dieses eine äußerliche Sache, welche für die Wundärzte gehört. Wir wollen sehn, wie uns diese Kenigkeit gefällt. Sie aber sollen uns dafür stehen, daß sie eben so gut ist, als die Leibesübung. Verstehen Sie das? Keine Einwendungen! Ich sage es Ihnen! Demonstriren Sie, was wir wahr haben wollen. Denn dafür lesen wir Sie; und wenn Sie das nicht wollen, so werden wir ohne Verantwortung seyn, wenn wir uns genöthigt sehen, auf Leben und Tod, wie Gott der Herr will, zu thun, was uns beliebt, und von der vernünftigen Lebensordnung abzuweichen, wie es eines jeden Stand und Würde erfordert. Hiermit verharre ich, Ihr Leser.

Nach-

Nachschrift.

Wenn Ihnen ja das Dehnen und Recken der Glieder nicht ansteht, so schaffen Sie uns was anders, das die Stelle vertreten kann. Geben Sie Sich ein wenig Mühe, wenn Sie belieben und schlagen Sie nach. Wenn Sie sich nicht schämen wollen, daß ichs für Sie gethan habe, so können Sie sich der folgenden Stelle aus **William Tempels** Buche von der Gesundheit und dem langen Leben bedienen:

Hey den Römern waren vier Stücke gebräuchlich, die ist ganz aus der Mode gekommen sind, nämlich das Baden, das Räuchern, das Reiben und das Schütteln. Das Baden ist ein schönes Mittel, die Schweißlöcher zu eröffnen, die Gelenke zu schmeidigen, den Körper nach starker Arbeit zu erquickern, und bey einigen empfindlichen Schmerzen Schlaf zu verschaffen. Das Räuchern mit wohlriechenden und stärkenden Dünsten kann, besonders durch den Geruch, schwachen Nerven vortreflich zu statten kommen. Als der von Alter äußerst entkräftete **Democritus** dem Tode nahe war, und seine Schwester ihn darum beweinte, daß er das Fest der **Ceres**, welches innerhalb drey oder vier Tagen einfiel, nicht erleben sollte, so forderte er neugebackenes Brodt, hielt es unter die Nase, und verlängerte durch den Geruch dieses Dunstes sein Leben, bis nach Endigung des Festes, und alsdann starb er. Diese Kraft der Dünste der Speisen, das Leben zu erhalten, müssen diejenigen Richter nicht geglaubt haben, welche die Anklage eines gewissen Kochs entschieden, der darum von einem Manne, welcher sich viel in der Speisekammer des Kochs aufhielt, Geld forderte, weil er dafür hielt, daß er durch den Dunst der Speisen seine Mahlzeit ersparte; denn sie erkannten dem Manne zu, daß er den Koch mit dem Klange des Geldes bezahlen sollte. Das Reiben ist das beste Mittel, die Ausdünstung zu erzwingen. Die Indianer sagen im Sprichworte, daß niemand sehr von der Sicht angegriffen werden könne, wer nur Sklaven genug hätte, die ihn reiben könnten; und in der That heilen sie viele Krankheiten bloß durch das Streichen mit der Hand. Das Schütteln wurde bey großen anhaltenden Schmerzen zu einiger Abwechslung und Linderung gebraucht, und es gab den Kranken Geduld, Ruhe und Schlaf; wie wir solches noch durch das Wiegen und Tanzen der Kinder auf dem Arme erhalten. Ein alter Graf, **Moritz von Nassau**, welcher sich in Brasilien an ein Hängebette gewöhnt hatte, gebrauchte dasselbe nachher seine ganze Lebenszeit hindurch oft bey den Stein- und Gichtschmerzen. Er glaubte, daß er hierdurch Linderung empfanke, und durch die beständige Bewegung, oder durch den Schwung des Bettes, in Schlaf gebracht würde.

R 5

Zwey

Zwey und siebenzigstes Stück.

von Haller.

Kein Gut, kein nöthig Krank verlohren wir an ihr.

Als die Spanier im Jahre 1520 Mexico eroberten, so fanden sie daselbst die neue Art der Wollust, die sättigende Chocolade, durchgängig eingeführt; aber damals war sie noch keine Galanterie. Ein spanischer Soldat, der sich aus Weinmangel und Wasserhasse genöthigt sah, die Chocolade der Mexicaner zu trinken, nannte sie einen Soff für die Schweine; aber deshalb ward sie doch eine Galanterie. Die dummen Mexicaner verstunden die Kunst des Geschmacks nicht, welche darinn besteht, alle nützliche Dinge in schmackhafte, und alle schmackhafte in schädliche zu verwandeln. Sie brateten ihren Cacao in irdenen Töpfen; hernach rieben sie ihn zwischen zween Steinen, und löseten ihn, wann er gereinigt war, in warmen Wasser auf. Alles Gewürz, was sie hinzu thaten, war ein wenig Piment, oder westindischer Pfeffer; und wenn ihn die Vornehmen mit dem Farbkraute Achiotte färbten, so verlängerte der Geringere seinen Chocoladetränk mit Manzbreye, den er darunter mischte.

Die Spanier konnten es unmöglich mit gleichgültigen Augen ansehen, daß ein so nahrhaftes und nützliches Getränk eine so häßliche Zubereitung leiden sollte. Es kam darauf an, dasselbe dergestalt zu verderben, daß es dem Geschmacke angenehmer, und der Gesundheit schädlicher würde, damit es in Europa sein Glück machen könnte. Zu dem Ende setzten sie nicht nur den Zucker hinzu, sondern vermischten dieses Getränk auch mit einigen ostindischen Gewürzen und americanischen Spezerereyen, die wir nur dem Namen nach kennen. Unter allen diesen Zusätzen ist die

die Vanille allein bis zu uns gekommen, gleichwie der Zimmt das einzige Gewürz ist, das den allgemeinsten Beyfall erhalten hat, und in der Zusammensetzung der Chocolade geblieben ist. Wir würden nichts verloren haben, wenn auch diese beyde Spezerereyen heraus gelassen worden wären. Allein der Geschmack wollte es so haben. Die Vanille giebt der Chocolade einen schönen Geruch und hohen Geschmack. Da sie aber sehr hitzig ist, so hat man sich aus Noth gezwungen gesehen, sie nur mäßig damit zu vermischen, damit sie doch noch erträglich schädlich wäre. Empfindliche Personen können sie gar nicht darinn vertragen, und man hat, ihnen zu gefallen, eine Art von Chocolade ohne Vanille zubereiten müssen, welche in Spanien und Italien Gesundheitschocolade genennt wird. Auf den Französischen Inseln in America, wo die Vanille weder selten, noch theuer ist, und wo man eine erstaunliche Menge Chocolade verthut, gebraucht man sie ganz und gar nicht.

Die gewöhnliche Zubereitung der Chocolade geschieht folgendermaßen: Wenn der Cacao zu Mehle gerieben, und auf dem Steine recht fein gemacht worden ist, so thut man eben so viel durchgeseibten Zucker hinzu, als der Cacao wiegt. Wenn der Brey nicht so sehr austrocknen, und vor der Luft und den Würmern besser bewahrt bleiben soll; so nimmt man auch wohl vom Zucker ein Viertel weniger in die Masse, und ersetzt dasselbe erst nachher bey'm Kochen der Chocolade. Wenn der Zucker mit dem Cacaobreye wohl vermischt ist, so kömmt das feine Pulver von Vanillenschoten und Zimmtstengeln darunter, worauf alles nochmals unter den Stein gebracht, und recht durch einander gearbeitet wird. Endlich thut man den Brey in eiserne überzinnte Formen, worinn er hart wird. Wer den Geruch liebt, der schüttet, ehe sie in die Formen kommen, ein paar Tropfen Ambraessenz auf die Tafeln. Wenn die Chocolade ohne Vanille gemacht wird, so nimmt man auf ein Pfund Cacao zwey Quentlein Zimmt, mit Vanille aber nur die Hälfte. Von der Vanille nimmt man nach Belieben eine, zwey, drey und mehr Schoten. Allein, die Chocoladen:

coladenmacher geben ihr durch Vermischung von Pfeffer, Ingber u. s. w. ein falsches Ansehn, als ob recht viel Vanille darinn wäre.

Auf den Antillen macht man die Chocoladetafeln rein und ohne alle Vermischung; und wenn man sie trinken will, so schabt man mit einem Messer oder Reibeisen, so viel man will, z. E. zwey Loth davon, thut zwey bis drey Finger voll durchgeseibtes Zimmetpulver, und zweyen große Löffel voll Puderzucker darunter, schüttet es mit einem ganzen frischen Eye in die Kanne, quirlt es wohl durch einander, und gießet dann siedendes Wasser oder Milch auf, wobey stark gequirlt werden muß. Hierauf wird die Kanne auf Feuer oder kochendes Wasser gesetzt, und wieder abgenommen, so bald die Chocolade steigt, da sie dann wieder stark gequirlt, und unterdessen nach und nach in die Tassen gegossen wird. Man kann vorher auch einen Löffel voll Pommeranzenblüthwasser und einige Tropfen Ambraessenz hinzu thun. Diese Methode hat verschiedene ihr eigne Vorzüge. Denn wenn sie gut in Acht genommen wird, so erhält die Chocolade einen schönen Geschmack, ist leicht zu verdauen, und läßt weder in der Kanne noch in den Tassen einen Bodensatz zurück. Dabey hat man die Wahl der Menge des Zuckers und Zimmets, des Pommeranzenblüthwassers und der Ambraessenz; nicht zu gedenken, daß eine solche Chocolade sehr wolfeil ist.

Wenn man sich von der Wirkung der Chocolade einen richtigen Begriff machen will, so muß man den Cacao, die Vanille und den Zimmet kennen. Ich werde meinen Lesern von den beyden erstern einen Begriff machen, weil sie die unbekanntesten sind. Vom Zimmet weiß jedermann, daß er ein hitziges aber doch zugleich herzkärkendes Mittel sey, und dieses kann zu meiner heutigen Absicht hinlänglich seyn.

Die Americaner hatten den Cacao lange für sich gebraucht, ehe sie ihn den Spaniern und Portugiesen entdeckten, und man kannte ihn damals so wenig, daß die holländischen Corsaren aus Unwissenheit den ganzen Vor-

rath dieser Waare ins Meer warfen, und sie mit einem verächtlichen Gelächter, auf schlecht Spanisch, Cacara de Carnero, Schaafskesteln, nannten. Im Jahre 1649 war nur ein einziger Cacaobaum auf den Antillen, welchen ein Engländer zu St. Croix, aus Neuguy, in seinem Garten gepflanzt hatte. Im Jahre 1655 zeigten die Caraiben dem Herrn du Parquet den Cacaobaum zuerst in den Wäldern der Insel Martinique, von welchen er Herr war, und diese Entdeckung gab zu vielen andern in eben den Wäldern Anlaß. Vermuthlich hat man von hier den Saamen zu den in der Folge angelegten Cacaoplantationen auf dieser Insel genommen. Ein Jude, Namens Benjamin, pflanzte daselbst die erste im Jahre 1660. Aber wohl erst 20 bis 25 Jahr nachher fiengen die Einwohner zu Martinique an, die Plantagen recht anzulegen, wo sie auch wirklich eine geraume Zeit bestanden haben. Allein, das daselbst im Jahre 1727 ausgebrochene Erdbeben rottete die ganze Plantation aus, und seitdem hat man sich nicht weiter bemüht, sie wieder herzustellen, daß also Martinique iht keinen Cacao mehr liefert. Den unstrigen giebt uns iht das den Spaniern, Portugiesen und Franzosen zuständige veste Land von America, als Caracas, Brasilien und die französischen Colonien. Der von Caracas ist, nach der Meynung des Herrn von Nilhau, der beste, und der von Cayenne kommt ihm am nächsten, und ist, nach jedermanns Aussprüche, dem brasilianischen, und dem von Maragnon weit vorzuziehen. Don Ulloa hält den Cacao in dem Bezirke der Stadt Carthagena für den besten, weil die Mandeln fetter, größer und ölichter sind, als die von Caracas, Maracaybo, Guayaquil, u. a. D. Dieser Cacao ist aber in Europa wenig bekannt, und wird nur zuweilen zum Geschenke dahin übersendet. Doch wird auch etwas von Caracas nach Carthagena gebracht, und zum Theil in das Innere des Landes verführt, weil der Cacao, welcher am Magdalenenflusse wächst, zum Aufwande nicht hinreichend ist, und außerdem auch die Vermischung des Caracassischen mit dem vom Magdalenenflusse die große Delichkeit des letz-

tern mildert. Der carthagensische Cacao wird zum Unterschiede nach Millaren, zu 4 Pfunden gerechnet, der caracasische hingegen nach Fanegen, zu 110 Pfund, oder, bey dem Maracaybischen zu 96 Pfund, verkauft. In Guayaquil ist der Cacao von Machala der auserlesenste. Von hier wird er sowohl nach Panama, als auch nach den Häfen Sonsonate, el Realejo, und andern Küsten von Neuspanien verführt. Aus Neuspanien hat man die Pflanze dieses Baums in die philippinischen Inseln gebracht, und sie hat sich daselbst so stark vermehrt, daß man die americanische missen kann, wiewohl sie ihr an Güte weichen muß.

In der 444 Tabelle des Tournefort sieht man eine mangelhafte Abbildung des Cacaobaums, der überhaupt von wenigen richtig beschrieben wird. Er steigt 15 bis 16 Fuß hoch, und sein Stamm hat 10 bis 12 Zoll im Umfange. Die Blüthe ist sehr klein, und besteht aus 5 irregulären Blättern. Der Knopf am Stempel, welcher, wie an allen Bäumen, die Frucht bildet, bleibt in der ganzen Zeit des Wachsthumis grün, wird aber bey der Reifung gelb, und formirt eine Schote, die gemeiniglich 40 bis 45 Mandeln enthält, wenn die Früchte nicht unvollkommen geblieben sind. Hieraus kann man abnehmen, wie unzuverlässig diejenigen schreiben, welche die Anzahl dieser Mandeln entweder nur auf 10 bis 14, oder auch 50 bis 100 setzen. Diese Früchte gleichen ziemlich den gemeinen Mandelkernen; nur daß sie breiter und dicker, aber nicht so lang, noch zugespitzt sind. Sie sind in der Schote selbst durch eine weiße und feuchte Wolle, die sie umgiebt, von einander abgefondert, aus welcher die Landeseinwohner ein angenehmes süßes Getränk zubereiten.

Ein durch Saamen oder Ableger fortgeplanzter Cacaobaum trägt gemeiniglich erst nach zwey bis drey Jahren, und giebt in gemeinen Jahren zu Cayenne zwey Pfund Früchte. Zu Martinique konnte man kaum ein halbes Pfund hoffen. Hingegen hat man zu Cayenne zuweilen Bäume gehabt, die jährlich 20, 30 bis 40 Pfund Früchte gegeben haben, wenn sie nämlich einzeln gestanden, vor dem

dem Winde gesichert, dicht bey Hütten gepflanzt, und wohl durchgeräuchert worden sind. In heißen Ländern bindet sich dieser Baum nicht an die Jahreszeiten. Er ist zu allen Zeiten mit Blüthen und Früchten bedeckt, welche man jährlich zweymal, nämlich im Sommer und Winter sammet.

Wenn die Cacaomandeln ausgehülset sind, so müssen sie sorgfältig getrocknet werden, damit keine Würmer hinein kommen, oder kein angenommener übler Geschmack sie verderbe. Man thut oft das Gegentheil, damit die Mandeln desto schwerer wiegen, welches ein strafbarer Betrug ist. Eine wohlzubereitete Cacaomandel muß, nachdem sie gereinigt worden, ganz dunkelviolet aussehen. Hat sie aber nicht geschwitzt, so ist sie hellviolet. Dieses Trocknen geschieht, indem man die ausgehälseten Mandeln auf ein trockenes Kuhfell, oder auf Vijahuablätter schüttet, und an die Luft legt. Wenn solches geschehen ist, so werden sie in ein andres Kuhfell geschüttet, und so versendet.

In Guayaquil, wo der Cacao so gemein und so stark im Handel ist, wird er wenig gebraucht, und ist unter den Einwohnern noch nicht eingeführt. Sie senden ihn unter andern auch nach den peruanischen Häfen. Allein, Don Ulloa versichert, daß man auch dort wenig davon verthue. Da wir nun also vorzüglich daran Geschmack finden, so ist es uns auch am nöthigsten, seine Kräfte zu wissen. Wenn seine Wirkungen gleich schädlich sind, so wird man ihn deshalb doch nicht lassen; wenn sie heilsam wären, so käme er vielleicht eher in Verfall.

Die meisten Schriftsteller behaupten, daß der Cacao von Natur kalt, trocken, erdig und stopfend sey. Dieses sagen sie aus Heucheley gegen den lusternen Geschmack. Denn es folgt aus diesen Eigenschaften, daß er so getrunken werden müsse, wie wir ihn am liebsten schmecken. Eine Frucht von dergleichen Art erfordert eine Vermischung von hitzigen Gewürzen, damit die beyden entgegen gesetzten Wirkungen einander die Waage halten, oder sich, wie zweyerley Salze, durch einen brausenden Kampf, in eine Arzney-

Arzneykraft verwandeln. Allein, der Herr von Milhau, welcher den Cacao genau untersucht hat, wendet gegen dieses Vorgeben der meisten Schriftsteller ein, daß das im Cacao enthaltene Del und dessen bitterer Geschmack eben keine Kennzeichen einer kalten Mixtion sind, weil man alle bittere Sachen unter die hitzigen rechnet, und weil das Del, die dem Feuer am nächsten verwandte Materie ist. Hieraus folgt, daß man die scharfen und hitzigen Gewürze ohne Nutzen damit verbinde, und daß sie vielmehr die guten Eigenschaften des Cacao zu verändern und zu vernichten, als zu erhöhen vermögend sind.

Der Gebrauch des Cacao in America bestätigt dieses Urtheil nicht wenig. Die Vanille und der Zimmet sind daselbst weder so rar noch theuer, als in Europa, und gleichwohl ist die Chocolade, die man dort trinkt, nichts anders, als in warmen Wasser aufgelöseter Cacao mit Zucker und einer Citronscheibe, um den Geschmack angenehmer zu machen. Alle dasige Einwohner, von welchem Alter und Stande sie auch sind, trinken sie zu allen Zeiten und in allen Witterungen. Niemand beklagt sich, daß er Beschwerden davon habe, sondern es behauptet vielmehr jeder mann, daß sie, ohne Gewürze, den Durst stille, erfrische, und fett und schläfrig mache. Der Herr von Milhau führt das Beispiel eines vornehmen Americaners an, den er im 78sten Jahre bey vollkommener Gesundheit gesehen, und der gleichwohl nie andre Nahrung genossen, als die auf die beschriebene Weise verfertigte Chocolade. Die chymische Zergliederung des Cacao, welche der Herr von Milhau angestellt hat; ist mit dem übereinstimmig, was von den Wirkungen des Cacao im menschlichen Körper gesagt worden. Der Cacao ist unter allen gemischten Körpern derjenige, in dessen Zusammensetzung er das wenigste Salz gefunden hat. Denn, obgleich Lemery in seiner Schrift von den Arzneymformeln das Gegentheil versichert, so sagt er doch nicht, ob er die Untersuchung selbst angestellt habe; und daher ist es wahrscheinlich, daß er von dem Zeugnisse anderer hintergangen worden sey. Dieser

be:

besondre Mangel des Salzes ist die Ursache der durststillenden und erfrischenden Kraft des ungewürzten Cacaotrank; und wie hieran niemand zweifeln wird, so muß man auch eingestehn, daß eben um deswillen dieses Getränk so leicht fett mache. Türberville Neeham hat bewiesen, daß erst alsdann die klebrichen Säfte gut nähren, wann sie ihren größten Theil von Salzen niedergelegt haben. Es ist also ein solches nahrhaftes Getränk, als die ungewürzte Chocolade ist, zum Fettmachen um desto geschickter, da sie von Natur wenig Salz hat. Hierzu kommt noch, daß, wie Herr von Milhau darthut, der Cacao eine solche Art der Zusammensetzung hat, welche der Mischung unsres Blutes sehr ähnlich ist, und worinn ein Ueberfluß von Fetttheilchen angetroffen wird, die sich bald einen Weg in das Zellgewebe eröffnen. Eben um dieser Eigenschaft willen thut die Chocolade merklich das Gegentheil von derjenigen Wirkung des Caffee, welche die Gemahlinn des Sultans Nachmud Casuin bey Gelegenheit eines Wallachen rügete. (S. das 62ste St.) Diese letztere Wirkung des Cacao wird aber durch den Reiz der in der Chocolade befindlichen hitzigen Gewürze noch vermehrt; und darum ist die Chocolade eine Zuflucht der matten Freyer geworden. Man kann sie also magern, trocknen Leuten, schwachen Temperamenten, und allen, die ihre Kräfte und Säfte verschwenden und erschöpfen, als eine heilsame Arznei anpreisen. Allein, wenn sie ihnen einen bleibenden Nutzen stiften soll, so müssen sie dahin sehen, daß die neuen Kräfte und Säfte, die ihnen der aufgelösete Cacao mittheilt oder ersetzt, nicht zu geschwind durch neuen heftigen Reiz und baldige Abnutzung wieder verzehret werden. Da nun die hitzigen Gewürze das letzte thun, so erhellet, daß sich solche Personen der ungewürzten Chocolade, so wie der 78jährige Americaner, dessen Herr von Milhau gedenkt, allein bedienen müssen. Fette Leute, die ohnedem zu viel gute Säfte haben, würden mit der Chocolade ihr Unglück vermehren.

Nach eben den vorigen Grundsätzen kann hitzigen, trocknen und mageren Personen keine mit Weine gekochte Chocolate dienen, sondern man muß sich der Milch dazu bedienen, welche ihre Nahrhaftigkeit vermehrt. Leute, denen ein Reiz mitgetheilt werden muß, um sich ihrer neuen Kräfte zu bedienen, müssen den nahrhaften Trank, mit Gewürzen vermischt und in Weine gekocht, trinken. Fette Leute würden hingegen die Chocolate mit Milch zu ihrem grossen Nachtheile geniessen, da ihnen vielmehr die gewürzte, welche mit Wasser bereitet wäre, am besten dienen würde, ob sie gleich unter dreyen Uebeln für sie nur das kleinste ist.

Es ist bey allen diesen Regeln noch ein Umstand zu betrachten, welcher bey der Wirkung aller Arzneyen, Speisen und Getränke überlegt werden muß, nämlich ihre Wirkung im Magen und in den Gedärmen. Alles, was ich bisher von der Chocolate gesagt habe, gilt nur in so fern, als sie sich wirklich schon, nach einer guten Verdauung mit unserm Blute, vermischt hat. Allein, es ist noch die Frage, ob sie gut verdauet werden könne? Hierbey muß der Magen einer jeden Person um Rath gefragt werden. Es ist nicht ungewöhnlich, daß die öligten Fruchtkerne, wie alle Arten der Mandeln, den Magen beschweren, den Appetit verderben, und Säure erzeugen. Hiervon ist der Cacao nicht ausgenommen. Man hört viele Personen über diese Wirkungen der Chocolate klagen, und solchen Leuten ist sie nicht dienlich. Wenn die Cacaomandeln noch nicht ihre völlige Reife in ihren Schoten erhalten haben, so bestehen sie aus einer zarten und dünnen Haut, worinn sich ein durchsichtiger und klebrigter Milchsaft befindet. Alsdann kann man die Schote, wie andre Früchte essen, und Don Ulloa versichert, daß sie einen sauerfüßlichten Geschmack habe, welcher nicht unangenehm ist, zugleich aber, daß sie ungesund sey, und das Fieber erzeuge.

Ich kann diese Materie nicht beschließen, ohne bey dieser fast einzigen Gelegenheit den Liebhabern der Naturgeschichte von der Vanille eine kleine Nachricht zu erthei-

len, von welcher ich hoffe, daß sie nicht ganz uninteressant seyn werde.

Die Vanille ist eine Schote, welche den Saamen einer Pflanze in sich enthält; und hiervon hat sie den spanischen Namen, Vaynilla, kleiner Saame, erhalten. Die Americaner sind allein im Besitze der Vanille, die sie den Spaniern verkaufen, und sie halten diesen einzigen ihnen noch übrigen Schatz sehr heilig. Man sagt, daß sie sich eidlich verbunden haben, den Spaniern niemals auch nur die geringste Kleinigkeit zu offenbaren; wenigstens ist es ein stillschweigendes Bündniß unter ihnen, davon sie nur allzu gute Ursachen anführen könnten. Sie haben wohl eher die ärgsten Martern ausgestanden, ohne davon abzuweichen; ja, man sagt so gar, daß jeder unter ihnen seinen eigenen Landsleuten die Gegend verhehle, wo er seine Vanille herbekommt. Wenn sie wüßten, daß uns die Vanille schädlich wäre; so würden sie sie vielleicht den Spaniern aufdringen. Denn in der That sind diese mit ihren Schätzen zufrieden, zum Müßiggange und einer ruhigen Unwissenheit gewöhnt, und verachten mit einem unrühmlichen Stolze so wohl die natürlichen Seltenheiten des Landes, als auch die Liebhaber derselben.

Der Herr de Jüfieu hat auf einem sichern Wege von dieser Pflanze Erkundigung eingezogen. Sie kommt aus den wärmsten Gegenden von America, hauptsächlich aus Neuspanien. Man sammet sie auf Bergen, die nur die Indianer allein besteigen können, und zwar an Orten, wo es etwas feucht ist.

Es giebt drey Sorten Vanille. Die Pompona oder Bova, (die aufgeblasene oder dicke) welche dicke und kurze Schoten, und einen stärkern aber nicht so angenehmen Geruch hat, als die andern, macht große Kopfschmerzen, Aufsteigen der Dünste und schwere Brustbeklemmung. Ihre Saat ist dicker, als der übrigen, und aleicht fast den Senfkörnern. Die Simarona, oder die unächte, hat wenig Geruch und Saat, und ihre Schoten sind kleiner. Weder die erste noch andre wird verkauft, ausser

wenn sie die Indianer listiger Weise zwischen die einzige gute Vanille mengen, welche Ley oder Kaufvanille heißt. Ihre Schoten sind dünn und lang, und müssen weder zu schwarz noch zu roth, sondern dunkelbraunroth aussehen, auch weder zu klebricht noch zu trocken seyn. Ob diese Schoten gleich zusammengeschrumpft sind, so müssen sie doch voll seyn, und 50 Stück müssen mehr als zehn Loth wiegen. Die 16 Loth wiegen, heißen die *Sobrebuena*, die vortreffliche. Der Geruch muß lebhaft und angenehm seyn. Wenn man eine gute und frische Schote eröffnet, so findet man sie mit einem schwarzen ölichten und balsamischen Saft angefüllt, worinn eine unendliche Menge kleiner schwarzer fast nicht zu unterscheidender Körner herum schwimmt; und man empfindet dabey einen so starken Geruch, daß er die Sinne benebelt, und gleichsam trunken macht. In ganz Neuspanien thut man keine Vanille in die Chocolate, weil sie davon ungesund und unangenehm werden würde, welches man aber nicht mehr für wahr hält, wenn sie erst bis nach Europa gereist ist.

Man wußte ungefähr so viel, daß die Vanillenpflanze dem Weinstocke einigermaßen ähnlich sey. Allein, die rechte Gewisheit davon hat man erst durch den P. Fray Ignazio de Santa Theresa de Jesus, einen Barsüßer, erhalten, der lange Zeit Prior des Klosters zu Daraca gewesen, und 1721 über Cadix nach Rom gieng. Dieser Prior ließ sich von einigen indianischen Knechten einen grossen Stock von der Vanillenpflanze bringen; und weil er schon einige Kenntniß davon besaß, so band er diesen Vanillenreben an einen grossen Baum, und flocht alle Ranken und Zweiglein desselben zwischen die Aeste des Baums. Das unterste Ende des Stocks blieb 4 bis 5 Zoll hoch über der Erde, und ward mit ein wenig trockenem Moose umwunden, und vor der Luft bewahrt. In kurzer Zeit drang der Saft des Baums in die Vanillenrebe, die davon neu hervor grünte. Nach etwa zween Monaten stachen 5 oder 6 dünne Faden durch das Pack Moos hindurch, und bohrten sich in die Erde. Dieses waren Wurzeln, welche wie Feder-

kielen

kielen dick wurden. Nach zweyen Jahren trug dieser Stock Blüten, und hernach Vanillen die reif wurden.

Die Blätter sind einen halben Fuß lang, drey Finger breit, stumpf und ganz dunkelgrün. Die Blumen sind einfach, weiß, roth und gelb gefleckt. So bald sie abfallen, fangen die kleinen Vanillenschoten zu treiben an. Anfangs sind sie grün; wann sie aber gelb werden, so sammet man sie ein. Die Pflanze braucht drey bis 4 Jahr, ehe sie Frucht trägt, und dann dauret die Erndte den ganzen Herbst hindurch. Die ganze Zubereitung besteht darinn, sie zeitig zu sammeln, und sie 15 bis 20 Tage zu trocknen, damit sie versendet werden kann.

Die Ranken der Pflanze kriechen auf der Erde hin, wie die Weinranken, und winden sich eben so an den benachbarten Bäumen hinauf. Der Stamm wird endlich so hart, wie der Weinstock. Die Wurzeln, die sich weit in der Erde verkriechen, treiben Sproßlinge, die man an dem Fuße eines Baums als Absenker einsetzt.

Das besonderste hierbey ist, daß man das Ende des Rankens nicht in die Erde steckt, worinn er nur verfaulen würde. Die Pflanze empfängt von dem Baume Nahrung genug, an den sie befestigt wird, ohne des Saftes der Erde nöthig zu haben. Der Saft der Bäume in diesen heißen americanischen Ländern ist so stark und häufig, daß ein vom Sturme abgebrochener und auf einem Baume von ganz anderer Art gewachsener Zweig darauf festwächst, als wenn ihn ein Gärtner nach der besten Kunst eingespöpft hätte. Dieses ist daselbst eine gemeine Begebenheit. Eben so gemein ist es, daß die zarten Faden, die aus den höchsten Zweigen grosser Bäume heraus wachsen, und bis auf die Erde hängen, sich in die Erde bohren, und zu neuen Bäumen werden, die eine Art von Waldung formiren, worunter man endlich den ersten Stammbaum nicht mehr erkennen kann, und wodurch öfters die Wälder den Jägern unwegsam gemacht werden.

Mein Herr,

Ihr 69stes Blatt, worinn Sie uns die Wirkungen der Einbildungskraft in den menschlichen Körper beschreiben, hat mich an den Bürger zu Argos erinnert, welcher glaubte, daß er von früh bis auf den Abend die schönsten Trauerspiele spielen sähe. Man gab ihm Nieswurz ein, wovon er genas. Anstatt aber seinem Arzte für diese Cur zu danken, sagte er zu ihm, er habe ihn nicht curirt, sondern gleichsam umgebracht, indem er ihm das grosse Vergnügen entzogen, welches sein Leben glücklich gemacht hätte. In der That kann man von solchen Leuten den Ausdruck des Virgils gebrauchen, und sagen, daß sie

Felices errore suo

sind, und ihre Krankheiten gehören also in die Reihe derjenigen, die nicht curirt werden sollten. Worinn besteht wohl die Glückseligkeit der Menschen anders, als darinn, daß sie sich für glücklich halten, und was kann daran liegen, ob sich diese Meynung auf eine Wahrheit oder einen Irrthum gründet? Der Kaiser *Constantius* war von Person klein und unansehnlich, und er würde, als er im Jahre 357 seinen öffentlichen Einzug in Rom hielt, lange so vergnügt nicht gewesen seyn, wenn er sich für so klein gehalten hätte, wie er wirklich war, als da er sich einbildete, daß er ungemein groß wäre, und mit seiner ansehnlichen Gestalt seinen Triumph verherrlichte. Er saß auf seinem Wagen steif und unbeweglich, ohne den Kopf auf irgend eine Seite zu bewegen. Als er aber seinen Einzug durch die Stadthore hielt, welche sehr hoch waren, häckte sich der Zwerg mit dem Kopfe, als ob er anzustossen befürchtete. Ich halte also dafür, daß man diejenigen Fehler der Einbildungskraft, welche uns in unsrer Meynung reich, groß, geehrt, beliebt, kurz, so machen, wie wir glauben, daß wir glücklich wären, keine wahre Krankheiten, sondern gewisse glückliche Entzückungen sind, welche man auf alle Weise zu unterhalten suchen sollte. Man hält dieses in der Sittenlehre für vernünftig, und warum sollte es in der Arzneykunst nicht auch so seyn? Ich würde den Ärzten, die einen glücklichen Narren flug, und in seiner Meynung unglücklich machen mit völligem Rechte eben die Ahrebe halten, welche *Gellert* den Philosophen gehalten hat:

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienstbäuflichkeit;
Oft seyd ihr unsrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unsre Lehrer seyd.

Wer

Wer heist euch uns den Irrthum rauben,
Den unser Herz mit Lust besitzt,
Und der, so heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder schadt, als niht?
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Bahn der Welt entzieht.
Die meisten Arten von Vergnügen
Entstehen, weil man duntel sieht.
Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
Was treibt zu großen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Trost zu geben?
Ehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
Genug, daß wir dabei empfinden!
Es sey auch tausendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verschwinden;
So wär es schlimmer, ein Mensch zu seyn.

M. K.

Drey und siebenzigstes Stück.

von Logau.

Unter grünen Aesten
Hat Yan das liebe Volk der Nymphen oft zu Gästen.

Man wird es mir nicht verdenken, daß ich in dieser Woche meinen Blättern die Arbeit eines Fremden einverleibe, welcher sich bey den Pfingstmayen des Arzts erinnert, und bey den Vergnügungen der Jahreszeit an den Nutzen meiner Leser gedacht hat.

Mein Herr Arzt,

Da das Fest der Mayen herannahet, so wacht meine alte Neigung wieder auf, nach welcher ich mein größtes Vergnügen in der Betrachtung und Cultur der Bäume finde, welche ich mir gewissermaßen zum Umgange gemacht habe.

S 4

Die

Die Bäume haben gewiß etwas an sich, das einen einsamen Liebhaber der Natur angenehm unterhalten kann. Die alten Völker haben ihnen große Verehrung erwiesen, und dieses war wahrscheinlich eine Folge von der wilden Lebensart und dem Aberglauben der ersten Menschen. Man muß sich vorstellen, daß die ersten wilden Menschen in Griechenland ihre Wohnung und Zuflucht in den Wäldern gesucht und gefunden haben, wie solches allen wilden Thieren natürlich ist. Sie fanden darinn hin und wieder alte hohle Bäume, worinn sie sich vor Wind und Regen verbergen konnten; und was war natürlicher, als daß man sich einen solchen Baum auserkühr, um darinn seine Wohnung aufzuschlagen? Die alten Eichen waren hierzu am geschicktesten, weil sie einen sehr weiten Umfang haben, in dessen Raume man bequem wohnen konnte. Wenn sich in einem solchen Baume zuweilen eine wilde Frauensperson aufhielt, und darinn von andern Menschen, die schon etwas gezüchteter waren, und gesellschaftlich lebten, angetroffen wurde; so war nichts natürlicher, als daß man sie eine *Dryas*, eine Bewohnerin der Eiche nennete, und daß man sie, um ihres wilden Anblicks, und ihrer unabhängigen Lebensart willen, für ein Wesen hielt, das von einer andern Natur wäre, als die Menschen. Man hielt sie für eine Art von Nymphen, welche ihrer Natur nach in einem solchen Baume leben müßte, und gleichsam die Seele, oder die Gottheit desselben vorstellte. Es kann seyn, daß man zuweilen von ungefähr einen solchen Baum fällen wollen, und daß alsdann die Bewohnerin desselben erschienen, und mit Liebkosungen und Bitten um dessen Erhaltung gebeten. Auf diese Weise sind vermuthlich die Fabeln von den *Hamadryaden* entstanden, und hieraus lassen sich alle die Märchen erklären, die man von ihnen erzählt.

Natalis Comes erzählt vom *Arcas*, einem Sohne des *Jupiters* und der *Callisto*, daß er auf einer Jagd in einem Gehölze eine *Hamadryas* angetroffen habe, die ihrem Untergange nahe war; denn der Baum, welchem sie einverleibt worden, hatte an den Wurzeln durch das Wasser eines Flusses großen Schaden gelitten. Sie hat den *Arcas* gebeten, sie zu retten, und er hat ihr diese Günst zugestanden, indem er den Lauf dieses Flusses abgeleitet, und den Baum wieder mit Erde beschüttet hat, welcher Arbeit vermuthlich die arme Eremitin allein nicht gewachsen gewesen. Die Nymphe war gegen diese Gültigkeit nicht undankbar, und *Arcas* hatte zwey Kinder mit ihr, welche bewiesen, daß sie Fleisch und Blut hatte, wie andre Menschen. *Charon von Lampisakus* erzählt eine andre Geschichte, die einen ähnlichen Inhalt hat. Ein gewisser Mann, *Rhäcus* genannt, der eine alte Eiche bemerkte, welche bald umfallen wollte, und eine Art von Mitleiden gegen diesen Baum verspürte, befahl seinen Knechten, frische Erde an die

Wurzel

Wurzel zu schütten, und ihn wieder aufzurichten. Die *Hamadryas* oder Nymphe, welche mit dem Baume nothwendig zugleich hätte vergehen müssen, erschien ihm den folgenden Tag; und nachdem sie ihm gedankt, so erklärte sie sich, daß sie bereit wäre, ihm in allem zu willfahren, was er begehren würde. Weil sie nun ungemein schön war, so bat *Rhäcus* um die Erlaubniß, ihr Liebhaber zu seyn. Die *Hamadryas* ließ sich diese Bitte eben nicht misfallen, und versprach, sie wolle ihn zu sich bestellen. Allein sie befahl ihm, sich einige Tage des Umgangs mit allen andern Frauen zu enthalten, indem sie noch hinzufügte, sie wolle ihm eine Biene schicken, die ihm seine Glückstunde melden sollte. *Rhäcus* muß, wie es scheint, der Jagd gar zu sehr ergeben, und eben in einem unglücklichen Verfolge begriffen gewesen seyn, als die treue Biene kam, und um ihn herumsummte, so daß er, anstatt sich über diese gültige Einladung zu freuen, dieselbe lieber gar ungebracht hätte. Die *Hamadryas* nahm ihre fehlgeschlagene Hoffnung und das schlechte Verfahren gegen ihren Boten so übel auf, daß sie dem *Rhäcus* die Glieder lähmte. Gleichwohl soll er, wie die Geschichte sagt, nicht so gar krüpplich geworden seyn, daß er nicht eine List erfunden hätte, den Baum zu fällen, und dadurch die Nymphe zugleich mit zu tödten.

Man sieht aus allen diesen Fabeln, daß die Alten schon bey den Bäumen etwas mehr gedacht haben, als was sie an ihnen sahen. Sie konnten, nach dergleichen vorgestafelten Meynungen von den Nymphen, deren Schicksal an gewisse Bäume gebunden war, mit keiner andern Gemüthsfassung in einen Wald oder Baumgarten treten, als wie man in einer volkreichen Straße erscheint, wo man sich stets so beträgt, als ob man gesehen würde. Es hat *Mondphilosophen* gegeben, die in eine Art von verliebter *Melancholey* gerathen sind, wenn sie den vollen Mond angesehen, und über die Bewohner dieses kleinen Weltkörpers ihre Betrachtungen angestellt haben. Ich bin in einem andern Fache eben so melancholisch; ich bin es unter den Baumdritten. Denn wahrhaftig! mein Herr, wenn ich recht aufgeräumt bin, so glaube ich alles von den *Hamadryaden*, und klopfte oft mit dem Finger an die Stämme meiner Bäume, um der darinn verborgenen Nymphe meine Achtung und Zärtlichkeit zu bezeugen.

Ich weiß wohl, was Sie zu diesem allen sagen werden. Ein Brief von den *Hamadryaden* wird gewiß in einer medicinischen Wochenschrift eine schöne Figur machen! Haben Sie aber Geduld! das Medicinische soll schon noch folgen; ja es ist meine einzige Absicht. Ich wollte gern allen Ihren Lesern ein so lebhaftes Vergnügen an der Baumzucht erwecken, als ich selbst daran habe, weil ich meine, daß ich schönen Nymphen Häuser baue, wenn ich pflanze. Man muß oft ein falsches Argument haben, wenn man etwas Gutes verrichten soll. Sie sind, als Arzt, verbunden, Ihren Lesern das

Pflanzen der Bäume zu empfehlen; und wenn Sie mir hierzu Erlaubniß geben wollen, so will ich es izt selbst thun. Der englische Zuschauer hat von dieser Sache schöne Gedanken, die mehr in den Arzt, als in eine moralische Wochenchrift gehören, und ich werde das Wesentliche seines Vortrags hier anführen, um Ihnen keinen schlechten Beytrag zu Ihren Blättern zu liefern.

Es darf keiner von allen Söhnen des Adams glauben, daß er von dem Fleiße und der Arbeit ausgeschlossen sey, die unserm ersten Stammvater, und, in ihm, allen seinen Nachkommen auferlegt worden sind. Diejenigen, bey denen Geburt und Vermögen diesen Fleiß unnöthig zu machen scheinen, sind verbunden, selbst etwas ausfindig zu machen, damit sie nicht als unnütze Lasten des Erdbodens liegen, und unter allen Geschöpfen allein unbrauchbar seyn mögen. Viele von ihnen widmen sich ganz allein der Jagd, oder irgend einem andern Zeitvertreibe, den sie in den Feldern und Gehölzen finden. Ob aber gleich solche Uebungen, wenn sie mäßig sind, einen guten Einfluß sowohl in das Gemüth, als in den Leib haben können; so verschafft doch das Land noch viel edlere Zeitvertreibe, worunter das Pflanzen einer der angenehmsten und nützlichsten ist. Man hat nicht Ursache, diesen Zeitvertreib für Leute von hohem Stande für zu schlecht und niedrig zu halten; denn es hat in dieser Kunst, eben so wie in andern, Helden gegeben. Wir wissen insonderheit von dem großen **Cyrus**, daß er das ganze kleine Asien bepflanzt hat, und in der That ist bey diesem Zeitvertreibe etwas sehr Erhabenes. Er giebt vielen Theilen der Natur ein schöneres Ansehen; er erfüllt die Erde mit tausenderley Schönheiten, und hat etwas in sich, das der Schöpfung nachahmt. Hierdurch ist das Vergnügen dessen, der da pflanzt, mit dem Vergnügen eines Dichters zu vergleichen, der, wie **Aristoteles** anmerkt, an seinen schönen Werken mehr Lust empfindet, als irgend ein anderer Künstler oder Schriftsteller.

Die mit Bäumen bepflanzten Gegenden haben einen Vortheil in sich, der den meisten andern Werken fehlt, indem das Vergnügen, welches sie verschaffen, viel länger währt, und vor den Augen des Urhebers beständig zunimmt. Wenn ein Gebäude, oder ein andres Werk der Kunst kaum zu Stande gebracht ist, so verschlimmert es sich schon, so bald man die Hand davon abzieht. Man sieht, wie es zum höchsten Gipfel seiner Vollkommenheit gestiegen ist, und sogleich wieder zu seinem Untergange eilt. Wenn man hingegen eine Pflanzstätte angelegt hat, so nehmen ihre Theile, so lange man lebt, an Vollkommenheit zu, und werden alle Jahr schöner.

Die reichen Leute sollten diese Kunst nicht bloß zum Zeitvertreibe und zur Gesundheit und Ergözung, sondern auch darum treiben, weil sie eine tugendhafte Beschäftigung ist, die sich auf eine billige Liebe des Vaterlandes und freundschaftliche Neigung gegen

unsre Nachkommenschaft gründet. Man gebraucht im gemeinen Leben an den meisten Dörfern allezeit mehr Bäume, als deren zu wachsen, und es ist billig, daß wir auch für die Nothdurft unsrer Nachkommen sorgen, gleichwie unsre Väter, als sie die Bäume pflanzten, die wir zu unserm Nutzen fällen lassen, für die unsrige sorgten. Allein, die meisten Leute denken, wie jener alte Schulmann, welcher seine Stimme zu einer gewissen Sache, welche den Nachkommen zum Besten veranstaltet wurde, geben sollte, und mit einer verdrießlichen Miene sagte: Immer thun wir etwas den Nachkommen zu Gute; ich wollte wohl, daß die Nachkommen einmal auch etwas für uns thäten!

Wenn man erwägt, daß wir dadurch, wenn wir einige wenige Zweige in die Erde stecken, demjenigen Gutes erzeigen, der fünfzig Jahr nach uns in die Welt kommen wird, oder daß wir vielleicht dadurch einen von unsern Angehörigen mit so wenigen Kosten reich und vergnügt machen können: so müßte man, wenn man es dennoch nicht thäte, ein böses und verstocktes Herz, und keinen Funken Menschlichkeit besitzen.

Manche ehrliebende Gemüther, die von Natur geneigt sind, der Welt guts zu thun, und dem menschlichen Geschlechte nützlich zu seyn, beklagen sich bey sich selbst, daß sie keine Fähigkeit dazu besitzen. Ich erinnere mich eines begüterten Edelmanns, welcher mir einstmals diesen seinen besondern Zustand, als eine Krankheit, klagte. „Mein Herr, sagte er zu mir, das edle Blut meiner verdienstvollen Vorfahren waltet in meinen Adern. Ich fühle durch die Kraft meiner Aeltern in mir den Beruf, groß zu werden, Thaten zu thun, und im Dienste der Welt mich selbst zu verzehren. Aber, wie Henker! soll ich es anfangen, um diesem Berufe zu folgen? „Zum Feldherrn bin ich nicht tüchtig; denn ich kann das Schießen nicht vertragen. Zum Minister bin ich unfähig, weil mich die „Mama nicht von sich lassen will, indem sie befürchtet, daß ich an „Hofe verführt werden möchte. Zum Staatskundigen fehlt es mir „an Staatsnachrichten. Zum Professor bin ich, des Adels wegen, „unfähig; und zum Schriftsteller fehlt mir die Kunst zu schreiben, „welches ein Versehen in meiner Erziehung gewesen ist.“ Ich rieth ihm, daß er es einem gewissen englischen Edelmann nachthun sollte, der in verschiedenen Theilen von England wohnte, und der allenthalben durch sein Pflanzen sichtbare Merkmale seines Daseyns hinterlassen. Niemand miethete er ein Haus, ohne rund herum den Saamen zum Reichthume, und den Nachkommen des Besizers Einkünfte zu hinterlassen. Hieran haben Sie ein gutes Mittel, sagte ich ihm, dem auch sogar Ihre Fähigkeit gewachsen ist; und wenn alle Edelleute, die nicht Geschicklichkeit genug haben, sich um das Vaterland verdient zu machen, und sich bey den Nachkommen auf

auf andre Weise in ein gutes Ansehen zu setzen, ihre Wohnplätze eben so verbesserten, so würde das ganze Land bald einem Garten ähnlich sehn.

Das Pflanzen der Bäume ist zwar keine von den lärmenden Ergänzungen, die einem Menschen in der ersten Jugendhize gefallen. Allein dafür, daß sie stiller ist, ist sie auch dauerhafter. Nichts kann ergötzender seyn, als wenn wir uns mit Aussichten von unsrer eignen Arbeit erlustigen, und unter dem Schatten der Bäume herumgehen, die unser eigner Fleiß erzogen hat. Solche Vergnügungen beruhigen das Gemüth, und stillen alle die Leidenschaften, welche die Seele beunruhigen. Außerdem aber erwecken sie an sich selbst gute Gedanken, und machen uns zu löblichen Betrachtungen geschickt. Viele von den alten Weltweisen haben die meiste Zeit ihres Lebens in ihren Gärten zugebracht. *Epicur* selbst glaubte, das sinnliche Vergnügen könne nirgend anderswo statt finden. Ein jeder, der den *Somer*, *Virgil* und *Soraz* kennt, der weiß wohl, mit wie vieler Entzückung sie vom Landleben gesprochen; und daß insonderheit *Virgil* ein ganzes Buch von der Pflanzkunst geschrieben hat.

Alle diese Betrachtungen kommen Ihren Lesern eben ist zur rechten Zeit, da Sie im Pfingstfeste einen Theil des Vergnügens empfinden, das Ihnen der Fleiß derer zurwege bringt, die für Sie junge Bäume gepflanzt und erzogen haben. Diese althergebrachte Gewohnheit, im Pfingsten die Zimmer, die Kirchen und andre Versammlungsorter mit jungen Birken oder Mayenbäumen auszugieren, würde in verschiedenen Ländern nicht haben verboten und abgeschafft werden müssen, wenn es überall fleißige Baumpflanzer gegeben hätte, die unter den Bäumen in ihren Zimmern, wo sie sich ihrer löblichen Vorfahren mit Vergnügen erinnert, zugleich an uns ihre Nachkommen gedacht, und dafür gesorgt hätten, daß es auch uns weder an solchen Ergänzungen, noch an dem Ueberflusse des Holzes fehle. Man sollte billig keinem Hausvater erlauben, sein Haus mit Mayen zu schmücken, als der beweisen könnte, daß er im vorigen Jahre schon eben so viel junge Bäume gepflanzt hätte. Ein Vergnügen, wodurch wir einen Theil der Natur ausrotten, muß, wenn wir nicht unbillig seyn wollen, der Natur bezahlt werden, und was wir der Nachwelt entwenden, um fröhlich zu seyn, muß man ihr wieder finden lassen, damit sie mitlachen kann.

Es ist oft gefragt worden, ob nicht dieser Gebrauch, Mayen in die Zimmer zu setzen, überhaupt abgeschafft werden sollte, da das Vergnügen, welches man mit so viel Schaden und Verwüstung erkauft, so gering und von gar kurzer Dauer ist? Es scheint in der That, daß die sanften und stillen Arten der Vergnügungen, womit sich unsre Vorfahren entzückten, für uns zu wenig Geschmack und Reiz besitzen. Ich habe einen schönen Geist sagen hören, daß sich solche

solche kindische Ergänzungen für keinen Mann von gutem Geschmacke schickten, und daß ihm der ehrwürdigste Hausvater, der unter einer Maye sitzt, die in einem Topfe steht, eben so lächerlich vorkomme, als *Jonas* unter seinem Kürbisse. Gesezt, daß dem also wäre, so wollen doch die Leute, die keinen hohen Geschmack besitzen, gleichwohl auch ihr Vergnügen haben; und man muß denen, die eine Oper für läppisch halten, erlauben, daß sie sich unter den Mayen ergößen. Außerdem aber ist der Gebrauch, Bäume in den Zimmern zu haben, nicht so ganz ohne allen Nutzen, daß man ihn nicht auch aus triftigern Gründen rechtfertigen könnte. Man kann ihn mit unter die Regeln der medicinischen Lebensordnung setzen; denn es giebt Zeiten und Umstände, wo es nöthig ist, um der Gesundheit willen Bäume im Zimmer zu haben. Dieser medicinische Nutzen der Bäume verdient eine kleine Erläuterung.

Sie, mein Herr Arzt, haben in Ihrem 11ten Blatte, die schädlichen Wirkungen einer heißen und trocknen Luft in den menschlichen Körper beschrieben, und rathen eben daselbst, daß man zu solcher Zeit allerley Blumen, Sträuden und Bäume im Zimmer in Wasser setzen soll, weil nichts geschickter wäre, die trockne und heiße Luft mit einer kühlenden Feuchtigkeit anzufüllen, als die Pflanzen, indem diese ganze Ströme von Wasser in die Luft hauchen. Diese Eigenschaft der Gewächse macht ihren Nutzen in Zimmern bey schwüler Hitze so groß, daß sich jedermann, wer es haben kann, derselben bedienen sollte.

Sales hat angemerkt, daß die Menge der Feuchtigkeiten, welche ein Gewächs an sich zieht, und wieder ausdünstet, nach Proportion weit größer sey, als die Menge des Nahrungsstoffes, der in die Adern der Thiere übergeht, und der Schwall von Dünsten, den sie ausdampfen. Eine einzige Sonnenblume zieht und verdunstet in 24 Stunden 17mal mehr Feuchtigkeit, als ein Mensch; und je größer die Gewächse sind, desto mehr Feuchtigkeit ziehen sie an sich, und desto mehr dünsten sie aus. Daher sind junge Bäume bey schwüler Hize in den Zimmern am dienlichsten, weil sie einen kühlen, gesunden Nebel in denselben ausbreiten, der ihre Einwohner erfrischt und stärkt. Daß dieses seine Richtigkeit habe, erhellt aus der gemeinen Beobachtung, daß Länder die voller Bäume und großer Pflanzen sind, vielmehr Dampf, feuchtere Luft und mehr Regen, als andre freyere Gegenden haben. Wie ist dieses auch wohl anders möglich, da *Guettard* bewiesen hat, daß die tägliche Ausdünstung der Gewächse gemeinlich ihrem Gewichte gleich, und von allen Gewächsen ohne Unterschied, nichts anders, als ein bloß gemeines Wasser sey. Man erstaunt billig über diese ungläubliche Last Wassers, welche ein Wald täglich in die Luft sendet. Es ist doch gewiß keine Kleinigkeit, was ein Wald wieget, und wenn derselbe täglich

ein eben so grosses Gewicht von Wasserdünsten in die Luft sendet, so möchte man wirklich zu besorgen anfangen, daß wir noch einst in der Luft ertrinken könnten. In der That geht es ohne allen Schaden nicht ab. Die Feuchtigkeit der Luft war für die Europäer, die sich zuerst in America gesetzt hatten, ungemein beschwerlich, weil dieser Welttheil damals voller Wälder und Gebüsche war. Wie aber diese verbrannt und weggeschafft wurden, daß man die Erde bauen und bewohnen konnte, verbesserte und erheiterte sich die Luft nach und nach, und ward viel trockner und reiner, als zuvor. Die Insel Madera war, wie man sie zuerst zu bewohnen anfing, so waldbicht, daß man die Waldungen anzünden mußte, um sich Platz zu machen. Ist ist die Luft dafelbst vollkommen heiter. Aber **Gonsalvo**, welcher 1544 von dem portugiesischen Prinzen, Heinrich, abgeschickt ward, sie in Besitz zu nehmen, sah sie bey seiner Annäherung mit einer dicken Wolke bedeckt, die auch seine Schiffe in solche Furcht setzte, daß sie zurückkehren wollten; ja es war vor diesen Zeiten eine beständige Erzählung bey den Portugiesen, daß die Insel durch einen undurchdringlichen Nebel vor menschlichen Augen verdeckt würde, wovon der Aberglaube allerley Auslegungen machte.

Daß die Birken sehr wasserreich sind, erhellt aus dem häufigen Säfte, welchen man von ihnen absapfen kann, und der zur Gesundheit getrunken zu werden pflegt. Wenn der Dampf dieser Feuchtigkeit ein Zimmer benebelt, so wird die Luft desselben davon angefrischet und angefeuchtet, welches man daraus abnehmen kann, daß in solchen Zimmern, wo einige junge Birken im Wasser stehen, die Feuchtigkeit von den Wänden stromweise herabfließt. Dieses würde zu jeder andrer Zeit üble Folgen haben können. Allein, bey schwüler Hitze, zumal in solchen Zimmern, welche verdorbene Dünste in sich enthalten, ist ein solcher reiner Nebel eine wahre Arzneu für die Menschen.

Ich lasse es bey diesen Betrachtungen bewenden, um nicht in einer Materie, welche kein Hauptartikel der medicinischen Lebensordnung ist, zu weltläufig zu seyn, und um nicht die Geduld Ihrer Leser zu ermüden. Nur muß ich noch, um einiger Leser willen, einen Einwurf heben, welcher sich auf Ihr 35tes Blatt gründet, wo Sie verbieten, die Zimmer, worinn man schläft, mit geruchreichen Pflanzen zu schmücken, weil dergleichen Dünste das Haupt und die Nerven angreifen. Man muß diese Regel nicht so weit ausdehnen, daß man alle Gewächse aus den Wohn- und Schlafzimmern verbannen müßte; denn sie kann eigentlich nur von solchen verstanden werden, die einen starken Geruch geben. Hieraus bekräftigt sich mein Rath noch mehr, die Zimmer mit jungen Bäumen zu schmücken, welche im Wasser stehen; denn die Feuchtigkeit, welche die

Bäume

Bäume von sich hauchen, hat keinen sonderlichen Geruch, und unterscheidet sich wenig von dem gemeinen Wasser.

Ich bin mit aller Freundschaft,

Dero

ergebenster,

L. K. K.

Ich habe in meinem 10ten Blatte versprochen, meinen Lesern dann und wann einige medicinische Casus aus den von meinem alten Vetter geerbten Casusbüchern mitzutheilen, und ist erinnere ich mich dieses Versprechens aus Noth, da mir der Seher meiner Blätter melden läßt, daß ein lediger Raum an dem heutigen Bogen schleunig ausgefüllt werden müsse. Bey einer solchen Gelegenheit bediene ich mich des Rechts aller großen Leute, die Schriftsteller sind, daß sie lieber abschreiben, als den Seher warten lassen, und ich nehme dazu die ersten die besten Casus, welche ich aufschlage.

Isabella Grech, 25 Jahr alt. Diese Frau hat mir zu schaffen gemacht, und diese Cur war eine Ehrenrettung für sie. Ihr Vater vermählte sie, wider ihren Willen, an den Herrn **Sebastian Grech**, welcher in seiner Jugend zwar ausgeschweift hatte, aber seit seinem 53sten Jahre der rechtschaffenste Mann von der Welt war. Er kam und klagte mir, daß er seine Frau mit einem gewissen jungen Nachbar in einem bösen Verdachte hätte, weil sie des Nachts öfters aufstände, und aus seinem Hause gieng, welches ihm nicht allein die Nachbarn sagten, sondern auch er selbst mit Augen gesehen, als er einstmals nach Mitternacht von ungefähr aufgewacht, und an sein Fenster getreten wäre. Doch, da er gehört hatte, daß es eine Krankheit gebe, wobey man des Nachts aufsteht, so wollte er nicht sogleich zufahren, sondern erst von mir vernehmen, ob wohl seine Frau eine Nachtwanderin seyn, und ob man ihr Mittel bringen könnte, die sie von diesem Uebel erlöseten. Ich dachte der Sache nach, und nahm die Auctores zu Rathe. Zu allem Glücke fand ich, daß Rabbi **Souna** mit ausdrücklichen Worten gesagt hat: **Der des Nachts ausgehet, ist Rondriacus** (Hypochondrisch.)

118

Als ich dem Herrn Sebastian diese Worte zeigte, ward er ganz beschämt, und ließ einige Thränen fallen, indem er sagte: Du ehrlicher Rabbi Souma! Du giebst mir mein Leben wieder, und rettetest die Unschuld einer Unglücklichen! Ihre Frau ist hypochondrisch, sagte ich zu ihm, und solche Leute sind eben die Nachtwanderer. Allein, fuhr ich fort, wir wollen in dieser Sache gründlich gehen. Lassen Sie uns nicht bloß bey der Autorität des Souma stehen bleiben, sondern überzeugen Sie sich und mich erst durch eine unzweifelhafte Probe, daß Ihre Liebste, wenn sie des Nachts ausgeht, auf keinen bösen Wegen wandle. Herzlich gern, erwiederte Herr Sebastian. Allein, weiser Mann! worinn sollte wohl dieser Beweis bestehn, und wer würde dir gleich seyn, wenn du ihn führen könntest? Hier nahm ich die *Materia medica* des Renou zur Hand, und eröffnete dem bekümmerten Manne die Geheimnisse des Smaragds. Er las voller Verwunderung die Stelle: „Man sagt, daß der Smaragd von so großer Wirkung sey, daß er nicht allein diejenigen vor der fallenden Sucht bewahren kann, welche ihn, in Gold eingefaßt, am Finger tragen, sondern daß er auch das Gedächtniß stärket, und allen Reizungen des Fleisches mächtig widersteht. Renou führt das Beyspiel eines Königs von Ungarn an, welchem ein schöner Smaragd am Finger in drey Stücke zerprang, als er seine Gemahlinn ganz unschuldig liebkosete; und man sieht hieraus die Sympathie des Smaragds mit der strengsten Keuschheit.“ Gut, sagte Herr Sebastian, sie soll morgen schon einen Ring mit einem Smaragde am Finger tragen. „Lassen Sie aber wohl aufpassen,“ versetzte ich, daß sie den Ring am Finger behalte, wenn sie des Nachts, wie Souma sagt, kondrisch wird, und beobachtet Sie genau, wann sie wieder kommt, den Zustand des Smaragds. Es geschah. Die Frau Frech ward nach ein Paar Tagen kondrisch. Ihr Herr erfuhr es, und wer war des andern Morgens schlauer als er, um den Smaragd zu beobachten, welcher aber, anstatt zerprangen zu seyn, gleichsam in einer neuen Schönheit glänzte. Da wir nun solchergestalt gewiß wußten, daß Frau Frech eine Nachtwandererin wäre, so war mir nichts leichter, als diese Krankheit zu curiren. Man weiß, daß man solchen Leuten unvermerkt ein Faß voll kaltes Wasser vor ihr Bette setzt, damit sie, wenn sie aus dem Bette aufsteigen wollen, hinein treten, und mit einem Schrecke erwachen. Dieses geschah, und Frau Frech hätte beynabe das Genick gebrochen, als sie in der Nacht ganz leise fortschleichen wollte, und über das große Wasserfaß hinstürzte, das mit ihr über den Haufen fiel, und das ganze Zimmer unter Wasser setzte. So gefährlich aber diese Cur ablief, so kräftig war sie, und ich kann sie allen Männern anpreisen, die kondrische Weiber haben. Die Frau Frech ist seit diesem Tage nicht wieder des Nachts aufgestanden.

Es war Sonderbar mit einem gewissen hölzernen Stuhle in dem Hause des Herrn von Geist, daß jeder, der sich darauf setzte, in weniger als einer Viertelstunde, einschlafen mußte. Ich zeigte mich selber darauf, weil mir alle Leute im Hause diese wunderbare Sache berichteten; und ob ich gleich alle meine Munterkeit aufstregte, so konnte ich mich dennoch des Schlafs nicht erwehren. Ich hielt das für, daß das Holz mit Mohusaste oder Saffranfarbe angestrichen seyn könnte, und fand hin und wieder schon etwas in den Autoribus, bis mich endlich der Herr von Geist selbst aller weitern Nachforschungen überhob, indem er mir sagte, daß dieser Stuhl viele Jahre lang sein Kirchenstuhl gewesen wäre.

Ich habe mein Tage kein größeres Wunder gesehn, als an dem albernen Kerl, Thoms Dämisch, der allezeit von seiner Jugend an dumm im Kopfe gewesen: und der ganzen Stadt dafür bekannt ist. In den letztern sehr heißen Hundstagen, da viele sonst kluge Leute närrisch wurden, ward dieser Kerl klug und verständig, hielt sich zu guten Gesellschaften, sprach mit als ein guter Bürger, war gar nicht selbstam, sondern bescheiden, verständig, freundlich und klug in allen seinen Handlungen und Urtheilen. Hieraus habe ich erkannt, daß bey manchen Leuten die Verrückung darinn bestehen könne, daß sie klug werden, wenn sie zuvor Narren gewesen sind; denn so bald die Hundstage vorbey waren, war Thoms Dämisch wieder eben so albern als zuvor. Man muß also auf solche Leute besonders ein wachsames Auge haben, die in den Hundstagen sich selbst zu übertreffen scheinen, und klüger sind, als sie pflegen. Diese Leute sind gefährlicher, als die gemeinen Narren; denn indem sie klug thun, machen sie alle diejenigen auch zu Narren, die sie für wirklich klug halten.

* * *

Ein Mittel wider Kopfschmerzen.

Wenn man zuweilen in Gesellschaft oder bey Geschäften, welche keinen Aufschub leiden, mit Kopfschmerzen beschwert wird, so ist es angenehm, ein sicheres, geschwindes und überall zu habendes Mittel zu wissen, um sie zu vertreiben; und hierzu dient das folgende, welches nur den einzigen Fehler hat, daß es nicht allezeit den ganzen Grund der Krankheit hebt.

Man schneidet mit einem scharfen Federmesser von einer frischen Citrone ein dünnes Stück der gelben Schaaale, woran aber nichts von der weißen Schaaale sitzen muß, so groß, als ein 5 oder 8 Schillingstück, geschwind ab, und legt es mit der inwendigen nassen Seite alsobald in die Dünne an einem Schlafe. Man kann auch,

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg.

Z

wenn

wenn es nöthig scheint, in beyde Schläfe eins legen. Es klebt leicht daran fest, und zieht in kurzer Zeit einen rothen Flecken am Schläfe, der brennend juckt, und wovon die Kopfschmerzen in wenig Minuten verschwinden. Man muß die Citronenmouche nicht eher abnehmen, als bis der Kopfschmerz völlig vorbei ist, und, wenn sie eher abfällt, eine neue anlegen. Zuweilen schwillt die Stelle am Schläfe hoch auf, und je stärker der Kopfschmerz ist, desto stärker zieht die Schale, so daß zuweilen wirkliche Wasserblasen an der Stelle entstehen. Dieses Mittel ist unzähligemal versucht worden, und hat nur die Unbequemlichkeit, daß die rothe Stelle an den Schläfen zuweilen einige Wochen lang sichtbar bleibt, welches nicht allen Frauenzimmer anständig seyn möchte.

Bier und siebenzigstes Stück.

von Haller.

Gelehrte Sterbliche!

Euch selbst miskenntet ihr, sonst alles wißt ihr eh.

Als einstmals der König zu Syracus, Hiero, den Simonides fragte, was Gott wäre? bat sich dieser einen Tag Bedenkzeit aus, um die Frage zu überlegen. Am folgenden Tage sagte er, daß er noch zween Tage Aufschub nöthig hätte, und als diese verfloßen waren, verlängerte er seine Frist noch um drey Tage, und so fort. Als man endlich die Ursache dieser Verzögerung von ihm zu wissen verlangte, antwortete er, daß er bey der Untersuchung der Natur des göttlichen Wesens desto mehr Schwierigkeiten und unerforschliche Tiefen fände, je weiter er seine Nachforschungen fortsetzte. Ein sowohlersonnenes Bekenntniß der menschlichen Unwissenheit war diesem Philosophen anständiger, als wenn er mit vielen nichtsbedeutenden Worten eine Erklärung von einer unbegreiflichen Sache hätte gegeben.

ben wollen, welche doch in verständigern Ausdrücken nichts anders gesagt haben würde, als: ich weiß es nicht.

Der Stolz der Weltweisen erlaubt ihnen selten das offenherzige Bekenntniß ihrer Unwissenheit, zumal in Dingen, von welchen es ihnen leicht wird, viel Worte zu machen, ohne das geringste damit zu sagen. Ein solches Ding ist die menschliche Seele. Es schien den Weltweisen schimpflich zu seyn, daß sie diejenige Kraft nicht einmal kennen sollten, womit sie die ganze Welt umspannten, und dort in der Ferne, jenseits aller Himmel, die Gottheit selbst anrührten. Sollte ein Seemann den Compaß nicht kennen, dessen er sich doch ohne Schwierigkeit bediente, um die ungebahnten Wege im offenen Meere von einem Pole zum andern und von der alten Welt in die neue hinüber zu finden? Sollte der Meßkünstler das Werkzeug nicht kennen, womit er den Abstand der Sterne von einander entdecken konnte? Nein, es war billig, sich selbst zuerst zu ergründen, und niemand konnte sich einbilden, daß in uns solche unergründliche Tiefen gefunden werden sollten. So lange Philosophen gewesen sind, war auch die menschliche Seele ein Gegenstand ihrer neugierigsten Untersuchungen. Man bedachte nicht, daß ein Auge sich nicht selbst sehen, und die Seele sich nicht selbst zergliedern könnte. Ein jeder, der über diese Sache nachdachte, erklärte das, was er gefunden zu haben glaubte, und so entstand ein Mischmasch von unverständlichen Erklärungsarten und Mutmaßungen, welchen man durch einen grossen Mißbrauch der Worte die vernünftige Seelenlehre nannte, und worin man die ganze Natur der Seele erklärt zu haben vorgab.

Bloß weil es schändlich schien, nicht mit mitzureden wissen, hat der verwegne Mensch auch hier urtheilen müssen.

Es wäre genug gewesen, wenn man es bloß bey den Beobachtungen dessen hätte bewenden lassen, was uns die Erfahrung von unsrer Seele lehrte; denn in der That ist dieses das einzige, was wir noch bis diesen heutigen Tag, aller gelehrten Lehrgebäude ungeachtet, von ihr haben entdecken können. Die Erfahrung lehrt uns, daß wir denken,

Aber noch kein Weltweiser hat uns sagen können, wie es seine Seele anfange, wenn sie einen Begriff formirt, sondern er muß vor dieser Kunst eben so, wie eine Spinne vor ihrem eignen Gewebe, erstaunen, und mit dem Dichter voller Bewunderung fragen:

Gedanke! kannst du dich ergründen?
Du nur vermagst dich zu empfinden,
Und siehst dich mit Erstaunen an.
O du, durch den ich will und wähle,
Selbst deine Schöpferinn, die Seele,
Erstaunt, daß sie dich schaffen kann!

Unsre Seele empfindet durch die äusserlichen Sinnen; dieses lehrt uns die Erfahrung. Wir finden, daß hierzu die Gliedmassen der Sinne nöthig sind, und daß im Gehirne die Werkstatt aller unsrer sinnlichen Begriffe seyn müsse. Allein, begreifen wir deshalb wohl, wie die künstliche Mechanik der Nerven und des Gehirns das Mannichfaltige in der Gestalt des Gedankens bilden könne, was wir bald Empfindung, bald Einbildung, bald Gedächtniß, bald Wiß, bald Geschmack, bald Vorhersehung nennen? Ja wissen wir wohl selbst dasjenige, was in unserm Gehirne vorgeht, wenn wir uns auf so mannichfaltige Art fühlen? Wer kann sich von einer Maschine und ihrem Mechanismo einen Begriff machen,

— Durch deren Zauberkünste
Die Seele sonder Augen sieht,
Durch die ihr, wenn sie es begehret,
Die Zeit gehorsam wiederkehret,
Die unsre Sinnen ewig fliehet,
Und der sie alles anvertrauet,
Was ihr die Sinnen hinterbracht?

Ich bin nicht so sehr von dem Vorzuge unsrer neuen Weltweisheit eingenommen, daß ich die Entdeckung aller dieser Geheimnisse für nahe bevorstehend halten sollte, in deren Unwissenheit alle unsre Väter schlafen gegangen sind. Ich gestehe ohne Bedenken mein Unvermögen, die Natur der Seele und die Entwicklung ihrer Wirkungen zu erklären; und wenn ich Gelegenheit habe, von dergleichen Sachen zu reden, so ist es mein Vergnügen, denen, die sich in der

See:

Seelenlehre wohl umgesehen zu haben glauben, einige Beobachtungen vorzulegen, an deren Auflösung sie nun und immer verzweifeln müssen.

Man hat in meinem 60sten, 63sten, 69sten und 70stett Blatte viele dergleichen Beobachtungen sowohl von den äusserlichen Sinnen, als von der Einbildungskraft gelesen, die wir nur bloß bewundern, aber weder begreifen noch erklären können. Alle diese Sachen aber sind noch nichts gegen das, was man von dem Zustande der Seele im Schlafe beobachtet hat, es mag nun dieser von einer natürlichen Ermüdung, oder von einer Krankheit herrühren. Ich weiß gewiß, daß nichts einen weisen Seelenkenner leichter verwirren kann, als ein Träumender und ein Unsinniger. Man wird es aus dem wenigen abnehmen können, was ich heute auf Veranlassung des unten folgenden Schreibens von den Träumenden allein sagen werde.

Im Schlafe verdunkeln sich unsre Empfindungen. Aber es entschlüft nicht stets mit ihnen zugleich die ganze denkende Kraft. Die Einbildungskraft, die keine so lebhaftere Vorstellungen zu schaffen pflegt, als die Sinne, breitet in der Nacht, wie der Mond, ihr sanftes Licht über alle Gefilde der Seele aus, nachdem sie das Sonnenlicht der starken Empfindungen nicht mehr verdunkelt. Sie ist es, mit der die Seele zur Nachtzeit spielt, wenn sie den trägen Leib auf seine Lagerstätte geworfen hat, und nun ungebunden, ohne durch die Tyrannen der Sinne gezwungen zu werden, bloß nach leichten Spielen des Wihes, Ideen und Welten dichthet, wie sie nur immer will. Diese flüchtigen Gedanken sind schattirte und verworrene Bilder, welche der Wiß auf gut Glück über einander schichtet, und worinn man allezeit Ruinen ehemaliger Empfindungen findet. Wenn sie einen gewissen Grad der Klarheit erreichen, der, in dem gegenwärtigen Zustande der schlafenden Sinne, herrschend wird, so nennt man diesen Zustand der Seele einen Traum.

Es giebt einen Zustand, da man wachend träumt, wie in der Trunkenheit und Berrückung, wo zwar die äussern Sinne mehr als im Schlafe unterscheiden, dennoch aber die

Einbildungen so lebhaft sind, daß sie schlechterdings mit den Empfindungen verwechselt werden. In diesem Zustande offenbaren sich die sonst geheimen Wirkungen der Seele auf eine ganz erstaunliche Weise. Allein, ich will nicht von den Wachendträumenden nicht handeln. Es giebt Leute, die im Traume wachen, und dieses sind die wunderbarsten Geschöpfe, welche man sich nur vorstellen kann.

Leute, die im Traume wachen? Sind dieses nicht Wortspiele? — Nein, wahrlich, es sind die wahrhaftesten Dinge. Heißt das nicht träumen, wenn man, beim Schlafe der äusserlichen Sinne, klare Einbildungen und andre Vorstellungen hat? und ist das nicht ein Wachen, wenn diese Einbildungen den Mangel der äussern Empfindungen auf eine so vollkommene Weise ersetzen, daß man alle Handlungen, welche man sonst wachend bewerkstelligt, ja zuweilen gar solche, ohne den geringsten Anstoß verrichtet, wozu man im Wachen entweder nicht die Geschicklichkeit, oder auch nicht den Muth gehabt hätte? Man wird merken, daß ich von den Nachtwanderern reden will, worunter ich hier überhaupt solche Leute verstehe, deren Träume so lebhaft sind, daß sie sie nicht nur für Empfindungen halten, sondern auch ihnen gemäß alle die Handlungen verrichten, welche sie vornehmen würden, wenn es Empfindungen wären, ohne doch in diesem Zustande den Gebrauch der äusserlichen Sinne im geringsten zu besitzen. Diese Leute sind der Anstoß aller Seelenkennner. Was sie thun, sind uns Wunderwerke, und wir haben Mühe, sie selbst davon zu überreden, daß sie solche Dinge bewerkstelligen.

Ich will mich nicht mit den gemeinen Träumen abgeben, die insgesammt den Gesetzen der Einbildungskraft gemäß erfolgen, und uns nur bescheiden täuschen, so lange wir schlummern. Nein, ich will die seltenern, aber doch eben so unzweifelhaften Geschichte solcher Leute erzählen, deren Thaten im Traume uns überführen können, daß wir ganz unvermögend sind,

Das große Räthsel aufzulösen,
Das jeder Mensch sich selber ist.

Ich

Ich will mit derjenigen Geschichte den Anfang machen, welche mein heutiges Blatt veranlaßt hat, und die im folgenden aus Kiel an mich abgelassenen Sendschreiben enthalten ist:

Hochgeehrtester Herr Arzt,

Der Blätter, so ich mit Vergnügen lese, haben mir Anlaß gegeben, Ihnen einen gar besondern Zufall zu berichten, den ich an einer gewissen und vielen Leuten hieselbst bekannten Person wahrgenommen. Die Ursache hievon ist lediglich diese, um mir von Ihnen eine kleine Erklärung dieses bey solcher bemerkten gar wunderbaren Zustandes der Seele zu erbitten, zumalen da die sich bey selbiger ereignenden Begebenheiten für eine Verstellung angesehen werden wollen. Es giebt Blinde, die dennoch durchs Gefühl die Farben zu unterscheiden wissen; es giebt Taube, die an der Bewegung anderer ihrer Lippen derselben Sprache, und was sie ihnen sagen, verstehen können; es giebt Nachtwanderer, ja es giebt auch, obwohl sehr selten, Nachtschwäzer, obgleich derselben Zustand nicht beständig so beschaffen, auch auf gewisse Weise sehr eingeschränkt ist. Allein, beständige Nachtschwäzer wird es wenige, und in solcher Art, wie ich ich einm dergleichen beschreiben will, vielleicht wohl gar keine geben. Damit Sie aber, Hochgeehrtester Herr Arzt, von der Gewisheit meiner Beschreibung völlig überzeugt seyn können; so muß ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich solche auf Erfordern allemal mit mehr, als zwanzig Personen, sowohl gelehrten als ungelehrten, darzutun im Stande bin; ja, daß ich, nebst vielen andern, alles mögliche versucht, um zu erfahren, ob etwa eine Verstellung dahinter stecken möchte, wovon ich aber das Gegentheil befunden habe.

Diejenige Person, wovon ich reden will, ist nicht nur eine Nachtschwäzerin im höchsten Grade, sondern auch je zuweilen eine Nachtwanderin. So bald sie des Abends, nach verrichteter Arbeit, zu sitzen kömmt, fängt sie auch schon an zu schlummern. In diesem Schlummer, der anfänglich nur sehr leicht ist, beschäftigt sie sich sogleich mit ihren Freunden, und ist niemals hieselbst, sondern allemal an ihrem Geburtsorte. Sie fängt also an zu reden. Man antwortet ihr, und läßt sich also mit ihr ein, und, so bald dieses geschehen, hat man ihre Vertraulichkeit vollkommen erworben. Frage und Antwort geschehen wechselsweise. Sie drückt sich ordentlich aus, sie denkt, ja sie denkt vernünftig. Sie hat das beste Gefühl von Tugenden und Lastern, und weiß alles, was man ihr vor- sagt, sehr wohl zu unterscheiden, und auf das richtigste zu beant-

E 4

wer

worten. Die Einbildungskraft muß bey ihr ganz ausserordentlich stark seyn. So bald sie nur wachend ein ihr vorhin ganz unbekanntes Clavierstück, höchstens zweymal, spielen und singen hören, weiß sie solches in diesem ihren Schlummer, den ich mit Recht, wie Sie nachher erfahren werden, den stärksten Schlaf nennen kann, auf das genaueste, und, ohne eine Sylbe oder einen Ton zu verfehlen, nachzusingen. Spricht ein Fremder, mit dem sie eben nicht vielen, ob wohl einigen Umgang gehabt hat, in diesem Zustande zu ihr, so erschrickt sie sich zwar anfänglich etwas, weiß aber auf Befragen, was ihr fehle, zu sagen, daß ihr ein Schall in die Ohren gekommen sey, als wenn sie denjenigen, der wirklich zu ihr geredet, sprechen gehört hätte. Indessen wird dieser ihr Schlummer stets stärker, und zuletzt der allerhärteste Schlaf von der Welt. In solchem nun unterscheidet sie, wie gesagt, sowohl die Stimme, als auch das Gefühl und den Geruch. Man kann, während solches Schlafes, nicht nur auf das stärkste reden, schreyen und lachen, ohne daß sie davon erwachen sollte, weil sie sodann selbst wohl gar mit schreyet und lachet; sondern auch eine Trommel, ja eine Pistole selbst, würde sie nicht aus dem Schlafe erwecken können. Sie geht sogar, wenn man will, mit spazieren, ob sich sodann gleich einige Schwäche und Raumbelung bey ihr zeigt; sie schlägt sich mit einem herum; sie weinet, sie schilt; sie betet; ja alle mögliche Affecten erregen sich bey ihr, und sie ist aller ihrer Sinnen, ausser des Sehens und des Schmeckens, völlig mächtig; und was das Wunderbarste, so kann sie in solchem Zustande so gar knüppeln, und allerhand Hausarbeit verrichten; ja sie weiß einer jeden Sache ihre Stelle zuzuwiegeln. Daß sie des Nachts im Schlafe geistliche und weltliche Lieder singt, solches ist bey ihr gar nichts neues; und dennoch weiß sie von allem demjenigen, was sie entweder im Schlafe gethan, oder man mit ihr vorgenommen, wenn sie nachher erwachet, nicht das mindeste. Sie hat eine Schwester, welche fast von gleicher Beschaffenheit ist. Beyde hörte ich im Schlafe die ordentlichsten Discourse mit einander führen, davon sie doch beyim Erwachen nichts wußten. Es ist ungemein schwer, die vorbeschriebene Person endlich wieder zu erwecken. Je länger man mit ihr gesprochen, je mehr man mit ihr vorgenommen, und je stärker ihre Einbildungskraft erregt worden, desto schwerer ist es, sie aus ihrem Schlafe zu bringen. Das Rufen bey Namen hilft nicht viel. Ihre Herrschaft nur allein ist nach vielem Rufen im Stande, sie endlich wieder zu ermuntern. Doch alles, was sie bey solchem Erwachen thut, geschieht annoch im Traume. Kurz, sie braucht fast eine halbe Viertelstunde, um sich vollkommen zu erholen. Daß nun dieses alles keine Verstellung sey, können sie auch daher abnehmen, weil sie so ehrgeizig ist, daß, wenn sie erfahren, ein Fremder habe sie im Schlafe reden gehört, sie wohl eher einen ganz

gen

zen Tag geweint, und sich dafür so sehr geschämt hat, daß sie demjenigen, der sie in solchem Zustande gesehen, fast nicht vor Augen kommen mögen.

Erzeigen Sie mir also, Hochgeehrtester Herr Arzt, die Gefälligkeit, mir hierüber eine kleine Erklärung in Ihren Blättern mitzutheilen, diese besondre Begebenheit der Seele eines wirklich Schlafenden zu entwickeln, und desfalls Dero Meynung, auch wie solchem Uebel, wodurch aber niemanden nur der mindeste Schade geschieht, etwa abgeholfen werden möchte, geneigt zu entdecken. Ich bin meines Herrn Arzts,

ergebenster
Veriloquus.

Der Herr Verfasser dieses Schreibens wird mich nach dem, was ich oben treuherzig gestanden habe, entschuldigen, wenn ich ihm keine Erklärung von einer Sache gebe, die mir und allen Menschen zu hoch ist. Allein, da ihm der Zustand seiner Nachtschwägerinn so viel Bewunderung verursacht, so muß ich ihm melden, daß man noch weit erstaunlichere Dinge von Schlafenden gesehen hat, die alle menschliche Kräfte zu übersteigen scheinen. Herr la Mothe le Vayer versichert uns, daß le Ferre, ein Bürger zu Rouen, im Schlafe auf die geschehenen Fragen in allen Sprachen geantwortet habe, auch sogar in der Mundart der Griechen und Indianer. Man hat viele andre Beobachtungen von Leuten, welche in ihren Phantasien griechisch gesprochen, ohne es jemals gelernt zu haben. Die Frau von Pile, in Gascogne, redete in einer Krankheit vom Anfange bis ans Ende das beste Spanische, ob sie gleich vorher so wenig als nachher, da sie wieder genesen, das geringste davon gewußt. Andre Leute haben im Schlafe eine ganz besondre Gelehrsamkeit in Dingen bewiesen, die nicht bloß, wie die Sprachen, das Gedächtniß, sondern die Vernunft selbst angehen. Ein Mägdchen von 17 Jahren, deren Geschichte man in den Breslauer Sammlungen liest, hat im Schlafe nicht allein verschiedene wunderliche Geberden gemacht, und laut gelacht und geweint, sondern auch alle übrige Affecten, wie die geschickteste Pantomime, vorgestellt. Zuletzt hat sie auch ganz vernünftige

35

moralis

moralische und biblische Reden geführt; und wenn man ihr ins Wort gefallen, hat sie auf alles vernünftig geantwortet, und ganze halbe Stunden lang mit ihren Schwestern oder auch andern Personen, die sie für gegenwärtig gehalten, die lehrreichsten Unterredungen von der rechtschaffensten Aufführung eines Frauenzimmers gehalten. Sie sang in diesem Zustande laut und vernehmlich christliche Lieder, ohne sich stören, oder im Tacte hindern zu lassen, wenn man gleich mit einem musikalischen Instrumente darein gespielt. Zuweilen spielte sie selbst das Clavier auf dem Bette, und fuhr darinn fort, ob sie gleich darüber in Schlaf fiel; nur daß alsdann einige falsche Griffe mit unterliefen. Sie konnte im Schlafe ganze Stücke von Comödien, die sie in ihrer Jugend gelernt, hersagen, und natürlich vorstellen; und es war ihr leicht, sich Muster zum Stricken zu reißen, zu sticken, zu nähen und zu schreiben. Sie legte die auf dem Bette liegenden Servietten, statt des Papiers, wie einen Brief zusammen, foderte Licht, antwortete auf Befragen, daß sie an ihre Freundin schriebe, las das Concept deutlich vor, welches ganz geschickt abgefaßt war, legte den Brief zusammen, machte französische Aufschriften darauf, siegelte ihn in ihrer Einbildung zu, gab ihn von sich, und befahl, ihn nach der Post zu tragen. Wenn sie zuweilen im Schlafe einen unvermutheten Besuch zu bekommen glaubte, that sie sich den Nachtmantel um, setzte sich den Kopf auf, richtete sich beim Eintritte der Person, die sie zu sehen glaubte, im Bette auf, bewillkommte sie demüthig, und dankte in recht artigen Ausdrücken für die Gnade und hohe Ehre, erzählte ihre Umstände aufs genaueste, führte die vernünftigsten Gespräche, und empfahl sich beim Abschiede mit vielen Complimenten. Plater erzählt von einem gelehrten Buchdrucker, Johann Oporinus, daß er einstmals des Abends angefangen, ein griechisches Buch zu corrigiren, und darüber eingeschlafen, da er dann stets fortgefahren, den Text zu lesen, ob er gleich beim Erwachen nichts davon gewußt. Plater selbst erzählt, daß er oft im Schlafe fortgelesen, und, wenn er beynt Lautenspiele einge-

eingeschlafen, auch im Schlafe immer fortgespielt habe. Der Professor Krüger entschlief zuweilen, wenn er im Begriff war, eine algebraische Aufgabe aufzulösen, und brachte diese Auflösung im Schlafe wirklich zu Ende. Clauderus erzählt von einem Schüler, daß er im Schlafe aufgestanden, sein Exercitium verfertigt, und sich wieder zur Ruhe gelegt habe, ohne des andern Morgens etwas davon zu wissen. Blancard erzählt von einem gelehrten Engländer, daß er zuweilen des Nachts im Schlafe treffliche Verse gemacht, da er doch zu anderer Zeit keine Sylbe zusammen bringen konnte. Heinrich ab Zeer kannte einen Mann, welcher von Jugend auf ein Nachtwanderer gewesen war. Wenn er zuweilen am Tage mit Ausbesserung seiner Verse nicht zurecht kommen konnte, stund er im Schlafe auf, schloß seinen Schreibtisch auf, fieng an zu schreiben, und las das Geschriebene mit lauter Stimme her. Alsdann fieng er an zu lachen, und freuete sich über seine glücklichen Einfälle; ja er wollte auch haben, daß sein Stubengeselle mitlachen sollte. Hiernächst legte er seine Papiere zusammen, schloß den Schreibtisch zu, entkleidete sich, und legte sich zu Bette, wo er schlief, bis man ihn aufweckte, da er dann von allem, was er in der Nacht gethan, nicht das geringste wußte. Er erstarrte, wenn er des Morgens seine Gedichte mit seiner eignen Hand ausgebessert fand, und seine Freunde mußten ihn durch besondere Kunstgriffe überführen, daß er es selbst gewesen, der dieses gethan hatte. Dieser Mann nahm oft im Schlafe sein Kind aus der Wiege, und trug es im Arme des Nachts durch das ganze Haus umher, wobey ihm seine Frau alle seine Verheimliche ausfragen konnte. Er hatte bey allen diesen Verrichtungen die Augen weit offen, ob er gleich betheuerte, daß er in diesem Zustande nichts sehen könne. Als sich endlich im Alter diese Nachtwanderschaft verlor, fieng er an im Schlafe zu träumen, und wußte alle merkwürdige zukünftige Zufälle seines Lebens vorher zu sagen.

Alle diese Geschichte beweisen die Wachsamkeit der Seele und der höhern Gemüthskräfte, welche bey manchen Leuten

Leuten im tiefsten Schlafe statt finden. Allein, das Allerwunderbarste bey den Nachtwanderern ist die Ersehung der richtigsten Empfindungen, welche die uns verborgene Kraft der Seele zu der Zeit bewerkstelligt, wenn die äußerlichen Sinne vom Schlafe überwältigt worden sind. Aus den willkürlichen Bewegungen solcher Schlafenden erhellt, daß sie ohne Augen sehen, ohne Ohren hören, und alles, was sonst Sinne erfordert, ohne den geringsten Gebrauch derselben aufs richtigste vollführen können. Hievon liest man erstaunliche Dinge.

Man findet im Hildan, daß eine Bäuerin im Baselschen im Schlafe aufgestanden, alle ihre Hausgeschäfte verrichtet, ja einmal sogar zu den Schäfern hinaus aufs Feld gegangen sey. Im Schenk liest man, daß ein Apothekerjunge gewöhnlich um Mitternacht aufgestanden sey, die Apotheke ausgefegt, und Thüren und Fenster offen stehen gelassen habe, als er sich wieder zu Bette begeben. Allemannus erzählt, daß ein Nachtwanderer mit dem Degen an der Seite im Schlafe über die Seine geschwommen, und denjenigen ums Leben gebracht habe, den er zu ermorden sich wachend vorgenommen gehabt, und daß er nachher wieder durch denselben Strom nach Hause zurückgekehrt sey. Eine ähnliche Geschichte erzählt Fritsch nach dem Jesuiten del Rio. Ein Schulmeister, Gundisalvus, welcher die Kinder im Catechismo unterrichtete, und in einem Kloster zu übernachten pflegte, war gewohnt, im Schlafe die Kinder zu lehren, zu schelten und zu vermahnern, und zu singen, als ob er Schule hielte. Ein Klosterbruder, in dessen Zelle er lag, drohte ihm, daß er des Nachts ruhig seyn sollte, weil er ihn sonst mit der Ruthe peitschen würde. Der Schulmeister faßet dieses zu Gedanken, und entschlüft darüber. In der Nacht steht er auf, nimmt eine lange Scheere, und geht zu des Bruders Bette, welcher zum Glücke wacht, und, weil er ihn bey hellem Mondenscheine kommen sieht, sich hinter das Bette verkriecht. Gundisalvus nähert sich dem Bette, stößt die Scheere etlichmal in das Hauptküssen und legt sich darauf wieder nieder. Am

folgen

folgenden Morgen wußte er von allem nichts, sondern sagte nur, es habe ihm geträumt, daß ihn der Bruder peitschen wollen, weshalb er sich mit der Scheere vertheidigt hätte. Man sieht hieraus, daß es eine gefährliche Sache sey, bey einem Nachtwanderer zu schlafen.

Horst hat bey Helmstädt einen Nachtwanderer gekannt, welcher im Schlafe die Treppe hinunter, und einen weiten Weg durch den Hof in die Küche gegangen, hernach aber mit großer Vorsichtigkeit in einen Brunnen herabgestiegen, und als er das Wasser berührt, o mein Bein! helft mir! gerufen, worauf man ihn im Eimer ganz erstarrt wieder herausgezogen. Ein gewisser junger Edelmann stieg des Nachts ganz nackend aus dem Bette, nahm sein Hemd unter den Arm, stieg zum Fenster hinaus, ergriff ein vor dem Fenster hangendes Seil, woran er bis zum Giebel des Hauses hinauf rutschet, daselbst ein Nest junger Heisters ausnimmt, sie in sein Hemd wickelt, wieder zurück kömmt, und sein Hemd unten ins Bett legt, und ausschläft. Er erzählte des Morgens, daß ihn geträumt, er habe ein Heisternest ausgenommen, und fand mit Erstaunen die jungen Thiere wirklich in seinem Hemde.

Einen Lehrjungen träumte, daß seinem Herrn ein Canarienvogel entwischt sey, und hierüber steht er auf, klettert diesem Vogel nach auf das Dach, und bleibt in der Dachrinne schlafend liegen. Es kömmt ein Donnerwetter, und der Junge wird von dem Wasser überschwenmt, ohne doch zu erwachen, bis er endlich am Mittage durch und durch naß im Hemde wieder kömmt. Derselbe Mensch sieht einstmals in einem hohen Thurme Mauererschwalben hecken, deren Nest oben bey einem offenen Thurmfenster befindlich gewesen. Er sieht im Schlafe auf, geht nach dem Thurme, findet daselbst eine große Bauleiter, die er wachend nimmermehr würde haben regen können, trägt sie an den Thurm, steigt hinauf und in das Fenster, obgleich die Leiter auf 6 Ellen zu kurz war, und erwacht endlich im Thurme zu seiner eignen größten Bewunderung.

Ein

Ein französischer Edelmann pflegte alle Nacht im Schlafe aufzustehen, und mit seinem Falken zu baizen. Er entschuldigt sich dieserwegen im Voraus des Abends in einem Wirthshause bey einem Fuhrmanne, der mit ihm in eben dem Zimmer schlafen sollen. Der Fuhrmann war so böshaft, seine Cur zu versuchen, und sagte ihm, daß er ebenfalls des Nachts aufzustehen pflegte, und seine Pferde antriebe, wenn er meynete, daß sie in einem Loche steckten. In der Nacht steht der Edelmann im Hemde auf, spricht seinem Falken zu, thut, als würde er ihn von der Faust, und schreyet, was er kann: Zapasa! Zapasa! Zapa! Der Fuhrmann, der dieses Spiels überdrüssig wurde, steht endlich auch auf, ergreift seine Peitsche, und thut, als spräche er den Pferden eifrig zu: Zarrri, ju, ju, Alter, Bräuner, oho, ohuf, nun dran hat, weiß von der Hand, streck dich, daß dir Gotthelfe, knall! knall! und was dergleichen Fuhrmannsprüche mehr sind, wobey er den Edelmann mit der Peitsche geißelte, daß er nach Gott hätte schreyen mögen. Hierdurch ward der Edelmann auf Lebenslang von seiner Thorheit befreyt, und dieses ist das Mittel, wodurch man schon oft Nachtwanderer curirt hat.

Der Herr Sauvages de la Croix hat der parisschen Akademie eine Geschichte von einer Frauensperson bekannt gemacht, welche das Wunderbare von dieser Art im höchsten Grade zeigt. Ich will damit meinen heutigen Aufsatz beschließen. Nachdem diese 20jährige Person einige Anfälle von einer schlaffüchtrigen Erstarrung gehabt, welche vom dicken Geblüte herrührten, und wobey sie allezeit in eben der Stellung, worinn sie sich zu solcher Zeit befand, steif und sinnlos stehen, sitzen oder liegen blieb, und wie eine Bildsäule fortgeschoben werden konnte, wenn man sie von einem Orte zum andern bringen wollte, ward sie endlich in einen andern Zustand versetzt, welcher sich zwar mit eben der vorigen Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit anfieng, allein in der Zwischenzeit eine wunderbare Art von Belebung vorstellte. Sie erstarrte erst, fieng aber nach einigen

einigen Minuten an zu gähnen, richtete sich im Bette auf zum Sitzen, und trieb folgendes Schauspiel, welches sie überhaupt wohl 5omal wiederholt hat. Sie redete mit einer ihr ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und Munterkeit des Geistes, und was sie redete, war eine Folge von dem, was sie im vorigen Zufalle geredet, oder die Wiederholung einer Catechismuslehre, welche sie am vorigen Abende angehört hatte. Sie redete oft ihre Bekannten aus dem Hause an, und deutete unter verdecktem Namen die Sittenlehren zuweisen schalkhaft auf sie, mit offenen Augen, und dergleichen Gebährden, als sie den vorigen Abend gemacht hatte. Daß sie bey dem allem nicht wachte, erhellet aus mancherley Proben. Man schlug ihr plötzlich nahe an die offenen Augen mit der Hand, ohne daß sie die Augenlieder bewegte, oder einige Ausbeugung gemacht, oder ihre Rede im geringsten unterbrochen hätte. Eben dieses geschah, wenn man mit einem Finger ihr schnell nahe an das Auge fuhr, oder ihr eine brennende Kerze zählings so nahe vorhielt, daß schier die Haare der Augenlieder verbrannt wären, und wenn man ihr von hinten ins Ohr schrie, oder einen Stein ans Bettgestelle warf. Noch mehr, man goß ihr in die Augen und in den Mund Franzbrannterwein und Salmiacspiritus. Man bließ ihr Spaniol in die Nase, stach sie mit Nadeln, drehete ihr die Finger, rührte ihr den Augapfel mit einer Feder, und mit dem Finger selbst an, ohne daß sie das geringste Zeichen einer Empfindung von sich gegeben hätte. Sie fieng immer heftiger zu reden an, und bald darauf sang und lachte sie laut, bemühte sich, aus dem Bette zu kommen, sprang endlich heraus, und machte ein Freudengeschrey. Sie hielt die Zwischengänge zwischen den Bettstellen so gut, als ob sie wachte, und stieß kein einzigesmal an, wendete sich geschickt um nach den andern Gängen zwischen den Bettstellen und verschlagenen Kämmerlein, ohne alles Tappen oder Betasten der Dertter; und nachdem sie herum war, lehrte sie wieder zu ihrem Bette, legte sich, deckte sich zu, und erstarrte dann wieder, wie zu Anfange. Alsdann erwachte sie gleichsam aus einem tiefen Schlafe;

Schlaf; und wenn sie an den Umstehenden merkte, daß sie ihre Zufälle wieder gehabt haben müßte, weinte sie den ganzen Tag vor Beschämung, und wußte niemals, was in dieser Zeit mit ihr vorgegangen war.

Man sieht aus allen diesen Beyspielen, und besonders aus dem letzten, daß unsre Seele im Zustande des Schlafens zu den künstlichen Handlungen vermögend bleibe, welche sie im Wachen unter Anleitung der Sinne zuweilen weit mühsamer bewerkstelligt. Aber wie geschieht dieses? Ich bitte meine weisesten Leser, es mich zu lehren. Mir ist es wahrscheinlich, daß diese Erscheinungen auf zween Gründen beruhen, welche man bisher nicht hinlänglich in Betrachtung gezogen hat. Wir haben ein besonderes Vermögen der Seele, welches die deutliche Erinnerungskraft, oder die Persönlichkeit heißt. Sie ist eine Art des Gedächtnisses. Durch diese Kraft sind wir uns bewusst, daß wir selbst, und kein anderer, es gewesen sind, die gewisse Handlungen verrichtet haben. Dieses Vermögen der Seele kann durch eine Art von Gemüthskrankheit eben so, wie die übrigen Arten des Gedächtnisses geschwächt werden. In solchem Falle verrichten wir alle Handlungen mit völligem Bewußtseyn, und unsre Seele empfindet einige Dinge eben so deutlich, wie im Wachen: allein wir vergessen das wieder, was wir in diesem Zustande gethan und empfunden haben, und erinnern uns nie wieder daran, obgleich der Fehler unsers Gedächtnisses nach einer kurzen Periode wieder verschwindet: denn die Seele muß im Zusammenhange der Ideen bleiben, wenn wir nach einiger Zeit wissen sollen, daß wir etwas gethan haben. Es giebt aber eine periodische Schwäche der Erinnerungskraft, wodurch wir unvermögend werden, das was wir thun und empfinden, länger als in der kurzen Zeit, da es geschieht, zu gedenken. Dies ist der Zustand der Nachtwanderer: denn in den meisten obigen Beyspielen ist es unwidersprechlich, daß die Personen sich ihrer Handlungen und Empfindungen vollkommen bewusst gewesen seyn müssen, indem sie dieselben verrichtet und erfahren haben. Wer kan wohl ohne dieses Bewußtseyn ein

Buch corrigiren, Verse schreiben, Aufgaben auflösen, auf ein Dach klettern, u. s. w. Blos das Vergessen dieses ganzen Zustandes beim Erwachen, macht die Sache uns und den Kranken selbst wunderbar und unbegreiflich. Die Nachtwanderer sind also Leute, die im Schlafe zuweilen erwachen, aber dabey eine allzulebhaftige Einbildungskraft, die sie mit falschen Empfindungen täuscht, und zu unschicklichen Handlungen verleitet, und eine so launische Schwäche der Erinnerungskraft haben, daß sie nichts von dem allen im Gedächtnisse behalten, was sie in diesem Zustande gethan haben. Der zweyte Grund von diesen seltsamen Erscheinungen beruhet darauf, daß die Seele im Schlafe vieles nicht empfindet, was doch in den Nerven ihres Körpers ein Gefühl macht, wie solches aus dem Send schreiben in meinem 70sten Blatte genugsam erhellet. Hiervon kann es herrühren, daß solche Leute alle Proben, ob sie sehen, hören, fühlen, u. s. w. vereiteln, daß wirklich von einigen ihrer Gefühle kein Eindruck in die Seele kommt, und daß sie gleichwol durch das sinnliche Gefühl der Nerven zu eben solchen Bewegungen gereizt werden, als geschehen würde, wenn die Seele dieses Gefühl empfände: denn ich habe in dem Aufsatze von der Sinnlichkeit thierischer Körper gezeigt, daß dieses wirklich in vielen Fällen geschehe, und daß ein anderer Reiz der Nerven, welchen die Seele gar nicht empfindet, viele von den Bewegungen der Thiere hervorbringen könne, die sonst nur der Eindruck der Ideen in sie hervorbriugt. „Die Bewegung des dreyeckigten Muskels am „Arme, sagt der Herr v. Haller irgendwo, steht unter dem „Gebote des Willens: reizet man aber den Nerven, so wird sie „ohne unser Bewußtseyn geschehen.“ Doch hiervon ein Mehreres im 101. und 102. Bl. Wenn man diese Gründe zusammen nimmt, so werden die obigen Erscheinungen nicht mehr so wunderbar, ob gleich nicht begreiflicher, sie werden den uns bekannten Gesetzen der thierischen Natur nur gemässer erscheinen.

Fünf und siebenzigstes Stück.

Kästner.

Dein Rauch, durch hohlen Thon gezogen,
Ergöht wem männlich Blut in seinen Adern fließt;
Auch Schöne selbst sind dir gewogen,
Und öfters hat dein Rohr ein zarter Mund geküßt.

Johann Nicot, ein Abgesandter des Königs von Frankreich am portugiesischen Hofe, empfing im Jahre 1560 von den Holländern, die aus America kamen, ein Kraut, dessen man sich daselbst äußerlich als ein Wundkraut bediente, und dessen Rauch die Americaner sogen, wenn sie wahr sagen wollten. Er pflanzte dasselbe zuerst in Frankreich, und die Gelehrten nannten es nach ihm Nicotiana, andre aber nach dem Orte, wo es am häufigsten verhandelt wurde, nämlich nach der Insel Tabago, Tabak.

Dieses Gewächs hat in den zweyhundert Jahren, seit dem es in Europa bekannt ist, die seltsamsten Schicksale gehabt. Man bediente sich seines Rauchs, nicht um Prophet zu werden, sondern um ein Vergnügen zu genießen, welches darinn bestand, daß man den Rauch, das Sinnbild aller Vergnügungen, auf der Zunge schmeckte; und man schnupfte den Staub dieses Krauts, erst, um zu niesen, hernach zum Vergnügen, und endlich zur Galanterie.

Ihm ein Behältniß zu bereiten,
Sind kostbares Metall und theurer Stein bestimmt.
Er zeigt des Stuzers Artigkeiten.
Der mit geschickter Hand ihn giebet, oder nimmt.

Wider und für diese beyden Arten der Vergnügungen theilten sich die Meinungen der Aerzte; ja es gab sogar Sittenlehrer, die sie für Sünde hielten, und nicht glaubten, daß ein

ein Mensch, der Tabak rauchte, oder eine Priese schnupfte, zum ewigen Leben gelangen könnte. Hingegen bekam auch der Tabak eben so hitzige Vertheidiger; und man würde nicht gewußt haben, wem man glauben sollte, wenn nicht die Vergnügungen allemal diejenigen überzeugten, die Geschmack an ihnen finden, es mag gleich noch so viel darüber gestritten werden. Es geht uns, wie den arabischen Pferden, die sich nach und nach so an den Tabak gewöhnten, daß sie denen nachlaufen, die die Pfeiffen anzünden, und es gern leiden, wenn man ihnen den Rauch in die Nase bläst.

Bontekoe posante den Ruhm des Tabaks mit erhabener Stimme aus: „Es ist nichts so gut, nichts so sehr zu achten, nichts dem Leben und der Gesundheit so zuträglich und nöthig, als der Rauch des Tabaks, des königlichen Gewächses, welches Könige selbst zu rauchen gewürdigt haben, und das von vielen Zeiten her im Gebrauche gewesen, ob es gleich Europa später hat kennen gelernt.“

Der König von England, Jacobus, war nicht unter denen, die Bontekoe als Tabakraucher pries. Er nahm sich die Mühe, ein ganzes Buch wider den Tabak zu schreiben, und Se. Majestät verriethen darinn einen starken Eifer, der sich auf eine schwache Beurtheilungskraft gründete. „D ihr, meine Unterthanen, schreibt er, wenn ihr noch die geringste Scham habt, so enthaltet euch doch einmal von dem unbesonnenen Gebrauche des Tabaks, dessen Ursprung schimpflich ist, dessen man sich aus bloßem Irrthume, und endlich aus einer puren Narrheit bedient hat, wodurch man sich den Zorn Gottes auf den Hals zieht, die Gesundheit verdirbt, das Hauswesen in Unordnung bringt, und den Ruhm des ganzen Landes verleht. Enthaltet euch des Gebrauchs einer Sache, die häßlich anzusehn ist, die schändlich riecht, die dem Gehirne und den Lungen höchst schädlich ist, und deren Rauch, wenn man die Wahrheit bekennen soll, den abscheulichen Qualm des höllischen Feuers vorstellt.“

Se. Majestät hätten wohl ihren Unterthanen die Hölle noch etwas heißer machen können, wenn es nur hätte helfen wollen. Allein, wie gesagt, der Tabak ward immer desto stärker wieder gelobt, je ärger man ihn herunter gemacht hatte. Der Cardinal Prosper Saintecroix hatte ihn zuerst in Italien eingeführt, und Castor Duranti konnte diese schöne Gelegenheit zu einem Wortspiele unmöglich vorbeylessen, um in dem Gedichte, worinn er dieses Verdienst des Cardinals um Italien bis an die Sterne erhebt, die Lobrede des Tabaks gar so weit zu treiben, daß er ihn mit dem Holze vom heiligen Kreuze in Vergleichung stellte. Was that aber hingegen Cohausen? Er rächte sich durch ein Wortspiel, das eben so albern war. Den armen Christophorum Columbum verglich er, anfangs spitzig, mit der Taube, die Noach aus der Arche sendete, um Land zu suchen, und die ein Delblatt im Schnabel mitbrachte; hernach aber boshafter, mit einer solchen Taube, die statt des Delblatts ein Tabaksblatt mitbrachte, und die neue Welt fand, um die alte mit diesem schädlichen Kraute zu vergiften. Es gab eine Zeit, da man für witzig gehalten wurde, wenn man Einfälle hatte, die nur in einer einzigen Sprache gegeben werden konnten, und seitdem diese Meynung gefallen ist, hat man bemerkt, daß die witzigen Köpfe unter den Gelehrten sehr rar sind. Man kann jetzt weder den Scherz des Duranti noch des Cohausen mehr ausstehn, und so lange Tabak geraucht wird, wird man diese beyden Namen nicht ohne Achselzucken nennen können.

Die Tabakspflanze hat einige schweflichte Theile bey sich, wovon sich die trocknen Blätter so leicht entzünden, und die man auch im Geruche entdeckt. Sie sind der öligte Theil der Pflanze, welchen man bey frischen Blättern fühlen, und durch chymische Untersuchungen herausbringen kann. Der Geschmack dieser Blätter beweist genugsam, daß sie auch ein Salz in sich enthalten, und die ausgelangte Asche läßt endlich eine unschmackhafte Erde zurück. Del, Salz und Erde sind also die Bestandtheile des Tabaks, und wir

wir wollen sehen, welche Wirkung sie hervorbringen, wenn er geraucht wird.

Von dem scharfen Salze rühren die heftigen Wirkungen her, welche der Tabak bey Leuten, oder auch nur in solchen Nerven erregt, die ihn nicht gewohnt sind. Das wenige vom Rauche, was mit dem Speichel in den Magen kommt, verursacht bey Anfängern Ueblichkeit, Erbrechen und Purgiren. Die Wilden in America bringen den Ertrunkenen den Tabaksrauch, nach Art eines Elystiers, bey, und erwecken sie dadurch vom Tode. Dieser Gebrauch ist auch in Europa bey hartnäckigen Verstopfungen eingeführt worden, weil man gefunden, daß ein Tabakschlystier eben so gewiß, als das schärfste andre, Döfnung verursache.

In den schweflichten Dämpfen des Tabaks mag wohl seine prophetische Kraft stecken. Denn man kann dieselbe nur der Betäubung zuschreiben, die er verursacht, in welcher man, wie ein Betrunkener, Gesicht und Erscheinungen hat. Daß der Tabaksrauch betäube, die Empfindungen schwäche, und Schlaf verursache, kann man deutlich an den Anfängern und Kranken sehen. Jene werden vom Tabaksrauche schwindlicht, halbberauscht und ohnmächtig, und die Kranken stillen sich damit die Schmerzen. Man weiß, daß er denen gerathen wird, die Zahnschmerzen haben, und Ellis versichert, daß die Wilden in America den Tabaksrauch verschlingen, wenn sie Colikschmerzen haben, um sie damit zu vertreiben.

Man sieht aus diesen Betrachtungen, daß der Tabaksrauch unter die starken Arzneyen gehöre, und daß er in unserm Körper heftige Wirkungen hervorbringe. Kann man aber wohl eine Arzney alle Tage in Menge, ohne Schaden gebrauchen? Nein; aber man kann es durch die Gewohnheit so weit bringen, daß er seine schnellsten und heftigsten Wirkungen verliert. So ist es mit allen Schlaf- und dumm-machenden Arzneyen. So wie man sehr große Dosen vom Opium durch die Gewohnheit vertragen lernt, so kann es auch mit dem Tabake geschehen, ob er uns gleich um deswillen gar nicht gesunder wird. Daher ist es lächerlich

und ungereimt, wenn man sich selbst die größte Marter anthut, um Tabak rauchen zu lernen, wofern es nicht um medicinischer Absichten willen geschehen muß. Wenn man sich aber daran gewöhnt hat, so schadet der Tabaksrauch hauptsächlich nur durch seinen Misbrauch, und es würde nicht einmal rathsam seyn, diese Gewohnheit auf einmal ganz abzulegen. Ich werde solches aus dem Nutzen beweisen können, welchen sein mäßiger Gebrauch stifet.

Durch die Gewohnheit wird die purgirende Kraft des Tabaks dergestalt vermindert, daß bloß eine ordentliche Desnung des Leibes davon entsteht, welche außen bleibt, wenn man sich das Tabakrauchen auf einmal abgewöhnt. Dieses ist besonders von der ersten Pfeiffe zu verstehen, die man des Morgens raucht, und welche bey Vielen das einzige Mittel ist, wodurch sie täglich ihren Leib reinigen, und diese Ausführung in Ordnung erhalten. Diejenigen, welche vielen Schleim und Säure im Magen haben, und des Morgens Tabak rauchen, pflegen sich leicht darnach zu brechen, und befinden sich, wenn sie den Schleim ausgebrochen haben, recht wohl darauf. Bey phlegmatischen Personen befördert er den Abgang des allzu vielen Wassers und Schleims, und macht durch seine Reizung einen lebhaften Umlauf des Bluts. Aber eben darum ist er cholerischen Personen nicht heilsam; denn er verursacht ihnen Hitze, und trocknet ihren Körper aus. Zum wenigsten müßten sie nicht zu viel dabey auswerfen, sondern den Speichel lieber verschlingen, wenn sie es vertragen können, welches auch durch die Gewohnheit erzwungen werden kann. Auf solche Weise befördert der Tabak die Desnung des Leibes desto besser; ja ich habe gar einen Mann gekannt, der so reinlich zu rauchen pflegte, daß er nicht nur den Speichel, sondern auch allen Rauch verschlang, und dem das Frauenzimmer so gar gewogen blieb, wenn er auch gleich in ihrem Pukzimmer rauchte.

Man bemerkt überhaupt, daß das Tabakrauchen bey Krankheiten vom Schleime, und bey den sogenannten kalten Flüssen nicht ohne Nutzen sey. Daher rauchen ihn selbst

selbst Damen bey Zahnschmerzen; daher stillt man mit dem ausgekochten Tabaksextracte den wildesten Husten, und daher blasen die Wilden den Tabaksrauch bey dem Schnupfen durch die Nase. Es ist eine Thorheit, zu sagen, daß dadurch das Gehirn schwarz, und die Lunge trocken gemacht würde. Denn in das Gehirn kann er nicht kommen, weil kein Weg dazu offen ist; und wenn das geringste davon in die Lunge kommt, so entsteht ein Husten, welcher ihn wieder herausjagt.

Man kann in gewissem Verstande vom Tabake sagen, daß er den Hunger und Durst stille. Jenes thut er, in sofern er die Empfindungen vermindert, und dieses, indem er die Speicheldrüsen des Mundes reizt, und dadurch einen stärkern Zufluß des Speichels erregt. Hieraus folgt, daß man sich den Appetit verderbe, wenn man kurz vor der Mahlzeit Tabak raucht; und daß man die Verdauung hindere, wenn man solches gleich nach der Mahlzeit vornimmt, und viel dabey auswirft, weil der Speichel selbst zur Verdauung der Speisen nicht wenig beyträgt. Dieser Schade ist größer, als man es sich gemeinlich vorstellt. Denn eine langwierige Schwächung und Hindrung der Verdauungskräfte verursacht endlich die Hypochondrie, wie ich in meinem 25ten Stücke gezeigt habe, und keine Gefahr kann furchtbarer seyn, als diese. Auszehrung, Schwachheit, Traurigkeit und Melancholie sind die beständigen Begleiter dieser marternden Krankheit; und es ist nichts gewisser, als daß sie bloß der häufige Auswurf des Speichels hervorbringen könne. Schon Hippocrates wußte es, daß Leute, die stark auswerfen, melancholisch werden; und die jüngsten und stärksten Leute werden bald mager, essen wenig, und verfallen in die Melancholie, wenn sie entweder solche Sachen kauen, die den Speichelfluß unterhalten, oder wenn sie auf einmal anfangen, stark Tabak zu rauchen. Wie werden nicht die armen Sünder bis aufs Mark in den Gebeinen ausgezehrt, die die Speichelleur ausstehn müssen! Ruysch erzählt ein Beispiel von einer zwölfjährigen Jungfer, die wegen einer Wunde an

der Unterlippe den Speichel stets auslaufen lassen mußte, und die davon lange Zeit zärtlich und schwach blieb, bis endlich die Wunde geheilt war. Eben dieser berühmte Arzt beschreibt eine Dame zu Amsterdam so schwach und abgezehrt, daß sie alle Aerzte aufgegeben. Sie würde verloren gewesen seyn, wenn nicht der scharfsinnige Kruysch die wahre Ursache ihres Elendes entdeckt hätte. Er sahe, daß sie unaufhörlich in ein Becken spuckte, und kaum hatte er ihr dieses untersagt, als sie sich von Stund an, ohne alle andre Mittel, wieder erholte. Wie oft hätten nicht die schwermüthigen Hypochondristen einen solchen Beobachter nöthig, der ihnen, besonders bald nach den Mahlzeiten, die Tabakspfeifen aus dem Munde nähme, und sie dadurch nöthigte, dem Magen seinen Tribut von Speichel zu geben, welchen er nothwendig haben muß, wosern nicht die Verdauung der Speisen unvollkommen bleiben soll.

Es ist vielen gewöhnlich, des Abends eine Pfeife Tabak zu rauchen, um sich dadurch zum Schlafe desto besser zuzubereiten. Diese Gewohnheit ist untadelhaft; aber doch ist es gut, bey dem Schlafengehen noch ein Glas Wasser zu trinken, damit sich der Dampf nicht zu sehr an den Schleim des Mundes anhängt, und darinn einen übeln Geschmack zurücklasse. Dieses ist darum desto dienlicher, weil man ruhiger schläft, wenn der Körper keine ungewohnte Empfindungen hat, und weil der Genuß des Wassers die beunruhigenden Wirkungen des Bieres, Weines, und anderer geistlicher Getränke und Speisen schwächt und vermindert.

Ich habe noch die Art und Weise zu bestimmen, wie man nach den Regeln der medicinischen Kritik Tabak rauchen müsse. Es ist nicht gleich viel, auf welche Weise man tüppig ist. Man muß es so seyn, wie die feinsten Kenner lieben, mit Geschmacke und Artigkeit. Das Frauenzimmer ist den Rauchern selten gewogen. Sie lieben dasjenige mehrentheils in der Nase, was sie im Munde der Männer hassen, und mögen den Taback lieber in ihren Dosen, als in unsern Pfeifen leiden. Um diese Grausamen zu befänstigen, muß man mit Bescheidenheit rauchen, damit sie es

uns

uns nicht gar verbieten, oder doch wenigstens kein grosses Recht dazu haben. Hierzu wird aber erfordert, entweder, daß man persischen Taback, welcher durch Wasser gesogen wird, rauche: Denn Rüssel sagt, daß davon weder Geruch noch Geschmack nachbleibe, wenn man sich nur den Mund wäscht; oder daß wenigstens der Taback, den man raucht, schön von Geruche sey. Die Spanier senden uns den besten in eignen Körben, welche Canastro heißen; und hiervon hat der gute Tabak den Namen des Knasters erhalten. Er hat, seines angenehmen Geruchs wegen, vor allen andern Arten den Vorzug, obgleich der Arbeitermann seinen schlechten Tabak mit eben dem Appetite raucht, und nichts von dem Gestanke weiß, der unsern Nasen beschwerlich fällt. Die Eigenschaften eines guten Knastertabaks erstrecken sich aber noch weiter, als blos auf den Geruch. Er muß, zumal wenn er zum steten Gebrauche gewidmet ist, nicht allzu stark seyn. Ein starker Tabak läßt seine Rücke nimmermehr gänzlich fahren. Ein Held im Rauchen kann es so weit bringen, daß er ihm selten schadet. Allein, es wird sich, ehe er sichs versieht, zutragen, daß er Ueblichkeit, Ohnmachten und einen kalten Schweiß davon bekommt, ob er ihn gleich schon viele Jahre zu rauchen gewohnt gewesen ist. Eben dieses geschieht, wenn der Tabak schlecht brennt, daß man allzu stark saugen muß. Daher verlangt man billig von einem guten Knastertabake, daß er schön rieche, daß er leicht sey, und daß er gut brenne. Nichts destoweniger aber würde man doch auch bey einem solchen guten Tabake eben dieselbe Gefahr laufen, wenn man allzu schnell hinter einander rauchen wollte. Um ein Vergnügen ohne Ueberdruß zu genießen, muß man es sparen. Wer zu verschwenderisch dampft, der verdirbt sich bald den Geschmack, und denen, die um ihn sind, den Geruch, und, was vielen Damen noch empfindlicher ist, auch die Neubeln. Der wollüstigste Raucher kann einige Stunden an einer Pfeife saugen, und kostet den zarten Dampf mit critischer Feinheit. Dieses thun aber gemeinlich nur solche Leute, die aus dem Rauchen eine Beschäftigung ma-

U 5

chen,

chen, und die sich recht dazu hinsetzen, um Achtung zu geben, wie sie, nach Gottscheds Herleitung, schmächeln. Andre Leute rauchen bey ihren andern Geschäften; und weil sie sich dabey vergessen, so verliert man sie im Dampfe, der ihr ernsthaftes Gesicht beatificirt.

Wegen der Instrumente, deren man sich zum Tabakrauchen bedient, ist zu merken, daß sie, so viel möglich, rein seyn müssen, damit sie dem Tabakrauche keine ihm fremde Eigenschaft mittheilen, und dadurch seinen Geschmack oder Geruch verderben. Daher sind die hölzernen Pfeifen nur für schlechte Leute, die es, nebst ihren Weibern, so genau nicht nehmen; und selbst die thönernen sind nicht die besten. Es widerfährt oft dem stärksten Raucher, daß er bey einer neuen Pfeife übel wird; und dieses beweist, daß es eben keine besondere Höflichkeit sey, den Gästen ganz neue Pfeifen vorzulegen, obgleich Viele wiederum Bedenken finden, aus solchen zu rauchen, die schon ein anderer im Munde gehabt hat. Man sollte billig Niemanden das Recht nehmen, sich seine Pfeife selbst anzuzünden, welches überhaupt eine wunderliche und oft gefährliche Höflichkeit ist. Hinweg mit allen unreinlichen Thorheiten! Da wir uns die Braten nicht von andern kauen lassen, so wollen wir auch den Tabak selbst anzünden. Alles, was wir zu bitten haben, ist ein Wachlicht; kein Deldampf; kein Kohlendampf!

Ein jeder Kenner wird zugestehen, daß eine gläserne Pfeife die allerreinlichste sey, und den Geschmack des Tabaks nicht im geringsten verändere. Man mag aber wählen, was für eine man will, so muß sie nur für eine feine Zunge sehr lang seyn. So bald der Rauch warm in den Mund kommt, verdirbt er nicht nur den Geschmack, sondern verlegt auch die Zunge und den Gaumen.

Ehe ich diese Materie beschliesse, muß ich noch das einzige zum Lobe des Rauchtobaks anführen, daß er durch die Besänftigung der Empfindungen bey Leuten, die ihn mit Aufmerksamkeit genießen, eine gewisse süße Beruhigung, ein Vergnügen am Müßiggange, eine Lust zur langen Weile und zu moralischen Betrachtungen, und endlich bey Leuten, die

die ihre Gedanken scandiren, so gar eine poetische Begeisterung hervorbringe, welche die Ursache ist, warum wir mit Liederchen auf den Tabak überhäuft sind. Ich hätte bey dieser schönen Gelegenheit leicht ein Paar hundert Dichter plündern können, allein es wird für meine Leser vorthafter seyn, daß sie sich in den Vergnügungen, welche die Dichter preisen, lieber an die Urtheile der Aerzte halten. Ich habe ihnen in diesem Blatte alles eingeräumt, was man in einer Sache, die wirklich nicht ohne Nachtheil ist, dem Liebhaber zugestehn darf. Herr Tissot ist den Tabakrauchern viel schärfer, und was er sagt, ist vom übertriebenen Gebrauche des Rauchtobaks wohl gegründet. Die Trockenheit, die er im Munde verursacht, verleitet uns leicht, zu viel zu trinken, welches, nach Verschiedenheit der Getränke, zu vielerley Krankheiten den Grund legen kann. Der öftere Angriff des Magens und der Gedärme von dem scharfen Salze des Tabaks, welches zum Erbrechen und Purgiren reizt, schwächt endlich die Kräfte der Verdauung, und die Natur wirkt träge, und will immer gereizt seyn. Die Betäubung der Nerven verdirbt die Verdauung ohnedem, und es erfolgen, eben so, wie vom Opium, welches schon Baco bemerkt hat, Schwindel, stumpfe Kopfschmerzen, Angst, Schlassucht und Schlagflüsse auf den allzustarken Gebrauch des Tabaks.

Man hat, so gar in Schriften, behaupten wollen, daß das Tabakrauchen die Schlagflüsse verhüte: allein Herr Tissot hat erwiesen, daß dieses ein grosser Irrthum sey. Er hat Beispiele genug von Leuten gesehen, die mit der Pfeife im Munde vom Schlage gerührt worden sind, und sagt, daß er sich keines starken Tabakrauchers erinnere, der alt geworden wäre. Ich weiß zwar deren einige: allein man hat auch Branntweinsäufer von hundert Jahren, und wer wollte sich wol dergleichen Beispiele zur Nachahmung wählen? Es sind deren weit mehrere von kläglichen Folgen des unmäßigen Rauchens vorhanden. Viele Aerzte haben davon Schlagflüsse, schwere Brustkrankheiten, und insbesondre der Herr van Swieten Krankheiten der Leber, Wehl-

Werthof die Sicht, und der Herr von Zaller eine Auszehrung entsehn sehen. Einen, der sich damit die Zahnschmerzen vertreiben wollte, fand Tissot in wütenden Kopfschmerzen, und in seinem Munde eine brennende Trockenheit. Er widerrieth ihm dieß Mittel, und lehrte ihn seinen Schmerz mit kühlenden Mitteln vertreiben. Es hilft nichts, wenn man sagt, daß man den Tabaksrauch gewohnt sey. Man kann sich annoch gefährlichere Dinge gewöhnen, und doch unterlassen sie nicht, die Gesundheit nach und nach zu ruiniren. Es ist also durchaus schädlich, viel und starken Taback zu rauchen; und man muß sich seiner immer nur als einer Arznei bedienen, die er auch ist. Er kann den schlaffen und feuchten Temperamenten nützlich seyn, die Bewegung der Gedärme und die Speicheldrüsen reizen, ein Asthma vom zähen Schleime, durch die Beförderung des Auswurfs curiren, fette Leute mager machen, indem er den Speichelfluß befördert, und den Appetit schwächt, und oft die Colickschmerzen vertreiben. Aber eben um deswillen muß man ihn nicht unaufhörlich gebrauchen, weil man nie immer mediciniren soll, wenn man nicht krank ist.

Ich habe dieses Blatt nur für die Männer geschrieben. Damit aber das Frauenzimmer nicht Ursache habe, mich einer Partheylichkeit zu beschuldigen, so werde ich in einem andern Blatte auch dem Schnupftaback seine Lobrede halten. (*) Ich schnupfe nicht selbst. Allein, man wird sehen, daß ich unpartheyisch bin.

Mein Herr,

Alles ist an einer Sache merkwürdig, wenn sie sich einmal den Vorzug erworben hat, das ganze menschliche Geschlecht, oder doch wenigstens den größten Theil desselben zu vergnügen. In diese Zahl gehören die üppigen Getränke, der Thee und Caffee. Eben wollte ich an Sie schreiben, und Ihnen wegen der Verachtung, womit Sie bisher von diesen preiswürdigen Waaren geschwiegen hatten, Vorwürfe machen, als ich Ihre Abhandlung vom Thee, und bald

(*) S. das 89te Bl.

darauf auch die vom Caffee, und der Schokolade las. Sie müssen wissen, mein Herr, daß ich selbst ehemals gesonnen gewesen bin, von allen diesen Materien zu schreiben; daher hatten alle diese Ihre Blätter an mir einen scharfen Rinsrichter. Ich kann indessen nicht läugnen, daß mir Ihre Abhandlungen gefallen haben, und daß ich vieles darin gefunden, was ich in den meinigen nicht hätte anbringen können. Allein, ich habe dagegen auch etwas, das ich bey Ihnen nicht finde. Lassen Sie uns zusammen treten. Sie haben Ihnen Theil dem Publico gegeben; ich will ihm den Meinigen auch geben. Damit ich Ihnen aber den Raum nicht zu sehr verengere, so will ich meine Materie theilen, und igt bloß meine Ergänzung zu der Abhandlung vom Thee einschicken.

Der Ritter Linnäus hat von diesem Gewächse eine kurze und nette Abhandlung geschrieben, wovon Sie in der Ihrigen keinen Gebrauch gemacht haben. Erlauben Sie mir, daß ich Ihren Lesern die Gedanken dieses grossen Naturforschers in einem kurzen Auszuge mittheile. Sie werden finden, daß sie mit den Ihrigen in der Hauptsache vollkommen übereinstimmen.

Vor hundert Jahren war der Thee in Frankreich noch unbekannt, und in Holland selbst war er 1641 noch kein gewöhnliches Getränk. Vielleicht wäre er nie so allgemein eingeführt worden, wenn ihn nicht die Aerzte selbst gleich im Anfange so sehr erhoben hätten. Jonquet sagte, der Thee wäre eine göttliche Pflanze, welche vom Apollo selbst erzeugt worden, und daher einen solchen ambrosischen Saft besäße, daß man sich von dessen beständigem Gebrauche gewiß ein hohes Alter versprechen könnte. Tulpius übertrieb sein Lob nicht weniger. Er versicherte, daß keine Pflanze zu finden wäre, bey deren Gebrauche man älter würde; daß sie von allen Krämpfen befreiete, und daß sie die Kraft besäße, uns wachsam zu erhalten, ohne davon abgemattet zu werden. Kaum waren die Theebblätter nach Europa gebracht worden, als Bontekoe den Path gab, daß man so viel Thee trinken sollte, als man nur immer könnte, weil er das Geblüt verdünnete, und es solchergestalt geschickter machte, in den feinen Adern umzulaufen. Im Anfange, sagte er, wären 8 bis 10 Tassen genug. Endlich aber konnte man mit dem Trinken so lange fortfahren, als nur der Magen etwas annehmen, und die Blase fassen wollte; und dieses des Morgens und am Abende, in der Nacht sowohl, als am Tage.

Simon Pauli, ein Professor der Arzneykunst in Copenhagen, hielt den Theebaum für eine Tamaristenstaude, weil seine Blätter mit den Blättern der Tamaristen eine Aehnlichkeit haben; nur daß sie glatter sind. Er glaubte, man habe die Tamaristenblätter einmal in warmes Wasser gelegt, sie ausziehen lassen, und hernach

getrocknet; und daher verwunderte er sich, daß sich ganz Europa Tamariskenblätter von China kommen ließe. Aber er betrog sich.

Wenn man die Theeblätter ohne gehörige Zubereitung gebraucht, so haben sie die Eigenschaften einiger Gifte, welche den Kopf einnehmen und Schwindel verursachen. Daher darf niemand von einem Thee trinken, der nicht ein ganzes Jahr gelegen, ob er gleich die Chinesische Zubereitung schon ausgestanden hat; denn nur die Länge der Zeit befreiet ihn gänzlich von seiner betäubenden Eigenschaft. Er schmeckt zwar, ehe er so alt geworden, sehr angenehm. Allein, er verursacht eine Verwirrung im Kopfe, schwächt die Nerven, und erregt ein Zittern der Glieder. Daher wagen es auch die Japaner selbst niemals einen frischen Thee zum Getränk zu erwählen, wofern er nicht wenigstens mit alten Theeblättern vermischt ist.

Die Völker, die kein gutes Wasser haben, haben den Thee- und Caffee- und Trank zuerst eingeführt. Denn ein hartes, leimichtes und unreines Wasser läßt sich nie ohne Beschwerlichkeit trinken. Hingegen wird es durch den Thee schwächer und genießbarer; aber es ist nicht ausgemacht, ob es dadurch auch gesunder werde.

Der Thee- und Trank ist eine Zusammensetzung von warmem Wasser, gerösteten Blättern und geläutertem Zucker. Alle Thiere und wilde Völker trinken kaltes Wasser, und die Leute, die am ältesten geworden sind, haben keinen andern Trank genossen. Die Thiere verabscheuen sogar die warmen Getränke. Die Katz geht um einen warmen Brey herum, und die Schweine ziehen nach dem warmen Trebern die Füße an sich. Das warme Wasser macht das härteste Sohlenleder so los, als ein dünnes Stück Fell. Darf man sich daher wohl wundern, daß das warme Theewasser den Appetit eben so sehr vermindert, als ihn das kalte Wasser vermehrt? daß das holländische Frauenzimmer bey ihrem so häufigen Thee- und Trank eine losere Haut und ein so bleiches Ansehen hat? und daß die vornehmen Damen so häufig mit derjenigen Krankheit geplagt sind, welche die Franzosen Fleurs blanches nennen?

Der Professor Hermann und der D. Grimm, die beyde lange in Ostindien gewesen sind, haben angemerkt, daß die starken Thee- und Trank, wie von der Schwindsucht, ausgezehrt werden. Das warme Wasser verdirbt den Magen, macht uns das Essen zuwider, und erzeugt Winde. Der ganze Körper wird davon so schlaff, daß er sich bey dem geringsten schlimmen Wetter übel befindet. Die Alten tranken das warme Wasser, wie wir unsern Thee. Hippocrates aber urtheilt von dessen Wirkungen, daß es das Fleisch erschlaffe, die Nerven schwäche, den Kopf wisse und den Körper matt mache. Plinius erzählt, das warme Getränk sey zuerst bey den Kranken gebraucht, und hernach von den Vornehmen beygehalten worden.

Der

Der Kaiser Claudius aber hatte das Herz, alle Thermopolien oder Häuser, wo solche warme Getränke zubereitet und verkauft wurden, zu zerstören.

Man glaubt, daß der warme Thee das Gebälge reinige, und Steinschmerzen, Sicht, Podagra und dergleichen Krämpfe verhindere. Dieses ist gewiß, daß der Thee an sich keinen Stein im Körper erzeuge. Allein, das warme Wasser macht ihn gleichwol schlaff. Das Zahnfleisch wird los, und an die Zähne legt sich ein Weinstein, wovon die nichts wissen, die kaltes Wasser trinken. Wenn die Nieren erschlaffen, so erzeugen sich in ihnen Steinen. Auch das Podagra wird nicht leicht die Füße beschweren, ehe nicht der Körper geschwächt ist. Daher müssen die Dinge, welche uns vor dem Steine und dem Podagra bewahren sollen, nothwendig die Sehnen stärken, und nicht schlaff machen.

Der Zucker ist zwar eine angenehme und gesunde Sache für den Körper. Er muß aber durch Kaltwasser geläutert werden, und dieses hat eine ganz andre Wirkung bey uns, als der Zucker selbst, und veranlaßt vieles, was wir nicht wünschen.

Da die Chineser selbst eingestehn, daß der Thee die Nerven und das Gehirn schwäche, so ist es kein Wunder, daß sein langer und starker Gebrauch ein Zittern der Hände verursacht, zumal, da er mit warmem Wasser getrunken werden soll. Es geben auch sogar die Chineser zu, daß das Thee- und Trank bey den Augenbeschwerden und dem Leibgrimmen schädlich sey.

Beym Fiebern und verschiednen Krankheiten, wo die Fasern im Körper zu sehr gespannt sind, kann zwar der Thee, als ein dünnes, nicht nahrhaftes, noch sonst belästigendes Getränk nützlich seyn, und kann auch denen, welche den Tag vorher den Körper mit starken, scharfen und zähen Getränken angefüllt haben, nützen. Allein, man kann selbst überlegen, ob er um deswillen zum täglichen Getränk anzurathen sey?

So wie Weizen, Roggen und Gerste Getränke von verschiednen Art geben, ob sie gleich von einerley Gattung sind, so kann man auch nicht hoffen, eine andre Pflanze zu finden, welche mit dem Thee einerley Wirkung haben sollte. Gesezt aber, man entdeckte eine, die noch gesunder, als der Thee wäre; so ist doch gewiß, daß auch das Gesündeste in Krankheiten, bey einem übertriebenem und täglichem Gebrauche schädlich werde; nicht zu gedenken, daß die Mode doch allezeit dem Thee den Vorzug erwerben würde.

Herr Linnäus hat, nach gehöriger Untersuchung der Sache, gefunden, daß der Theebaum sogar in Schweden fortkommen, und dadurch der Reichthum, welchen man jährlich dafür nach China sendet, erspart werden könnte, wenn man nur diese Stauden, oder ihren Saamen, nicht, wie bey der Schiffarth geschieht, zweymal die

Linie

Linie passieren ließe; denn weder die Staube noch der Saame kann eine große Hitze ausstehn, ohne zu verderben. Er thut den Vorschlag, beyde durch die Caravanen, welche jährlich von China nach Rußland ziehn, mitbringen zu lassen; und ich möchte wohl wissen, was unsre Kaufleute hierzu sagten? Wegen der Kosten antwortet Linnæus dieses: Man dürfte nur die Hälfte des Geldes, das für den Thee in einem Jahre allein aus dem Lande geht, daran wenden, so würde man ohnfehlbar durch die Pflanzung so viel gewinnen, daß hinführo niemals ein Stücker für diese Blätter mehr aus dem Reiche versendet werden dürfte. Dann würde der Thee ein gemeines Getränk bey uns werden; und dann dürfte der Werth der kostbaren Tassen gar sehr fallen. Ich verbleibe

Dero

ergebener,
Philomedicus.

Sechs und siebenzigstes Stück.



von Hagedorn.

So viel Gerichte, so viel Fragen.



Als einstmals der Chevalier Temple mit dem berühmten Bischofe zu Münster, der so viel Aufruhr verursacht hat, in seinem Garten zu Cosvelt war, fand er in dessen ganzem weitläufigen Umfange keine andre als Kirschbäume. Der Bischof sagte dem Ritter, welcher ihn um die Ursache fragte, daß er keine andre Frucht gefunden hätte, die in diesem Lande recht reif würde, als die Kirschen, und daß er sich deswegen keine Mühe gegeben, andre Bäume daseibst pflanzen zu lassen, sondern nur besorgt gewesen wäre, alle die besten Gattungen von Kirschen zu erlangen, deren er nur hätte habhaft werden können. In der That war ihm dieses so wohl gelungen, daß er vom Monate May bis zum Ende

des

des Septembers Kirschen hatte. Dieser Einfall war sehr vernünftig, und bleibt allezeit der Nachahmung würdig. Denn durch diese vorsichtige Beobachtung der Uebereinstimmung der Früchte mit dem Erdreiche und Clima würde man aus einer kleinen Anzahl wohlauferlesener und wohlgezogener Bäume mehr Vortheil ziehen, als aus einem verworrenen Walde von Bäumen, die nur ganz ungefähr auserlesen und zusammen gestellt worden sind. Außerdem würde ein Anblick so vieler Mannichfaltigkeiten in einerley Gattungen um so viel angenehmer seyn, je mehr Geschmack und Scharfsinnigkeit er bey seinem Kenner zum Voraus sehen würde. Was aber endlich noch das Wichtigste ist, so würde man durch dergleichen Kirschbaumakademien einerley Obst, das bey der Sommerhize so nützlich und angenehm ist, durch die Menge seiner Arten, nicht nur dem Geschmacke, der kein Einerley liebt, stets angenehm, sondern auch der Zunge, in allen den Monaten, liefern können, da uns die Sonne unter sich hat, und mit ihrer trocknenden Hize ängstigt.

Die Kirsche ist ein Obst, das durch seine labende süße Säure unsern Durst stillt, die Wallung des Bluts in heißen Tagen dämpft, und unsre Säfte vor der Fäulniß bewahrt, zu welcher sie in den heißen Jahreszeiten nur allzu geneigt sind. Das erste geschieht, indem die angenehme Säure des Kirschensaftes die Speicheldrüsen zum Zusammenziehen reizet, wovon sie ihren Saft in die Höhle des Mundes ergießen, und dadurch die lächzende Zunge erquickern, und den trocknen Gaumen benetzen. Diese Stillung des Durstes hat etwas vorzügliches bey der Hize, weil dadurch der Körper nicht mit zu viel flüssigen Sachen überhäuft, und solchergestalt entweder noch mehr in Schweiß, oder in trockenere Hize gebracht wird. Hierzu kommen aber noch die andern Vortheile, welche die Kirschen zu gleicher Zeit gewähren; indem sie auf die allerangenehmste Weise den Durst löschen. Sie dämpfen durch eine ganz besondere kühlende Empfindung die Wallung des erhitzten Geblüts, und besänftigen die unruhigen Lebensgeister, die auf das Herz und die Adern losstürmen, und in diesem wilden Aufruhre

Der Arzt III. Th. Berth. Ausg.

X

we:

weder die Neigungen nähren, noch die dienbaren Nerven stärken, die unsrer Freiheit zu Gebote stehn sollen. Der wohlthätigste Nutzen des Kirschensafts ist indessen die zusammenziehende Kraft, welche seine Säure in unsern Säften äussert, und wodurch sie, gleichsam als ein erkältendes Wesen, die durch die Hitze allzu sehr aufgelosten flüssigen Theile des Körpers verdichtet, und in einer solchen Mischung erhält, daß sie der Fäulniß nicht Preis stehen, welche sonst augenblicklich bereit ist, sie zu zerstören. Ich habe diese Gefahr schon im vorigen Sommer gezeigt, und mein 11tes Blatt enthält die Grundfäße, woraus sich der Nutzen des säuerlichen Obsts bey schwüler Hitze leicht herleiten läßt. Daher muß ich meinen Lesern, statt der vielen dünnen Getränke, die sie in heißen Tagen suchen, den schönen Saft der Kirsche empfehlen, und dabey das wohlverdiente Lob des Lucullus nicht vergessen, welcher sie zuerst aus der Stadt Cerasunt, im Ponto mitbrachte, nachdem er den Mithridatem geschlagen hatte; welches im Jahre Roms 680 geschah. Man kannte zu Plinii Zeiten schon verschiedene Arten von Kirschen in Italien, und England bereicherte sich damit, als sie schon 120 Jahr in Rom bekannt gewesen waren. Hieselbst kannte man die rothesten, (Cerasa aproniana), die schwarzesten, (Actiana), die blaßrothen fleischfarbigen, (Duracina), die bittern, welche auf Lorbeerbäume gepropft waren, (Lauréa), die sauren, (Celiciana), und die Zwergkirschen; (Macedonica); ja Plinius redet noch von einer andern buntfarbigen Art, die roth, schwarz und grün, und ungemain artig gewesen seyn soll.

Wenn man dieses Obst genießten will, so muß es nicht in Uebermaße geschehen, weil es nichts in sich enthält, was den Magen stärken könnte, ausser den Kernen, welche wir gemeiniglich nicht mit genießen. Zuweilen sind die Kirschen von ziemlich grossen Würmern verdorben, die sich in ihrer Substanz sehr wohl befinden; und obgleich der Genuß dieser Thiere, unter so vielen andern Würmern, die wir fast täglich speisen, wenig Schaden thun würde, so ist

ist es doch ekelhaft, es zu wissen, oder von ungefähr zu entdecken. Der Kirschwein, die Kirschensuppen, die mit Gewürz zubereitet, und dann kalt gegossen werden, oder auch die auf andre Weise damit zubereiteten flüssigen Speisen und Getränke ersetzen entweder durch den Geist des Weins, oder durch die Gewürze das, was dem Kirschensaft an magenstärkender Eigenschaft mangelt, und sie sind mit Recht das Vergnügen und die Labung der schwachen Lungen und trocknen Zungen.

Die Natur hat stets dafür gesorgt, daß wir jederzeit gewisse Arten von Früchten in unsern Gärten finden möchten, die unsrer Nothdurft in solcher Jahreszeit gemäß sind. Wir haben in den ihigen warmen Monaten einen Ueberfluß an kühlenden und säuerlichen Früchten, welche auf eben die Weise, wie die Kirschen, nützlich sind. Ich will die Gelegenheit der Jahreszeit wahrnehmen, um meine Leser mit kurzen Nachrichten von einigen solcher Garten- und Feldfrüchte zu unterhalten.

Ich werde von den Erdbeeren nichts erwähnen dürfen, nachdem ich schon in meinem 17ten Blatte dem Herrn Bresvis entdeckt habe, was er von diesen wässerigen, säuerlichen Früchten zu hoffen hatte. Allein, die Johannisbeeren, welche uns ist die Sträucher in allen Gärten anbieten, verdienen schon, daß wir uns einen Augenblick dabey aufhalten. Man sieht deren dreyerley Arten, nämlich die rothen, die weißen und die schwarzen. Die beyden ersten Arten kommen mehrentheils mit einander überein. Sowohl die Säure ihres Safts, als die zusammenziehende Kraft ihrer Körner macht sie geschickt, die Säfte unsers Körpers zu verdichten, wodurch sie der Sommerhize, die sie zu sehr auflöset, entgegen wirkt, und die Speicheldrüsen zum Zusammenziehen zu reizen. Daher können sie, wie die Kirschen, gebraucht werden, um die Trockenheit des Mundes, den Durst und die grosse Erhitzung des Bluts zu mindern. Man speiset sie mit Zucker, um die allzu grosse Schärfe ihrer Säure zu mäßigen, besonders wenn sie die Sonnenstrahlen nicht genugsam ausgefocht, und ihnen dadurch eine

natürlichere, weit angenehmere Süßigkeit zuwege gebracht haben. Die schwarzen Johannisbeeren sollen wider den Stein und andre Krankheiten der Urinwege, ja sogar wider die Gicht, Convulsionen und Lähmungen der Glieder dienlich seyn. Allein, ich will es gern erlauben, daß man besonders das letztere nicht glaube. Ich weiß nicht, ob sie überhaupt viel Liebhaber finden werden, die sie zum Vergnügen speisen möchten; denn sie selbst und ihre Blätter haben einen starken und widrigen Wanzengeruch. Inzwischen können sich die Liebhaber derselben damit rechtfertigen, daß sie einen ausländischen Geschmack besitzen; denn die Reisebeschreiber versichern uns, daß die Chineser die Wanzen selbst zerdrücken, und an ihren Fingern riechen, weil sie an ihrem Gestanke eine Wollust finden.

Auch die Stachelbeeren oder Stichebeeren haben, wenn sie vollkommen reif sind, eine angenehme zusammenziehende Säure. Allein, ihr Saft hat zugleich etwas schleimigtes, wodurch die Schärfe ihrer Säure gemäßiget wird. Ihr Weingeschmack findet viel Liebhaber, und sie sind nützlich, wenn der Mund und Hals von der trocknen Hitze angegriffen ist. Da sie aber vor ihrer völligen Reife einen herben Geschmack und eine heftige grobe Säure haben, so kann ich es weder für den Geschmack noch für die Gesundheit dienlich halten, diese unreifen Früchte gekocht, und mit Zucker erträglich gemacht, häufig zu speisen. Es geschieht oft, daß diese ihre grobe Säure den Liebhabern ein Sodbrennen und heftiges Bauchgrimmen verursacht, und man sollte sich billig des Geschmacks an so schädlichen Dingen schämen, wenn sie zumal keine innre Vollkommenheit besitzen. Die unreifen Stachelbeeren sind ein rohes Werk, das man der Natur aus den Händen gerissen hat, als sie noch beschäftigt war, ihm seine eigenthümliche Vollkommenheit zu geben. Jedoch ich will zu andern Früchten der Jahreszeit fortgehen.

Der Sallat formirt sein Haupt, und wartet auf die Hand der Köchinn, die ihn enthaupten soll. Er hat sein Urtheil von den Aerzten längst empfangen. Aber ich muß

gestehen, daß dieses Urtheil von verschiedenen Tribunalen für ihn verschiedentlich ausgefallen ist. Ich rede von dem eigentlichen Sallate, welcher die Laktuke ist. Ein gewisser neuer englischer Arzt hält ihn für eine gefährliche Speise für kalte, ja auch für hitzige Magen, wenn er in Menge genossen wird. Herr Formey sagt in seinem Versuche vom Schlafe, daß die Laktuke, wenigstens die wilde oder italienische, ein einschläferndes giftiges Gewächs sey, woran sich sogar einige Italiener den Tod gegessen haben sollen. Boerhaave hingegen sagt von eben diesen Italienern, daß sie behaupteten, es könne im Paradiese keine einzige Pflanze mehr zur Unsterblichkeit der Menschen bengetragen haben, als die Laktuke.

Zu allem Glücke entscheidet die Erfahrung den Streit der Aerzte, und dieses geschieht zum Vortheile des Sallats. Seine ganze Kraft ist, daß er kühlt, und in so fern kann er einen erhitzten Magen abkühlen, einen ruhigen Schlaf in heißen Sommernächten veranlassen, die Wallung des Bluts dämpfen, die Hitze und Trockenheit des Mundes lindern, und den Durst stillen. Da er mit Oele und Eßige gespeist wird, so erhält er durch diese Zubereitung noch eine andre Tugend, nämlich den Urin gelinde zu treiben. Denn alles Säuerliche thut dieses an sich, noch vielmehr aber, wenn es mit Oele verbunden wird.

Man findet im Athenäus und in andern alten Schriftstellern, daß Venus den Adonis und den Phaon, ihre beyden Lieblinge, unter den Laktukensträuchern verborgen habe. Hier war es, wo, nach des Logau Ausdrücke,

— Ein schäumend wilder Eber
Ward Adonis Todtengräber.

Bayle tadelt den Athenäus mit Recht, daß er aus diesem Umstande geschlossen, die Laktuken besäßen die Kraft die Mannheit zu schwächen; denn Jedermann würde vielmehr das Gegentheil aus dem Verfahren der Venus schließen, wosern man nicht wenigstens mit dem Eubulus die Sache so verstehn wollte, daß Venus den todten Adonis unter

die Laktuken vergraben hätte. Bayle deutet die Wunde, welche Adonis in den Sallatfeldern am Unterleibe bekommen, und die seinen Tod verursacht haben soll, dergestalt aus, daß Adonis zu viel von dieser Pflanze gespeiset, und sich dadurch vielleicht unvermögend gemacht haben möchte. Ich kann mich in diese wichtige Untersuchung nicht einlassen. Es ist genug, daß man den Sallat dieser schädlichen Kraft wegen schon vorlängst im Verdachte gehabt hat; und ich mußte dieser Beschuldigung erwähnen, um ihn davon zu befreien. Alles, was davon wahr seyn kann, besteht darinn, daß der Sallat, als ein kühlendes Mittel, die übermäßige Hitze dämpfen könne,

Wann Blut und Lüste schäumen.

Dieses geschieht noch mehr, wenn er mit Citronensäure zubereitet ist, weil diese die Hitze und Wallungen des Bluts mäßigt. Man wird also, nach Krügers Rathe, einen cholericischen Menschen Sallat und saure Speisen, als eine ihm heilsame Arznei, öfter gebrauchen lassen, die man dem Phlegmaticus, wegen der wässerigen und schleimigen Beschaffenheit seiner Säfte, versagt, da er sich weit mehr über Kälte als Hitze zu beschweren Ursache hat.

Man würde eine wahre Wohlthat des Lebens entbehren, wenn man ein Vorurtheil wider den Sallat fassen, und ihn deshalb meiden wollte. Ein gesunder Mensch kann, zumal in der Sommerhitze, da seine Säfte zur Fäulnis geneigt sind, und alle Speisen vom Fleische diese Geneigtheit unterhalten, keinen sicherern Rath fassen, als daß er dem Triebe der Natur folgt, welcher ihn lehren wird, zum Brauten Sallat zu essen; denn die Säure ist das Gegengift der Fäulnis, und die kühlende Wirkung des Sallats verhütet, daß sie die Hitze der Jahreszeit nicht zur Reife bringe.

Ausser den Laktuken verdienen auch die Endivien, Portulak, Bachbungen, Kresse, Rebünzen, frische Eichorien, Souerampfer, Pissenlit, die Rübsensaft mit ihrem Sengeschmacke, und die junge Petersilge, als Sallatspeisen gerühmt zu werden, welche mit Eßige, Citronensäure, oder auch zum Theil in Suppen gekocht, ähnliche Eigenschaften,

als

als die Laktuken besitzen. Die Endivien sind eine edle und kühlende Speise, und werden, wie alle solche zarte Säuren, besonders Gallfüchtigen und hitzigen Personen angepriesen. Das Portulak hat, ausser seiner kühlenden Eigenschaft, noch etwas Zusammenziehendes, und wird wider das Sod- und Urinbrennen, und wider die Mundsäule gerühmt. Die Bachbungen sind durchdringender und etwas schärfer, und es kennt sie jedermann, als ein gutes Mittel wider den Scharbock. Unter den Arten der Kresse ist die Brunnenkresse und Gartenkresse am gebräuchlichsten. Sie ist gelinder, als das Löffelkraut, und dient wider die zähen und scorbutischen Säfte, wie sie denn auch in Brustkrankheiten für gut gehalten wird. Die Rebünzen (Felderopp) haben etwas herberes, als die Laktuken, und können mit ihnen vermischt werden. Die Eichorien sind eine bekannte Brustarznei, welche die Schwindsüchtigen, mit Ziegenmilch abgekocht, nicht ohne Nutzen trinken. Die Souerampfer ist wegen ihrer angenehmen Säure berühmt, und erleichtert Gesunde und Kranke, wenn ihr Geblüt erhitzt ist, aufs angenehmste; sie stillt das Brennen der gallichten Schärfe, den heiligen Durst, und kühlte die rothen hitzigen Flecken, welche cholericischen, hypochondrischen und scorbutischen Personen gemein sind. Die Petersilge ist als ein urintreibendes Mittel bekannt. Man muß aber wissen, daß unter derselben eine Art Schierling wächst, welche höchst schädlich ist. Dieses Kraut hat glänzende Blätter und runde Stengel; die Petersilge hingegen ist mattgrün und ihre Stengel sind viereckicht. Das erstere tödtet manchen, ohne Empfindung einiger Schmerzen. Man findet dergleichen giftiges Kraut auch unter den gelben Rüben, oder den sogenannten Möhren. Ich muß noch unter den Sallatkräutern die Pimpinelle loben. Sie treibt Schweiß und Urin, und zertheilt die Catarrhen. Man hält sie für ein Präservativ in ansteckenden Krankheiten, und sie verdient in der That diese Lobsprüche.

Bei Gelegenheit der Sallate muß ich die Gurken nicht vergessen, welche Galenus verdammt hat. Ihr Saft

ist geschickt, eine übermäßige Hitze zu dämpfen, und den Körper abzukühlen; und man hat sich desselben zur Dämpfung der anhaltenden Hitze bey schleichenden und auszehrenden Fiebern mit gutem Fortgange bedient. Umsonst bringt die Natur die Gurken gewiß nicht eben zu einer solchen Zeit hervor, da die Hitze am größten ist.

— Sie sorgt mit gleicher Wachsamkeit
Für jeden Menschen, wie für Welten.

Der kühle Saft der Gurken löset die Salze des Bluts auf; er macht es flüßig, ohne doch durch die Schweißlöcher zu verfliegen, und seine Neigung, sauer zu werden, verhindert die Fäulniß und die Erzeugung des kalischen Salzes im Blute. Kann man bey einer heißen Witterung wohl etwas Heilsameres verlangen? Die besten Theile der Gurken fallen dagegen dem Magen beschwerlich, weil sie von ihm nicht aufgelöst werden können; und daher ist es kein Wunder, daß man den Gurkensallat für unverdaulich hält, weil man gemeinlich den Saft vorher herauspreßt, und also fast gar nichts darinnen ist, das verdaut werden kann. Wenn man einwendet, daß der Gurkensallat nicht schmackhaft genug sey, wenn er nicht ausgepreßt worden ist, so darf man nur diesen Fehler durch Salz, Pfeffer und Weineßig ersetzen, welche ihm ohnedem nöthig sind; denn das Salz muß seine Verdauung befördern, indem es so viel als möglich davon auflöst; der Pfeffer muß den Magen stärken und erwärmen, um der kühlenden Wirkung des Gurkensafts das Gleichgewicht zu halten; der Essig aber muß sich mit dem Oele verbinden, um die eigenthümliche Kraft des Gurkensafts zu unterstützen, vermöge welcher er den Urin treibt, und das Geblüt zusammenzieht.

Die Zeit des Spargels ist schon mehrentheils vorbey. Indessen will ich doch seiner bey dieser Gelegenheit gedenken, da ich so vieler Frühlingsfrüchte erwähnt habe. Man weiß wenig mehr von ihm zu rühmen, als seinen guten Geschmack, und daß er den Urin, wiewohl noch langsam genug, treibt. Er enthält ein flüchtiges Salz, das sich durch

durch seinen Geruch, welchen er auch dem Urine mittheilt, genug offenbaret. Wenn man dieses Gestank überhoben seyn will, so muß man entweder mit dem Spargel, oder hernach, Citronensaft genießen, welcher dieses flüchtige kalische Salz dämpft. Er besitzt besondre Tugenden im Blutharne, welchen er unlängbar mäßigt; doch aber ist dieses mehr von der Wurzel selbst, als von ihrem Keime, dem eigentlich sogenannten Spargel, zu verstehen.

Was haben wir sonst noch in dieser Jahreszeit, das meine Leser gewiß speisen werden? Rettig und Radies? : : En ja! wir wollen sie mitnehmen. Ihre Tugend ist, daß sie wenig Kräfte haben; und dieses ist eine Tugend aller Speisen, wenn nämlich von Arzne Kräften die Rede ist. Die stärksten und größten Rettige haben durchdringende scharfe Salze in sich, vermöge welcher sie den Schleim auflösen, losweichen, und den Urin stark treiben. Allein, die feinere Sorte, welche wir unter dem Namen von Rettig und Radies speisen; hat ihr Salz in so vielem Wasser gebadet, daß man, außer einer kühlenden und sanft auf den Urin treibenden Kraft, wenig Gutes und nichts Böses von ihnen sagen kann.

Weit kräftiger ist die schöne Gartenraute, diese natürliche Feindinn aller giftigen Thiere, an der die Alten so viele Lobeserhebungen verschwendet haben, und welche wir Neuern zu wenig achten, weil sie gemein ist. Sie gehört unter die flüchtigen bitteren Kräuter, und ihr Geruch und Geschmack ist gewürzhast, durchdringend, geistig und stärkend. Man kann sie unter die nervenstärkenden Arzneyen rechnen, welche zugleich den Schweiß treiben, ohne die besten Theile zu schwächen. Man pflegt die Blätter des Morgens auf Butterbrodt zur Stärkung des Magens zu essen; und wer mit Brustcatarrhen behaftet, oder wegen ansteckender Krankheiten, wegen bekommenen Gifte, oder durch Bisse toller Thiere, in Gefahr ist, der kann sie zum wenigsten ohne Sorgen, als ein Mittel, speisen, das gar wider dergleichen Zufälle gerühmt wird. Ob man helle Augen davon bekomme, und ob sie das Kopfweh und den

Zahnschmerz, welcher von Flüssigkeiten herrührt, vertreibe, kann jeder versuchen, wer mit den Tugenden dieses edlen Krauts näher bekannt werden will. Weil alle starke Getränke die Würmer verjagen, so kann man von dem Genusse der frischen Kautenknospen eben dasselbe erwarten, und die Erfahrung bestätigt diese Tugend besonders bey Kindern.

Ich müßte von Rechtswegen unter dem Feldfrüchten der Jahreszeit die jungen Erbsen und Bohnen oben ange-
 setzt haben. Allein, damit ich nicht allzuordentlich seyn möge, bin ich zuweilen ein wenig wunderlich. Ich gedachte heute nicht, das Register der Garten- und Feldfrüchte ganz durchzugehen; und hätte ich eher an die Erbsen und Bohnen gedacht, so wären sie mit an die Reihe gekommen. Wiewohl, was hätte ich davon sagen wollen? Daß sie eine angenehme Speise sind, welcher man das Böseste, was sie besitzen, nachsagt, wenn man sie für ein wenig blähend hält. In der frühen Jugend, worinn diese beiden Früchte ist gespeiset werden, haben sie noch keine so grobe Theile, daß sie den Magen beschweren könnten, und besonders enthalten die Erbsen bloß einen süßlichten, angenehmen kühlenden Saft in einer noch auflösbaren wässerigen Hülle. Die ältern trocknen Erbsen, die Linsen, und dergleichen trockne Hülsenfrüchte erfordern eine starke Verdauungskraft, machen viele Blähungen, und sind noch
 icht nur eine gute Kost für arbeitsame Landleute, wie sie es schon zu der Patriarchen Zeiten waren, da Esau das Recht seiner Erstgeburt für ein Linsengericht verkaufte, und wie noch icht in der Barbarey eine aus Linsen gekochte Brühe von Chocolatenfarbe, nach Shaws Anmerkung, für ein herrliches Essen gehalten wird. Dieses ist alles, was ich davon sagen werde; denn sollte ich diese Materie ausdehnen und verschönern, so würde sie ein eigenes Blatt erfordern, so wie ohngefähr die Materie erfordern wird, die ich meinen Lesern heute über acht Tage zugedacht habe. Was wird doch dieses für eine Materie seyn? : : Auch eine Speise. Auch eine Speise der Jahreszeit. Eine : : : Jedoch

Jedoch die Bohnen erinnern mich an den Pythagoras, der sie verbot, und dieser gelehrte Mann gebot seinen Schülern das Schweigen!

An das Publicum.

Ich Endes Unterschriebener, Ernst Gutherz Klippmann, Baccalaureus der medicinischen Wissenschaften, finde mich genöthigt, aus Liebe zur Wissenschaft, in einer dringenden Angelegenheit an das gelehrte Publicum zu appelliren. Ich finde keinen Weg, der mir geschwinder zu meinem Zwecke verhelfen könnte, als Dein Blatt, Brüderrhen! in welchem ich also mein Anliegen auskramen will. Ich weiß, Du thust es mir armen Teufel umsonst. Denn was soll ich erst für die Einrückung Geld geben, da dem Publico an meiner Aufgabe eben so viel gelegen seyn muß, als mir selbst. Mein Anbringen ist aber dieses:

Als ich bey meiner letzten Gegenwart in Hamburg bey den damaligen Ruinen der neuen Michaeliskirche herumgieng, sahe ich unter einigen zerbrochenen Steinen ein Stückchen Papier liegen, welches ich nach meiner Gewohnheit aufhob, und in meine Archivtasche steckte. Nach meiner Zurückkunft nach Hause sahe ich bey müßigen Stunden, wie ich pflege, die alten Gassenpapiere durch, weil ich öfters unter solchen Zetteln viel Gutes gefunden habe. Als ich dieses Papier, welches ich mir eigen gemerkt habe, in die Hände nahm, so sah ich, daß es ein Stück von einem gedruckten Registerblatte zu einem Buche war, und ich erkannte aus seinem Inhalte, daß dieses das Register zu einer medicinischen deutschen Schrift seyn müsse. Es war billig, sich um die Entdeckung dieses Buchs zu bemühen, und da alle meine eigne bisherige Bemühungen umsonst gewesen sind; so wende ich mich in dieser für unstre Litteratur höchst wichtigen Sache an Dein Publicum Hamburgense, und ersuche einen jeden, dem das Beste der medicinischen Litteratur

ratur am Herzen liegt, alle gedruckte Bücher nachzuschlagen, und ohne Scheu der Kosten und Mühe zu untersuchen, zu welchem Buche dieses Stück Register gehöre. Ich schreibe es hier ab, so wie ich es finde; und wer die Urschrift selbst in Augenschein nehmen will, kann sich bey mir einfinden, da ich dann, der Höflichkeit gemäß, nicht erman- geln werde, ihm das beste Wirthshaus, wo man reinlich schlafen, und ohne übermäßige Kosten gut speisen kann, persönlich anzuweisen. An den Stellen, wo die Zeilen ver- stümmelt sind, war im Originale das Papier abgerissen.

E. G. Klippmann.

Ehe, hat Arzneykräfte	Seite 23
wirkt als ein Opiat	27
Eingeweide des Körpers, dafür hält la Mettrie die Seele	7
Erzvater, einer von 500 Jahren heirathet ein junges Mädchen	29
— r, dieser Aquavitbrenner wird Doctor	97
Jungferschaft, wird, nach Mahomet, im Paradiese erneuret	66
Kieken, die Mägde, die darüber sitzen, nennet ein Autor geräu- cherte Säuse	32
Kopf, welche Gelehrte Würmer darinn haben, wie die Schafe in den Hörnern	102
Beyspiele von Petitmaitern, die ihn im Hute unter dem Arme tragen	107
— tius, nennt ihn den entbehrlichsten Theil seines Leibes	105
Kranke, sind ein Pfund, womit einige Aerzte wuchern, und das andre in die Erde vergraben	48
Krankheiten, solche, wobey man auswirft, sind den Criticis eigen	45
deren Ursachen Curen sind	56
Maitressen. S. Ziegen.	
Ohren, abgesechnittene, hieran erkennt man auf der Insel Ceylan, daß einer in Hofdienst stehe	9
Opponent, einer schreibt dem Präsi die seine Antworten auf	12
Rausch, kleiner, ist eine Verklärung der Sinne	18
Schriftsteller, einer hat sein Gehirn im Magen	76

Scor-

Scorpionstich, lähmet die Zunge 93
ein Advocat wird verurtheilt, sich von einem stechen zu lassen 94

Vapeurs, Hypochondrie, Lustseuche, blöde Augen, u. s. w. sind Krankheiten, womit man Stolz treibt 188

Dampfyren. S. Blöde.

Vulcan, dessen Hunde, wie lange sie ihren Geruch verloren haben 5
Zahnarzt, ein privilegirter, führt einen Unterkinnbacken im Wa- pen 58

Sieben und siebenzigstes Stück.

Brem. Beytr. 4. B.

Im Wasser rauscht ein sanft Getümmel,
Die Fläche zittert vom Gewimmel,
Das unter ihr sich muthig regt.

Unter dem ewigen Eise des Eismees beyhm Nordpole wohnen unzählbare Heere von Thieren, die sich dar selbst ins Unendliche vermehren würden, wenn ihnen nicht die Natur einen Trieb zu Reisen beygelegt hätte, welcher den zufälligen Nutzen für uns hat, daß er uns diese Aus- länder im Wasserreiche in unsre Netze jagt. Es würde uns sehr beschwerlich fallen, den Zeringten, die heute meine Helden seyn sollen, wie den Wallfischen unter den Nordpol, entgegen zu gehen. Allein, sie machen es uns bequemer, indem sie in grossen Zügen an unsern Küsten vorbey streichen, und sich in den Netzen, die wir ihnen stellen, gutwillig fan- gen lassen.

Man findet wirklich die Heringe unter dem Nordpole, und die Menge der Haysfische, Meerschweine, Finnfische, und

und der Nordcaper, welche sich insgesammt von ihnen ernähren, und in deren Magen man beständig eine große Anzahl derselben findet, bestätigt es noch mehr, daß diese kalten Gegenden wirklich der eigentliche Wohnplatz der Heringe seyn müssen. Diese Heringsfresser halten sich nicht nur häufig um den Nordpol herum auf, sondern sie sind auch daselbst ungemein fett und wohl genährt. Der Nordcaper hält sich vornehmlich am Nordcap oder der äußersten nördlichen Spitze von Norwegen auf, und von da stürzt ein gewaltiger Heringsstrich an Norwegen herunter. Auch bey Island hält er sich häufig auf, und daselbst sieht man ihn oft die Heringe ohne Netze aufs künstlichste fangen. Denn sobald er hungert, treibt er die in dem Meeresbusen zerstreuten Heringe zusammen, und jagt sie vor sich her auf den Strand. Wenn deren genug zusammengebracht sind, so macht er, vermittelt einer kleinen Wendung seines großen Leibes, einen so starken Wirbel im Wasser, daß er sie alle an sich zieht, und sie Tonnenweise in seinen offenen Rachen verschlingt. Er verursacht durch diesen Fischzug einen solchen Strudel, daß selbst die kleinen Fischerbote Noth leiden und verschlungen werden, wenn sie dem Wirbel zu nahe kommen. Dieser große Heringsfresser befindet sich aber, nebst den übrigen Liebhabern, häufig bey Spitzbergen am Nordpole, wie alle Grönlandsfahrer versichern, und daher kann es den dortigen Meeren an Heringen nicht fehlen. Die Kabbelauen, die Lengen und Schelffische lassen sich einen Heringschmaus eben so wenig missfallen, und ihre Begierde ist so groß, daß die Grönlandsfahrer bey Spitzbergen diese Fischarten nicht besser fangen können, als wenn sie, in Ermangelung eines frischen Herings, nur eine nachgemachte Gestalt desselben von weißem Bleche, statt der Lockspeise, gebrauchen. Jorgdrager hat bey den Nestern der Wasservögel an den grönländischen Klippen viele Heringsgräthen gefunden, und dieses überzeugt uns von neuem, daß sie daselbst häufig seyn müssen. Das Eismeer über Asien ist davon ebenfalls voll; denn man fängt deren viele über Kamtschatka in dem Flusse

Salaz

Salazia, wie Isbrand versichert. Unter den großen Eisfeldern im tiefften Norden finden die Heringe eine sichere Wohnung, weil ihnen ihre Verfolger dahin nicht folgen können, indem die Hanyen, Kabbelauen, Wallfische u. s. w. ein freyes und unbebrücktes Wasser zu ihrer Erhaltung nöthig haben. Was mag nun also wohl die Ursache seyn, daß diese Thiere jährlich in ganz unzählbaren Heeren ihre Wohnungen verlassen, um sich zwischen so viel Feinde zu wagen, und bey uns einzufinden?

Dodd löste diese Schwierigkeit leicht auf. Die göttliche Vorsehung, sagte er, jagt uns die Heringe in unsre Netze, damit wir diese wohlschmeckenden Fische genießen sollen. Man hätte ihn fragen können, warum sie den Thranbrennern nicht auch die Wallfische zujagte, und warum sie den Vögeln, die wir am liebsten speisen, Flügel gegeben habe, womit sie uns entweichen können? Diese fromme Herleitung ist nicht physikalisch. Wir wollen versuchen, ob wir keinen andern Grund von den Heerzügen der Heringe finden können, welcher uns besser befriedigt.

Der berühmte hamburgische Bürgermeister Andersson meynt, daß die ungeheure Vermehrung der Heringe an ihren weiten Seereisen Schuld sey, und daß sie, wenn ihrer unter dem nordischen Eise zu viel werden, genöthigt wären, zahlreiche Colonien von sich auszustoßen und hinwegzusen- den, damit die zurückbleibenden daselbst ihren Unterhalt hinlänglich finden könnten. So bald sie unter dem Eise hervorkommen, sagt er, so werden sie von der ungeheuren Menge der großen und kleinen Heringsfresser bewillkommt, die daselbst im Meere hungrig und grausam herumswimmen. Die Heringe, die von ihren hitzigen Verfolgern auf diese Weise geängstigt werden, halten sich, wie alle kleinere Fischsorten, wenn sie verfolgt werden, in hohen und breiten Haufen dicht an einander, und flüchten also Armeenweise aus einem Meere ins andre vor ihren Verfolgern her; daher man auch auf ihren Zügen gemeinlich wahrnimmt, daß die Meerschweine, Kabbelauen und andre Heringsfeinde dicht hinter ihnen her sind. Dieses wäre

also

also der Ursprung der Züge der Heringe, nach Andersons Meynung.

Ich weiß nicht, ob man es hierbey beruhen lassen darf. Die Heerzüge der Heringe erfolgen alle Jahr zu einerley Zeiten so regelmäsig, daß es nicht scheint, als ob eine so zufällige und veränderliche Ursache, als der Grad ihrer Vermehrung ist, der vornehmste und einzige Grund davon seyn könnte. Sollten die Emigranten der Heringe alle Jahr so richtig einerley Wege nehmen, ohne einen besondern Trieb zu haben, welcher sie leitete? Sollten sie nicht unter dem Nordpole selbst Platz genug finden, einander auszuweichen? Hierzu kommt noch, daß die Vermehrung der Heringe nicht sowohl vor ihren Reisen vorhergeht, als vielmehr auf diesen Zügen selbst bewerkstelligt wird. Ein weiblicher Hering führt, wenn sie zu uns kommen, in seinem fruchtbaren Kogen, wenigstens 10000 andre mit sich, welche sie in der See bey England schießen; denn ob sie gleich voll dahin kommen, so sind sie doch lange vorher, ehe sie wieder von da hinweg ziehen, schon leer. Wenn aber das Laichen der Heringe auf ihrer Reise geschieht, so kann ihre Reise keine Folge ihrer allzugroßen Vermehrung unter dem Nordpole seyn. Ich glaube vielmehr, daß ihre Vermehrung eine Folge und Absicht ihrer Reisen sey.

Viele Thiere werden von der Liebe durch fremde Länder gejagt, und sie verlassen zu dieser Zeit ihre liebsten Wohnungen. Der Petitmaitre verläßt die Mama, und eilt nach Paris allen Gefahren der Liebe entgegen. Der Storch sucht sich auf seinen Reisen den Ort aus, wo er brüten, und seine Jungen erziehen kann; und den Fischen ist es eben so wenig gleich viel, in welchem Wasser und Keviere sie sich vermehren. Man weiß, daß die Forellen das schönste schwarze Wasser, worinn sie sonst vortreflich gedeihen, zur Zeit ihrer Vermehrung verlassen, und einige Meilen weit nach weichem reinem Wasser gehn, um daselbst ihr Laich auf den Kieseln und Wurzeln auszuschaben, und mit ihrer Brut so lange da zu bleiben, bis sie das schwarze Wasser vertragen kann, da dann hernach die Alten und Jungen freudig

freudig nach Hause kommen. Gregorius de Tour bemerkte dieses an den großen Forellen im Genfersee, deren einige auf hundert Pfund wiegen sollen. Denn er meldet von ihnen, daß sie zu gewissen Zeiten nicht da wären. Er schreibt dieses zwar dem Fluche der im 14ten Jahrhunderte vorgenommenen Religionsveränderung zu. Allein, es ist bloß die Liebe, welche die Forellen nöthigt, in die Rhone zu entweichen, um auf ihrem kieseligten Boden ihr Laich los zu werden. Der Wallfisch gebiert seine zwey Jungen nicht in den grönländischen Eismeeren, wo er sich doch selbst so wohl befindet, sondern eilt zur Zeit seiner Entbindung an die Küsten und in die Mündungen der süßen Flüsse. Hier säugt er sie wenige Tage, und lehrt sie die kleinen Würmer, die sich daselbst häufig finden, mit ihren zahlosen Kinnbacken zerquetschen, worauf er nach seiner geliebten Heymath zurück kehrt.

Ich kann diese Materie hier nicht umständlicher ausführen. Allein, man wird wenig Schwierigkeit finden, der Meynung aus der Fischgeschichte noch mehr Gewicht zu geben, daß die Züge der Heringe nichts anders, als die Liebe, zu ihrem ersten Ursprunge und Zwecke haben. Die Thiere bekommen den Trieb zur Fortpflanzung zu gewissen bestimmten Jahreszeiten, und ein besondrer Instinkt zeigt ihnen den Weg, den sie nehmen müssen, um diejenigen Orter zu finden, wo sie dieses Geschäft ruhig, bequem und so vollbringen können, wie es für ihre Jungen am vortheilhaftesten ist. Solchergestalt erklärt es sich von selbst, warum die Heringe alle Jahr zu gewissen bestimmten Zeiten auslaufen, und warum sie allezeit einerley Marschrouten im Meere nehmen, welches nicht so leicht zu erklären seyn würde, wenn ihre Reisen bloß eine Wirkung der Verfolgungen ihrer Feinde seyn sollten.

Man muß sich also die Schwärme der Heringe als Wanderschaften verliebter Fische vorstellen, die für ihre junge Brut einen bequemen Ort aussuchen, wo sie ausgebrütet und erzogen werden können. Auf diesen Reisen geschieht es, daß ihrer viele ins Garn gerathen, wie es auf verliebten Reisen gewöhnlich ist. Schon im März langt ein Flügel von dieser Armee auf der Insel Island an, und dieses ist der westliche. Die Heringe sind zu solcher Zeit

auf Island so häufig, daß man nicht nur ihre Ankunft an der Schwärze und dem Kräuseln des Wassers schon vom weiten beobachten, sondern auch mit einer Schaufel, womit die Segel aus der See beneßt werden, auf einmal eine große Menge derselben herausheben kann. Der östliche Flügel wendet sich herunter in die Nordsee, und es geht ein Theil desselben nach dem Nordcap und an den norwegischen Küsten herunter durch den Sund nach der Ostsee, ein anderer aber nach der Nordspitze von Jütland, welcher, bey Schleswig und Holstein vorbei, durch den Texel und Blic in die Südersee dringt, und, nachdem er dieselbe umzogen, wieder in die Nordsee nach Hause kehrt. Der stärkste Theil des ostlichen Flügels aber ist der, welcher sich westwärts wendet, und gerade auf Schetland und die orcadischen Inseln trift, woselbst ihn die Holländer erwarten. Gegen den 8ten Junii ist das dasige ganze Meer mit Heringen angefüllt. Hernach wenden sie sich gegen Schottland und England, wo sie alle Busen und Mündungen mit ihrem Laiche erfüllen. Nachdem sie England verlassen haben, gehen sie vermuthlich wieder nach ihrer nordischen Heymath zurück. So viel ist gewiß, daß man an den südlichen Küsten von Spanien, Portugal oder Frankreich, auch an den africanischen Küsten, entweder gar keine, oder doch sehr einzelne Heringe findet; und wenn sie von England Abschied nehmen, bekommt man keinen mehr zu Gesichte, und niemand weiß, wo sie hinkommen.

Die Holländer sind nicht die ersten Heringsfischer gewesen, sondern man hat ehedem in Norwegen diesen Fang mit ungemeinem Fortgange betrieben. In der Wicke oder an den Küsten von Bahuslehn war schon im Jahre 1556 dieser Fang so häufig, daß einige tausend Schiffe, Schouten, Yachten und Böte, sowohl von Dännemark und dem hollsteinischen Lande, als auch von den westlichen und nordischen Gegenden in Norwegen jährlich dahin auf den Fischfang segelten, worunter die nicht einmal mit gezählt werden, die in dem Lehne selbst wohnten. Ueberdem zogen von diesen nächstliegenden Landschaften einige tausend Menschen dahin, die sich in den Wickeln Häuser erbaueten, und mit Weibern und Kindern an der Seite des Strandes wohnten

ten, um ihre Nahrung von dieser Fischerey zu haben. Selbst die Bürger und Edelleute ließen allenthalben schöne und große Buden und Häuser von zwey bis drey Stockwerken zu eben demselben Gebrauche erbauen. Einige dieser Buden waren so groß, daß man ohngefähr 14 Last Heringe auf einmal in einem Hause aufhengen und trocknen konnte. Auf solche Weise wurden damals an der äußersten Strandseite, auf acht bis neun Meilen lang, viele tausend Häuser und Wohnungen erbauet, und an allen Ufern, in allen Wickeln, auf den Inseln und auf dem festen Lande, so weit man sich den Heringfang zu Ruhe machen konnte, war alles voll von unzähligen Leuten, die sie bewohnten. Daher segelten auch jährlich viele tausend Schiffe von Dännemark, Deutschland, Friesland, Holland, England, Schottland und Frankreich dahin, um den Hering zu kaufen und wegzuführen. Sie bekamen auch alle überflüssig genug, und führten ihn nachher, zum Unterhalte und zur Nahrung anderer Menschen nach gar weit entlegenen Ländern. Dieser norrische Heringfang dauerte bis 1587, da er nach der Hand abgenommen, weil die Holländer die Kunst besser lernten, den Hering frisch einzusalzen, welchen die Normänner nur in den Häusern trockneten, und Viecklinge daraus machten. Sonst fehlt es den norrischen Meeren keinesweges an Heringen. Zorgdrager sagt, daß um Johannis die Bayen bey dem Nordcap von jungen Fischen und Heringen so wimmeln, daß das Wasser daselbst als lebendig anzusehen sey, und er selbst Schwärme davon in großen über dem Wasser sichtbaren Haufen von tausenden gesehen habe, davon man mit einer Lanze mehrere auf einmal hätte aufspießen können. Zu den Zeiten des Claus Magnus hatte man an der schonischen Küste eine solche Menge Heringe gefangen und eingesalzen, daß man einen guten Theil von Europa damit versehen konnte, und der Schwarm war so dick gewesen, daß er nicht allein die Fischerneße zerriß, sondern daß auch eine Lanze, die mitten hinein gestossen worden, darinn fest gestanden hat. Ob nun aber gleich die Norweger in den neuern Zeiten das Einsalzen der frischen Heringe nachgeahmt haben, so sind doch die heutigen norrischen,

und besonders die Berger Heringe, stets mehr in Verfall gerathen, theils weil sie weder so fett und gut sind, als die hirtländischen, theils weil sie nicht so sorgfältig gesleyet und gesalzen, aberdem aber auch in lauter Tonnen von Föhrenholz geschlagen werden, die ihnen einen unangenehmen Bengeschmack geben.

Die Schotten und Holländer sind die berühmtesten Heringsfischer. Beyde Nationen haben darüber große Streitigkeiten geführt. Auch die Franzosen fiengen zuweilen auf den schottischen Küsten Heringe; aber die einzigen englischen Einwohner von Yarmouth und Terstaf räuchern allein jährlich über 40 bis 60000 Barriquen Heringe. Ehedem hatten die Holländer gar keinen Antheil an der Heringsfischeren, sondern sie mußten die Fische von den Schotten kaufen, die sich eben nicht gut handeln ließen. Sie hatten eine Verordnung gemacht, worinn den Fischern befohlen war, die Heringe erst an Land zu bringen, und zum Kaufe zu stellen, damit die Einwohner die besten aussuchen könnten. Diese Verordnung mißfiel den Holländern, und daher entschlossen sie sich, selbst auf den Fang auszugehen, und ihre Bunsen in See zu senden. Man erzählt bey dieser Gelegenheit, daß ein Fischer, Namens Stephens, gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts nach Enkhunsen in Holland übergegangen sey, und, weil ihn die Fischergesellschaft verdrießlich gemacht hatte, den dasigen Einwohnern das ganze Geheimniß des Heringsfangs entdeckt habe.

Man gebraucht zum Heringsfange gewisse Fahrzeuge, welche Bunsen genannt werden, deren jede 50 bis 100 Tonnen und mehr trägt. Gegen Johannis, wann die Heringschwärme anlangen, segeln die Holländer mit ihren Bunsen und vielen andern Fahrzeugen aus ihren Häfen, Dortrecht, Rotterdam, Delft, Schiedam, Vlaeringen, Briel, Enkhunsen, u. a. in See. Die bey Hirtland versammelten holländischen Bunsen werfen in der Nacht nach Johannis, den 25 Junii nach 12 Uhr, bey Fayrhill das erste Netz aus. Die Fischeren geschieht darum bloß bey Nachtzeit, weil diese Thiere einen Schimmer machen, der in der Luft gesehen werden kann, und der die Strafe ihrer Schwärme den Fischern am besten entdeckt; wozu noch kommt, daß sie auch selbst dem Lichte der Schiffslaternen nachgehen, und hierdurch geblendet werden, daß sie die Fischer

Fischerneze nicht wahrnehmen können. Vor dem 25 Jun. darf kein Netz ausgeworfen werden, weil der Fisch vorher seine rechte Güte noch nicht hat, auch nicht weit verfahren werden kann, ohne sich anzustecken. In den ersten drey Wochen, nämlich bis den 15 Julii, wird aller gefangener Hering unausgesucht durch einander in die Tonne gethan, und durch die den Bunsen nachgeschickten Geschwindschiffe, Jagers genannt, aus denselben übernommen, und so schnell, als möglich, nach Holland gebracht.

So bald der Hering aus dem Wasser kömmt, ist er roth; daher muß er augenblicklich eingesalzen, und in Tonnen geschlagen werden. Diese vortrefliche Kunst besteht ungefähr viertehalbundert Jahr. Zuvor aß man ihn nur frisch oder geräuchert. Einige Geschichtschreiber setzen die Zeit dieser Erfindung ins Jahr 1416. Der Erfinder hieß Wilhelm Beukels, oder Beukelsen, oder Buckfeld, und war aus Bieroliet in Flandern gebürtig. Man erkannte in Holland gar bald den Nutzen des Einsalzens der Heringe, wodurch man ihren Geschmack erhalten, und sie überall hin versenden konnte. Seit der Zeit ist diese so einfältige Erfindung gleichsam der Grundstein der holländischen Handlung geworden. Das Andenken des Namens Beukels ward in der Zukunft so angenehm, daß Kaiser Carl V. und die Königin von Ungarn im Jahre 1536 in Person sein Grabmaal zu Bieroliet besuchten, um ihm gleichsam für diese ihren holländischen Unterthanen so vortheilhafte Entdeckung zu danken.

In der That hatte diese Erfindung einen ganz erstaunlichen Fortgang. Im Jahr 1601 segelten binnen drey Tagen 1500 Fischer aus Holland auf den Heringsfang aus. Im Jahre 1609 will man 3000 Fahrzeuge, mit 15000 Menschen versehen, an den englischen Küsten gezählt haben, die auf den Heringsfang ausgelaufen sind. In der folgenden Zeit ist die Anzahl der holländischen Heringsfischer noch ansehnlicher geworden, und man hat ihnen erstaunliche Vortheile nachgerechnet. Walter Raleigh, der sich aufs höchste bemühet, die eigentliche Stärke der Holländer bey dieser mächtigen Handthierung zu erforschen, betheurete seinem Könige Jacob I. in England, daß die Holländer auf den englischen Küsten mit nicht weniger als 3000 Schiffen

und 50000 Mann fischeten, ohne die Jägers und andre solche Hülfsmittel zu rechnen, deren Anzahl sich auf 9000 Schiffe und 150000 Mann belief. Er fügte hinzu, daß zwanzig Heringsbunfen 8000 Menschen unterhielten; und daß die Holländer bloß zur Fischerey gewiß 20000 Schiffe jährlich in See hätten. Leiven van Nigma und Molines bekräftigen, daß die Holländer jährlich über 300000 Last an Heringen und andern Salzfishen aus dem Meere zögen. Als der König Carl II. von England im Jahr 1667 seinen Staatssecretär, D. Benjamin Worstley, nach Holland sendete, um die holländischen Fischereyen in der Nordsee zu beobachten, erfuhr er, daß der geringste Preis, welcher zu derselben Zeit auf den holländischen Heringsfang wäre gesetzt worden, sich auf 3 Millionen Pfund Sterling beliefe. Suetius setzt die jährlichen Einkünfte dieser Fischereyen auf 300000 Tonnen, und berechnet dieselben zu 25 Millionen Thaler Banco, wovon 17 Millionen reiner Gewinn, und 8 Millionen für die Kosten zu rechnen sind. Junk behauptet, daß die Holländer jährl. 14800 Millionen Heringe fangen. Dodd sagt, daß im Jahr 1688 auf 450000 Holländer zum Heringsfange gebraucht worden sind. Im Anfange des letzten Jahrhunderts fischeten 2000 Bunfen von 60 bis 200 Tonnen, von Buchanes an bis zum Ausflusse der Themse, in 26 Wochen 16000 Lasten oder 192000 Tonnen Heringe. Jede Tonne von 32 Gallonen enthält gemeinlich 1000 Stück Fische; folglich brachte diese Fischerey 192 Millionen Heringe ein. Im Jahr 1718 waren die Heringe in Holland so wohlfeil, daß man eine aus 12 Tonnen bestehende Last erst für 110, nachher aber für 83 holländische Gulden kaufen konnte.

Die besondre Güte und Schmachthaftigkeit des holländischen Herings, worinn er aller andern Nationen ihre übertrifft, hat ihm diesen erstaunlichen Beyfall verschafft, und rührt eigentlich bloß daher, daß die Holländer den Fisch sofort lebendig vor dem Messer auskiefen, ihn sorgfältig zubereiten, und den, so sie in der Nacht gefangen, noch vor wieder eintretender Nacht in Tonnen von Eichenholz, mit dazwischen gestreuetem groben spanischen oder portugiesischen Bohnsalze, ordentlich legen oder packen, welches die übrigen Nationen so genau nicht nehmen.

Die Schot

Schotten fangen gemeinlich die Heringe zu früh, und laufen nur mit kleinen Booten in die See, wo sie nahe unter dem Lande fischen, und den Hering nicht vor dem Messer sterben lassen, vielweniger ihn sogleich, wie er gefangen wird, im Schiffe einsalzen, sondern ihn nur ins Boot werfen, und wann es voll ist, damit zu Lande fahren, und daselbst erst den Fisch auf dem Strande auskiefen und salzen. Hierüber verstreichen mehrentheils 24 Stunden, da dann der Fisch schon einen Geschmack nach der Fäulniß bekommt. Jedoch sucht man ist von Jahr zu Jahr den Holländern in ihrer Geschicklichkeit g'eich zu kommen. Besonders hat uns seit dem Jahre 1767 die zu Altona errichtete Königl. Dänische Handlungsgesellschaft zum Heringsfange, die ersten neuen Heringe von eben der Güte, wie die holländischen geliefert, so daß es wirklich das Ansehn gewinnt, als würden die Holländer von dieser Handlung und von der vorztrefflichen Kunst die Heringe gut einzusalzen, nicht mehr allein Meister bleiben. Man muß gesehen, daß sie die Muster aller Nationen zu seyn verdienen, wenn es darauf ankommt, Heringen, so zu begegnen, wie sie es am besten vertragen können. So bald sie den Fisch ans Schiff bekommen, und gleich ausgekiefet haben, theilen sie ihn in drey Sorten. Die erste sind die Jungfernheringe, (Maajekens-Haaring) worinn man noch weder Milch noch Kogen unterscheiden kann. Diese sind schön fett, aber sie dauren nicht. Die andre sind die Vollhaaringe, welche voller Milch oder Kogen sind; die dritte aber die Schott-Alen- oder Hol-Haaring, die entweder schon gelaichet haben, oder doch Kogen und Milch gleich schiessen lassen wollen, so daß er ganz los ist. Mit den beyden letzten Sorten kommen die Bunfen selbst, so bald die Ladung voll, oder die Fangezeit vorbey ist, nach und nach zu Hause, woselbst alle drey Sorten, ehe man sie wieder weiter sendet, geöffnet, von neuem gesalzen, und dergestalt aufgehöh't werden, daß man aus 14 Seetonnen 12 neue Tonnen macht, die eine Last heißen.

Eine mit so vieler Sorgfalt zubereitete und auserlesene Speise verdient in der That wohl, daß sie jährlich vier Wochen den feinen Geschmack grosser Herren und reicher Leute

vergnügt, und daß sie im übrigen Theile des Jahres der Armuth zum Unterhalte diene. Der Hering an sich ist ein zarter Fisch, dessen Fleisch leicht verdaulich ist, und der den Vorzug aller thierischen Speisen hat, die von Zugthieren hergenommen werden, daß sie überhaupt gesunder als andre sind, die keine Leibesübung haben. Das Salz, welches ihn vor der Fäulniß beschützt, hindert auch noch im Magen, daß uns diese Speise nicht durch die Fäulniß schädlich werde, und beschleunigt die Verdauung derselben, indem es das Seinige zur Auflösung der Fleischfasern beiträgt, wenn sie die Verdauungskräfte einmal in Arbeit genommen haben. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß empfindliche Leute von diesem Salze purgiren; und obgleich diese Wirkung eigentlich keiner alltäglichen Speise eigen seyn sollte, so sind doch unter allen Speisen, die merkliche Arznekräfte besitzen, diejenigen, welche den Leib eröffnen, noch am wenigsten nachtheilig, weil diese Ausführung eine der allernothwendigsten ist, und weil sie bey den meisten Leuten, die neue Heringe speisen, schlecht von statten geht. Man kann sie dadurch befördern, wenn man die kleine trockne Hitze und den Durst, welchen der Genuß des Salzes erregt, durch häufiges dünnes Getränk mindert; denn da hierdurch die Salze noch mehr aufgelöst werden, so wirken sie desto lebhafter in die Gedärme, und auf solche Weise werden die Gedärme desto reiner ausgespült. Eben um dieser Hitze und des Dursts willen, welchen das Salz erregt, ist es nützlich, die Heringe mit solchen Gerichten zugleich zu genießten, die das Geblüt kühlen, versüßen, und seiner Erhitzung vorbeugen. Ich habe im vorigen Blatte verschiedne solche Speisen erzählt, und man kann darunter nach Belieben wählen. Der Gurkensallat, die jungen Erbsen und Bohnen schicken sich besonders zu dieser Absicht. Allein, man kann deshalb doch nicht allgemein behaupten, daß die Heringe schlechterdings gesund wären. Ein Schwindlichtiger würde sich durch ihr Salz sowohl den Husten vermehren, als auch das schleichende Fieber zu seinem Schaden unterhalten, das in einer langsam auszehrenden trocknen Hitze besteht. Jedoch ich werde nicht nöthig haben von einer Speise, deren Wirkungen schon jedermann bekannt sind, viel Worte zu machen.

Die

Die getrockneten Heringe werden stärker eingesalzen, als die gemeinen frisch eingesalzenen Heringe, und dann noch geräuchert. Ihr Vorzug besteht darin, daß sie groß, fett, frisch, zart, gut gesalzen, goldfarbig und unverlezt seyn müssen. Man spürt an ihnen den grossen Ueberfluß des Sels, welchen diese Fische überhaupt haben; und wenn man sie ohne Nachtheil speisen will, so muß man einen starken Magen besitzen, in keiner Präservativonsecur begriffen seyn, und keine Hoffnung auf sie setzen, um sich damit fett zu machen. Ein neuer holländischer Hering hat weit bessere Eigenschaften. Er ist noch zarter, von besserem Geschmacke, und nicht so salzig, als die englischen; denn die holländischen bleiben zwar länger im Salze, als die Englischen, weil sie in Holland nicht eher verkauft werden, als bis alle andre Gegenden damit versehen sind, da hingegen die englischen, so bald sie nach London kommen, gegessen werden; und eben um deswillen durchdringt das Salz die holländischen Heringe besser. Allein, zu gleicher Zeit benimmt auch die Feuchtigkeit dem Salze seine allzu grosse Schärfe. Je länger der Hering in der Sonne liegen kann, desto besser und sanfter wird er; und daher sind die allerersten neuen Heringe, die oft an den Gräten noch bluten, nicht die dienlichsten. Sie nehmen zu leicht einigen Grad der Fäulniß an, und das Salz, was sie davor beschützen sollte, liegt öfters noch in seinen würflichten Krystallen unzerschmolzen auf ihnen, wenn sie bey uns ankommen. Die Heringe, so in später Jahreszeit gefangen werden, sind fetter, als die andern. Allein, sie müssen auch eben um deswillen viel stärker in den Sonnen zusammengedrückt werden.

Ich habe meine Schuldigkeit gethan, und von den neuen Heringen geschrieben. Meine Leser werden nun die ihrige auch thun, sie zu speisen; und ich kann von den allermeisten nicht zweifeln, daß sie ihre Schuldigkeit weit besser beobachten werden, als ich die meinige. Vielleicht würde ich aber besser von den Heringen geschrieben haben, wenn ich dazu nicht mehr Geschicklichkeit nöthig hätte, als man bedarf, um sie zu speisen, nämlich Lusternheit und Zähne.

Herr Arzt,

Eisen im Menschen? sagen Sie. Eisen im Blute sollen wir haben? Lehren Sie uns doch dieses verstehen? Ich begreife nichts davon, und weiß nicht einmal, ob ich glauben soll.

Melchior Ly.

Ant:

Antwort.

Sie glauben Sie es nur, und zwar den Worten nach, so wie es buchstabirt wird. Es giebt wirklich Eisen im menschlichen Körper, oder doch wenigstens eine solche Erde, welcher man nur etwas Verbrennliches zusetzen darf, um wirkliches Eisen daraus zu machen, und die der Magnet an sich zieht. Der Herr von **Musschenbroeck** hat aber in seinen physikalischen Versuchen dargethan, daß alles, was der Magnet an sich zieht, entweder reifes, oder doch unvollkommenes Eisen sey. Man findet in dem Blute aller Thiere Eisen, obgleich das eine mehr, das andere weniger davon besitzt. Das Blut und Fleisch vom Menschen enthalten dessen am meisten. Hierauf folgen in der Ordnung die vierfüßigen Thiere, als Hunde, Pferde u. a. Die Fische haben noch weniger, und die Vögel oder fliegenden Thiere das wenigste. Beym Menschen enthalten die Knochen weniger Eisen, als das Fleisch und Blut. **Nenghin** hat aus zweien Pfunden Knochen ein Fünftheil von einem Graue herausgebracht; und **Lister** hat auch sogar im Menschensteine Eisen gefunden.

Wenn man sich von der Wahrheit dieser Sache überzeugen will, so muß man die thierischen Theile zu Asche verbrennen, da sich dann das Eisen entdeckt. Obgleich im Blute das meiste Eisen angetroffen wird, so ist es doch nicht eigentlich in dem wässerichten Theile desselben, sondern in den rothen Kügelchen vorhanden, welche dem Blute seine Festigkeit und Farbe geben. Hieraus haben einige den Schluß machen wollen, daß die Röthe des Bluts eigentlich nur von den Eisentheilen herrühre, die sich darinn befinden. Allein, man muß hierinn dem Urtheile des gelehrten Herrn Leib-**arztes Vogel** beytreten, welcher sagt: „Es bleibe noch immer ein Räthsel, wie die Natur das Blut verfertigt und wodurch sie es roth macht. Die gar zu wenigen Eisentheile im Blute können die Röthe unmöglich verursachen, und die allermeisten rothen Körper in der Natur haben nichts eisenhaftes bey sich. Und wenn endlich die Eisentheile die Röthe im Blute verursachen sollten, so möchte man wohl fragen, wie sie in das Blut kämen?“ In der That ist die Menge des Eisens im Blute unbedeutlich. In zwey Unzen desselben hat **Nenghin** zwanzig Gran, oder den dritten Theil eines Quentleins von einer Materie gefunden, welche der Magnet an sich zieht. Wenn man nun annimmt, daß ein vollständiger Mensch 25 Pfund Blut habe, wovon der rothe Theil fast in allen Thieren die Hälfte ist; so kommen auf eine Person 70 Scrupel oder 6 Loth weniger zwey Scrupel Eisenmaterie, die der Magnet an sich zieht.

Man verfertigt, wie bekannt ist, aus dem Blute der Thiere diejenige blaue Farbe, welche unter dem Namen des **Berlinerblau** berühmt ist. Bey diesen Arbeiten hat man nicht allein durch chymische Zergliederungen aus dem Blute wahres Eisen herausgebracht, sondern man hat auch durch diese Veranlassung versucht, ob es nicht möglich sey, auch aus dem Eisen diese Farbe zu verfertigen. Diese Versuche sind vollkommen gelungen, und sie müssen den Ungläubigsten selbst überzeugen, daß dasjenige im Blute, was das **Berlinerblau** macht, wahres Eisen sey.

Dieses

Dieses mag genug seyn, um das zu erläutern, was ich im 68sten Blatte von der Gegenwart des Eisens im menschlichen Körper gesagt habe. Es erhellt zugleich hieraus, wie die Stahlwasser die Stärke und Festigkeit der Fäserchen des menschlichen Körpers vermehren, und schwache Gelenke stärken können.

Acht und siebenzigstes Stück.

von Haller.

Ach! unsre Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.

Mein Herr,

Sie uns gleich in Ihrem 74sten Blatte ganz erstaunliche Dinge von den Nachtwanderern gesagt haben, so halte ich doch dafür, daß eine jede Abhandlung von dieser Materie einen wesentlichen Mangel leide, wenn es ihr an den beyden folgenden höchstseltsamen Beobachtungen fehlt, die Sie vielleicht ihrer Weitläufigkeit wegen hinweggelassen, die aber doch an sich selbst viel zu interessant sind, als daß sie nicht noch nachgeholt zu werden verdienen sollten, zumal da sie die beyden von Ihnen dort angenommenen Grundsätze ganz augenscheinlich bestätigen, daß solche Leute in ihren Anfällen sich wirklich aller ihrer Handlungen bewußt sind, indem sie sie verrichten, ob sie gleich davon nichts im Gedächtnisse behalten, sobald dieser Zustand vorbey ist, und daß die Nerven einiger Sinne in diesem Zustande bey ihnen unvernünftig werden, ihre Empfindung bis zum Gehirne fortzupflanzen, daß sie die Seele empfinden könnten, ob sie gleich ihr thierisches Gefühl zu behalten scheinen, welches in ihren Muskeln dieselbigen Bewegungen hervorbringt, welche im wachenden Zustande die Empfindungen der Seele darinn hervorgebracht haben würden. Die erste von diesen Begebenheiten ist aus den **Breslauer Sammlungen**, vom Jahre 1725. Ein Seiler von 23 Jahren hatte seit drittehalb Jahren folgende Beschwerden:

Er schlief oft am Tage mitten unter seinen Verrichtungen im Sitzen, Stehen oder Gehen ohne weitere Vorbereitung ein, außer, daß ihm etlichemal die Stirn und Augen zusammengezogen wurden, bis endlich die letztern fest zubliefen. So bald dieses geschehen war, hörte der Gebrauch aller äußerlichen Sinne auf; hingegen fieng er an, dasjenige schlafend zu thun, was er denselben ganzen Tag vom Morgen an bis zu dem Ueberfalle des Schlafs gethan hatte; z. E. er betete den Morgensegens ganz andächtig, that, als wenn er Schuhe, Strümpfe und Kleider anzöge, sich wusch, sang ein Morgenlied in gehöriger Melodey, und alle Verse in ihrer Ordnung ganz vernehmlich, wiederholte alsdann nach und nach alle Reden mit

mit eben den Worten, womit er sie wachend ausgesprochen, und drückte alle Geberden und Mienen auf das natürlichste aus. War er gegangen, so gieng er in dem Zimmer, da ihm der Zufall begegnete, hin und her, ohne die Wände, oder Tisch, darinn zu berühren, bis ihm eine andre Idee, die folgte, einkam, z. E. er stieg eine Treppe auf oder herab, da er dann einen Schenkel um den andern, ohngefähr so oft, als Stufen in der Treppe gewesen, anshob, und ziemlich herb wieder niedersetzte. War es eine Wendestreppe gewesen, so gieng er krumm herum, bey einer geraden oder gebrochenen aber, gerade, oder winkelmäßig. Wenn diesen Mann sein Schlaf im Gehen über Land besiel, so blieb er nicht stehen, sondern setzte seinen Weg fast geschwinde, als wachend fort, ohne des rechten Weges zu verfehlen, oder über etwas im Wege liegendes zu stolpern. Er ist mehr, als einmal, im Schlafe von Weimar nach Raumburg gegangen, und als er einstmals in eine Straße gekommen, wo Bauholz im Wege gelegen, ist er wie ein Wachender darüber hingestiegen. Eben so soll er auch Pferden ausgewichen, und wieder in seinen Weg gekommen seyn. Einstmals war er im Begriffe, nach Weimar zu reiten. Ungefähr ein paar Stunden davon überfällt ihn sein Schlaf; er reitet aber fort, trifft auch den Weg durch ein kleines Holz, ohne das Gesicht vom Gesiräuche zu verfehlen, reitet dann durch die Ilme, trinkt das Pferd allda, pfeift ihm auch dazu, zieht die Reine in die Höhe, daß sie nicht naß werden, passirt hiernächst durch etliche Gassen über den Markt, der eben voller Leute, Buden und Karren gestanden, und dieses alles so glücklich, daß er ohne Anstoß in das Haus, wo er hin will, gelangt. Hier steigt er ab, bindet das Pferd an, geht in die Stube, spricht dafelbst wenig Worte, und geht sodann wieder fort, mit dem Vorhaben, er solle und müsse auf die hochfürstliche Regierung gehen, welches er auch gethan, und, nach glücklicher Zurückkunft durch den vollen Markt, ist er endlich wieder aufgewacht, gegen welche Zeit er sein Ziehen in der Stirn und den Augen eben so wie bey dem Einschlafen empfindet. Dieser Mann spommt im Schlafe seine Seile eben so gut, als im Wachen, und man würde dieses kaum für einen wahren Schlaf haben halten können, wenn er nicht zu solcher Zeit ganz unempfindlich gewesen wäre, man mochte ihn stoßen, kneipen, raufen, stoßen, oder auch bey seinem Namen rufen. Er roch den flüchtigen Spiritum nicht, sahe nichts, ob man ihm gleich die Augenlieder von einander zerzte, und hörte es nicht, als ganz nahe bey ihm eine Pistole losgeschossen wurde. Wenn alles vorbei war, öffnete er die Augen, schämte und entschuldigte sich, und klagte über große Mattigkeit. Die im Schlafe gethane Reise zu Pferde, hat er einstmals in einem andern Schlafe, mit allen den obenbeschriebenen Umständen, in der Stube eines Freundes nach agirt, auch bey dem Trinken des Pferdes die Füße angezogen, wober er gesagt, daß das Wasser tief wäre. Das Reiten stellte er dadurch vor, daher auf einer Stelle stehen blieb, und mit der linken Hand und dem Leibe die gehörigen Bewegungen machte. In diesem nachgemachten Nichte nahm er unterschiedenmal die Mäße ab, und grüßte jemanden, der ihm begegnete. Als er eine Meile geritten, sieng er an das Lied: **Von Gott, will ich nicht lassen**, zu singen, welches er auch zu Ende sang, doch so, daß die Stimme zuweilen sehr laut und zuweilen ganz leise klang, vielleicht weil ihm unterwegs einige Leute begegnet sind, weshalb er leise gesungen. Einmal hielt er still, forderte ein Maß Bier, trank, fragte, ob es einen Dreyer kostete, holte Geld aus der Tasche, suchte einen Dreyer heraus, und ließ ihn fallen, als ob er ihn

ihn dem Wirthe gebe, worauf er wieder fortritt. Vergleichene Aufzüge machte er mehr, die sehr mannichfaltig waren. Ich gesehe, daß es schwer sey, alles zu glauben. Allein, was will man sagen, wenn solche Sachen an verschiedenen Orten fast mit einerley Umständen gesehehen. Dieses gesehehe in Sachsen; die wunderbare Geschichte, welche Herr Sauvages de la Croix beschrieben hat, und die Sie am Ende ihres 74sten Blattes mitgetheilt haben, gesehehe in Montpellier. Nun will ich Ihnen noch die dritte aus Italien erzählen, die fast alle beyde vorige noch übertrifft, oder sie wenigstens in vielen Umständen bestättigt.

Johann Baptista Negretti, von Vicenz, war ein Bedienter bey dem Marquis Ludwig Sale, als ihn die Herren Reghelini und Pigatti in seiner Nachtwanderschaft beobachteten. Der letztere berichtet in seiner 1745 herausgegebenen Nachricht von ihm folgendes.

Der trockne Negretti war braun, hikiq, zornig, und ein Weintrinker. Er war schon seit seinem 11ten Jahre ein Nachtwanderer, aber doch allezeit nur im März, oder höchstens bis in die Mitte vom April. Herr Pigatti beobachtete die erste Nacht folgendes an ihm:

Er setzte sich auf einen Stuhl im Vorzimmer, und schlief, wie gewöhnlich, eine Viertelstunde. Hierauf setzte er sich, eine Zeit lang ganz gerade und unbeweglich in die Höhe, gleichsam als ob er worauf Acht gäbe. Endlich stand er auf, gieng in der Vorstube herum, nahm eine Tabaksdose aus der Tasche, und wollte Tabak nehmen. Weil er wenig darinn fand, gieng er verdrießlich an den Stuhl, wo ein Cavalier zu sitzen pflegte, neunte denselben beym Namen, und forderte Tabak von ihm. Man reichte ihm eine Dose, und er kostete den Tabak recht ordentlich beym Schnupfen. Hierauf nahm er eine Stellung an, als ob er auf etwas hörte, und sobald er, seiner Meinung nach, den Befehl vernommen hatte, lief er mit einer Wachskerze nach dem Lichte, das sonst stets auf dieser Stelle brannte, zündete sie seiner Meinung nach an, hielt sie ordentlich, und gieng ganz langsam damit nach dem Saale, und von da, nach der Treppe, die er dreifse hinab stieg, und sich wendete und still fand, wo es nöthig war. Als er endlich an die Hausthür gekommen war, stellte er sich auf die Seite, machte den Herren und Damen, die er wegzuführen glaubte, beym Weggehen eine Verbeugung, löschte hierauf das Licht aus, stieg die Treppe hurtig hinauf, und setzte die Kerze an ihren Ort. Diese Handlung verrichtete er an diesem Abende dreymal.

Aus diesem Vorzimmer gieng er in das Speisezimmer, suchte den Schlüssel zum Schenkfische in seiner Tasche, und als er ihn nicht fand, rüste er den bey Namen, dem befohlen war, ihm allezeit bey Schlafengehen den Schlüssel zu liefern. Man brachte ihm denselben; er schloß den Schenkfisch auf, nahm einen silbernen Präsentirteller, setzte vier gläserne Schenkflaschen darauf, und gieng damit in die Küche, vermuthlich sie voll Wasser zu füllen, brachte sie aber ledig wieder zurück. Er gieng nach den obern Zimmern; und als er die halbe Treppe hinauf war, setzte er alles auf einen kleinen Pfeiler, der da stand, stieg hiernächst vollends hinauf, und pochte an eine Thür. Da sie nicht aufgethan wurde, gieng er zum Kammerdiener herunter, that einige Fragen an ihn, kam laufend zurück, stieß mit dem Ellbogen an den Teller, und zerbrach die Schenkflaschen. Er pochte nochmals an die Thür, aber umsonst; daher gieng er wieder herunter, und nahm im Vorbeygehen den Teller mit, kam wieder nach dem Speisezimmer, und setzte ihn auf einen kleinen Tisch. Hierauf gieng er nach der Küche, und nahm einen Eimer, gieng damit nach dem Brunnen, um ihn voll Wasser zu füllen, und brachte ihn in die Küche zurück.

Er nahm den Präsentirteller noch einmal; und als er die Flaschen nicht darauf fand, ward er zornig und sagte, sie müßten da seyn, er habe sie darauf gesetzt, und fragte bald diesen, bald jenen, ob sie sie weggenommen hätten? End-

lich öffnete er nach vielen Untersuchungen den Schenkschrank wieder, nahm zwei andre Flaschen heraus, spülte sie aus, goß Wasser hinein, und setzte sie auf den Teller. So trug er sie wieder ins Vorzimmer, bis an die Saalthür, wo sie ihm der Kammerdiener abzunehmen pflegte, weil er nicht in den Saal kommen durfte. Man nahm ihm den Teller mit den Flaschen ab, und gab sie ihm nach einiger Zeit wieder, wo er alles in den Schenkisch trug, und wieder an seinen Ort setzte. Hernach gieng er nach der Küche, trocknete etliche Schüsseln mit einem Tuche ab, hielt es hernach ans Feuer, als ob ers trocknen wollte, und reinigte dann damit die übrigen Schüsseln. Als dieses geschehen war, gieng er wieder zum Schenkische, legte das Tischuch und Telleruch in einen Korb, ergriff einen andern kleinern Korb, und gieng damit an einen Tisch, worauf gewöhnlichermassen ein Licht stand. Hier suchte er bey dem Scheine des abgebildeten Lichts einen Köffel, eine Gabel und Messer aus, trug den Korb wieder zurück, und verschloß den Schenkisch. Nachdem er alles, was er herausgenommen, ins Vorzimmer getragen, und auf einen Stuhl gelegt hatte, nahm er den runden Tisch, woran die Marquisin speisete, und deckte ihn aufs allernetteste. Wenn er zuweilen einen andern Tisch ergreift, welcher fast eben dieselbe Gestalt hat, so läßt er ihn sehn, und nimmt keinen andern, als diesen. Als die Tafel gedeckt war, gieng er spazieren, schnaubte sich, ergriff wieder die Tabaksdose, nahm aber den Tabak nicht wieder mit den Fingern heraus, gleichsam als ob er sich nach zwei guten Stunden noch erinnerte, daß er keinen darin hätte finden können, sondern er schüttete ihn auf die Hand aus. Hier hatte dieser Austritt ein Ende; man sprengte ihm ein wenig Wasser ins Gesicht, wovon er erwachte.

Den folgenden Tag, ehe noch Regretti eingeschlafen war, hatte der Marquis wider die Gewohnheit in seinem eignen Zimmer Gesellschaft. Man rufte öfters nach Stühlen, weil die Gesellschaft zunahm. Unterdessen überfiel den Regretti der Schlaf, welcher nach einer kurzen Ruhe aufstand, sich schnaubte, Tabak nahm, und dann ins Oberzimmer eilte, um Stühle zu suchen. Das Merkwürdigste war, daß er einmal in beyden Händen einen Stuhl trug, womit er an eine verschlossene Thür kam, an die er nicht pochte, sondern eine Hand lebig machte, die Thür öffnete, den weggesetzten Stuhl wieder nahm, und mit beyden an den rechten Ort gieng. Nach dieser Arbeit gieng er zum Schenkische, suchte den Schlüssel dazu, und schien verdriesslich zu seyn, als er ihn nicht finden konnte. Er nahm ein Licht, suchte in allen Winkeln des Zimmers und in allen Stufen der Treppe, gieng mit der größten Geschwindigkeit, kehrte die Augen beständig zur Erde, und griff öfters mit den Händen herum, in der Meinung, daß er den Schlüssel verloren hätte. Der Kammerdiener steckte ihm denselben unmerklich in die Tasche. Nach vielem vergeblichen Suchen steckte er ungeschicklich die Hand wieder in die Tasche, fand den Schlüssel, ärgerte sich über seine Dummheit, öffnete den Schenkisch, nahm ein Telleruch, eine Schüssel und zwei Brodte, verschloß ihn wieder, und gieng in die Küche. Hier machte er sich einen Sallat zurechte, suchte im Schranke alles nach, was er dazu gebrauchte, und als er fertig war, setzte er sich zu Tische, um zu speisen. Man nahm ihm unmerklich seine Schüssel hinweg, und setzte ihm eine andre vor, worinn gestampfter Kohl mit starkem Säge und Zimmet gewürzt war. Er aß immer ungebühdert fort. Endlich setzte man ihm statt des Kohls ungebäcete Pfannkuchen vor, die er ebenfalls verschlang, ohne in seinen Gerichten einen Unterschied zu machen; ein deutlicher Beweis, daß er seinen Sallat nicht durch die Zunge schmeckte, sondern daß sich seine Seele diese Empfindung, ohne das Gliedmaß des Geschmacks, durch ihre Einbildungskraft selbst nachschuf.

Unter dem Speisen horchte er einigemal, weil er glaubte, daß man ihn rufte. Als er endlich einmal meynete, daß es wahr wäre, lief er schnell die Treppe hinauf in den Saal, und als er vermuthlich sah, daß man ihm nichts zu sagen hatte,

hatte, gieng er ins Vorzimmer, fragte die Bedienten, ob man ihn nicht gerufen hätte? und gieng verdriesslich wieder in die Küche zu Tische. Nach Tische sagte er leise, daß er nach der benachbarten Schenke gehen möchte, um einmal zu trinken, wenn er nur Geld hätte. Er suchte umsonst in der Tasche. Endlich gieng er doch und sagte, er wollte morgen bezahlen, der Wirth werde ihm wohl borgen. Er stieg eilig die Treppe herab, und lief mit außerordentlicher Geschwindigkeit zu zween Büchenschüffeln weit vom Hause nach der Schenke, wo er an die Hausthür anklopfte, ohne zu untersuchen, ob sie offen war, gleichsam als ob er wußte, daß sie um diese Zeit verschlossen seyn müßte. Als man sie öffnete, gieng er hinein, rufte den Wirth, und bat ihn um ein halbes Quartier Wein. Man gab ihm so viel Wasser, das er für Wein trank; und als er das erste Glas getrunken hatte, fragte er den Wirth, ob er ihm bis morgen borgen wollte? Nachdem er ausgetrunken, nahm er Abschied, und lief geschwind nach Hause. An der Hausthür gieng er bescheiden beseits in einen Winkel, und nachdem er sein Wasser losgeworden war, gieng er ins Vorzimmer hinauf, und fragte die Bedienten, ob ihn sein Herr etwa gerufen hätte? Hierauf schien er freudig, und sagte, daß er ausgewesen wäre zu trinken, und daß er sich nun besser befände. Hier öffnete man ihm die Augenlieder mit den Fingern, worüber er erwachte.

An einem andern Abende hatte der Marquis's Freund Regretti war eingeschlafen, und stund bald, wie gewöhnlich, auf, nahm eine Fackel, gieng an die Hausthüre herab, und ließ sein Wasser, kam hernach wieder hinauf, verriechte, seine Fackel an einem Feuerbecken in der Gegend anzuzünden, gieng darauf langsam und behutsam ins Vorzimmer, und stellte sich an die Saalthür, um die Hinweggehenden mit dem Lichte zu begleiten. Hernach deckte er wieder den Tisch, welchen er nicht im Vorzimmer, sondern in einer Kammer suchte, wo er wußte, daß man ihn hingebracht hatte. Als dann gieng er in die Küche, und aß einige Nüsse, die er mit den Zähnen aufbiß. Man hatte ihm das Schlüsselloch am Schenkische verstopft. Weil er nun meynete, daß es an dem Loch im Schlüssel läge, klopfte er ihn erst oft an der Wand aus, und lief endlich nach einem Splitter, womit er die Nöhre des Schlüssels austräumte. Unterdessen hatte man das Schlüsselloch in der Thür wieder geöffnet, und er schloß, wie gewöhnlich, auf. Als er in die Küche zurück kam, forderte er vom Koche Tabak, und einen Dadieci, (eine venetianische Münze) weil er ohne ein Glas Wein nicht leben könnte. Er vergrach ihm denselben am Ende der Woche wieder zu geben, weil er alsdann seinen monatlichen Lohn bekäme. Als ihm der Koch das Geld gegeben, gieng er im Vorzimmer zum Stuhle, wo der Kammerdiener zu sitzen pflegte, und überredete denselben mit vielen Zeichen und leisen Worten, daß er mit ihm gehen und trinken sollte. Endlich gieng er nach der Schenke und forderte ein ganzes Maas Wein, weil er sich einbildete, Gesellschaft zu haben. Er schenkte seinem Freunde selbst ein Glas ein, worauf er dessen Gesundheit trank. Er nahm nichts mehr, als zwei Gläser, welches gerade die Hälfte war, die auf seinen Theil kam. Als er endlich bezahlen wollte, und man ihm den Dadieci weggestohlen hatte, ward er zornig, durchsuchte, und wendete alle seine Taschen um, und bath endlich den Kammerdiener für ihn zu bezahlen, bis er es wiedergeben könnte. Als er nach Hause kam, erzählte er dem Koche sein Unglück, durchsuchte die Taschen, und gieng mit einem Lichte überall herum, wo er gewissen war, um den verlohrenen Dadieci zu finden. Man hatte ihm indessen einen Felippo, eine andre Münze, in die Tasche gesteckt. Er fühlte dieses Stück Geld öfters beim Durchsuchen an, ohne darauf zu achten. Als man ihm aber einen Marchetti einsteckte, hielt er ihn sogleich für den Dadieci, weil er von gleicher Größe war. Er erstaunte, wo das Geld bekäme, lief zum Kammerdiener, ließ sich den Dadieci von ihm wechseln, bezahlte seine Hälfte, und bat ihn, dem Wirth zu sagen, daß er ihn bezahlt hätte, damit er ihn nicht für einen Betrüger halten

halten möchte. Es ist zu merken, daß der Kammerdiener dem Negretti an eben dem Tage gesagt hatte, wenn er auf den Abend Lust hätte in die Schenke zu gehen, so sollte er es ihm sagen, damit er mitgehen könnte. Als er getanzet, gefunzen und Tabak gefordert hatte, reichte man ihm eine Dose mit gemahlenem und gebranntem Caffee, den er für Tabak nahm. Er fragte den einen Bedienten, ob im obern Zimmer die Fenster zu wären? Nachher nahm er eine Boueille für einen Leuchter, deren Hals er für das Licht hielt, gieng damit die Treppe hinauf, kam aber, weil die Thür des Zimmers verschlossen war, zurück, forderte vom Kammerdiener den Schlüssel, öffnete die Thür, setzte den vermeinten Leuchter an die Erde, sah nach den Fenstern, und lobte den Diener, weil er sie wohl verwahrt fand. Indessen setzte man einen wahren Leuchter an die Stelle der Flasche, welchen er nahm, und damit nach der Küche gieng. Als er wieder im Vorzimmer war, rief ihm jemand die Beine mit einem Stocke. Er glaubte, daß es ein Hund wäre, und schait ihn; weil aber das Reiben fortwährte, holte er eine Ruthe und verfolgte den eingebildeten Hund mit den heftigsten Hieben. Zuletzt war er sehr zornig, und suchte dem Hunde, der immer zwischen seinen Füßen wäre, da er ihm doch nichts zu fressen gäbe. Er war ganz außer sich, daß er ihn gar nicht treffen konnte. Endlich nahm er ein Stück Brodt aus der Tasche, lockte den Hund bey Namen, und hielt die Ruthe versteckt. Man warf ihm einen Muff hin, welchen er für den Hund hielt, und an welchem er mit Schimpfen und Prügeln seinen Zorn ausließ.

Einsmals mußte er im Schlafe, daß es Freitag war, und erinnerte sich genau dessen, was ihm im Wachen wiederfahren war. Als ihm der Hofmeißter einsmals gesagt hatte, wenn er diese Nacht wandern würde, so sollte er ihm Brey kochen und bringen, wofür er ein Trinkgeld haben sollte; so stand er die Nacht im Schlafe auf, und erzählte, daß er den Hofmeißter betrügen wollte. Er aß erst in der Küche selbst, und gieng hierauf zum Hofmeißter, welchen er bat, sein Wort zu halten. Dieser steckte ihm eine kleine Münze in die Hand, worauf er den Kammerdiener bey dem Arme in die Schenke führte, und bey dem Weintrinken mit allen Umständen erzählte, wie er den Hofmeißter betrogen hätte, weil er dafür hielt, daß er ihm das Geld für den Brey nicht im Schlafe, sondern wachend, bloß durch Verstellung abgemackt hätte. Er lachte überlaut dazu, und trank oft die Gesundheit des Hofmeißters, bis er voller Freude nach Hause gieng.

Herr Pigatti beobachtete diesen Nachtwanderer öfters, und bemerkte, daß er alle Nacht eine neue Handlung vornahm. Er war völlig überzeugt, daß Negretti zur Zeit seiner Wanderschaft den Gebrauch des Geschmacks, Gehörs, Geruchs und Gesichts nicht in seiner Gewalt hatte. Er verwechselte nicht nur die Gerichte mit einander, sondern auch das stärkste Geräusch, ein ihm so nahe gehaltenes Licht, daß es ihm die Augenbraunen versengete, eine Feder, womit man ihn heftig in die Nase küßelte, kurz, nichts machte bey ihm einen Eindruck. Das Gefühl hingegen hatte er zuweilen sehr fein, zuweilen auch sehr grob.

Hat man wohl eine Geschichte in der Welt, die dieser gleich käme? Man würde versucht werden, sie für fabelhaft oder übertrieben zu halten, wenn man nicht in so vielen andern völlig glaubwürdigen Beispielen alle die wunderbaren Dinge und Handlungen zerstreut fände, welche dieser Negretti alle zugleich vorzunehmen pflegte. Ist mögen sich die Seelenlehrer die Köpfe zerbrechen, wie dieses alles habe geschehen können?

Ich stell es ihrer Einsicht dar,
Ob's möglich, oder nicht gewesen?
Genug für uns: es ist doch wahr.

Ich bin, u. s. w.

N. T.

Der Arzt.

Eine medicinische

Wochenschrift.

Vierter Theil.



Der Arzt.

Neun und siebenzigstes Stück.

von Haller.

Versenkt im tiefen Traum nachforschender Gedanken,
Schwingt ein erhabner Geist sich aus der Menschheit Schranken,
Doch ach! es lücht in ihm des Lebens kurzer Tacht,
Den Müß und scharfer Wiß zu heftig angefacht.

Mein Herr,



Sie wissen die Gebrechen der Leute; Sie sagen uns, woran wir sterben, und durch was für Unglücksfälle wir uns Pest, Convulsionen, Fieber, Brand und alle Heere der Seuchen zuwege bringen. Das ist eine unglücksvolle Wissenschaft, die Sie besitzen; und ich glaube, wenn ich ein Arzt wäre, daß ich mich ehester Lage mit meiner Kunst aufhenten würde. Wissen Sie was? Ich habe mir vorgesezt, ein ganzes Blatt ihres Arztes selbst zu schreiben, bloß um zu beweisen, daß Sie selbst, mein Herr, und alle Gelehrte auf dem Erdboden, die elendesten Menschen sind, indem sie ihr Vergnügen und ihren Ruhm in einer Sache suchen, die nichts anders, als eine höchstbeschwerliche Krankheit ist. Denn dafür halte ich die gesammte Gelehrsamkeit. Die Natur hat uns Vernunft und Sinne gegeben, und wir erhalten den Gebrauch von beyden, ohne daß wir uns die geringste Gewalt anthun müssen. Allein, wenn wir gelehrt werden wollen, so müssen wir unsre Kräfte übertreiben; wir müssen mühselig erlernen, was andre vor uns von Dingen gedacht und gelehrt haben, die entweder für unsre Bedürfnisse zu hoch sind, oder die wir zum wenigsten gar nicht zu wissen brauchen, um glücklich zu leben, alt zu werden, und mit weiser Gleichgültigkeit zu sterben. Dieser Zustand einer übertriebenen Natur ist die Gelehrsamkeit, und wer sie besitzt, der befindet sich in einem unnatürlichen

Zustande, welcher mit dem vollkommensten Rechte eine Krankheit genannt werden kann. Betrachten Sie selbst, was Sie Ihre eigne Erfahrung schon oft gelehrt haben wird, daß die Kinder, welche frühzeitig gelehrt werden, kein hohes Alter erreichen, sondern mehrentheils schon in der Kindheit sterben, und daß öfters Leute, die nie gelehrt gewesen sind, in schweren Krankheiten auf einmal gelehrt werden, und sagen Sie mir alsdann, ob Sie die Gelehrsamkeit für eine Gabe halten können, welche denen bestimmt ist, die gesund seyn und alt werden sollen? Es werden Ihnen viele Kranke bekannt seyn, die in ihren Phantasien fremde Sprachen, welche sie nie erlernt hatten, auf das vollkommenste sprechen konnten. Wenn Sie diese Beobachtung mit einer andern vergleichen, daß die Kinder, welche fremde Sprachen erlernen sollen, durch viele Mähe und Schläge in einen solchen Zustand versetzt werden müssen, daß sie mit fremden Zungen reden können; so werden Sie eingesehn, daß sowohl die Erlernung, als der Besitz der Litteratur etwas sey, das wider die Natur streitet, und so ist es mit der ganzen Gelehrsamkeit. Ich will nur die Moral anführen, welches doch eine der schwersten Wissenschaften ist. **Bonetus** erzählt uns die Geschichte eines dummen Knabens, welcher so ungelehrig gewesen, daß er nie etwas von den Wissenschaften begreifen konnte, worinn sein jüngerer Bruder bey einerley Unterrichte grosse Progressen machte. Dieser Knabe bekam in einer Nacht unvermuthet ein Fieber, mit Phantasien, und brachte darin zween Tage unter Abwechselungen von Abergewiss und Schummer zu. Am dritten Morgen war er der gelehrteste Redner, und sein Arzt sagt von ihm, man hätte glauben sollen, daß ein Gottesgelehrter eine mit Fleiß ausgearbeitete Rede von der Eitelkeit der weltlichen Dinge hielt, nicht aber, daß ein Kranker der in seinem Leben keinen Witz besessen, in den letzten Augenblicken seines Lebens voller Verwirrung rede. Er sang ohne Anstoss die besten geistlichen Lieder, die er nach des Lehrmeisters Versicherung niemals hätte lernen können. Die Verachtung des Todes bewies er mit so vielen Vernunftgründen, und mit einer solchen Beredsamkeit, die auch einem Enkel des **Seneca** vielleicht gefehlt haben würde. Er rebete zuweilen Lateinisch, ohne darinn zu fehlen, da er doch vor drey Tagen die ersten Gründe dieser Sprache noch nicht verstanden. Dieses alles verrichtete er ohne die geringste Anzeige einer Phantasie, als der verständigste Mensch, und mit diesem Verstande verschied er. War diese Gelehrsamkeit nicht wirklich eine Art von Convulsionen der Seele? und ist sie dieses nicht allezeit? Wir wollen einen Blick auf die Geschichte des menschlichen Geschlechts richten, um von dieser Sache Gewißheit zu erlangen. Ich glaube, daß Ihren Blättern einer der wichtigsten Artikel fehlen würde, wenn Sie nicht den Gelehrten, welches Leute sind, die gleich-

gleichsam mit Ihnen, mein Herr, in einerley Lazareth liegen, ihren elenden Zustand offenbaren.

Unter den ältesten Nationen, die einige Jahrhunderte ohne Nerzte leben konnten, unter diesen dauerhaften Stammvätern der schwächlichen gelehrten Nachwelt, finden wir keinen einzigen Gelehrten. Unter den wilden Völkern, wo man von der Gelehrsamkeit nicht einmal einen Begriff hat, giebt es die stärksten, die ältesten, die dauerhaftesten Leute. So wie sich nach und nach die Zeiten aufklärten, so wie die Gelehrsamkeit wuchs, und die Bissenschaften empor stiegen, schwächten sich die Naturen der Menschen, und verkürzte sich ihr Leben. Als Deutschland noch in der Barbarey lag, da wohnten die Deutschen in Wäldern; da war ihnen weder Frost noch Hitze schädlich; da hatten sie Körper von Eisen, die der Natur Trost bieten konnten; da wußten sie zwar noch nicht, daß sie in der besten Welt lebten: Allein, sie lebten besser darinn, als wir; da konnten sie noch nicht beweisen, daß keine Materie denken könne: Allein, sie konnten den **Varus** schlagen; da konnten sie weniger demonstrieren, aber besser verdauen, weniger Bücher schreiben, aber mehr Krüge ausleeren, weniger disputiren, aber mehr Strapazen ausstehen, keine Systemata erfinden, aber starke Kinder erzeugen. Was sind wir jetzt gegen die alten Deutschen? Wir haben die Natur umgekehrt. Wir haben unsre Seelen durch die Gelehrsamkeit männlich, groß und fruchtbar gemacht, und hingegen unsre Körper weiblich, klein und gebrechlich gemacht. Wir sind eine verzärtelte, ungesunde Nation geworden; und wenn jetzt unsre ehrwürdigen Stammväter mit ihren grossen vierschrötigen Körpern wieder aufstehn sollten, wie würden sie ihre gelehrten Herrn Söhne vom Ofen hinweg, und aus dem Studierstübchen heraus ins freye Feld und in die Waldungen jagen! Bist du ein Magister? Bist du ein Licentiat? Bist du ein Doctor, ein Rath, ein Professor? würden sie sagen. Ein Krüppel bist du, ein dürres Gerippe, und siehe, dein alter Vater schnellt dich mit seinem kleinsten Finger aufs Feld hinaus, hinter den Pflug, wohin du gehörst!

Die berühmten Räuber, welche Rom gründeten und fürchtbar machten, besaßen nicht die mindeste Spur von der schönen Litteratur, die jetzt Italien in unsern Augen so groß macht. Allein sie besaßen ihre Legionen, und Italien war etwas, das es jetzt nicht ist, ohne die Truppen des Kirchenstaats zu verachten. Die Römer, die damals im Felde zu Hause waren, und mit ihren abgehärteten Leibern und ihrer grossen Vernunft, Natur und Barbaren bezwangen, würden jetzt ihr Vaterland und ihre Nachkommen nicht mehr erkennen. Ein Redner, wie **Cicero**, der selbst mit zu Felde gieng, sollte schwerlich seinen Nachkömmling, den kleinen fetten Vater, für einen gebornen Römer halten, der sein cackektisches Gesicht einer Versamm-

luna entzückter Zärtlinge zeigt, und mit einer kleinen weiblichen Stimme auf sie herabdonnert. Wenn Brutus und Cäsar ißt lebten, so würden sie Lebte seyn; und wenn damals Lebte gewesen wären, so wäre Italien gewesen, was es ißt ist. Ich sage nicht zu viel; denn zur Tapferkeit, zur Kriegssübung gehören Leute, die Luft und Strapazen vertragen können, Leute, die starke und dauerhafte Körper und Muth und Entschlossenheit haben. Nichts von dem allen findet man bey einer Nation, die von der Gelehrsamkeit angesteckt ist. Ihre verzärtelten Leiber können kaum die Erschütterung eines trabenden Gauls ausstehen; sie sind so leicht, daß sie der Wind umwehen kann, und so zärtlich, daß sie ein Schnupfen zu Boden wirft. Ihre Feigheit hat sie den Kriegern verächtlich gemacht, welche nichts Feigeres zu nennen wissen, als einen Schulfuchs. Dieser Professor, der alle Menschen angreift, die etwas drucken lassen, und der in der Metaphysik ein rechter Wütrich ist, erblaßt und kriecht unter den Tisch, so bald er nur einen blossen Degen sieht; und jeder Magister, der alle Materialisten zum Kampfe auffordert, wird ohnmächtig, wenn nur ein Student im Collegio aus der Nase blutet.

Ich habe mich schon oben auf das Beyspiel der gelehrten Kinder berufen, die gemeinlich frühzeitig sterben. Ein Barattier, redete so viele Sprachen, als er alt war. Seiner Natur war durch die Gelehrsamkeit Gewalt geschehen. Er ward schon in seiner Jugend zum kraftlosen Greise, und starb an der Entkräftung, zwar als ein Wunder der Welt, aber doch als ein Weichling. Wäre die Gelehrsamkeit eine Sache von der Natur, so würde sie nimmermehr das Leben verkürzen, und die Gesundheit schwächen. Der feurigste Witz, den die Natur einem Menschen mittheilt, mattet keine einzige Kraft seiner Seele und seines Leibes ab. Man kann das stärkste Gedächtniß, die lebhafteste Einbildungskraft, die reinste Vernunft besitzen, ohne damit seiner Gesundheit Abbruch zu thun. Allein, gelehrt kann man nicht werden, ohne seine Kräfte zu schwächen, und Leben und Gesundheit aufzuopfern. Wo findet man die meisten alten und starken Leute, als auf dem Lande, unter dem Pöbel, in den Feldlagern und in den Wildnissen? Welches Geschlecht der Menschen ist fränklicher, hinfalliger und gebrechlicher, als die Gelehrten? Kann man nicht durch vieles Studieren und Nachdenken die Gemüths- und Leibeskräfte eben so sehr schwächen, als wenn man die stärksten Strapazen ausgestanden, oder die schädlichsten Ausschweifungen begangen hätte? Die Handarbeit des Bauern schwächt seine Kräfte so wenig, daß er ihr vielmehr seine Dauerhaftigkeit zu danken hat. Durch Leibesarbeit und Strapazen wird der Körper abgehärtet und gesund erhalten, und in einem gesunden Leibe wohnt auch eine gesunde Seele. So ist es mit allen Arbeiten, die der Natur nicht entgegen sind.

sind. Wo soll man aber nach dieser Regel die Gelehrsamkeit hinrechnen? Man setze den blühendsten Jüngling zu den Büchern, und sehe, wie er in kurzer Zeit vertrocknen und verschwinden wird. Welch ein Unterschied war nicht zwischen dem grossen und dummen Goliath und dem kleinen David? Horaz war schwach und zärtlich, wie ein Mutterböhnchen, und starb in seinem besten Alter, und Socrates war krüppeligt und ungestaltet, wie ein Alp. Man nehme den viereckigten Baurenkerl hinter dem Pfluge weg, und setze ihn hin, daß er sich zum Professor studiere. In kurzer Zeit werden ihm die Speisen, die ihm die Natur bot, zu schwer, zu hart, zu unverdaulich seyn. Der künstliche Koch muß ihm feinere Nahrung und kräftige Suppen zubereiten, damit er nicht nöthig habe, zu verdauen. Seine rosenrothen Wangen und Lippen erblaffen. Seine Augen, die schon Gelehrsamkeit weissagen, ziehen sich zurück, und schwächen in der Schattirung des blauen Ringes, der sie umgiebt. Seine Kräfte verzehren sich. Die Abendluft wird ihm empfindlich, und er fängt an, es nicht mehr zu begreifen, wie er sonst des Nachts unter freyem Himmel hat schlafen können. Unterdessen wird er immer gelehrter. Bey dem ersten Buche, das er schreibt, drücken ihn schon alle Plagen der Gelehrten; und wenn ihm seine Mutter, als Professor, frische Butter bringt, so sagt sie: Du bist gar nicht der starke Flegel mehr, der du bey uns warest.

So ist es. Man vertheidige die Gelehrsamkeit, wie man will, so wird es doch allezeit bey dem Grundsatz jenes alten Bürgers zu Abberra bleiben, welcher dem forschenden Democrit auf ein Täfelchen schrieb, daß die Menschen nicht dazu gemacht wären, die Erde zu beschreiben, sondern sie zu bauen. Alles Studieren und Nachdenken entzieht den Nerven ihre Kraft, und schwächt die Verdauung des Magens. Man frage die Aerzte aller Zeiten; sie werden uns einstimmig versichern, daß das Meditiren den Nervensaft mehr, als die härteste Arbeit, verzehre, und daß man durch eine Nacht, in der man einig studirt, mehr Kräfte verliere, als wenn man dieselbe in andrer Arbeit, oder in Ausschweifungen vollbracht hätte. Wenn ihnen dieses noch nicht genug ist, mein Herr, so gehen Sie die Gelehrten, die Sie kennen, nach der Reihe durch, und sehen zu, wie viel starke Leute Sie unter ihnen antreffen werden; doch müssen Sie die Titulargelehrten nicht mitrechnen. Unter den Prälaten, Doctoren, Räten und Professoren werden Sie allezeit Leute finden, die den Namen der Gelehrten führen, aber die sich wohl hüten, ihre arme Seelen mit schweren Untersuchungen zu quälen. Suchen Sie aber die elenden Leute hervor, die aus unglücklicher Begierde, weise zu werden, oder aus Hungersnoth fleißig sind, und im Dienste der Wahrheit verkrümmen und vertrocknen. Hier werden Sie den erbärmlichsten Anblick sehen: Einen Baccalaureus von einigen zwanzig Jahren, dem nichts

fehlt, als ein Weiberkleid, um ein altes verranzeltes Mütterchen von 70 Jahren vorzustellen, das mit einem kleinen Gesichte, wie ein trockner Apfel, aus einer weiten Haube heraus guckt; einen Magister mit schmalen Schultern, dem die Rippen, wie zwei Leitern, hervorstehen, über welche eine schwarze Weste ausgespannt ist; einen Professor, der mit drei Paar Strümpfen doch noch niemanden überreden kann, daß er jemals Baden gehabt habe; einen Autor, dessen dürre Finger ihm bis an die Handwurzel reichen, und in dessen Magen das Chaos einer Mahlzeit, die ihm vor acht Tagen ein barmherziger Bürger gegeben, noch nicht verdaut ist; einen Rector, in dessen Mienen die Majestät des Schulcolles mit dem Jammer der zehrenden Hectik ringt. Solche Bilder werden Sie überall finden, und je gelehrter der Mann ist, den Sie sehen, desto leichter und dürreter wird er seyn.

Außer der Auszehrung und Entkräftung hat auch das Meditiren die besondere Wirkung, daß es die Kräfte der Verdauung schwächt. Was alle Aerzte hiervon sagen, das bestätigen alle Erfahrungen, und die Sache ist so unstreitig, daß man den Folgen dieses Uebels so gar den Namen der gelehrten Krankheit gegeben hat, welche sie selbst, wie billig, griechisch, die *Hypochondrie* nennen. Diese elende Krankheit ist zwar nicht den Gelehrten allein eigen; denn man findet sie zuweilen auch bey Marquis, bey Leuten, bey Predigern, bey Reichen, bey Kaufleuten, bey Schneidern und bey andern, die eben so offenbare Feinde der Gelehrsamkeit sind. Nichts desto weniger aber ist sie den fleißigen Gelehrten so allgemein eigen, daß man die Gelehrsamkeit für eine der vornehmsten Ursachen derselben halten mußte, wenn man auch gleich noch nicht wüßte, wie groß der Zusammenhang der Arbeiten des Verstandes mit den Bewegungen des Unterleibes ist. Es ist nicht leicht, diesen Zusammenhang zu erklären. Allein, er ist so offenbar, daß er, außer der täglichen Erfahrung, keines Beweises mehr bedarf. Man ist im Stande, mit einer algeraischen Demonstration sich den Magen so sehr zu verderben, als wenn man hundert faule Ausern gegessen hätte; und daher mag es wohl rühren, daß die Spötter den Beruf, ein Autor zu werden, im Magen, und die Triebfedern dazu im Hunger suchen. Die Reihe von Krankheiten im Unterleibe, welche unter dem Namen der *Hypochondrie* bekannt ist, entspringt aus der geschwächten Verdauung. Diese Uebel verderben, wegen eben desselben Zusammenhanges mit den Gemüthskräften, die Seelen der Menschen in solchem Grade, daß man sich keinen seltsamern Character denken kann, als den man bey einem *Hypochondriaco* findet, wie Sie in Ihrem 26sten Blatte gezeigt haben. Ein solches widersprechendes Geschöpf ist eine Frucht des Nachdenkens und der unnatürlichen Lebensart, welche ein Mensch führen muß, der sich der Gelehrsamkeit widmet; und glücklich ist

der,

der, dessen Gemüth allein die Last seiner Einsichten tragen muß. Ist aber werden die Folgen der *Hypochondrie* tragischer; oft verzehrt diese Krankheit die Eingeweide und tödtet den Unglücklichen, den sie zuvor lächerlich gemacht hat.

Können dieses alles wohl Wirkungen einer Geschicklichkeit, einer Vollkommenheit seyn, wozu uns die Natur bestimmt hat? So mag sich der die Natur gedenken, der glauben kann, daß wir ihr Possenspiel und ihre Verachtung sind. Hat sie nur wenigen Menschen den Vorzug der Gelehrsamkeit eingeräumt, um die höchste Vollkommenheit der Vernunft nicht durch Gemeinmachung zu entheiligen; so bestraft sie die, die sie damit beehrt, als Uebelthäter, und so entzieht sie der ganzen Person, was sie der Vernunft zu viel eingeräumt. Aber nein! keine Vollkommenheit, die Leben und Gesundheit in Gefahr setzt, kann uns natürlich, kann unsre Bestimmung seyn. Die Natur hat uns zu nichts bestimmt, als was auf unsre Erhaltung und Wohlfart abzielt. Es ist eine Sache wider die Natur; es ist eine durch die Kunst erzwungene Krankheit der Seelen, gelehrt zu seyn.

Sie werden vielleicht sagen, daß alle diese Uebel nur von dem Mißbrauche des Studierens und der Gelehrsamkeit herrühren. Allein, es kann fast überhaupt alle Gelehrsamkeit keinen rechten Gebrauch haben, da sie uns zu unsrer Glückseligkeit sehr entbehrlich ist. Wie viele Nationen bestehen nicht noch in der Welt ohne Gelehrsamkeit? und wer kann wohl sagen, daß sie deshalb unglücklicher wären, als wir? Waren die alten Deutschen, die ersten Römer, nur lauter Vieh? Haben sie nichts in der Welt gerhan, das sie der Menschlichkeit würdig machte? Waren sie unvernünftig; waren sie elender, uneinig, verworrener in ihren Republiken, als wir sind? Hatte die Glückseligkeit ihre Wohnung nicht bey ihnen? O nein! Herr *Koussau* hat hinlänglich gezeigt, wie wenig wir Ursache haben, auf unsre Gelehrsamkeit stolz zu seyn, und wie entbehrlich sie uns wäre, wenn wir weiter nichts suchten, als vernünftig, rechtschaffen, vergnügt, gesund und lange zu leben. Es ist wahr, wir nennen die Nationen, die keine Gelehrsamkeit besitzen, Barbaren. Allein, man kann die Namen umsonst haben: sie würden uns weibisch, sie würden uns Zärtlinge und Weichlinge nennen; und wenn sie uns die Ohnmacht zeigten, womit wir uns bemühen, weiser zu werden, als uns die Natur hat machen wollen, so würden wir ihnen keinen Beistand entgegen zu setzen haben, daß uns unsre Gelehrsamkeit zu unserm eignen Vortheile viel klüger gemacht hätte, als sie waren.

In einer so unnützen Bemühung ist eine jede Anstrengung der Kräfte, die unsrer Gesundheit schadet, ein Mißbrauch, und es findet darinn fast gar kein rechter Gebrauch statt. Schon die Erlernung der ersten Gründe der Gelehrsamkeit, der Sprachen, der *Dialectik*, macht die jungen Lehrlinge ungesund, weil sie wenigstens eine ange-

strengte Aufmerksamkeit erfordert, welche allezeit unordentliche Bewegungen im Körper, einen Trieb des Bluts nach dem Haupte, und eine Abnutzung der Lebensgeister verursacht, welche sonst zu den natürlichen Verrichtungen des Körpers gebient, und Kraft und Leben in alle Glieder ergossen haben würden. Man betrachte die Kinder, die in den Schulen zur Gelehrsamkeit zubereitet werden. Die, so nicht fortkommen, sondern immer hinter den andern zurückbleiben, und sich die wenigste Mühe geben, das zu begreifen, was ihnen der Schulmeister sagt, die sind die gefundestnen und die muntersten, weil sie am wenigsten lernen. Die übrigen, die sich mit einem sogenannten löblichen Fleiße auf die Schulwissenschaften legen, werden bald Fränklich und zärtlich, und nehmen desto mehr an den Leibeskräften ab, je mehr die Gemüthskräfte zunehmen. Solchergehalt schadet die Gelehrsamkeit allezeit; sie ist immer ein Mißbrauch, und ihr einziger rechter Gebrauch möchte der seyn, wenn man sie, als ein Gift, in eine Arznei verwandelte. Hierzu wird aber erfordert, daß man schon ohnedem krank sey. Dieses widerfährt den fetten Leuten, die allzu gesund sind. Könnten diese irgend eine Handarbeit verrichten, die ihre überflüssigen Säfte verzehrte, so würden sie dadurch nicht allein magerer, sondern auch durch die Uebung dauerhafter, stärker und gesunder werden. Wenn sie aber keine Leibesübungen anstellen können, oder wollen; so sollten sie zur Strafe dem Studiren gewidmet werden, weil sich sodann ihre Seele auf Kosten des Bauchs von ihrem Ueberflusse ernähren würde. Besser wäre es zwar allezeit, einen solchen Mann auf die Galeeren zu schicken, weil ihn die Arbeit nicht wie die Gelehrsamkeit, nur bloß mager, sondern auch zugleich stark machen würde. Allein, in manchen Fällen würde doch die Gelehrsamkeit, solchen Leuten wenigstens einigermaßen aus der Noth helfen. So kann ein freywilliges Erbrechen einen überladenen Magen reinigen, und dem ungeachtet bleibt das Erbrechen doch allezeit eine Krankheit.

Vielleicht wollen Sie meiner Meynung den hundertjährigen **Sontenelle**, den achtzigjährigen **Hofmann**, und andre altgewordene Gelehrte entgegen stellen. Allein, ich bitte Sie, bleiben Sie mit Ihrem kleinen Haufen zurück, wenn ihn nicht die Armee gleich über den Haufen werfen soll, die ich Ihnen aus so vielen hundert **Baratiers**, **Baumgartens**, und andern entgegen stellen werde. Sagen Sie einem erfahrenen Menschen, der die Welt kennt, und von unserm Streite nichts weiß, er soll Ihnen große, starke, dauerhafte, alte und muntere Leute zusammensuchen. Wird dieser Mensch auf Akademien reisen, um sie zu finden: so will ich verloren haben; aber doch wird er ledig zurückkommen. Einige wenige Beispiele beweisen nichts. Es giebt zahllos ansehende Leute, die sehr alt werden. Hören aber deshalb diese Laster wohl auf, schädlich zu seyn?

Sie

Sie würden mir Unrecht thun, wenn Sie mich, um meiner besondern Meynung willen, für einen Feind der Vernunft und der Wissenschaften halten wollten. Die Gelehrsamkeit ist für einzelne Personen ein Uebel, und kann deshalb doch ganzen Reichen eine Wohlthat seyn. In der völligen Ueberzeugung, daß die Welt besser seyen, und vielleicht glücklicher seyn könnte, wenn keine Gelehrsamkeit darinn vorhanden wäre, bin ich doch nicht der Meynung, daß es gut seyn würde, es darauf anzufangen, daß sie wieder in die **Barbarey** verfielen. Aber das kann ich im ganzen Ernste versichern, daß es für die Republik, und selbst für das Reich der Gelehrsamkeit besser seyn würde, wenn sich nicht eine solche Menge Menschen dem Studiren ergäbe, als ist geschieht. Ein großer Gelehrter ist in dieser Menge etwas sehr Seltenes; und was wird er denn endlich seyn, wann er es geworden ist? Ein **Curtius**, der sich für das gemeine Beste aufopfert; ein Licht, daß sich verzehrt, indem es andern dient. Wie elend vollbringt er nicht sein trauriges Leben, um auf eine oft unerkannt bleibende Weise nützlich zu seyn. Er stirbt, so wie ein Held in der Schlacht für das Vaterland stirbt. Man müßte den großen **Baumgarten** in Halle gesehen haben, oder seinen Lebenslauf lesen, wenn man sich von einem solchen Opfer einen lebhaftesten Begriff machen wollte. Wie kümmerlich, wie vertrocknet, wie leicht und abgezehrt war er in seiner Gesundheit; wie erbärmlich, wie erschöpft, als sein Ende herannahete, da fast nichts, als die große Seele, mehr übrig war, die in einem ganz bis auf den Grund verdorbenen Körper die Auflösung sehlich wünschte, die sie selbst so sehr beschleunigt hatte! In diesem Anblicke offenbart sich der wahre Werth der Gelehrsamkeit, wie sie auf einer Seite die Welt erleuchtet, und auf der andern ihren Ernährer, ihren Pfleger, ihren Märtyrer hinopfert.

Dieses ist das Glück, was die wahren und größten Gelehrten in der Welt machen; und ich lasse einen Jeden urtheilen, ob es des Fleißes, der großen Mühe, der schlaflosen Nächte werth sey, die man daran wenden muß, um es zu erhalten. Inzwischen wäre doch die Welt dabey glücklich, wenn alle Krüppel, die die Gelehrsamkeit macht, wirklich große Leute wären. Allein, die jetzt eingerissene Mode, daß Jedermann studirt, überhäuft uns mit Krüppeln, welche zu allen andern Diensten unnütz und doch im Reiche der Gelehrsamkeit selbst völlig entbehrlich sind. Ich hoffe, durch diese meine Vorstellung viele Aeltern abzuschrecken, daß sie ihre Kinder dem Studiren nicht widmen, weil sie nun einsehen werden, daß dieses eine Art der Aufopferung derselben ist, und daß die kleine eitle Ehre, einen Magister zum Sohne zu haben, mit der Gesundheit und dem kurzen Leben des armen Geschöpfes erkauft werden müsse, das sich zum Märtyrer des Ehrgeizes seiner Aeltern machen lassen muß. Wenn man bedenkt,

bedenkt, was oft ein gesunder Jüngling an Gesundheit, Jahren und Kräften zusetzen muß, um endlich so weit zu gelangen, daß er einer Gemeine Bauern alle Sonntage eine elende Predigt vortragen, oder als ein Schulhalter in Armuth, Gram und Verdruß sterben, als ein flüchtiger Candidat in den Häusern der Adlichen verächtlich herumziehen, oder als ein großer Professor Schülern, die zu Studenten geworden sind, aufwarten muß; so wäre es unbegreiflich, wie so viele Aeltern so grausam mit den Ihrigen umgehen, und sie zur Gelehrsamkeit bestimmen könnten, wenn sie nur wüßten oder vermutheten, wie viel sie ihnen dadurch zu Leide thun.

Ich will aufhören, meinen Brief zu verlängern. Aber jetzt wird es darauf ankommen, ob Sie, mein Herr, und alle Gelehrte zu dem Gefühle Ihres Elendes kommen, und wegen der Gefahr, worin Sie sich befinden, die Augen öffnen werden. In dieser Sache müssen wir von den Barbaren lernen, von denen Shaw sagt, daß sie erstaunen, wenn sie hören, was für ein Vergnügen die Christen haben, so viel Zeit und Geld auf solche elende Beschäftigungen zu wenden, wie das Studiren und die Wissenschaften sind. O! fürwahr! Es leben die Herren Barbaren. Wüßten sie nur, daß es bloß eine Christenuche ist, die in Europa grasiret. Ich bin meiner Sache so gewiß, daß ich keinen Irrthum befürchte, und ein jeder Ganz- oder Halbgelehrter, der mich nur unpartheyisch liest, wird, wenn er auch vorher noch nicht krank gewesen wäre, doch unter dem Lesen es werden; und wenn er sich bisher für gesund gehalten hat, so wird er sich nun zu Bette legen, einen Doctor rufen lassen und ihn in den beweglichsten Ausdrücken bitten: Herr! haben Sie Mitleiden mit mir: denn ich bin ein Gelehrter! Stehen Sie mir in meiner Gelehrsamkeit bey! Ich habe das Unglück, die Logik zu verstehen; ich bin mit der Algebra befallen; ich habe die Metaphysikpein! Die Rechtskrankheit, die Arzneykrankheit mergelt mich aus! Schaffen Sie mir die Litteratur aus dem Kopfe! Reinigen Sie mich von der Moral! Geben Sie mir Nieswurzel für die Grammatik! Operiren Sie mich an der Physik! Solche Klagen werden unter den Gelehrten erschallen, so bald mein Beweis ans Licht getreten seyn wird. Lazareth wird man nun die Akademien, Hospitäler wird man die Schulen, und Krankenpflegen die Hörsäle nennen. Ich sehe die Verwirrung wohl ein, die ich im Reiche der Gelehrsamkeit stiften werde. Allein, wann hat jemals eine solche Schwierigkeit einen Gelehrten abgeschreckt, die Wahrheit zu schreiben? Ist die Wahrheit nicht unser aller Beruf? Wer kehrt sich wohl daran, daß er durch eine Wahrheit Tausend, ja Millionen Menschen unglücklich macht, die die glücklichsten Geschöpfe geblieben seyn würden, wenn man sie im ruhigen Besitze ihrer Unwissenheit und ihrer Irrthümer gelassen hätte? Ein Wahrheitsfreund ist ein Mensch, der nie schweigt, es möchte

möchte nun flug gethan seyn, oder nicht. Er hat einen natürlichen Beruf, auch die schädlichsten, die entbehrlichsten, die unnützeften Wahrheiten zu sagen, zu lehren, auszubreiten, zu vertheidigen, und bis aufs Blut zu verfechten, die nützlichsten Irrthümer, die unschädlichste Unwissenheit, die beglückendsten Vorurtheile ritterlich zu befechten, überall auf ihre Verfolgung auszugehen, mit ihnen drachennäßig zu kämpfen, und sie als ein rechtschaffener Ritter der Wahrheit, oder als ein getreuer Stallmeister eines solchen, auf der Stelle zu erlegen. Ich bin ein solcher Freund der Wahrheit, und erwarte meinen Gegner um Windmühlensüßigkeit an ihm zu beweisen, und ihn mit seinen Gründen bis in den dritten Himmel zu schleudern. Denn ich kenne die Gelehrten, und weiß, daß sie leicht sind, und fast alle, so wie der Poet Philetas, Bley in den Schuhen nöthig hätten, damit sie nicht gar aufgehen, in der Luft in die Höhe zu steigen. Inzwischen thun Sie das Ihrige, mein Herr, und machen Sie diese neue Krankheit der Menschen bekannt. Jetzt bitte ich Sie noch darum. Aber, wenn es nicht bald geschieht, so werd ich befehlen. Denn ich bin ein Mann, vor welchem die Gelehrten Respect haben müssen. Ich wiege 280 Pfund, wovon doch das allerwenigste Fett ist. Aber meine Knochen, die ich zum Grunde lege, und meine Fäuste, die meine Argumente sind, machen allein zwey Drittheile von diesem Gewichte aus. Alles dieses giebt Ihnen und der gelehrten Welt hiermit zu überlegen,

Bombastus, Quadratus
Horribilis. (*)

Mein Herr,

Was sagen Sie zu dem besondern Vorfalle, welchen wir neulich in einigen Zeitungen gelesen, daß einer gewissen Person die Hände von selbst abgefallen wären? Ist es nicht eine unstrittige Fabel? Ihre Antwort wird einen freundschaftlichen Streit schlichten, welcher durch diesen seltsamen Artikel veranlaßt worden ist. Ich bin u. c.

Antwort.

Mein Herr,

Die Sache, von der Sie mich fragen, ist wohl möglich. Allein es würde wenig Nutzen haben, davon viel zu schreiben. Um ihren Streit zu schlichten, brauchen Sie nur zu wissen, daß dieses nicht

(*) Man vergleiche über diese Materie das 103 Bl. S. 54

nicht das erstemal sey, da Leuten die Hände abfallen. In den Schriften der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris können Sie einen völlig ähnlichen Zufall lesen. Er steht im 2ten Theile der Steinwehrischen Uebersetzung der medicinischen Aufsätze, S. 299. „Ein Mägdchen, *Anna Perraut*, im Bourgognischen, welche, als man sie sah, 21 Jahr alt war, hatte in ihrem siebenten Jahre, nach einem gemeinen Fieber, das Unglück, daß ihre beyden Hände und Arme bis an die Spitze des Ellenbogens vertrockneten, und von selbst abfielen, so daß nichts als die Stumpfe übrig blieben. Sie brachte der Akademie ihre Hände in der Tasche, und nahm sie mit einem von ihren verstümmelten Sturzeln, die sie geschickt zu gebrauchen weiß, heraus. Sie sind schwarz und dürr, wie die Hände einer kleinen Mumie.“ Mir selbst ist von vornehmer Hand aus Sachsen gemeldet worden, daß einem Tagelöhner daselbst vor einigen Jahren der platte Fuß, ohne Brand, und, wie er selbst sagt, ohne eine Verletzung abgefallen. Er hat nie einen Wundarzt dazu gebraucht, und geht mit einer Stelze und zwey Krücken umher betteln.



Achtzigstes Stück.

von Hagedorn.

Wolltest du durch Gram und Leid
Deinen Leib verzehren,
Und des Lebens Fröhlichkeit,
Weil du lebst, entbehren.

Dob ich gleich heute vor acht Tagen mit allen meinen Professionsverwandten in den allerelendesten Zustand versetzt worden bin, so bin ich doch heute noch muthig genug, das Vergnügen zu predigen; nicht, als ob ich den eentnerschweren Argumenten meines furchtbaren Herrn Correspondenten meine kühne Verantwortung entgegen setzen wollte. Ich habe vor keinem Menschen mehr Ehrfurcht,

als

als wer seine Beweise mit starken Fäusten führt, und halte, wie billig, den für den größten Mann auf Erden, der am schwersten wiegt. Zudem kann ich auch unmöglich läugnen, daß die Gesundheit mit einer grossen Gelehrsamkeit nicht wohl bestehen könne. Hat doch schon *Celsus* gesagt, daß die Gelehrten, welche den Verstand aufs fleißigste cultiviren, und die Sorge für den Körper hintansetzen, langwierigen Krankheiten unterworfen sind. *Sanctorius* fand, daß ein Mensch, der im Nachdenken begriffen ist, wenig oder nichts ausdünste, welches der gewisseste Schritt ist, den man zu Krankheiten thun kann. Ein Meßkünstler sagt *Boerhaave*, der eine oder zwey Stunden über eine schwere Aufgabe nachgedacht hat, wird davon mehr abgemattet, als wenn er einen ganzen Tag schwere Leibesarbeit verrichtet hätte. Es ist merkwürdig, wie dieser grosse Mann die Arzneygelehrten über diese Sache anredet. „Euch,“ sagt er, „euch, ihr hitzigen Forscher der Weisheit, die ihr demaleinst der Gesundheit andrer Leute vorstehen sollt, euch will ich meine Ermahnung empfehlen! Je heftiger ihr die Vernunft liebt, desto gewisser werdet ihr euren Körper verderben, wenn ihr euren Fleischnäclich auf einerley Gegenstand wendet. Man muß die Aufmerksamkeit nie lange auf einerley Sache heften, wenn man nicht melancholisch werden will. Das kleinste Uebel, was euch widerfahren wird, wenn ihr einerley Arbeit zu eifrig treibt, ist die Ungeschicklichkeit zu allen andern menschlichen Berichtungen; und ob ihr gleich gewiß gelehrt werden, und die Kunst, die ihr studiert, zu einer grössern Vollkommenheit bringen werdet, so hütet euch doch, daß ihr nicht zugleich dahin gelangt, daß euch andre Leute für Narren halten!“

Wenn die größten Aerzte selbst von der Gelehrsamkeit so urtheilen, so muß ich nothwendig um desto bereitwilliger seyn, mit meinem handvesten Gegner Friede zu halten. Es mag also darum seyn! Wir wollen die Gelehrsamkeit fahren lassen, zumal da uns die Erfahrung lehrt, daß

des

des Herrn von Hallers Ausspruch nur allzu oft wahr werde.

— Wer sein Forschen ganz in diese Tiefen kehret,
Kriegt oft für heitres Licht und immer neue Lust
Nur Würmer in den Kopf, und Messer in die Brust.

Wenn wir nun aber unsre Köpfe der Schulweisheit verschließen müssen; so laßt uns dagegen unsre Herzen den Vergnügungen eröffnen! Was brauchen wir gelehrt zu seyn, wenn wir nur vergnügt seyn dürfen? Jenes ist eine Bemühung wider die Natur; dieses ist ein Beruf der Natur, und eine Bedingung, ohne welche wir weder gesund leben, noch alt werden können.

Wenn wir die Lebensbeschreibungen solcher Leute lesen, die ein sehr hohes Alter erreicht haben, und stets gesund geblieben sind, so finden wir, daß sie entweder von lustiger Gemüthsart, oder doch so leichtsinnig gewesen, daß sie nichts von Sorge, Gram, Neid, Zorn und Traurigkeit gewußt haben. Aus dergleichen Erfahrungen schlossen schon die Alten, daß das ununterbrochene Vergnügen, welches in sanften Gemüthsergößungen besteht, zur Gesundheit des Leibes und zum hohen Alter viel beyntrage. Ich will meine Leser nicht mit Anführungen solcher allgemeinen Sittensprüche ermüden. Allein, es wird nützlich seyn, wenn ich aus der Natur der Sache selbst zeige, wie die sanften angenehmen Gemüthsbewegungen unsre Gesundheit befördern.

Unter allen Leidenschaften sind die Arten der stillen Freude oder des Vergnügens darum die heilsamsten, weil sie die Lebensbewegungen lebhafter machen, ohne ihnen doch Gewalt anzuthun. Da nun aber die Lebensbewegungen der Ursprung aller übrigen Verrichtungen der Theile unsers Körpers sind, so wirkt das Vergnügen gleichsam von innen, von dem ersten Grunde der Bewegungen heraus, und durchdringt mit einer ungewöhnlichen Lebhaftigkeit das ganze System der Bewegungen unsers Körpers, bis in die kleinsten Theile desselben. So ist die Freude über eine angenehme Nachricht, woben sich recht im eigentlichen Verstande

das

das Herz weiter aufstret, und grösser wird; so ist die Hoffnung, die, wie ein Sonnenstrahl, das finstere Herz eines Traurigen erheitert, und so ist, wie der Herr von Canitz sehr schön sagt:

Ein Kuß, der Mark und Bein in Keuschheit zittern macht.

Nichts ist demnach heilsamer, als sich über alles zu freuen, bey den geringsten Kleinigkeiten ein Vergnügen zu empfinden, und die Welt jederzeit von der besten Seite zu betrachten. Allein, es ist ein Vorzug, welchen gemeinlich diejenigen, so ihn besitzen, mehr der Natur, als ihrer Geschicklichkeit zu verdanken haben. Diejenigen welche diese Glückseligkeit aus den liebreichen Händen der Natur empfangen haben, können ihr unmöglich genug dafür verbünden seyn. Denn sie sind glücklich, ohne es zu seyn, und sie werden es ohne Ursache. Ein glücklicher Zufall hat ihnen einen Vorhang vor alle Unvollkommenheiten des Weltgebäudes gezogen. Die Traurigkeit ist ihnen etwas Unbekanntes, und der Zorn beweiset bey ihnen seine Grausamkeit mehr durch eine rednerische Beredsamkeit, als durch eine Empfindung des Herzens. Von dieser Art war der hundertjährige Herr von Fontenelle, der noch beym Froste des höchsten Alters Scherze sagte, die Sinngedichte waren, und der auch im Tode ein schöner Geist blieb. Der berühmte Friedrich Hofmann hatte sein 84jähriges Alter gewiß mehr diesem glücklichen Temperamente, als seinem Lebensbalsame, zuzuschreiben, und ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Beyspiele anführen wollte, die dieses bestätigen.

Sanctorius hat angemerkt, daß die Freude, indem sie die Ausdünstung befördert, den Körper leichter mache, und daß er bey der Zufriedenheit des Gemüths am leichtesten werde. Dieses geschieht durch denjenigen Mechanismus, dessen ich kurz vorher gedacht habe, da nämlich das Vergnügen die Bewegung des Herzens, des Pulses, der Lungen, und den Umlauf des Geblüts ohne unnatürliche Heftigkeit vermehrt, und hierdurch alle Absonderungen und Ausführungen, zum grossen Vortheile der Gesundheit, befördert.

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg.

Aa

dert.

dert. Eine unverhoffte Freude ist öfters die beste Arznei in Krankheiten gewesen, und man hat davon unlängbare Beispiele. Pechlin führt den Lorenz de Medicis an, welcher an einer schweren und langwierigen Krankheit darnieder gelegen, und der nicht durch Arzneimittel, sondern bloß durch das Anhören einer lustigen Geschichte davon befreit worden ist. Er hatte nämlich Conrad der Schwarze die Stadt Winsberg belagert, und da es schon an dem war, daß sie sich ergeben wollte, wußten es endlich die Weiber durch ihr anhaltendes Bitten und Flehen noch dahin zu bringen, daß sie Erlaubniß erhielten, dasjenige, was ihnen am liebsten wäre, und so viel sie davon fortbringen könnten, auf ihren Rücken aus der Stadt zu tragen, und in Sicherheit zu bringen. Conrad bildete sich ein, daß diese Weiber mit Golde und Silber beladen ausziehen würden. Allein, wie wunderte er sich nicht, als er sahe, daß eine jede Frau mit ihrem Manne auf dem Buckel aus der Stadt heraus kam, da er sich doch vorgenommen hatte, an den Bürgern dieser Stadt eine schwere Rache zu vollführen! Als Lorenz diese Geschichte hörte, ward er darüber so vergnügt, daß er in ein lautes Lachen ausbrach, und von dem Augenblicke an seine Gesundheit wieder erhielt. Der berühmte Hermann Conring lag ehemals an einem kalten Fieber krank; und da alle Arzneien nichts versangen wollten, wurde er blos von dem Vergnügen gesund, das er empfand, wenn der große Meibom zu ihm kam, und mit ihm von gelehrten Sachen redete. Quintus Sapius hatte zwölf Jahr das viertägige Fieber gehabt, und wurde es endlich doch durch die Freude los, daß er den Sieg über den Hannibal erhielt. Wie oft werden nicht die elendesten Kranken von dem Besuche eines angenehmen Freundes, oder durch den Zuspruch eines liebevollen Arztes dergestalt gestärkt und erquickt, als ob sie die kräftigsten Arzneien genommen hätten! Alles dieses sind Folgen der heilsamen Einflüsse, welche das Vergnügen in die Oeconomie der Lebensbewegungen äussert.

Was für erstaunliche Wirkungen hat nicht zu allen Zeiten die Musik in Krankheiten gehabt, und wem sind diese wohl sonst zuzuschreiben, als dem dadurch erregten Vergnügen? Der Herr van Swieten erzählt das Beispiel von einem berühmten Musikus, welcher an einem hitzigen Fieber krank lag. Am siebenten Tage fieng er an zu phantasiren, und ohne Aufhören bald heftig zu schreien, bald zu weinen; bald fuhr er ganz rasend auf, und hatte keinen Augenblick Ruhe. Den dritten Tag, nachdem er aberwichtig geworden war, verlangte er, daß man ihm ein Concert aufführen sollte. Sein Arzt wollte nicht gern darcin willigen. Doch, so bald er die Musik hörte, ließen alle Zufälle zugleich mit dem Fieber nach. Wenn die Musik stille war, kam das Fieber mit allen seinen Zufällen augenblicklich wieder, und verschwand auch sofort wieder, wann er spielen hörte. Durch dieses einzige Mittel wurde er binnen zehn Tagen gesund. In den Abhandlungen der Französischen Akademie findet man ein gleiches Beispiel von einem Tanzmeister, welcher auf diese Art noch geschwinder genesen. Allein, ich kann mich nicht mit Ausführung vieler Geschichte nicht aufhalten.

Die Ausbrüche der Freude, nämlich der Tanz, das Gelächter, das Reden, der Gesang, sind eben so viele Arzneimittel wider mancherley gefährliche Krankheiten. Die Musik und der Tanz heben die Raserey, welche man von dem Gifte der Tarantul herleitet. Das Lachen ist ein bewährtes Mittel wider die Hypochondrie; daher man auch findet, daß hypochondrische Leute, aus einem besondern Triebe der Natur, öfters wider Willen und über nichts lachen, bis sie sich durch die Zertheilung der Blähungen, welche das Lachen bewerkstelligt, erleichtert finden. Das Reden und Singen ist eine Zuflucht der Leute, die aus mancherley Ursachen ihren Verstand verlohren haben; denn es erleichtert ihnen ihren Zustand, und ersetzt die übrigen willkürlichen Leibesübungen, woran es eingesperrten verrückten Leuten gemeinlich fehlt. Wie grosse Wirkungen thut nicht in vielen Krankheiten ein zur rechten Zeit getrunkenes Glas

Wein, dessen ganze Wirkung darinn besteht, daß es angenehme Leidenschaften erregt? Alle diese Sachen sind jedermann bekannt, und ich kann daraus eine sichere Folge herleiten. Wenn das sanfte Vergnügen fast allen Kranken heilsam ist; wenn seine Wirkungen und Ausbrüche selbst etwas Belebendes und erquickendes haben, und wenn seine Eindrücke in das Herz diesen Quell des Lebens erweitern, ohne daß er sich doch allzu häufig ergießen kann; so ist die Freude eine Sache von der Natur, so ist sie ein Kleinod, wornach man täglich ringen muß, bis man es erreicht hat, so ist sie die erste Pflicht und der Beruf unsers Daseyns. Um deswillen muß ich heute meinen Lesern den Rath unsers Zagedorns wiederholen:

Erlernt von muntern Herzen,
Die Kunst beglückt zu scherzen,
Die Kunst vergnügt zu seyn!

Man sollte kaum glauben, daß es Leute geben könnte, die sich zum Vergnügen nöthigen lassen, und denen man es empfehlen muß, als ob es ein schweres Gesetz wäre. Allein, der Geist der Schwermuth besitzt den größten Theil des menschlichen Geschlechts, wenn ich nur die Kinder davon ausnehme. Die Sorgen der Nahrung, der Ehrgeiz, der steife Ernst, welchen die meisten männlichen Geschäfte erfordern, die Kränklichkeit, und selbst die schwermüthige Tugend, welche die Pietisten die Gottesfurcht nannten; dieses alles, und noch vielmehr solche Ursachen, entwöhnen uns von dem Vergnügen, das unsre erste Jugend glücklich machte, und so werden wir elend, indem wir gesezte Leute und Personen von Ansehn werden.

Da ich wohl weiß, daß es der rechte Weg nicht sey, Leidenschaften durch Ermahnungen zu erregen, welche bloß darauf gegründet werden, weil sie gesund sind; und da es die ernsthaften und melancholischen Leute gar für einen Frevel halten, die Vergnügungen anzupreisen; so will ich mir die vergebliche Mühe ersparen, Schwermüthigen, oder andern, die es für anständiger, frömmere, ehrbarere und nothwendiger halten, die Freude zu fliehen, Bewegungsgründe

gründe vorzutragen, warum sie keine Gelegenheit vorbegehen lassen sollten, sich auf eine anständige und gesittete Weise zu vergnügen. Ich hoffe, daß es nützlicher seyn werde, wenn ich denen, die das Vergnügen suchen und lieben, einige heilsame Regeln gebe, wie sie es auf eine solche Weise gebrauchen sollen, die ihrer Gesundheit nicht nachtheilig ist.

Es ist eine allgemeine Regel bey allen Vergnügungen, zu verhüten, daß sie nicht schnell den höchsten Grad erreichen. Ein hoher Grad der Freude wirkt, wenn er schnell hervorgebracht wird, mit solcher Gewalt in die Lebensbewegungen, daß daraus die gefährlichsten Zufälle entstehen. Das Herz wird gleichsam über seine Macht ausgedehnt; der Puls schlägt gewaltig, und es entsteht ein Herzklopfen, das zuweilen die Umstehenden hören können; die Ausdünstung wird in einem solchen Grade vermehrt, daß man ohnmächtig zu Boden fällt; das Athemholen wird unterbrochen; und wo nicht der Tod selbst augenblicklich erfolgt, so können doch andre Zufälle hinzu kommen, die bitter genug sind, um der Freude allen ihren Reiz zu benehmen. Von dieser letztern Art sind die Krankheiten, welche von dem Einflusse der heftigen Freude in das ganze System der Nerven ihren Ursprung nehmen, als welches dadurch zu seinen Verrichtungen ungeschickt gemacht wird. Hievon kommt das Herzklopfen, und bey empfindlichen Personen die Ohnmacht. Ja noch mehr, eine schnelle grosse Freude kann durch eben diese Zerrüttung des Nervensystems sogar eine Verrückung des Verstandes veranlassen. In diese Gefahr gerieth Dionysius, der Tyrann von Heraclaea im Pontus, von welchem Photius erzählt, daß er vor Freude einen Schwindel bekommen, der ihn fast zu Boden gestürzt hätte, und daß er beynahe verrückt geworden wäre, als er die frohe Zeitung von Alexanders Tode vernommen. Rhodius erzählt von einem Gefangenen, dem seine Freiheit angekündigt worden, daß er vor Freuden über diese Nachricht alsobald das Fieber bekommen; und es ist bekannt, daß die Missethäter, welche auf dem Richtplatze Gnade erhalten,

von der schnellen Abwechslung der Todesangst mit der lebhaftesten Freude in Lebensgefahr gerathen, und oft durch alle Hülfsmittel der Arzneikunst nicht errettet werden können.

Es ist unstreitig, daß ein hoher Grad einer schnellen Freude zuweilen plötzlich tödte. Ich will nur wenige unzweifelhafte Beweise anführen. Livius erzählt es von einer Römerin, daß sie bey der unverhofften Zurückkunft ihres Sohns aus der Schlacht in seinen Umarmungen plötzlich gestorben sey. Marcellus Donatus hatte zu seiner Zeit ein ähnliches Beyspiel. Im Jahr 1544 lag der bekannte Seeräuber, der Jude, Sinamus Ceffurus, zu Arsinoe, einem Hafen am rothen Meere, und rüstete sich zum Kriege wider die Portugiesen. Allhier bekam er die unverhoffte Botschaft, daß Selecus, sein Sohn, welcher in der Eroberung von Tunis in die Sklaverey gerathen war, von dem Barbarossa ranzionirt, und mit sieben Raubschiffen, die zu seinem Befehle stünden, nach Alexandrien geschifft sey, und bald ankommen würde. Diese Neuigkeit rührte den Vater, wie ein Schlagfluß, so, daß er also bald seinen Geist aufgab. Im Bonetus liest man eine andre Geschichte, die in weichen Herzen einen unvergänglichen Eindruck machen wird. Im Thale Lode, im Neuburger Gebiete, nahm im Jahre 1658 ein junger Bauersmann, wider Willen der Mutter, doch mit Genehmhaltung des Vaters, ein schönes aber dürftiges Mägdchen zur Ehe. Die Schwiegermutter hielt aber diese ihre Schwiegertochter so übel, daß sie sich wieder zu ihren Aeltern begeben, und ihren Ehemann mit grosser Betrübniß verlassen mußte. Nachher wurden diese beyden Eheleute vor Gram und Kummer krank; doch war der Mann viel schlimmer, und trug ein grosses Verlangen, seine Frau zu sprechen. Diese wurde auf einem Schlitten in ihres Mannes Behausung gebracht. Sie umarmten sich beyde, und nahmen Speise zu sich, welche sie vorher beyde nicht gewollt hatten. Man ließ sie allein, um sich auszuruhen. Nach zweyen Stunden fand man sie entselt, da sie sich beyde einander umbasseten. Ich übergehe, was man im Valerius Maximus,

mus, 9 B. 12 Cap. im Plinius, 7 B. 53 Cap. und in andern Schriftstellern von Beyspielen dieser Art liest.

Hey dem allen glaube ich doch nicht, daß die Todesfälle, welche mit Recht auf die Rechnung der Freude geschrieben werden können, so gemein sind, als sie seyn würden, wenn man alle diejenigen zusammen zählen wollte, welche dafür ausgegeben werden. Ich will nicht untersuchen, was an der Geschichte mit Leibnizens Erbinn seyn mag, die vor Freude gestorben seyn soll, weil sie unvermuthet Geld unter seinem Bette gefunden. Das aber scheint mir gewiß zu seyn, daß der Pabst Leo X. nicht von der Freude gestorben ist, ob es gleich verschiedene Schriftsteller gerade zu versichern. Er war auf einem seiner Lusthäuser, als er die Nachrichten von der Eroberung Maylands und Parma erhielt, und er gerieth hierüber in eine solche Freude, daß ihn dieselbe Nacht ein kleines Fieber überfiel, woran er wenige Tage darauf starb. Allein, so langsam tödtet die Freude nicht. Vielleicht verleitete sie nur den lustigen Pabst zu solchen Ausschweifungen, wovon Johann Zapolihä, ein ehemaliger Woywode von Siebenbürgen, der 1526 zum Könige von Ungarn erwählt wurde, sein Leben einbüßen mußte. Man sagt, daß dieser Herr vor Freuden gestorben wäre, als ihm die Nachricht überbracht worden, daß ihm seine Gemahlinn, Isabella, einen Prinzen gebohren hätte. Man sollte aber dabey sagen, daß er auf gut Ungarisch bey dieser Freude getrunken, und daß er von dieser Ausschweifung erkrankt, und in wenig Tagen gestorben sey. Das, was Nulus Gellius von dem Diagoras sagt, scheint ebenfalls kein guter Beweis für die Tödtlichkeit einer grossen Freude zu seyn. Die drey Söhne des Diagoras waren alle auf einen Tag in den olympischen Spielen gekrönt worden. Das Volk überhäufte hierüber den Vater mit Glückwünschungen, und warf ihm Blumen zu. Hierüber soll den Diagoras die Freude übermaant haben, daß er gestorben ist. Allein, Pausanias sagt nichts von diesem merkwürdigen Todesfalle, ob er gleich von diesem Tage redet; und Cicero und Plutarch melden nur

nur so viel, daß ein Lacedämonier zum Diagoras gekommen, und ihm das sinnreiche Compliment gemacht habe: Er sollte diese schöne Gelegenheit zu sterben nicht vorbey gehen lassen, weil er nämlich den glücklichsten Tag seines Lebens erreicht hätte. Jedoch ich muß wieder zu meinen Lebensregeln zurück gehen.

So wie eine große und schnelle Freude gefährlich ist, so sind auch alle Arten der Vergnügungen dem Leben und der Gesundheit nachtheilig, wenn man sie zu Ausschweifungen macht. Alle sauste und sparsam genossene Ergötzlichkeiten sind uns nützlich. Aber es ist keine große Leidenschaft, kein Uebermaaß weder im Grade noch in der Dauer der sinnlichen Ergötzungen ohne Gefahr und Schaden. Die wahre Wollust, in die sich nichts Niedriges mischt, ist weder ein Laster, noch nährt sie es.

Dem Tugend und Freude

Sind ewig verwand.

Es knüpft sie beyde

Ein himmlisches Band.

Diese tugendhafte Wollust ist es allein, welche ein hohes Alter befördert, und eine Freundin der Gesundheit ist. Kein Laster macht alt; kein heftiges Vergnügen läßt die Gesundheit ungekränkt; keine vergnügte Lebensart macht uns glücklich, wenn das Gewissen nicht mit vergnügt seyn kann. Ich will meinen Lesern, die sich durch die Vergnügungen gesund erhalten, und das Leben verlängern wollen, das Beyspiel eines Mannes empfehlen, der diese Kunst gut verstanden haben muß. Es ist Jacob le Fevre, von Craples in der Picardie. Er war fast hundert Jahr alt, als er starb, und die Geschichte seines Lebens enthält nichts, was sein hohes Alter erklären könnte, als daß er kein einziges ausschweifendes Laster besessen, und daß er als ein Junggeselle gestorben sey. Er lebte auf Kosten der Laster und der Nachwelt.

William Temple sagt: Wenn man die Ergänzungen zu lange fortsetzt, oder vielmehr zu oft wiederholt, so erschöpfen sie die Lebensgeister, und machen das Leben zu stark,

stark, als daß es lange währen könnte. So macht man ein Feuer, das man oft anbläset, zwar stärker, aber auch von kürzerer Dauer. Denn so wie die Wollüste das Angenehme mitten im Genuße verlieren, gleichwie die Blumen, indem man sie abbricht, schon welk werden; so ist es auch weder natürlich, noch sicher, den Ergötzlichkeiten lange nachzuhängen, sie ohne natürlichen Trieb zu erneuern, oder durch Künste und Einbildungskraft zu reizen. Wären wir so klug, der Natur zu folgen, so würde sie uns am besten zeigen, zu welcher Zeit und wie stark wir sie gebrauchen sollten, oder was dabey zu unserm Besten gereiche. Allein ein kurzes und anmuthiges Leben behält den Vorzug, und ist ohne Zweifel besser, als ein langes Leben voller Kummer und Schmerzen.

Die gesunden Vergnügungen bestehen überhaupt nicht sowohl in eigentlich sogenannten angenehmen Leidenschaften, als vielmehr in einer Gemüthsfassung, bey der man immer bereit ist, nur an den vergnügten Begebenheiten in der Welt Antheil zu nehmen, und die traurigen zu vergessen. Die Leidenschaften in der eigentlichsten Bedeutung wirken zu heftig, als daß sie das Leben verlängern könnten. Sie sind Arzneyen, die in der Medicin ihren Nutzen haben, aber nicht in der Lebensordnung. Wer sich mit Arzneyen ernähren wollte, würde weder lange leben, noch gesund bleiben. Zur täglichen Speise gehören sanftere Mittel, und eine Seele, die ihrem Leibe lange getreu bleiben soll, muß nicht mit heftigen Affecten, sondern mit Gemüthsruhe, mit Zufriedenheit, mit Sorglosigkeit und Leichtsinne gepflegt werden. Man weiß, wie schon die Alten wider die Leidenschaften geeifert haben, und man kann auch aus meinem 24sten Blatte sehen, was davon zu halten sey.

Temple vermuthet, daß die Ursache, warum wahrwitzige Leute oft ein sehr hohes Alter erreichen, außer der schlechten Kost und armseligen Diät, womit sie sich behelfen müssen, hauptsächlich darinn bestehe, weil ihr Wahnsinn den heftigen Leidenschaften ein Ende macht, die ihnen

das Leben verkürzen würden. Die Sache selbst hat ihre Richtigkeit. Mylord Leicester sprach eine Bettlerin einige Wochen nach dem Tode des Prinzen Heinrichs, welche sich noch ganz wohl des Prinzen Arthur erinnern konnte. Sie ward in ihrem zwanzigsten Jahre über einen ungetreuen Liebhaber wahnsinnig, und als sie nach langer Zeit ihre Vernunft wieder erhalten, und an ihren Geburtsort zurückkehrte, war noch kaum einer ihrer Freunde vorhanden, der sie gekannt hätte. Mylord Leicester hatte sich im Kirchspiele nach der Wahrheit dieser Umstände erkundigt, und sie gegründet befunden. In einer Gesellschaft, wo er diese Geschichte erzählte, machte einer von den Anwesenden darüber die Anmerkung, daß wahnsinnige Leute gemeiniglich ihr Leben sehr hoch brächten. Man führte Beispiele an, die man selbst erlebt hatte, und den Ärzten sind dergleichen nicht unbekannt. Ein Wahnsinniger ist ein vergnügter Mensch, ohne heftige Leidenschaften, der gute Diät hält. Warum sollte er nicht alt werden können?

Diese geruhige Art des Vergnügens ist es allein, die einer ununterbrochenen Dauer fähig ist. Die Leidenschaften gleichen den Lusterscheinungen, die nur wenig Augenblicke dauern. Ein vergnügtes Herz ist ein heiterer Himmel, der lange Zeit unumwölkt bestehen kann. Diese Fortdauer des Vergnügens ist aber eine wesentliche Bedingung, wenn Leben und Gesundheit davon Vortheile haben sollen. Durch die Fortdauer einer stillen Freude wird unsre Natur nach und nach an so ordentliche Bewegungen gewöhnt, die der Erhaltung des Lebens gemäß sind. Destere heftige Erschütterungen zerrütten zu leicht eine so zarte Maschine, als unser Körper ist. Aber die Gleichförmigkeit ihrer Bewegungen, die einförmige Wirkung ihrer wohlgeordneten Kräfte setzt sie in den Stand, daß sie ohne merkliche Abwechslungen ein Jahrhundert hindurch fortgehen kann. So wie nichts die Lebensgeister mehr erstickt und unterdrückt, als eine große Knechtschaft und Sklaverey, so nähret und stärket dieselben nichts mehr, als eine grosse Frey-

Freiheit, wo das Gemüth in einer beständigen Heiterkeit bleibt. Temple hält dieses für Nebenursachen, warum unsre heutigen Mönche nicht mehr so sehr alt werden, als die ehemaligen freyen Weltweisen, und warum in England mehr alte Leute gefunden werden, als in andern Ländern. Die Heiterkeit des Gemüths, das stille Vergnügen des Herzens ordnet unsre Lebenskräfte aufs vortheilhafteste, indem es dieselben von tausend Hindernissen befreyet, welche ihnen unangenehme und traurige Vorstellungen in den Weg legen würden. Es kommt also nur auf das Geheimniß an, die so glücklich angebrachten Kräfte in dieser Spannung zu erhalten; und weil keine starke Leidenschaften, keine sehr lebhaften Vorstellungen einer langen Dauer fähig seyn können, da sie die Zeit selbst schwächt und verdunkelt: so können wir zu nichts anders, als zu der vergnügten stillen Zufriedenheit unsre Zuflucht nehmen, die sich auf Sorglosigkeit, Genügsamkeit, auf Tugend und ein gutes Gewissen gründet.

Ich überlasse es meinen Lesern, wo sie diese heilsame Wollust suchen wollen. Es wird fehl schlagen, wenn sie hoffen, durch Wollüste, die starke Leidenschaften sind, durch Ausschweifungen und Laster zu einem hohen und vergnügten Alter zu gelangen. Gleichwohl ist es der wahre Genuß des Lebens, sich zu vergnügen, und jede Traurigkeit, jede unangenehme Gemüthsfassung ist eine Todesart, die wir leiden, und wobey wir, zu unsrer desto größern Qual, nur noch das Daseyn behalten. Durch welche Grundsätze kann wohl ein Mensch sein Gemüth in die ruhige Fassung setzen, die in ihm ein Zustand wahrer und dauerhafter Freuden seyn wird! Welche Maximen sichern ihn, daß kein Unfall auf der Welt seine weise Gleichgültigkeit unterbreche, daß kein fehlgeschlagener Wunsch ihn beunruhige, daß keine Neue in seinem Gewissen nage; daß kein Glück ihn übermüthig mache, daß keine Gefahr ihn ängstige, kein Elend ihn betrübe, und kein Tod ihn erschrecke? Ich irre sehr, oder man muß diese Grundsätze einzig und allein in der Religion

gion und Sittenlehre suchen, und wer sie hierinn findet, der wird mit dem Dichter sagen können:

Ich weiß, daß mich kein Unfall kränkt;
Der Friede wird mir nie entrisfen.
Was ist, das mir die Wohlfahrt schenkt?
Gott, Tugend und ein gut Gewissen.

Mein Herr,

Was halten Sie von der streitigen Sache, ob die Menschen nur eine besondere Art von vierfüßigen Thieren, die in der Reihe der Affen oben an stehen, oder ob sie von allen übrigen Thieren des Erdbodens wesentlich verschieden, und eine ganz besondere Gattung von Geschöpfen sind? Ich finde die letztere Meynung meiner Vernunft gemäßer, als die erste, und halte es für eine Beleidigung des menschlichen Geschlechts, daß Herr Linnäus die Menschen mit den Affen und Faulthieren in eine Classe setzt, weil sie vier Vorderzähne haben. Inzwischen will ich nichts entscheiden, sondern vielmehr so unpartheyisch seyn, die Meynung des Gegentheils mit einer Nachricht zu unterstützen, die gewiß sonderbar ist, und einen wichtigen Einwurf für diejenigen abgeben kann, welche die Menschen für keine vollkommnere Art vierfüßiger Thiere, sondern für ein eigenes Geschlecht halten. Ich finde diese Nachricht in des Herrn Große Reisebeschreibung nach Ostindien, und will sie so mittheilen, wie er sie erzählt hat.

„In einem Lande, nach der malabarischen Küste hin, giebt es „in unermesslichen Wäldern völlig Menschengestaltige Thiere, die „kaum zween Fuß hoch sind, und aufrecht gehen. Sie sind von „Farbe blasweiß, und ohne Haare, außer an den Stellen, wo es „die Menschen auch nicht sind. Ihre Handlungen sind den menschlichen meist ähnlich. Ihre Kniegelenke gehen nicht einwärts, wie „bey den Affen, sondern biegen sich vorwärts, wie bey den Menschen. Ein dastiger Kaufmann sendete dem englischen Gouverneur „ein Paar solcher Thiere in einem Kestge. Ihre Gefangenschaft „machte sie ganz melancholisch. Sie machten sich ihr Bette sorgfältig im Kestge zurecht, und bedeckten, wenn man sie ansah, mit „den Händen ihre Blöße. Das Weibchen starb, entweder aus Nachlässigkeit des Schiffers, oder vor Traurigkeit, oder weil sie die Seeluft nicht vertragen konnte, und der Mann ward darüber traurig, „hörte auf zu essen, und starb nach zween Tagen seinem Weibe nach.“

Sind

Sind dieses vielleicht die Pygmaen? Wenn es Affen wären, so würden sie keine menschliche Kniegelenke haben. Man findet auch an keiner einzigen Art von unvernünftigen Thieren diejenige Spur von Schamhaftigkeit, welche man an diesen Thieren bemerkt hat. Ich muß gestehen, daß mich diese Nachricht ein wenig in Verwirrung setzt. Ich setze zum Voraus, daß sie glaubwürdig sey; wenigstens habe ich noch nicht gehört, daß man in die Nachrichten des Herrn Große ein Mißtrauen gesetzt hätte. Sollte diese Gattung von Thieren wohl die mittlere Stufe, vom Geschlechte der Affen zu dem Geschlechte der Menschen seyn? Ich bin

Mein Herr,

Rauchen Sie keinen Tobak? Schnupfen Sie keinen? Trinken Sie keinen Brantwein? kein Bier? kein Wasser? Essen Sie kein Brod? Haben Sie keine Leidenschaften? Von allen diesen Dingen haben Sie uns noch nichts gesagt. Wie lange sollen wir darauf warten?

J. Be:

Antwort.

Mein Herr,

Haben Sie keine Geduld? Kann ich alles auf einmal sagen? Können Sie nicht thun, was Sie wollen, bis ich Ihnen sagen werde, was Sie thun sollen? Werden Sie auch wohl thun, was ich Ihnen sagen werde? Wird es nicht einerley seyn, ob ichs gesagt habe, oder nicht? He?

Ein und achtzigstes Stück.

Brem. Beytr. 2. B.

Oft wiederhol ich euch die Lehren
Von eurer Lüsterheit Gefahr,
Um den Verführungen zu wehren.

Wenn der Nahrungsfaß aus den Speisen in thierischen Körpern seine Wärrigkeit verliert, so wird er ein Del, das sich in keinem Wasser auflöset, aber beym Feuer

Feuer entzündet. Er sondert sich alsdann von den übrigen Säften ab, und legt sich unter der Haut und in den Zwischenräumen der Muskeln in kleinen Kügelchen an, wie ich im 59sten und 65sten Stücke gezeigt habe, und erhält alsdann den Namen des Fettes. Je besser ein Thier genährt ist, desto mehr Fetttheilchen enthält es in sich; und daher ist es gemein, daß man die Thiere, welche zum Schlachten bestimmt sind, vorher mästet. Die Köchinnen lieben kein mageres Fleisch, und sie halten sich für betrogen, wenn sie ein Thier zum Schlachten eingekauft haben, das mager ist. Vielleicht hat das Fett so besondere gute Eigenschaften, daß dadurch der Genuß thierischer Speisen erst recht heilsam wird? Diese Frage ist einer Untersuchung werth. Ich habe ehemals von den Fleischsuppen (54stes Stück) und von der Gallert des Fleisches (68stes Stück) gehandelt, und heute will ich einmal das Fett der Thiere, in sofern es eine Speise der Menschen ist, in Betrachtung ziehen.

Das Fett entsteht aus entzündbaren Theilen, welche mit einem schleimichten Wesen vermischt sind. Bei jungen Thieren ist es noch außerdem mit suppigten Theilen oder Brühe, bei ältern hingegen mit mehr Gallert oder leimigten Säften vermischt, wie solches aus der Gegeneinanderhaltung des Fettes von Kalbfleisch und Rindfleisch erhellet. Denn das erstere giebt beim Kochen ein zartes Del, das sich noch ziemlich mit der Brühe vereinigt; das letztere hingegen gerinnt weit schneller von der kühlen Luft, und verwandelt sich in einen zähen Talg, welcher viel irdische und klebrige Theile in sich enthält.

Es ist eine allgemeine Eigenschaft des Dels, daß es schlaff und geschmeidig macht und erweicht. Wenn sich vor Zeiten die öffentlichen Kämpfer zu einem Streite anschickten, so salbten sie ihre Haut mit Oele, theils um dadurch ihre Gelenke desto geschmeidiger zu machen, theils auch um die Glieder zu glätten, damit sie desto geschickter wären, den starken Häusten ihrer Gegner, wenn sie sie auch gleich schon gefaßt hatten, wieder zu entschlüpfen. Wenn man ein vertrocknetes altes Leder oder Pergament weich

und

und geschmeidig machen will, so streicht man Oel darauf, und durch dieses Mittel kann man alten beschmukten Pergamentbänden, nachdem man sie mit feinem Sande abgerieben, den Glanz, die Glätte und die Schönheit neuer Bände wieder geben. Alles dieses bewerkstelligt das Oel, indem es die Fäserchen der Häute schlaff, weich und biegsamer macht, und aus dieser Eigenschaft muß man hauptsächlich die Wirkung öligter und fettiger Speisen in den menschlichen Körper beurtheilen.

Aber dieses ist noch nicht alles. Man nehme ein Löschpapier, und tränke es vorher mit Wasser. Alsdann gieße man Oel darauf, so wird sich das Oel weder in die Zwischenräume des Papiers hineinziehen, noch durch dasselbe hindurch laufen. Wenn man ein trocknes Löschpapier mit Oele anfeuchtet, so dringt es ohne alle Schwierigkeit durch die Zwischenräume desselben; hingegen wird ein solches mit Oele getränktes Löschpapier kein Wasser hindurch lassen. Hieraus erhellt, daß das Oel die subtilsten Gänge, in welche sich sonst eine wässrige Feuchtigkeit hineinziehen würde, um durchzudringen, verstopfe, oder vielmehr nur ungeschickt mache, andre Säfte, die kein Oel sind, in sich zu saugen, welches davon herrührt, weil sich Oel und Wasser nicht von selbst mit einander vermischen, und weil keins das andre auflöset. Daß dieses auch bei dem menschlichen Körper statt finde, erhellt daraus, weil die Haut da, wo sie mit Fett oder Oele bestrichen ist, nicht mehr ausdünstet, indem die mit Oele erfüllten Schweißlöcher der wässrigen Materie der Ausdünstung nicht mehr den Durchgang gestatten. Auf solche Weise beschleunigt das Oel die Eiterung, wenn man es auf Geschwüre der Haut bringt; und da es zugleich die Fäserchen erschlafft und erweicht, so kann ein solches Geschwür desto leichter aufbrechen. Daher rechnen die Wundärzte die Oele, besonders wenn sie zugleich schleimig sind, unter die Mittel, welche die Schwärung und Reifung der Geschwüre befördern.

Jedermann weiß, wie leicht Fett und Del scharf und ranzig wird, wenn es in einer feuchten Wärme steht. Ein solches verdorbenes Del hat üble Eigenschaften. Es steckt alles Flüssige, was damit vermischt wird, durch seine Fäulniß an, und naget, wie eine reizende und fressende Arznei, an den Gefäßen, worinn es enthalten ist.

Wenn man alles dieses zusammen nimmt, so kommt für die fettigen thierischen Speisen ein Urtheil heraus, das ihnen nicht vortheilhaft ist. Ich habe im 68sten Stücke gesagt, daß die Gallert des Fleisches schwer zu verdauen wäre. Aber, das Fett muß, diesen Umständen nach, noch unverdaulich seyn. Da es sich mit der Fleischbrühe nicht vermischt, noch von ihr aufgelöst wird, weil wir sehen, daß es allezeit auf den Suppen oben auf schwimmt; und da doch gleichwohl die Brühen der nahrhafteste Theil der thierischen Speisen sind, so folgt hieraus unwidersprechlich, daß sich das Del von fetten thierischen Speisen nicht von selbst mit dem Nahrungsstoffe vermische, der durch die Verdauung aus andern Speisen herausgearbeitet, und dem Körper zur Nahrung zugeführt wird, gleichwie zugleich aus eben denselben Gründen geschlossen werden kann, daß das Fett des Fleisches an sich gar keinen eigentlichen tauglichen Nahrungsstoff gebe.

Solchergestalt würden wir von Fett und Oele überhaupt nicht die geringste Nahrung haben, und müßten also dergleichen Speisen schlechterdings meiden, wenn nicht die gütige Natur ein künstliches Mittel erfunden hätte, uns diese Speisen wenigstens einigermaßen nahrhaft und unschädlich zu machen. Dieses Kunststück muß ich kürzlich beschreiben.

Man weiß, daß die Seife ein Mittel sey, wodurch sich ölige und wässerige Theile mit einander verbinden lassen. Wenn man die Fettflecken aus dem Leinenzeuge herausbringen will, die das bloße Wasser nicht wegnimmt, so reibt man sie mit Seife im Wasser und hierdurch wird das Wasser geschickt, das Del an sich zu nehmen, und die Leinwand davon zu befreien. Die Natur hat eine solche

Seife

Seife gebraucht, um die fettigen Theile der Speisen in unserm Magen mit der Brühe und mit unsern übrigen Nahrungsstoffen zu vereinigen, und sie auf solche Weise geschickt zu machen, ins Blut überzugehen, und unserm Körper zur Nahrung zu dienen. Diese Seife ist die Galle und der Speichel, und der Saft einer großen Drüse, die unter dem Magen liegt, und sich in das erste Gedärm eröffnet. Mit allen diesen Verdauungsstoffen, mit der Galle, mit dem Speichel, kann man eben so, wie mit der Seife, Fettflecken aus der Leinwand herausbringen; und da sich diese Säfte gleich beim Anfange der Verdauung häufig mit den Speisen vermischen, so arbeiten sie auch sogar aus den fetten Speisen noch einige Nahrung für unsern Körper heraus. Die auflösende Kraft dieser Verdauungsstoffe ist eins der wesentlichsten Stücke zur Verdauung der Speisen. Die zähen, dicken und klebrigen thierischen Säfte müssen durch ihre Dienste dünn und nahrhaft gemacht werden, und selbst das Fett wird durch sie doch noch einigermaßen tauglich.

Diesem allen ungeachtet aber ist doch das thierische Fett eine Speise, die zarten Personen viel zu unverdaulich ist. Ich will die Feindseligkeiten alle erzählen, welche die fettigen Speisen an den Verdauungskraften ausüben.

Vermöge der schlaffmachenden und erweichenden Eigenschaft des Fettes löset es die Fäserchen des Magens und der Gedärme auf. Die Verdauung erfordert aber eine Anstrengung und ein Zusammenziehen dieser Fäserchen; folglich schwächen die fetten Speisen die zusammenziehende Kraft des Magens und der Gedärme, das heißt, sie hindern und entkräften die Verdauung. Es ist wahr, daß die Verdauungsstoffe, deren ich eben ist gedacht habe, noch übrig sind, und daß diese durch ihre seifenartige Auflösung und Vereinigung der fetten und wässerigten Theile einen Theil der Verdauung, auch ohne sonderliche Beyhülfe der Fäserchen des Magens und der Gedärme, vollbringen können. Allein, man muß dagegen auch wieder bedenken, daß die fetten und öligten Speisen die kleinen Oefnungen derjenigen

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg.

B 6

Gefäße

Gefäße verschmieren, welche die Verdauungssäfte zuführen, und in den Magen und die Gedärme ergießen. So wie das Fett auf der auswendigen Haut das Aushauchen der Schweißlöcher verhindert, so hält es im Schlunde, im Magen und in den Gedärmen den häufigen Drüsensaft und die Galle zurück, die sich sonst freywillig ergießen, und wenigstens das schwereste den Verdauungskräften vorarbeiten würden.

Bei einer solchen Beschaffenheit der Sachen, da weder die festen Theile, noch die flüssigen Verdauungssäfte vermögend sind, ihre Kräfte in die fettigen Speisen zu äußern, muß es nothwendig schwer halten, ehe die Verdauungskräfte ihrer mächtig werden, und sie in einen guten Nahrungsast verwandeln können. Daher sind von den fettigen Speisen alle diejenigen Ungelegenheiten noch weit mehr zu fürchten, als von den zähen, gallertartigen Säften, die ich in meinem 68ten Stücke beschrieben habe, und ich muß, vermöge dieser Betrachtung, den Schluß machen, daß sie keinem schwachen Magen oft geboten werden dürfen.

Der schlimmste Umstand bey den fettigen Speisen ist der, daß sie im Magen so leicht ranzig werden, und eine flüchtige fressende Schärfe erhalten, welche die auflösende Kraft der Galle und des Gekrösedrüsensafts schwächt, die suppigten Theile zugleich mit in ihr Verderben zieht, und solchergestalt einen unedeln Nahrungsast erzeugt, welcher, wenn er ins Blut gelangt, dasselbe mit Schärfe oder Fäulniß ansteckt, und äußerst verdirbt. Aber auch schon im Magen selbst ist diese fressende Schärfe höchst beschwerlich. Wenn starke und robuste Leute das Fett und Speck mit dem mehligten Zugemüse genießen, um die Wege den Mehlspeisen schlüpfrig zu machen; so wird noch endlich die dünne ranzigte Schärfe des Fettes von dem säuerlichen Saft der Zugemüse aus dem Gewächsreiche verbessert, und die Galle, welche vom bloßen Fette verdorben und scharf werden würde, kann bey ihnen in den säuerlichen Theilen der Speisen ihre Kraft desto besser äußern, wozu noch das Salz und die Gewürze kommen, welche ebenfalls zur Auflösung und Ver-

besser.

besserung der fetten Speisen und ihrer Schärfe das ihrige beitragen. Allein, bey zarten und empfindlichen Personen, deren Verdauungskräfte ohnedem schwach sind, nehmen die fettigen und öligten Speisen nur allzu leicht eine solche fressende Schärfe an sich, welche sich durch unleidliches Sodbrennen, und durch einen heftigen Brand und Reiz im Magen und in den Gedärmen verräth, der bald ein Erbrechen, bald einen Durchlauf, bald beydes zugleich erregt, und, wenn sie ins Geblüt übergeht, zur Fäulniß des Bluts und zu Entzündungsfiebern den Grund legt.

Es ist vergeblich, wenn Leute, die eine schwache Verdauung haben, bey dem Genuße fettiger Speisen die Säuren zu Hülfe nehmen, um dadurch der Erzeugung dieser subtilen Schärfe ein Gegengift entgegen zu setzen. Obgleich diese Schärfe einigermaßen laugenhaft ist, so ist sie es doch nicht so vollkommen, daß man die Säuren mit gutem Erfolge dagegen gebrauchen könnte. Denn das auf diese Weise verdorbene Fett nimmt bey seiner Schärfe zugleich eine besondre Zähigkeit an sich, die sich nur durch auflösende seifenartige Mittel auflösen und fortschleppen läßt. Man kann den Versuch leicht machen, wenn man Speisen mit gebratener Butter und Sallate genießt; denn, wer nicht den stärksten Magen hat, der wird nach einer solchen Mahlzeit allezeit ein brennendes Aufstoßen und bitteres Sodbrennen empfinden.

Man wird hieraus leicht abnehmen können, warum die Aerzte den häufigen Gebrauch der in Butter zerlassenen Speisen, welche man bey uns gestoovte Speisen nennt, empfindlichen und zarten Personen widerrathen. Das Stooven der Speisen ist bey uns eine so allgemeine als schädliche Küchenmode. Man beraubt dadurch das Zugemüse seiner ihm eignen guten Säfte, indem man es zuerst in Wasser kocht, und dieses Wasser hernach weggießt. Alsdann aber läßt man es in warmer Butter zerfließen, und giebt ihm dadurch die üble Eigenschaft, daß es gleich in den ersten Stunden der Verdauung im Magen ranzig und scharf wird, und ein beschwerliches bitteres und bren-

Bb 2

nendes

nendes Aufstoßen, Colikschmerzen, Erbrechen und Durchlauf verursacht. Man wird diese Wirkung ordentlich bemerken, wenn man die mit Butter gestoovten Zugemüse, Braten mit Butterbrühe, gebratene Fische mit Butter übergossen, und dergleichen Speisen genossen hat; ja sie offenbaren sich zu grösserer Beschwerlichkeit noch deutlicher, wenn man zugleich saure Sachen genießt, z. E. wenn man zu einem Braten mit Butterbrühe Sallat, oder die in Butter gebratenen Fische mit Kappern speiset.

Was ich von dem Fette gesagt habe, das gilt auch von den Oelen. Ein mit vielem Oele fett gemachter Laktukens- oder Gurkensallat quält seine Liebhaber durch das beschwerlichste Aufstoßen mit Sodbrennen. Der öligte Caviar thut, wenn man ihn mit Citronensaft speiset, eben dasselbe; und kurz, wenn man wissen will, was Sodbrennen für eine Empfindung macht, so muß man nur Fett, Oel und säuerliche Sachen durcheinander speisen, und sich zur Zeit, wann die Verdauung am besten von statten geht, eine starke Leibesbewegung machen. Denn, man müßte gewiß einen vortreflichen Magen haben, wenn man unter diesen Bedingungen nicht erfahren sollte, was bitteres Aufstoßen und Sodbrennen sey.

Ich will mit diesem allem nicht behaupten, daß es überhaupt ungesund wäre, fettige und öligte Speisen zu genießen. Ein starker Magen verachtet alle leichte Speisen, und wird des Specks und Kohls bald mächtig, welchen man ihm zur Lustübung, wie einem Wallfische seine Tonne, vorwirft. Allein, Leute von schwacher Verdauung müssen sich mit solchen Speisen nicht abgeben; und überhaupt muß man sie nicht zu oft hinter einander genießen. Es geht wohl an, daß man sich einmal vom Appetite hinreißen lasse. Allein, wenn dieser Appetit zu oft kömmt, so ist Wahl und Vorsicht vonnöthen, wenn man seinem Magen nicht trocken will. Ich will hierzu einige Vorschläge thun.

Das Fett junger saugender Thiere ist mit viel suppigten Theilen vermischt, und giebt also nicht allein mehr Nah-

rung, sondern ist auch verdaulicher, als das Fett alter Thiere, welches zu einem förmlichen Oele wird, und aller Verdauungskräfte spottet. Eben dieses gilt von den castrirten Thieren, deren Fett locker, saftig und auflösbarer ist, als anderes. Daher genießt man fette Hühner, Kapphähne, Vögel und fettes Kalbfleisch, Lammfleisch, u. s. w. ohne sonderliche Beschwerlichkeit. Unter den ältern Thieren ist das Fett derer, die arbeitsam sind, besser, als solcher, die sich in Ruhe und noch dazu mit faulen und verdorbenen Nahrungsmitteln mästen. Das Rindsfett ist noch nicht so schädlich, als das Speck der zahmen Schweine, das seine Bösartigkeit bey empfindlichen Leuten besonders offenbart. Es thut nicht allein im Magen bey ihnen alle die übeln Wirkungen, welche ich oben beschrieben habe, sondern es verdirbt auch die übrigen Säfte im ganzen menschlichen Körper sehr schnell. Man sieht davon eine Probe an den kräftigsten Leuten; denn, wenn diese des Mittags fettes Schweinsfleisch gegessen haben, so kann man es gegen Abend deutlich an ihren Kräßblasen sehen, wie sie viel bössartiger, dicker von Eiter, hikziger und juckender geworden sind.

Auch unter den fetten Fischen ist ein großer Unterschied zu machen. Das Fett der Karpfen ist zart und gesunder, als das Fett anderer Fische, besonders der geräucherten Heringe, der Aale, und der frischen und geräucherten Lachse. Diese letztern Fischarten erfordern starke Mägen. Die Picklinge verursachen Aufstoßen, und die Makrelen selbst, die einen so feinen Geschmack haben, werden dieses Uebels schuldig, weil sie schon an sich viel öligtes Fett haben, und doch wohl noch in Butter gebraten werden. Der Lachs hat eine besondre Fettigkeit, welche dazu gemacht zu seyn scheint, das kalte Fieber zu erregen. Die Aerzte können es bey uns an der Menge der kalten Fieber abnehmen, daß die Zeit des frischen Lachses da sey; und der geräucherte, der weit weniger schädlich ist, verdirbt doch auch leicht den Magen, am leichtesten aber, wenn er am fettesten ist. Darum hört man Viele klagen, daß ihnen die geräucherten fetten Elb-

lachs nicht so gut bekommen, als die andern, welche viel trockner sind. Das Fett der Aale hat viel Aehnliches mit dem Oele der frischen Lachs, und empfindliche Magen können es nicht vertragen. Ob man gleich die frischen Lachs und Aale stark würzt, und mit Eßige speiset, so kann man doch an Leuten, die kürzlich vom Fieber genesen sind, ihre schädlichen Eigenschaften erkennen, indem sie es solchen Leuten, fast untrüglich wieder bringen.

Das Mark der Knochen kömmt, seiner Natur nach, dem Fette der Thiere am nächsten. Doch vermischt es sich noch eher mit der Brühe, wenn es darinn zerrieben wird, und ist an sich schon nahrhafter, als das Fett im Neze und dem fächerigen Gewebe. Es verträgt viel Salz, und wird am besten mit einem leichten und wohlgerösteten Brodte gespeiset, welches die Fettigkeit in sich saugt, und, da es sich selbst leicht verdauen und auflösen läßt, dadurch verhütet, daß es nicht zu lange im Magen verweile, und ihn erschlafe. Nichts desto weniger kann man gar leicht davon zu viel genießen, und in der Hofnung, wohl gemästet zu werden, sich den Magen verderben. Das Mark ist nicht nahrhafter und unschädlicher, als in der Fleischbrühe aufgelöst, zu genießen, und daher ist es ein wesentliches Stück in guten Kraftsuppen, worinn sonst weder Fett noch Gallert viel taugen.

Wenn man ein wenig bedenkt, was eine fettige Speise in einem schwachen Magen wirke, so wird man leicht eingestehn, daß nichts der Gesundheit nachtheiliger seyn müsse, als sie in Verbindung mit einer andern unauflösbaren und unverdaulichen zu genießen. Die Fettigkeit entkräftet die Fäserchen des Magens, und verstopft die Quellen, welche ihm den Verdauungsfaß zuführen. Was soll in einem solchen Magen wohl aus einer zähen und nicht leicht zu verdauenden Speise werden? Wenn dem Magen alle seine Auflösungsäfte im reichsten Maße zuströmten, und wenn seine Fäserchen aufs beste gestärkt wären, so würde er doch alle Mühe haben, einen weichen, warmen, zähen Mehlteig in guten Nahrungsfaß zu verwandeln, ob er gleich,
mit

mit allen seinen Kräften gewaffnet, an diese Arbeit gienge. Gesezt aber, man gäbe mit dieser Speise zugleich, dem Magen das Gift der Verdauung, das Fett, was würde wohl hieraus erfolgen? Würde nicht der warme Mehlteig, der sich ohnedem schwer auflöset, wie ein Stein in einem ohnedem schwachen Magen liegen bleiben und drücken, und die Verdauung und den Appetit verderben? Dieses geschieht, wenn man fette Pfannkuchen und Klüten mit Speck und fettem Schweinefleisch genießt, wie auch um die Zeit, da man Heedweg speiset, an viel tausend Personen, die sich eine Fastnachtsfreude zu machen gedenken.

Ehe ich diese diätetische Betrachtung vom Genusse der fetten Speisen beschließe, muß ich noch eines Misbrauchs gedenken, der vielen Leuten schädlich ist, ob er gleich nicht sowohl zur Lebensordnung, als vielmehr zur Cur einer gemeinen Krankheit gehört. Es ist der häufige Gebrauch öligter und fettiger Arzneyen beym Husten. Die erweichende Kraft des Oels macht die Fäserchen der Drüsen schlaff, welche den Schleim aus dem Blute absondern. Wenn nun natürlicher Weise der Zufluß der Säfte an einen gewissen Ort desto stärker erfolgt, je weniger die Fäserchen desselben Theils Kraft haben, ihn durch ihren Widerstand zurückzuhalten; so vermehrt man nothwendig den Zufluß der Säfte, und die Absonderung des Schleims in den Drüsen der Brust um destomehr, je mehr öligte und fettige Arzneyen man in der Absicht genießt, um damit den Auswurf zu befördern und zu erleichtern. Ob also gleich die öligten Mittel, das Wallrath, das Baumöl, u. d. gl. indem sie die Wege schlüpfrig machen und den Schleim ablösen, durch die Erleichterung des Auswurfs, denen, die vom Husten gequält werden, eine kurze Linderung verschaffen; so verlängern sie doch auch zugleich den Husten und den Zufluß des Schleims nach der Brust, ins Unendliche, und was das Schlimmste ist, so verderben sie auch noch den Magen, den Appetit und die Verdauungskräfte. Solchergehalt ist der lange Gebrauch des Oels und Fettes beym Husten, besonders wenn er nicht mehr neu, sondern schon eingewurzelt
Bb 4 ist,

ist, eine der schädlichsten Palliativcuren, wodurch man sich vielen Schaden thut. Die Aerzte versagen den Kranken dieses lindernde Mittel nicht schlechterdings. Allein, da sie seine Schädlichkeit kennen, so verbinden sie es mit dienlichen Gegenmitteln, und schränken den Gebrauch desselben weislich ein, wie es die Umstände der Kranken erfordern. Der gemeine Mann, dem diese Vorsicht zu hoch ist, spottet der Furchtsamkeit der Aerzte in dieser Sache, und ist sehr listig bey seinem Verderben. Allein, die Erfahrung beweiset, wie wenig er Ursache habe, zu triumphiren. Man wird überhaupt finden, daß der Husten unter dem gemeinen Volke viel länger daure, viel tiefer einwurzele, und viel unbändiger wüthe, als unter dem gestitteten Theile unsrer Mitbürger, die sich nicht so lange bey schmierigen Hausmitteln aufhalten, sondern sich zeitiger nach den klügern Maaßregeln der Aerzte bequemen. Es ist ohne mein Erinnern klar, daß die fetten und öligten Arzneyen bey einem Magen Husten, welcher von einem Schleime im Magen seinen Ursprung nimmt, den die Verdauungskräfte nicht bezwingen können, das Uebel nothwendig ärger machen müssen. Dergleichen Husten ist oft der unbändigste, und man findet ihn am meisten bey Kindern, die man völlig verderben kann, wenn man die dügten Mittel fortsetzt, wofern man nicht zuweilen, um der Würmer willen, die in solchem Schleime nisten, und die vom häufigen Oele vertrieben werden, genöthigt ist, ein kleineres Uebel auf eine Zeitlang dem größern entgegen zu setzen.

* * *

Traum.

Mir träumte, daß ich auf einem Kirchhofe wäre, welcher voller Leichensteine stand, die an beyden Seiten Aufschriften hatten. Vor langer Weile näherte ich mich verschiedenen dieser Steine, um die Aufschriften in Stein gehauen zu lesen, die ich gewiß schon auswendig gewußt haben

haben würde, wenn es ordentliche Leichensteine gewesen wären, wie sie gemeine Lebendige gemeinen Todten zu setzen pflegen. Allein, hier war es ganz anders. Auf der einen Seite eines jeden fand ich die gewöhnliche Aufschrift, welche die Geschichte der Existenz und die Data der Geburt, der Heyrathen und des Todes des Verstorbenen in sich enthielt. Allein, auf der andern Seite las ich kurze Nachrichten, die mir, der ich alles mit medicinischen Augen betrachtete, besonders wegen der gemeinsten Todesarten der Menschen, die ich, nebst andern medicinischen Dingen, in der Gegen-einanderhaltung der beyden Aufschriften entdeckte, sehr merkwürdig zu seyn schienen. Ich will einige derselben, die ich mir ganz genau gemerkt habe, hier mittheilen, und ermahne das Publicum, daß man auf die wirkliche Einführung solcher Leichensteine bedacht seyn möge, weil ich glaube, daß dadurch die medicinische Wissenschaft ein grosses Licht erhalten würde.

Auf einem grossen Leichensteine, der mir zuerst in die Augen fiel, las ich auf einer Seite, „daß allhier ein Mann „ruhete, welcher sein Alter auf 98 Jahr und 2 Monate „gebracht, und nachdem er seine zahlreiche Familie in blühendem Wohlstande gesehen, alt und lebens satt verschieden sey, und allhier eine fröhliche Auferstehung erwartete.“ Auf der andern Seite hingegen wurde gemeldet, „daß er „auf seinem Todtenbette dem Arzte, der ihn curiren würde, „2000 Mark zu geben versprochen, und daß ihn die Furcht „sowohl vor dem Tode, als vor der Auferstehung, drey „Monate früher ins Grab gebracht habe, als es sonst um „seiner Schwachheit willen geschehen seyn würde.“

Auf dem Steine eines Pächters von 50 Jahren las ich, „daß er bis in sein 47stes Jahr als Knecht gedient, „und ein fleißiger Arbeiter gewesen, endlich aber, da er sich „durch Fleiß in gute Umstände versetzt, ein Gut gepachtet, „und daselbst sein Leben zwar fröhlich, aber auch nur kurz „genossen, indem er am zurückgetretenen Podagra verschieden.“ Auf der andern Seite las man, „daß dieser Mann „sein Leben hochgebracht haben würde, wenn er seine arbeit-

„samen Lebensart fortgesetzt, und sich nicht zur Ruhe begeben hätte; denn er sey, in den dreien letzten Jahren seines Lebens keinen Monat recht gesund gewesen, und habe, als er das Podagra bekommen, den Vortheil der vornehmen Leute nicht verstanden, die ihren Arzt 6 Wochen lang dafür bezahlen, daß er mit ihren Schmerzen Geduld hat, und sie ihnen nicht vertreibt. Er ließ sie sich vertreiben, und verlor zugleich mit seinen Schmerzen alle seine Empfindungen, worinn sein Leben bestanden hatte.“

„Hier ruhet Margaris,“ so lautete eine andre Grabchrift, „ein Muster der Tugend und Gelassenheit, welche, nachdem sie in einem Ehestande von 12 Jahren das Vergnügen zweener Männer gewesen, endlich in ihrem ersten Kindbette selig entschlief.“ Ich las den Revers, und fand folgendes: „Der erste Mann der Margaris war nicht so glücklich, ihr Kinder zu verschaffen; und Margaris war entweder zu eitel oder zu einfältig, um zu glauben, daß man allenfalls auch ohne Kinder glücklich leben könnte. Sie bat den Himmel oft mit Thränen um eine Wohlthat, welche ihr ihr erster Mann nicht gewähren konnte. Kaum war er verschieden, so eilte sie zur zweiten Ehe, und wählte diesesmal, um ihres Zwecks nicht wieder zu verfehlen, bloß nach dem Maße der Waden. Endlich erreichte sie ihr Glück. In ihrer zweiten Ehe ward sie schon nach 10 Wochen von zweyen Knäblein entbunden, und starb in den Geburtswehen, als sie ihr Leben gebracht auf 34 Jahr weniger drey Wochen.“

An einem prächtigen Leichensteine stand der vergoldete Name eines Herrn von Luxen, mit dem Lobe, „daß er, aus Liebe zu seinem Nächsten, und um der Welt desto länger nützlich zu seyn, seine stets schwächliche Natur viel Jahre lang mit großer Sorgfalt gepflegt, und sich der Wohlthaten der edlen Heilungskunst, ohne Ansehung der Kosten, reichlich bedient. Endlich aber habe es doch dem Herrn alles Fleisches nach seinem unerforschlichen Rathe gefallen, ihn aus dieser Zeitlichkeit hinweg zu nehmen, und dadurch der Welt einen großen Wohlthäter in der

„Blüthe

„Blüthe seiner Jahre zu entziehen.“ Auf der andern Seite lauteten die Nachrichten etwas anders, „Der Herr von Luxen, hieß es, war einer von denen, die nie mit ihrem Zustande zufrieden sind. Er befand sich wohl. Aber weil er sich stets besser befinden wollte, so befindet er sich hier. Die Menge der Aerzte und Arzneyen haben ihn umgebracht.“

Auf dem Leichensteine eines Kindes las ich die Worte: „Hier liegt die einzige Hoffnung trostloser Aeltern, welche, nachdem der Himmel ihren vieljährigen Wunsch erhört, und sie mit diesen liebenswürdigen Erben erfreuet hatte, aller angewendeten ausnehmenden Sorgfalt und Treue ungeachtet, dieses Vergnügen nicht länger, als zwey Jahr und vier Wochen genießen konnten, da es dem Himmel gefiel, diesen zarten Zweig in seiner ersten Blüthe wieder abzubrechen, und ihn in das himmlische Paradies zu verpflanzen.“ Auf der Gegenseite stunden die Worte: „Die unsinnige Liebe der Aeltern entriß der Welt dieses hoffnungsvolle Kind, dessen starke Natur durch die übertriebene Pflege, durch wohlgemeinte Ueberladung und liebesvolle Verzärtelung dergestalt geschwächt und verdorben wurde, daß es sein Leben endigen mußte, weil die Personen, die es erzeugt hatten, die Kunst nicht verstanden, es zu erziehen.“

An einem andern Orte ruhet der geschickteste Jüngling, welchen eine Wassersucht umgebracht hatte, gegen die alle ersinnliche Mittel vergebens angewendet worden wären.“ Als ich auf die andere Seite trat, so erfuhr ich, daß hier ein Selbstmörder lag, „welcher, um ein geringes Fieber geschwind los zu werden, durch eine schädliche Arzney sich mit der Wassersucht den Tod zuwege gebracht hatte.“

Hinter ihm lag eine tugendhafte Jungfrau, deren erbaulicher Wandel allen ihren Zeitverwandten zum Muster gedient hatte. Sie hatte sich dem unctionen Stande gewidmet, um auch nur den Schein weltlicher Lüste zu vermeiden, und starb im Geruche der Heiligkeit an einer

„un-

„unglücklichen Trommelsucht.“ Auf der andern Seite stand mit kurzen Worten: **Ilse Quackers** hinterließ sieben vaterlose Waisen, und starb unter der Entbindung von der „achten.“

In einem Winkel lag **Michel Brumm**. „Seine drey Weiber würden ihn ungern verloren haben. Allein, er verlor sie mit aller Ergebung und Gelassenheit. Die vierte, so ihm dieses Ehrendenkmaal setzt, hat sich über diesen Trauerfall heldenmüthig entschlossen, nie wieder in den Stand der Ehe zu treten.“ Die andre Seite erklärte mir die Sache: **Michel Brumm**, hieß es, prügelte seine drey ersten Weiber, daß sie starben. Die vierte dankt es Gott und ihrer Zähigkeit, daß sie noch lebt. Er schlug sie binnen zwey Jahren lahm, bucklicht und dumm. Weil er sie aber nicht todt schlagen konnte, so ärgerte er sich, daß er starb.“

Unter einer Dachtraufe lag, „die frömmste Wittwe, welche ihren Mann 54 Jahr beweint, und endlich von langem Grame ausgezehrt gestorben war.“ Auf der andern Seite standen die Worte: „Propter nimium Est.“

Zwey und achtzigstes Stück.

— — Es ist der Reiz zum Leben
Den Menschen theils ins Herz und theils ins Hirn gegeben.

Es ist im Fleische der Thiere eine zwofache Kraft, die es lebendig macht. Eine ist die Empfindlichkeit, oder Sinnlichkeit, welche das Fleisch dadurch erhält, wenn sich eine Nerve damit verbindet, oder darinn zertheilt. Diese Kraft

Kraft macht nicht allein das Fleisch empfindlich, so daß die darinn geschenehen Eindrücke durch den Nerven bis zum Gehirne laufen, und gleichsam die Seele warnen, sondern sie giebt ihm auch alle Bewegungen, deren es fähig ist, z. E. willkührliche, natürliche, Zuckungen, Krämpfe, u. s. w. Die andre belebende Kraft des Fleisches ist ihm allein eigen, und kann ohne die Sinnlichkeit bestehen. Es ist die Kraft der Fleischfasern, sich zu verkürzen oder zusammen zu ziehen, wenn ein Eindruck in sie gemacht wird. Der Herr von **Haller**, welcher diese letztere Eigenschaft der lebenden Körper zuerst deutlich beschrieben hat, nennt sie die Reizbarkeit, und leitet sie von dem Leime her, der die Elemente des Körpers untereinander verbindet, welches ihm **Schreiber**, **Whytt**, und andre gar ernstlich abstreiten. Ich zweifle nicht am Daseyn und der wirklichen Verschiedenheit dieser beyden belebenden Kräfte des Fleisches, bin aber überzeugt, daß **Whytt** und mehrere völlig Recht haben, wenn sie sagen, daß man die Empfindlichkeit und die Reizbarkeit sehr oft miteinander verwirre, und daß es in den meisten Fällen schwer zu bestimmen sey, von welcher von beyden gewisse Bewegungen im Körper abhängen. So bewies **Köderer** die Reizbarkeit der Haut daraus, daß sie von der Kälte und vom Schrecken zusammen gezogen werde, welches doch offenbare Wirkungen ihrer Empfindlichkeit sind. Ich mag mich nicht mit mehrern Beyspielen abgeben, weil sie verhaßt seyn möchten: behaupte aber, nach den eignen Grundsätzen des unvergleichlichen Lehrers der Reizbarkeit, daß alle Bewegungen der Muskeln, welche entweder durch Empfindungen und Gedanken der Seele, oder durch einen Eindruck in die Nerven, den auch die Seele nicht empfindet, bewerkstelligt werden, keinesweges vom Reize, sondern von der Sinnlichkeit des Fleisches herzu leiten sind; daß mithin viele Bewegungen solcher Theile, die Reiz und Sinnlichkeit zugleich haben, wie alle Muskeln, das Herz und die fleischigten Häute, durch beyde Kräfte zugleich bestimmt werden können, und daß man zu weit gehe, wenn man, so lange beyde Kräfte in Thieren leben, die

eine

eine ausschliesse, da von keiner erwiesen werden kann, daß ihr im natürlichen Zustande Hindernisse im Wege lägen. Warum wollte man z. E. behaupten, daß die Bewegung des Herzens bloß von seinem Reize herrühre, da das Herz Nerven und Sinnlichkeit hat, und diese Nerven eben den Eindruck als die Fleischsfäsergen leiden. Vielleicht darum, weil ein ausgeschnittenes Herz durch jeden Reiz seine verlorne Bewegung wieder empfängt? Allein, behält das Herz nicht auch, nachdem es ausgeschnitten worden, seine Nerven und seine Sinnlichkeit? Ich fürchte sehr, daß man geschlossen habe, weil wir den Reiz der Nerven des Herzens nicht in der Seele empfinden, weil wir uns seiner nicht bewußt sind, so kann es das Gefühl nicht seyn, was das Herz in Bewegung setzt: Allein, man hätte bedenken sollen, daß ein gesunder Nerve allezeit Gefühl habe, und daß er seine Muskeln auch dann bewege, wann er seine Gefühle nicht bis zum Gehirne, nicht bis zur Seele fortpflanzen kann. Ich werde hievon im 101 und 102 Blatte, wo ich von der Sinnlichkeit der thierischen Körper handle, deutlichere Erläuterung geben.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ich den Reiz und die Sinnlichkeit für einerley Eigenschaft hielte. Ich glaube nur, daß man beyde oft mit einander verwechselt habe, weil man nicht bedacht hat, daß die Sinnlichkeit die Muskeln auch dann noch bewege, wenn die Glieder vom Kopfe getrennt sind, welches der Herr von Zaller vollkommen erkannt, ausführlich erwiesen, und von den Wirkungen des Reizes gänzlich unterschieden hat. (Man findet die Stelle unten im 101 Blatte). Der Reiz ist keine Eigenschaft der Nerven, auch nicht der allerempfindlichsten, sondern bloß des Muskels. Die Sinnlichkeit ist bloß den Nerven eigen, und keinem Muskel, in sofern er Fleisch ist. Unmöglich kann also Reizbarkeit und Sinnlichkeit einerley Sache seyn. Das aber ist problematischer, ob nicht der Reiz des Fleisches bloß eine Wirkung der Sinnlichkeit sey, die es von seinem Nerven empfängt. In der That hört der Reiz eines Muskels auf,

wenn

wenn der Nerve abgeschnitten wird. Man kann aber antworten, daß das ausgeschnittene Herz dennoch seine Reizbarkeit lange behalte. Hier ist also erst zu entscheiden, ob auch die Sinnlichkeit der Nerven des Herzens so lange fort-dauere: denn daß sie eine Zeitlang fort-dauere, daran kann niemand zweifeln. Allein die Reizbarkeit des Herzens dauert oft so lange nach dem Tode fort, als die Sinnlichkeit anderer Theile nicht zu wahren pflegt, und es ist also die Frage, ob hierin die Nerven des Herzens von der Natur privilegiert sind? Ein ausgeschnittenes Herz von manchen Thieren schlägt noch, oder fängt von einem Reize wieder an zu schlagen, nachdem es zehn, zwanzig, funfzig Stunden, ja drey bis vier Tage von seinem Körper getrennt ist. Dieß scheint viel weiter zu gehen, als die Sinnlichkeit nach der Trennung des Leibes vom Haupte fortzudauern pflegt. Gleichwol hat man auch Beispiele von Schildkröten, die nach abgeschnittenem Kopfe ein halbes Jahr gelebt, und die Sinnlichkeit behalten haben. Es ist also, wie gesagt, noch sehr problematisch, ob die Reizbarkeit des Fleisches eine Wirkung der Sinnlichkeit, oder eine dem Fleische allein eigene Eigenschaft sey. Der einzige bündige Beweis vom letztern ist der, daß man den Reiz da erweislich machen kann, wo gar keine Sinnlichkeit Statt findet. Bey Thieren läßt sich dieses schwerlich darthun, weil jeder Muskel mit Nerven versehen ist, die sich nicht von ihm trennen lassen. Allein die Pflanzen haben die Reizbarkeit mit den Thieren gemein, und besitzen vielleicht noch mehr davon, als diese; sie ist bey ihnen der Grund von allen Bewegungen, und, wenn man also die unwahrscheinliche Meynung nicht annehmen will, daß auch die Pflanzen eine Sinnlichkeit hätten, an denen man doch keine Spur von Nerven oder andern sinnlichen Werkzeugen wahrnimmt, so ist dieser Grund allerdings entscheidend, und so muß man die Reizbarkeit des Fleisches für eine belebende Eigenschaft thierischer Maschinen gelten lassen, die für sich, auch ohne die Sinnlichkeit, ein Principium vieler Bewegungen im thierischen Körper seyn kann, ob sie gleich in lebendigen

Kör-

Körpern auf mancherley Weise durch die Sinnlichkeit bestimmt und verändert wird. Kurz die Sinnlichkeit, die Gefühle der Nerven, auch die, welche die Seele nicht empfindet, sind in belebten Thieren ein Reiz der Muskeln, der aber seine Wirkung in dieselben nicht äußern könnte noch würde, wenn sie nicht die Reizbarkeit besäßen; die also eine ihnen eigene von der Sinnlichkeit gänzlich verschiedene Eigenschaft des Fleisches ist.

Ohne in dieser dunkeln, oder wenigstens noch sehr verworrenen Sache weiter zu gehen, als es die Schranken der menschlichen Erkenntnis bis ist erlauben, muß es meinen Lesern genug seyn, das Daseyn einer solchen bewundernswürdigen Eigenschaft in der thierischen Maschine zu erkennen, und dem großen Herrn v. Haller Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, der uns dieselbe entdeckt hat. Diese Lehre aber zur Erklärung der thierischen Verrichtungen anzuwenden, das scheint mir bey der noch vorwaltenden Dunkelheit, die uns den Zusammenfluß der Sinnlichkeit mit der Reizbarkeit in thierischen Körpern, verdeckt, eine so schwere Unternehmung zu seyn, daß ich wenigstens mich nicht trauen kann, etwas davon zu lehren. Die Lehre von der Sinnlichkeit, die ich im 101. und 102ten Stücke vortragen werde, besonders aber das 233ste Bl. wird mich hierin rechtfertigen.

* * *

Herr Arzt,

Der erste Jahrgang Ihrer Wochenchrift hat mir Vergnügen gemacht, und ich habe wirklich daraus gelernt. Alles, was ich wünschen möchte, besteht darinn, daß in allen Blättern der Character eines ernsten, ehrwürdigen Mannes beobachtet worden seyn möchte, wie ein Arzt, der Eingang finden will, allezeit haben muß. Ich bin eben kein Feind der Scherze überhaupt. Allein, in Sachen, die das allgemeine Elend unsers Geschlechts betreffen, sind, deucht mir, alle Scherze übel angebracht. Sie werden freylich sagen, daß man sich nach dem verschiedenen Geschmack der Leser richten müsse. Allein, glauben Sie mir, mein Herr, die Leute, die bloß zum Vergnügen

gnügen lesen, werden Ihnen doch nie getreu bleiben, wenn Sie nicht alle Blätter mit Scherzen anfüllen. Der Hauptzweck einer medicinischen Wochenchrift muß der seyn, zu unterrichten, und den Lesern die Grundsätze, worauf ihre Selbsterhaltung beruhet, so leicht und deutlich und geläufig zu machen, als möglich ist. Wenn Sie diesen erhalten, so überlassen Sie das Uebrige den Dichtern, den Musikverständigen, den Romanschreibern, oder, mit einem Worte, denen, die bloß für Müßiggänger schreiben. Wären alle Ihre Blätter so geschrieben, wie das 6te, 18te, 36ste, 45ste, 46ste und einige andre, so würde ich vollkommen mit Ihnen zufrieden seyn.

Severus.

* * *

Mein Herr,

Ich erwarte alle Montage Ihre Blätter mit großem Verlangen, weil ich mehrentheils etwas darinn finde, was mich aufgeräumt macht, und woben ich recht herzlich lachen kann. Nur bedaure ich zuweilen, daß Sie aus Ihrer Kunst solche Materien erwählen, die gar zu ernsthaft sind, und Ihnen zu wenig Freyheit verstaten, munter zu schreiben. Es scheint, daß Sie ein wenig zu sehr auf dem Vorsatze beharren, nützlich zu seyn und zu unterrichten. Allein, bedenken Sie doch, wenn ich bitten darf, daß wir schon medicinische Bücher genug haben, worinn die Regeln beschrieben sind, wie man gesund leben soll; und daß ein jeder, wer in der Arzneykunst gelehrt werden will, dieselben lesen kann, so oft es ihm beliebt. Wer gebraucht wohl fliegende Blätter zum Nachschlagen? Wer will wohl daraus gelehrt werden? Nein, man liefert sie zum Vergnügen, und die medicinischen Sachen müssen eigentlich nur die Veranlassung für Sie seyn, um uns wöchentlich einmal verschiedene lustige Dinge zu sagen, worüber wir lachen können. Sie haben hierzu eine gute Gabe. Ihr Herr Klippmann, Ihr Capitain Lux, Ihr Fresser Tamisius, Ihre sieben Musen, Ihr Peter, haben mich ungemein vergnügt. Allein, oft geschieht mir der Poffen, wenn ich ein neues Stück von Ihnen mit dem Vorsatze ergreife, recht zu lachen, daß ich den Mund bey jeder Zeile vergeblich spize, und daß ich am Ende mit der Hand darüber hinfahren und gähnen muß. Thun Sie uns doch den Gefallen, und lassen solche ernsthafte Stücke hinweg, oder setzen Sie wenigstens uns zur Warnung darüber:

Hic niger est, huac tu, Romane, caveto.

Ich bin, ic.

Lustig.

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg.

Ec

Mei

Meinen Gruß zuvor,

Wollte Gott! daß meine Vorstellungen Kraft an Ihnen bewirkt werden möchten; denn Sie sind auf dem geraden Wege zu Ihrem und Ihrer Leser Verderben. Schon in Ihrem 8ten, 15ten und 24sten Stücke thaten Sie uns den ruchlosen Dienst, uns neue Liebes- und Trinklieder mitzutheilen, und dadurch die ärgerlichen Sittenlehren, welche die sogenannten Dichter neuerer Zeiten, dem Heiden Anacreon, nachplaudern, zu vermehren. Ich weiß zwar, daß man diese Narrentheidungen ist witzige Scherze nennt. Allein, desto ärger! Ich muß es aus Menschenliebe sagen, daß eben die Scherze die Satans sind, die ihre Anhänger zur Hölle und Verdammniß leiten. Wer hat es doch dem elenden Menschen, dem nichtswürdigsten Wurme auf dem Erdboden, erlaubt, Scherze und Poffen zu treiben, oder der eiteln Freude nachzugehen, und sein Vergnügen zu suchen? Weinen, weinen sollten wir über alle das Elend, das unsre verdorbene Natur drückt, aber nicht scherzen, nicht froh seyn! Auch der bloße Scherz von Lastern autorisirt, und führt sie ein. Die Weibsperson, welche in Ihrem 8ten Stücke einem Arzte zuruft: **Hier stehn die gefüllten Gläser, und warten auf ihren Erlöser**, u. s. w. mag wohl eine saubere Person seyn, die schon in ihrer Jugend so gut zum Zechen und Buhlen ermahnen kann. Läßt sich wohl glauben, daß sie in diesen beyden Lastern ganz unerfahren seyn sollte? So wie sie jetzt schon singt, so wird sie als Mutter auch singen; und wehe der armen Jugend, die von ihr der Hölle erzogen werden wird! Ja, wenn es nur noch bey dem Singen bliebe, und wenn nur nicht das Sprüchwort allzu wahr wäre, daß man das am liebsten thut, wovon man am liebsten spricht. Was kann also wohl im Alter anders heraus kommen, als eine Buhlerin und Trinkschwester? Und wehe dem armen Manne, dem ein solches abscheuliches Thier sein Haus bestellen soll! Ich bedaure wirklich die Person, die sonst einige gute Gaben empfangen zu haben scheint. Allein, sie will in ihr Verderben, wie schon Biele. Anstatt den **Hagedorn** so wehmüthig zu beklagen, wie nach seinem Tode geschehen ist, sollte man vielmehr sein Andenken vertilgt haben, da er der Urheber aller dieser entsetzlichen Verführungen gewesen, und gewiß der Hölle mehr Opfer gebracht, als er sich bey dem Pöbel Bewunderer erworben hat. Zwanzig Jahr, die er in dieser ruchlosen Lebensart zubrachte, konnten ihn doch nicht gescheit machen, und alle Rechtschaffene verwünschten ihn noch im Grabe. Ach unsre Welt liegt im Verderben, und ihr Ende ist vor der Thür! Weg mit allem Vergnügen, weg mit allen Narrentheidungen, Scherzen und muntern Einfällen. Verwünscht sey der, der das Vergnügen zur ersten Pflicht und zum Berufe seines Daseyns macht, wie Sie es lehren. Ist das ein Christ?

Christ? Ist das ein rechtschaffener Mann, der so der Ruchlosigkeit Thür und Thor öfnet, wie sie thun? Gehen Sie in sich, guter Freund! Sagen Sie nicht mehr, daß der verworfene Mensch zum Vergnügen bestimmt sey, sondern zeigen Sie ihm vielmehr, wie er auf keine andre Weise ein Christ seyn könne, als durch Seufzen, Beklagen, durch Züchtigung seines Leibes, und durch die gänzliche Ausrottung aller angenehmen Begierden, die nur die Seele verderben; und nehmen Sie endlich alle diese Ermahnungen von mir an, der ich ein Freund meines armen Nächsten bin, und ihn nicht eher für selig schätzen kann, als bis er sich am unerträglichsten ist. Ihr dienstschuldigster

Pietista Star.

Monfieur,

Ich war neulich an einem Orte, wo ein Frauenzimmer Ihre letzten Stücke vor sich liegen hatte. Sie fuhr auf, als sie mich sahe, und fragte: Sagen Sie mir einmal, wird nicht der Arzt schon matt? Oh, que Oui! Mademoiselle, versetzte ich, das macht, er ist schon ein Vater von 81 Kindern. Wie gefällt Ihnen diese Antwort? Je suis

vôtre Serviteur,

Belesprit.

P. S. Aber à propos! wie gefiel Ihnen die Frage?

Antwort auf die vorhergehenden Briefe.

Ich werde alle diese Briefe mit der folgenden Cantilischen Fabel beantworten:

Merk auf, ich bitte dich, wie es dem Alten gieng,
Der, um die Welt zu sehn, noch an zu wandern fieng.
Ein Esel trug ihn fort, sein Sohn war sein Gefährte.
Als nun der sanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reisender ihn unterwegs an:
Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
Daß ihrs laßt neben euch auf schwachen Füßen traben?
Drum stieg der Vater ab, und wich dem müden Knaben.
Doch, als er dergestalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.
Ihr könntet ja mit Recht, hört er von andern Leuten,
Zum wenigsten zugleich mit eurem Daben reiten.
Er folgte diesem Rath, und als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dies für übel nahm.

C c 2

C c

Es schrie der ganze Markt: Ihr thut dem Thiere Schaden!
 Man pflegt nicht so, wie ihr, sein Vieh zu überladen.
 Der Alte, der noch nie die Welt so wohl gekannt,
 Kehrt eilig wieder um, wie ers am besten fand,
 Und sagte: Sollt ich mich in alle Leute schicken;
 So packten sie mir gar den Esel auf den Rücken.

Dieses ist das Loos der heutigen Schriftsteller. Man rechnet es ihnen für eine Wohlthat an, wenn man sie liefert. Man glaubt, sie zu beschenken, wenn man ihnen Beyfall giebt, und man ist der Meynung, daß man etwas an sie wende, wenn man ihre Bücher kauft. Weil ist Jedermann entweder gelehrt ist, oder es doch für eine große Kleinigkeit hält, es zu werden, so findet sich selten ein Leser, der unterrichtet zu werden verlangte, sondern die meisten wollen nur urtheilen, und viele verhalten sich beyhm Lesen, wie die Leute zu Suratte, die sich aus Wollust knäten und ihre Glieder recken lassen. Sie nehmen ein Buch in die Hand, wenn sie verdrießlich oder schläfrig, oder unaufgelegt sind selbst zu denken, bloß um zu versuchen, ob ihr Schriftsteller die Geschicklichkeit besitze, sie zu lachen zu machen, ihnen die Zeit zu vertreiben, oder sie in den Schlaf zu schwagen. Finden sie dieses nicht, so werfen sie sein Buch unter den Tisch, und nennen ihn einen Lungenichts. Die goldnen Zeiten sind nicht mehr, da die Schriftsteller stolz seyn durften, wenn sie etwas Schönes, etwas Lehrreiches, etwas Nützlichendes bekannt machten, und da sie dem Publico Trost bieten konnten, wenn es seinen Beyfall nicht geben wollte, wie einst Euripides that, als eins seiner Schauspiele zu Aethen aufgeführt wurde.

Sein Lied war reich an weisen, starken Sprüchen,
 Vor denen schnell aus jeder Brust
 Des Übels Absicht, Hoffnung, Lust
 Und niedre Meynungen entwichen.
 Ich weiß nicht, wie es kam, daß einer von den Sprüchen
 Einmal dem ekeln Volk mißfiel.
 Verantwlich war er schön. Genug, die Menge wollte,
 Daß der Poet aus seinem Trauerspiel
 Den unglückselgen Vers auf ewig bannen sollte.

Sie

Sie stampften ungestüm und schrien;
 Denn ihnen fehlten nicht die heutigen guten Sitten.
 Sie stampften; der Poet erschien.
 Die Menge schwieg, mit Ehrfurcht sah sie ihn:
 Denn er kam nicht, um Fehler abzubitten.
 Auf seiner Stirne saß die edle Zuversicht.
 Mit der ein großer Mann von seinem Berthe spricht.

Was fordert ihr von mir? sprach er. Ihr kennt mich nicht!
 Meynt ihr, daß ich, die Zeit euch zu vertreiben, dicke?
 Ich schreibe, daß ich euch, ihr Bürger, unterrichte,
 Nicht, weil ich von euch lernen will.

Er sprach, und schlug dadurch des Volkes Hochmuth nieder,
 Man scharrte nicht; die Schreyer schwiegen still,
 Und forderten von ihm dergleichen nimmer wieder.

Gleichwie ich kein Euripides bin, so würden auch meine Leser das Publicum nicht seyn, für das er schrieb. Man fordert ist von den Schriftstellern, daß ihnen keine Eigenschaft mangle, wodurch sie auf eine stets ergötzende Weise in den schwersten Dingen den leichtesten Unterricht erteilen können, und der größte Lohn, den sie davon zu hoffen haben, ist der, wenn viele sagen, daß sie sie lesen mögen. Nach allen Bemühungen zu gefallen, sehe ich aus den Vorwürfen meiner Correspondenten, daß ich noch lange nicht an dieses Glück denken darf. Allein man wird mir vergeben, daß ich, der Canitischen Fabel eingedenk, bey meinem Plane bleibe, das Angenehme mit dem Nützlichenden zu vermischen, und so zu schreiben, wie ich es vor Allen die keine Heuchler sind, und deren Beyfall mir Ehre bringen kann, zu verantworten gedenke.

* * *

Mein Herr,

Sie haben schon von verschiedenen Arten seltsamer Kranken gehandelt. Wir haben von Ihnen die Gesunden in ihrer Einbildung, und die Kranken in ihrer Einbildung kennen lernen. Jenes waren die fetten, und dieses die hypochondrischen Leute. Wir haben an dem Capitain Luz einen Gesunden gesehen, der sich beständig curiren ließ, und in Ihrem 44sten Blatte haben Sie uns Leute gezeigt,

Cc 3

zeigt, berei Krankheiten von ihren Curen herrühren. Es fehlt aber noch eine besondere Art Thoren, und das sind die, so Krankheiten affectiren, wovon sie wohl wissen, daß sie sie nicht besitzen. Kann wohl eine Sache seltsamer seyn, als daß man mit Krankheiten Staat macht und Stolz treibt, oder andere nichtswürdige Absichten erreichen will? Gleichwohl ist nichts gemeiner, als eben dieses. Sie werden sich an den *Cälius des Martialis* erinnern, welcher zu seiner Strafe das *Podagra* wirklich bekam, das er sich angedichtet hatte. Es wäre sehr gerecht, daß diese Strafe allezeit auf eine solche Sünde folgte; denn man würde sich gegen die Vorsicht mit Unrecht darüber beschweren, daß sie uns ein Uebel wirklich gäbe, das wir zu unsern Absichten erdichten. Ich will nur den Prediger anführen, von welchem *Jaucheur* berichtet, daß er sich eine Regel daraus gemacht habe, nach abgemessener Ordnung bey diesem und jenem Absatze zu husten; und daß er, um sich hierinn ja nicht zu irren, in seiner Handschrift an alle die Stellen, wo er husten wollen, *Sm! Sm!* hinzugeschrieben. Wäre es nicht eine heilsame Cur der Eitelkeit dieses geistlichen Mannes gewesen, wenn er zu seiner Gabe der Redekunst von der Vorsicht noch die Gabe der Schwindsucht erhalten hätte, um das Husten nicht zu vergessen? Wenn man alle Krankheiten nach der Reihe durchgehen sollte, so würde man von den meisten Beispiele finden, daß sie jemals entweder von einzelnen Personen affectirt, oder wohl gar zu allgemeinen Moden geworden sind. Weil *Alexander der Große* einen krummen Hals hatte, so hiengen alle Hofleute ihren Kopf auf eine Seite, und affectirten schiefe Hälse. Ein großer Herr, der, wegen eines üblen Geruchs aus dem Munde, stets Gewürze kauete, machte seinen ganzen Hof melancholisch, entweder weil man sich grämte, einen reinen Athem zu haben, oder weil man so viel Gewürz kauete, daß man den Speichel zu häufig auswerfen mußte. Denn, Sie sagen uns ja, daß man hiervon melancholisch werde. Dieses war nicht das erstemal, da man glaubte, daß es sich gehörte, übel aus dem Munde zu riechen. Hiero mußte sich diesen Fehler von einem Feinde vorrücken lassen; und als er sich hernach bey seiner Gemahlinn beschwerte, weil sie es ihm nicht gesagt hätte, antwortete sie, sie hätte gemeint, daß alle Männer einen solchen Geruch im Munde hätten. *Plinius* erzählt vom *Regulus*, er habe seine Augen gemeinlich mit einem gewissen Oele geschmiert, damit man meynen sollte, daß sie vom beständigen Leben blöde geworden wären. Es giebt Leute, die dazu geböhren sind, die Fehler anderer Leute nachzuahmen, und diese sind selten in ihren Tugenden Originale. Sie haben die thörichte Affectation der Krankheiten in unsern Tagen aufs höchste getrieben. Wenn ein Kammermädchen bey ihrer gnädigen Frau sieht, wie anständig sie leidet, wenn sie *Vapeurs* hat, oder ein Laquay, wie stoisch sein Herr im *Podagra* lächelt,

lächelt, so würden sie glauben, daß ihnen eine der besten Gelegenheiten verloren gieng, sich der Welt von eben einer solchen Seite zu zeigen, wenn sie nicht auch *Vapeurs*, oder das *Podagra* haben sollten. Sie fangen also an, diese Krankheiten zu affectiren, um zu zeigen, daß kein Stolz unsinniger sey, als wenn gemeines Volk vornehm seyn will. Man mag izt fast in alle Gesellschaften gehen, so findet man dergleichen Narrheiten; denn auch in vornehmen Gesellschaften ist immer das Meiste gemeines Volk. Hier stellt sich eine große vierschrötige Dame, als ob sie so zart wäre, daß sie den Hauch des Südwindes nicht vertragen könnte; dort wackelt eine schmale langbeinigte, wie eine Ente, weil sie gern für sehr fett gehalten seyn wollte. Ein junger Herr, der sich sein Bärtchen noch mit der Scheere abschneidet, spricht schon geheimnißvoll von etwas *Venerischem*, das ihm im Blute stecken müßte, und wird im Ernste böse darüber, wenn man ihm keine Schandthat zutrauen will. Von der *Hypochondrie* hat schon der englische *Zuschauer* bemerkt, daß sie oft nur ein bloßer Vorwand der Dummheit sey. Denn, weil man diese Krankheit gemeinlich bey Gelehrten findet, so geben die dümmsten Leute am meisten vor, daß sie hypochondrisch wären.

Ich erinnere mich izt, daß Ihr alter *Better* in Ihrem toten Blatte, von dem geadelten *Marz Sellenen* erzählt, wie zugleich mit dem Adel die vornehmsten Krankheiten in ihn gefahren sind. Diese Vorstellung ist gar nicht übertrieben. Es giebt wahrhaftig solcher Leute viele; und wenn man sie sieht, so muß man, wie *Juvenal* sagen:

Difficile est satyram non scribere.

Ich wünsche, daß Sie, mein Herr, über diese unsinnige Thorheit der Menschen einmal Ihre Betrachtungen mittheilen möchten. Sie werden hier einen Schwarm von Narren finden, die werth sind, aufs beißendste getapelt, und lächerlich gemacht zu werden. Ich habe die Gabe nicht, satyrisch zu schreiben; vielmehr entrüstete ich mich über solche verwegene Thorheiten, die man so ansehen kann, als ob man der Vorsicht ins Angesicht spottete. Rotten Sie diese Brut aus. Nehmen Sie Ihre schärfste Geißel, und züchtigen Sie sie damit. Solche Thorheiten weichen dem Spotte, aber keiner Moral

Ein höhnisch Gelächter
Verjage sie gleich.

Ich bin

R. Serius.

Drey und achtzigstes Stück.

 von Haller.

Bedacht weicht dem Genuß und Kenntniß der Empfindung,
Der schwache Geist verliert der Neigungen Verwaltung,
Und wendet oft in Gift die Mittel der Erhaltung.

Mein Herr Arzt,

Ich bin ein Frauenzimmer, die sehr genügsam ist. Ich habe, so lang ich lebe, nicht mehr, als einen Wunsch, auf einmal gethan, und unter allen meinen Wünschen ist kein einziger, der auf eine bloße Lüfterheit gegründet gewesen wäre, sondern es waren alles Wünsche von der Natur. Als ich 16 Jahr alt war, hatte ich noch nichts gewünscht. Aber damals setzte ich mir vor, einen Mann zu nehmen, es möchte auch kosten, was es wollte. Nachdem ich ihn genommen hatte, bin ich lange Zeit ohne Wunsch geblieben. Denn Sie müssen wissen, daß ich die kleinen Begierden und Triebe, die meinen Puls nicht verändern, für keine Wünsche halte. In diesen Tagen aber hat mich ein neuer heftiger Wunsch zu quälen angefangen, und ich bitte Sie herzlich, suchen Sie ihn mir zu befriedigen. Ich suche eine Materie, die kalt macht. Ich unterschreibe mich

Catin Jaichaud.

Eine Materie, die kalt macht? Das ist eine Aufgabe! Ich würde der Catin einen Mann vorschlagen, wenn sie mir nicht meldete, daß sie schon einen hätte. Ich empfang ihren Brief im Anfange des Julii, da es ungemein heiß war; und weil ich die unschuldigsten Auslegungen für die besten halte, so will ich die Aufgabe den Worten nach nehmen, und glauben, daß die grosse Hitze, welche wir damals hatten, meine Correspondentinn ungeduldig gemacht habe. Sie will vermuthlich ein Mittel wissen, sich abzu-
kühl-

kühlen. Allein, ihre Frage ist zu allgemein, und ich kann sie unmöglich in ihrem ganzen Umfange beantworten. Es ist zwar gewiß, daß man von mir mit Rechte fordern kann, solche Fragen, die zum Wohlsehn des menschlichen Körpers gehören, so umständlich, als es nöthig ist, zu beantworten. Allein, ich weiß auch, daß ich mich nicht selbst abschreiben, oder meine Blätter mit Wiederholungen anfüllen darf, die den größten Theil meiner Leser nur ungeduldig machen würden. Meine Correspondentinn würde, wenn sie sich die Mühe geben wollte, meine vorhergehenden Blätter noch einmal durchzusehen, eine grosse Menge von allerley Vorschlägen finden, wie man sich bey grosser Hitze abkühlen, und der Gefahr vorbeugen kann, welche die Gesundheit dabey leidet. Ich habe in meinem 11ten Stücke gezeigt, wie man sich bey trockner und heißer Luft zu verhalten habe. Im 17ten Blatte sind Verhaltungsregeln bey schwüler Gewitterluft zu finden. Im 20sten, wo ich von den Hundstagen gehandelt habe, ist auch verschiedenes anzutreffen, das zu dieser Materie gehört; und in meinem 76sten Blatte habe ich von verschiedenen Arten des Obstes und der Feld- und Gartenfrüchte gezeigt, wie man sich ihrer bey der Hitze zur Abkühlung zu bedienen habe. Es möchte scheinen, als ob ich noch eine Abhandlung von kühlenden Getränken schuldig wäre. Allein, auch von diesen habe ich schon im 11ten Blatte, S. 147 u. f. Nachricht ertheilt. Es bleibt mir also für diesmal nur noch eine kleine Nachlese übrig; und damit ich es an nichts ermangeln lasse, was man etwa in der heißen Jahreszeit von mir erwarten könnte, so will ich heute noch die Mittel anzeigen, wodurch man sich in der Sommerhitze einen kühlen Trunk machen kann. Ich werde hier nicht noch einmal von den Getränken reden, die ihrer Natur nach kühlend sind, weil man davon schon im 11ten Stücke Nachrichten findet, sondern ich will hier nur zeigen, wie ein jeder die ihm gewöhnlichen alltäglichen Getränke, als Bier, Wasser, Milch, Wein in heißen Tagen hinlänglich erfrischen und abkühlen könne, damit sie den Durst der trocknen und heißen Zungen desto besser lö-
schen

sehen können. Man ist diesfalls im Sommer oft in grosser Verlegenheit. Wenn die Keller auch gleich noch so gut sind, so halten sie doch in der Sommerhize das Getränk nicht frisch genug, wofern man sie nicht beständig so vest verwahrt, daß die äusserliche Luft auf keinem Wege hineinbringen kann. Geschicht aber dieses, so werden die Keller leicht dumpfig, und dieses macht mit der Zeit die Luft höchst schädlich. Daher hat man sich genöthigt gesehn, im Winter Eisgruben anzulegen, in welchen man im Sommer das Getränk abkühlen kann. Allein, diese Erfindung ist nicht hinlänglich. Die Anlage solcher Gruben erfordert Unkosten, die nur die wenigsten Menschen tragen können, und gleichwohl will jeder gern kühles Getränk haben. Ich hoffe also, vielen meiner Leser einen Dienst zu thun, und zugleich meine Correspondentinn zu befriedigen, wenn ich ihnen die Mittel erzähle, welche man bisher erfunden hat, um eine künstliche starke Kälte hervorzubringen, welche sich unsern Getränken mittheilen läßt. Dieses sind Materien, die kalt machen.

Man muß die Erfindung, das Getränk abzukühlen, zuerst bey den Bewohnern der heißen Länder suchen, denen sie die Nothwendigkeit an die Hand gegeben hat. Die Chineser, die Ostindianer, die Perser, haben diese Erfindung schon seit undenklichen Zeiten besessen. Wenn sie auf ihren Reisen frisches Wasser haben wollen, so füllen sie dasselbe in Gefässe von einer lockern Erde, und setzen sie gegen die Sonne und gegen die wärmsten Winde. Die Reisebeschreiber versichern, daß durch dieses einfältige Mittel das Wasser fast so kalt, als Eis, werde, und daß es sich desto geschwinder abkühle, je heisser der Wind wehe, wogegen ein kalter Wind das Wasser mehr erwärme, als erkälte. So seltsam dieses klingt, so werden wir doch unten aus verschiedenen Versuchen sehn, daß wirklich oft ein vermehrter Grad der Hize eine grosse Erkältung hervorbringen könne. Es ist bey diesem indianischen Hülfsmittel nichts zu bedauern, als daß es mit so manchen Unbequemlichkeiten verbunden ist. Geseht, man könnte auch überall eine solche

solche lockere Erde und die daraus verfertigten Flaschen haben, so können doch diese Gefässe nicht mehr als drey- bis viermal gebraucht werden. Denn so bald ihre Zwischenräume mit den irdischen Theilen des Wassers angefüllt sind, so kann sich das Wasser nicht mehr in sie hineinziehen, und dieses ist doch die Bedingung, ohne welche sie das Wasser nicht mehr abkühlen. Zudem erfordert auch der Gebrauch dieser Gefässe eine beständige Aufmerksamkeit. Denn, wenn sie das Wasser hinlänglich und geschwind abkühlen sollen, so muß man sie in einen nassen Lappen einwickeln, welcher nie trocken werden, sondern beständig feucht erhalten werden muß.

Die reichen Indianer bedienen sich des Salpeters zur Abkühlung ihrer Getränke, und vielleicht haben wir es von ihnen zuerst gelernt, daß der Salpeter eine erkältende Kraft habe. Der Kanzler Bacon und der Pater Kircher sind die ersten Naturforscher in Europa gewesen, die diesen Versuch angeführt haben; ja, man wußte zu ihrer Zeit sogar schon, daß der Salpeter nicht das einzige Salz wäre, das diese Eigenschaft hätte, sondern daß auch das Seesalz, wenn es mit klein gestossenem Eise vermischt wird, eine so grosse Kälte hervorbringe, daß das hineingesetzte Wasser davon gefrieren muß. Der berühmte Robert Boyle setzte nachher diese Materie in ein so grosses Licht, daß die neuern Naturforscher nach ihm fast bloß in seine Fußstapfen getreten sind. Er entdeckte gar bald, daß die Eigenschaft, das Wasser zu erkälten, nicht bloß auf das Seesalz eingeschränkt wäre, und daß sie auch den Salpeter, weder allein genommen, noch mit Schnee oder klein gestossenem Eise vermischt, bloß allein beygelegt werden müsse, sondern daß sie auch dem Alaune, dem Vitriole, dem Salmiak und dem Zucker selbst eigen sey. Es gelang ihm, mit dem Salmiac allein Eis zu machen; und nachdem er in der Folge beobachtet hatte, daß diese Salze nicht eher wirkten, als nachdem sie aufgelöst worden waren, so gerieth er auf den Einfall, sich bloß der aus diesen Mittelsalzen gezogenen Säure zu seinen Versuchen zu bedienen, und da fand er,

daß

daß die Salpetersäure diejenige war, welche die größte Kälte hervorbrachte. Es hat sich aber bey den Versuchen, welche die florentinische Academie mit den Auflösungen der Salze angestellt hat, gefunden, daß die Wirkung des Salmiaks, in Absicht dieser Erkältung, noch grösser sey, als die Wirkung des Salpeters. Man ist hernach in diesen Entdeckungen immer weiter gekommen, und ich hoffe, es werde den Liebhabern der Naturforschung angenehm seyn, wenn ich die Erzählung ihrer Geschichte fortsetze, ob ich gleich zugebe, daß sie zu der Hauptabsicht meines heutigen Blatts nicht so viel beitragen können, als man wünschen möchte.

Im Jahr 1700 las der Arzt, Herr Geoffroy, der parisischen Akademie der Wissenschaften eine merkwürdige Abhandlung von den Auflösungen und Gährungen vor, die Kälte erzeugen. Er hatte gefunden, daß die Auflösung aller Mittelsalze, ja selbst der flüchtigen laugenhaften, einige Grade der Kälte hervorbringe; dahingegen die Auflösung der festen Laugensalze Hitze erzeugte. Die Gährungen, welche aus der Vermischung der Mittelsalze mit den flüchtigen Laugensalzen entstanden, brachten ebenfalls Kälte hervor. Allein, Herr Geoffroy beobachtete zugleich den merkwürdigen Umstand, daß die Vermischung des Salmiaks mit dem Vitriolöle verursachte, daß der Liqueur eines hineingesteckten Thermometers darinn niedersank, als ob er erkälter worden wäre, da doch die von dieser Vermischung aufsteigenden Dünste so heiß waren, daß davon der Liqueur eines andern Thermometers plötzlich in die Höhe stieg, wie er zu thun pflegt, wenn er erhitzt wird. Ja, er brachte es sogar dahin, daß das in einem Distillirkolben befindliche Wasser, wenn man den Kolben in ein Gefäß voll Wasser setzte, in dem Kolben kälter wurde, wenn man eine Hand voll glühende Kohlen in das Wasser des Gefäßes hinein warf. Man kann inzwischen diesen letztern Versuch deutlich erklären, ohne die wunderbare Meynung anzunehmen, daß das Feuer der Kohlen das Wasser im Kolben kälter gemacht hätte. Die ganze Sache beruhet darauf, daß die Wärme zuerst in das Glas wirke, ehe sie sich dem

darinn

darinn enthaltenen Liqueur mittheilt. Es ist ein in der Naturlehre bekannter Versuch, daß man ein weites Glas voll Wasser, woran oben eine lange Röhre von einem Wetzerglase befestigt ist, in welche etwas von dem Wasser getreten, in ein Gefäß voll warmes Wasser setzt, da dann das Wasser in der Röhre sehr tief herunter fällt, als ob es erkälter worden wäre, bald hernach aber viel höher wieder hinauf steigt. Denn, wenn das Glas in warmen Wasser erwärmt wird, so dehnt es sich aus. Sein inwendiger Raum wird davon größer; folglich muß das Wasser aus der Röhre ins Glas herunter sinken, ob es gleich wirklich nicht kälter geworden ist. So bald aber auch das im Glase enthaltene Wasser warm wird, so dehnt es sich auch selbst aus, nimmt einen größern Raum ein, und steigt also in der Röhre. Wenn es ziemlich hoch gestiegen ist, so setze man eben dieses Glas geschwind in kaltes Wasser, da dann das Wasser in der Röhre anfangs noch höher steigen, bald darauf aber sehr tief niedersinken wird; nicht darum, weil im Anfange das kalte Wasser das warme in der Röhre noch mehr erhitzt hätte, sondern darum, weil die Kälte erst das Glas zusammen zieht, da dann das Wasser Platz machen, und in der Röhre steigen muß. Bald darauf aber wird auch das Wasser selbst kalt, zieht sich in einen engern Raum zusammen, und muß also tiefer sinken. Daß aber übrigens die Hitze und Kälte zur Hervorbringung ihrer Wirkungen nicht so gar sehr einander entgegengesetzt sind, als es wohl scheinen möchte, erhellt daraus, daß man das gesalzne Schneewasser auf einem zinnernen Zeller viel geschwinder zu Eis machen kann, wenn man den Zeller auf glühende Kohlen setzt, als wenn er in der Kälte steht, und daß die Schmiede ihre Kohlen dadurch von neuem erhitzen, daß sie dieselben mit kaltem Wasser besprengen.

Im Jahre 1761 krönte die Akademie zu Bourdeaux die berühmte Abhandlung des Herrn von Mairan vom Eise, und unter andern nützlichen Entdeckungen, die diese vortreffliche Schrift in sich enthält, war auch eine, die sich zu unsrer gegenwärtigen Materie schickt. Er benetzte ein Thermometer mit Wasser, und beobachtete, daß es augen-

blickt.

blicklich um einige Grade fiel, wenn es so naß an die freye Luft gehangen wurde. Dieser Versuch erläutert die kaltmachende Eigenschaft der ostindischen irdenen Krüge, welche das Wasser erkälten, wenn sie mit nassen Lappen umwunden an die freye Luft gehängt werden. Es erhellet zugleich hieraus, warum diese Lappen stets feucht erhalten werden müssen, wenn sie ihre Wirkung thun sollen. Sollte wohl hierinn das Geheimniß liegen, warum in solchen Krügen das Wasser desto kälter wird, je heisser die Sonne darauf scheint, oder je heissere Winde es anwehen? Denn, je heisser die Luft ist, desto schneller trocknet die um den Krug gewundene Leinwand, und desto öfter muß sie also, der Regel gemäß, wieder angefeuchtet werden. Nun lehrt aber *Mairans* Versuch, daß das Wasser jedesmal von neuem erkälter werde, wenn das Wetterglas frisch benetzt, und an die Luft gehangen wird. Eben dieses kann bey den erwähnten Krügen statt finden, wenn sie gleich mit keinem nassen Tuche umwunden sind. Denn sie sind von einer sehr schwammichten Erde, welche das Wasser in sich zieht, so daß die auswendige Fläche des Kruges, die von der Luft berührt wird, immer naß ist. Je heisser die Luft ist, desto schneller dunstet das Wasser der auswendigen Fläche aus. Weil aber immer etwas neues aus dem Kruge hindurch dringt, so erfolgt eine oft wiederholte Benetzung der äussern Fläche bey heisser Luft, die nicht so oft Statt findet, wenn der Krug im Schatten oder in kühler und feuchter Luft schwebt.

Der Herr von *Reaumur* hat sich um die Materie von der erkältenden Kraft der Salze in so fern verdient gemacht, als er die dahin gehörigen Versuche wiederholt, und sie im Jahre 1734 der Akademie zu Paris mitgetheilt hat; und in den letztern zehn Jahren sind diese Versuche noch weiter ausgedehnt worden. Herr *Richmann*, ein Professor zu Petersburg, welcher nachher von einem künstlichen Blitze bey seinen electricischen Versuchen erschlagen wurde, erzählte in den Jahren 1747 und 1748 der petersburgischen Akademie seine Versuche mit dem angefeuchteten Thermometer, und bemühet sich, die Ursache zu finden, warum

der

der Liqueur in einem solchen Glase mehr erkälter wird. Er glaubte sie in den Salztheilchen des Dunstkreises zu finden. Dem sey aber wie ihm wolle, so hat doch der glasgowische Professor, Herr *Cullen*, 1756, im zweyten Theile der edimburgischen Sammlungen, von dieser Materie am ausführlichsten gehandelt. Dieser genaue Beobachter hat gefunden, daß es nicht gleich viel sey, mit welchen flüssigen Materien die Kugel des Thermometers benetzt wird, sondern daß die von diesen Benetzungen verursachte Erkältung jederzeit desto grösser gewesen, je flüchtigere Liqueurs er dazu genommen hat. Es erhellet hieraus, daß ihre erkältende Kraft mit ihrer Flüchtigkeit oder Ausdünstung in gleicher Verhältniß stehe. Wenn die Versuche im luftleeren Raume gemacht werden, so fällt das Thermometer noch geschwinder und tiefer; ja, man kann sogar eine Kälte hervorbringen, wenn man nur die Luft aus einem Liqueur auspumpet, in welchen das Thermometer hineingetaucht worden ist. Diese Kälte ist nicht geringe; denn Herr *Cullen* hat dadurch selbst Eis hervorgebracht. Das Thermometer stand in der Luft auf 53 Grad. Herr *Cullen* tauchte es in ein Gefäß voller salpetrischen Aether, und setzte dieses Gefäß in ein andres, das mit Wasser angefüllt war. Nachdem er die Luft ausgepumpt, und die Gefäße einige Minuten im leeren Raume stehen gelassen hatte, fand er den größten Theil des Wassers und das Gefäß, worinn der Aether war, mit einer harten und dicken Eisrinde umzogen.

Aus allen diesen Beobachtungen läßt sich schliessen, daß, wenn es an Eise mangelt, um die Getränke zu erfrischen, man an dessen Statt die verschiedenen Salze, besonders das Salmiak, nehmen könne. Es hat nur den einzigen Fehler, daß es zu theuer ist; und wenn man auch gleich dem Rathe des Abts *Toller* folgen, und das im Wasser aufgelösete Salmiak oder den Salpeter, nach dem Gebrauche, durch die Abdunstung wieder aus dem Wasser herausziehen und trocknen wollte, um es mehrmalen gebrauchen zu können: so ist doch dieses noch für einen kühlen Trunk zu mühsam und weitläufig. Es giebt also Mate-

rien

rien genug, die kalt machen. Allein, sie haben alle den Fehler, daß sie nicht ökonomisch genug sind. Die Salze oder ihre Spiritus würden zu einem täglichen Aufwande entweder zu theuer, oder zu mühsam seyn, und die Naturlehre ist zu allem Unglücke eine Wissenschaft, die weder Kosten noch Mühe gespart haben will. Bey so b'wandten Umständen muß ich wohl noch etwas anders vorschlagen, das thunlicher ist.

Das natürlichste Mittel ist das, die Getränke eine halbe Stunde vor der Mahlzeit in frisches Wasser zu setzen. Wo soll man aber in der Sommerhitze frisches Wasser hernehmen? Aus tiefen Brunnen. Was sollen aber diejenigen anfangen, die keine tiefe Brunnen haben? Ich sehe wohl, daß diese Fragen immer fortwähren werden, wenn ich nichts anders rathe; daher will ich nur alles entdecken, was ich noch weiß. Ich kann zweyerley Mittel vorschlagen, davon das erste nicht allein bewährt, sondern auch gelehrt ist, und wovon nicht einmal alle, die sich gelehrt dünken, die wahre Ursache zu ergründen im Stande seyn werden.

Die Ungarn haben eine alte Gewohnheit, wie sie in den ebenen und von der Sonnenhitze ungemein verbrannten Gegenden ihren Wein abkühlen, und von ihnen will ich meinen ersten Vorschlag entlehnen. Wenn sie durch grosse Einden reisen, oder sich daseibst aufhalten müssen, und weder Eis noch Brunnenwasser zur Abkühlung des Getränks vorhanden ist; so machen sie eine Grube ungefähr auf zweien Fuß tief in die Erde, lassen die Weinflaschen hinein, und bedecken solche sorgfältig wieder mit Erde. Darauf zünden sie jählings über dieser Grube, in welcher der Wein liegt, von Heu, Stroh oder Schilfe ein Flammenfeuer an. Wenn dieses Feuer von sich selbst ausgegangen, oder von ihnen ausgelöscht worden ist, räumen sie die äußerliche warme Erde weg, und nehmen den Wein so abgekühlt heraus, als ob sie ihn in Eis gesetzt hätten. Vermöge dieses leichten Mittels kann man so lange kühles Getränk haben, als noch ein Bündel Stroh vorhanden ist, das man anzünden kann.

Ob

Ob nun aber gleich dieser erste Vorschlag so wahr, als thunlich ist, so halte ich doch den zweyten für noch besser, und dieser besteht darinn, daß man auch bey der größten Hitze das Getränk nie zu sehr abkühle. So angenehm ein kalter Trunk denen ist, die sich erhitzt haben, so gefährlich ist es doch auch für die Gesundheit, sich diesem Vergnügen ohne Behutsamkeit zu überlassen. Man hat oft gesehen, daß ein kühler Trunk seinem Liebhaber das Leben gekostet hat. Er verursacht bald eine Entzündung des Magens, und bald diejenige Entzündung der Brust, welche unter dem Namen der Pleuresie, bekannt ist. Ich habe in meinem 63ten Blatte die Gründe angeführt, worauf diese Gefahr beruht. Damals zeigte ich, wie gefährlich es sey, einen besondern Theil des Leibes in merklichem Grade stärker zu erhitzen oder zu erkälten, als die übrigen. Dieses muß besonders von den inwendigen Theilen des Leibes gelten. Eine schnelle Erkältung des Halses, des Schlundes, des Magens, bey erhitztem Leibe, ist von weit grösserer Wichtigkeit, als eine Erkältung auswendiger Gliedmassen. Wenn das eiskalte Getränk durch den erhitzten Hals, Schlund und Magen geht, so zieht es die kleinen Blutgefäße und das in ihnen enthaltene Geblüt mit einer solchen Hefigkeit zusammen, daß dadurch sein Umlauf gehemmt wird, und eine Stockung erfolgt, die eine Entzündung begleitet. Daher sind die Entzündungen des Halses, des Schlundes und des Magens gemeinlich die nächsten Wirkungen allzu kalter Getränke bey erhitztem Leibe. Aber hierbey hat es noch nicht sein Bewenden. Die Erkältung pflanzt sich auch bis in die benachbarten Theile fort, und erregt in ihnen auf eben dieselbe Weise eine Entzündung. Wenn der Schlund zu sehr erkältet wird, der durch die Brust geht, so nimmt die Brust an dieser Erkältung Antheil, und so entsteht davon ein Husten, eine Pleuresie, oder ein Lungenstechen. Eben dasselbe erfolgt in den benachbarten Theilen des Magens, wenn dieser durch kaltes Getränk zu sehr abgekühlt wird. Hiervon rühren die Entzündungen des Zwerchfells und der Leber her,

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg.

Dd

die

die solche Erkältungen zu begleiten pflegen. An diesen Krankheiten sterben viel Leute, und mir deucht, ein kalter Trunk mag noch so angenehm seyn, so ist doch allezeit ein Vergnügen zu theuer erkauf, das mit Gefahr des Lebens bezahlt wird.

Ogleich die Folgen nicht allemahl so gefährlich sind, so verursacht doch das kalte Getränk bey erhitzten Leibe desto öfter andre, theils schmerzhaftre, theils sonst beschwerliche Zufälle, Colick, Bräune, Zahnweh, den Schlucken, ein Zurücktreten des Schweißes und der natürlichen Blutflüsse, Husten, Heiserkeit, und viel andre catharralische Zufälle, die schon der Mühe werth sind, daß man, um sie zu verhüten, einem kleinen Vergnügen entsage. Um deswillen will ich allen meinen Lesern rathen, daß sie sich der Mittel, die in dem gegenwärtigen Blatte beschrieben sind, allezeit mit grosser Mäßigung bedienen, und daß sie lieber bey grosser Hitze ihren Durst mit labenden Getränken stillen, und ihre Hitze bey Ruhe und Geduld auf eine andre Weise, als durch die Materien dämpfen, die kalt machen. Man kann nicht glauben, wie leicht es sey, eine erstaunliche Hitze auszustehen, wenn man sich an einem schattichten Orte der Ruhe ergiebt, und den Durst mit angenehmen säuerlichen, oder den Zufluß des Speichels befördernden Mitteln mäßigt, die ohne alle Gefahr wirken, und wovon die bösen Folgen die kurze Lust nicht unmittelbar verderben, die man mit so bitterer Reue verflucht, wenn sie uns so unvermuthet und tückisch an unser Grab führt. Ich könnte unzählige Beyspiele anführen, um meinen Warnungen noch mehr Nachdruck zu geben. Allein, eben darum, weil sie so gemein und bekannt sind, würden es meine Leser selbst nicht billigen, wenn ich es thäte. Möchte doch keiner unter ihnen dereinst die Reihē dieser traurigen Beyspiele verlängern!

Bier

Bier und achtzigstes Stück.

Brem. Ventr. 3. B.

Welch Glück, wenn keiner Krankheit Plage
Uns das Geschenke dieser Tage
Zu einer Last macht, die uns drückt!

Keine Witterung hat einen so starken und allgemeinen Einfluß in alle Theile der thierischen Natur, als die Hundstagshitze, nicht, weil uns der Hundstern in dieser Jahreszeit giftige Einflüsse zusendet, (denn dieses Vorurtheil habe ich schon in meinem 20sten Stücke widerlegt,) sondern, weil der Erdboden zu dieser Zeit am meisten erhitzt, oder die Luft mit warmen Dünsten überhäuft ist, und die Sonnenstrahlen noch sehr gerade auffallen. Ein grosser Grad der Hitze setz unsre flüssigen Theile aus ihrer natürlichen Mischung, entkräftet die besten Theile, und bringt sogar das Gemüth selbst in Verwirrung. Ich habe in meinem 11ten, 17ten und 20sten Stücke verschiedene solche schädliche Wirkungen der größten Sommerhitze in Betrachtung gezogen. Allein, es ist weit gefehlt, daß damit schon alles erschöpft seyn sollte, was sich von dieser Materie sagen läßt. Diesemal will ich mich in andre Betrachtungen einlassen, von welchen ich mit meinen Lesern noch nicht ausführlich gesprochen habe, und nichts destoweniger wird noch immer eine reiche Nachlese von nützlichen und interessanten Materien übrig bleiben. Weil mich nur ungesähre Umstände zu diesem heutigen Blatte veranlassen haben, so will ich sie als den Leitfaden des Vortrags mit anführen.

Es war sehr heiß. Der Nachmittag ängstigte alle Einwohner der Stadt. Dieser saß halb sinnlos, mit aufgesunkenem Munde, und verdaucte. Jener lag im tiefen

fenden Schweiß und schlummerte. Einer verwünschte die Hitze, und einer den Durst. Inzwischen suchte jedermann Raum und Ruhe, und dieses war billig. Bey grosser Hitze kann ein Licht ein kleines Zimmer heißen, und zween Menschen, die neben einander stehen, bähnen sich, wie im Dampfbade. Zu solcher Zeit ist ein weiter Raum nöthig für jeden einzelnen Menschen, damit sich seine warmen Dünste ausbreiten und zertheilen können, die desto heißer sind, je mehr man sein Blut in Wallung setzt. Raum und Ruhe! Dieses waren schon am Vormittage meine Wünsche gewesen. Aber eine höhere Hand setzte mich in der Enge in Bewegung. Es giebt Leute, die freundschaftliche Besuche annehmen, wie man ein kaltes Fieber bekommt; paroxysmusweise. Ein solcher geselllicher Freund hatte mich zu sich genöthigt, und erwartete mich bey Verlust seiner Freundschaft. Es war sein Tag, da er Besuch anzunehmen pflegte. Die Reihe traf mich in der Ordnung, und also war nichts zu thun, als zu gehen. Um vier Uhr ward ich erwartet. Als das Zimmer geöffnet wurde, schlug mir ein Dampf entgegen, der fast erstickend war. Es war der Dampf von sieben Damen und sieben Herren, ohne die Hunde, die Kohlen und den Theedampf mitzurechnen. Das Zimmer war niedrig; und was noch das Uergste war, so befand sich unter den Damen eine alte Matrone, die mit solcher List ihr Leben und ihre Gesundheit wahrnahm, daß sie sogar die frische Luft vermied, als ob sie Gift wäre. Diese verwünschte Frau hatte sich gleich beym Eintritte ausgerufen, die Fenster zuzuhalten, weil ihre Brust die Luft nicht vertragen könnte. Sie mußte sich doch einbilden, daß eine Gesellschaft ohne Luft leben könnte; sonst würde sie ja zu Hause geblieben seyn. Aber nein. Die meisten Menschen glauben, daß nichts mehr dazu erfordert werde, in Gesellschaft zu gehen, als daß sie es thun, ohne zu bedenken, daß man einer Gesellschaft Dienste und Gefälligkeiten schuldig sey, zu welchen man fähig und geschickt seyn muß, wenn man nicht Vielen zur Last fallen will. Die Matrone von der ich rede, hätte uns allen einen grossen Dienst erwiesen,

wie

wiesen, wenn sie weggeblieben wäre. Denn, ihr selbst und uns andern war es eine wahre Marter in dieser Badstube zu dauern. Man machte ihr deshalb öfters Vorwürfe; aber umsonst. Wenn sich eine alte Frau, die vor der seligen Ewigkeit bange ist, einmal ein System ihrer Lebensordnung formirt hat, so wird es ihr kein Cicero, kein Demosthenes wieder ausreden können. Kinder! sagte sie, gebt euch doch zufrieden. Es ist zu eurem Besten, daß die Fenster verschlossen sind. Hätte ich mich nicht vor der freyen Luft so wohl in Acht genommen, ich würde nimmermehr so alt geworden seyn! Allein, verfezte man, wie läßt sich dieses aushalten. Sehen sie doch, wie wir alle in Schweiß zerfliessen? Desto besser, antwortete sie; eben der Schweiß muß uns erhalten. Ist wohl etwas gesunder als stets zu schwitzen? Man sieng an, über diese Sache zu streiten, und damals war es mir unmöglich, an dem Gespräche Theil zu nehmen. Ist aber will ich meine Gedanken hierüber eröffnen.

Durch die Schweißlöcher der Haut dünstet bey gesunden Menschen beständig eine subtile Feuchtigkeit aus, welche die Haut geschmeidig macht, ohne sie doch merklich anzufeuchten. Man kann sie sehen, wenn man mit der Hand ein kaltes Glas oder Metall berührt, welches alsobald davon anlauft. Diese unmerkliche Ausdünstung ist ein nothwendiges Stück zur Gesundheit, wie ich in meinem 5ten Blatte gezeigt habe. Wenn diese Ausdünstung so stark wird, daß sich die Dünste wie Wassertropfen auf der Haut sammeln, und sie anfeuchten, so nennt man sie den Schweiß. Im Zustande der Natur sind die Canäle, welche die ausdünstende Materie aus dem Blute zur Haut führen, so enge, daß sie keine solche grobe wässrige und klebrige Theile hindurch lassen, als der Schweiß ist. Wenn aber eine heftige Bewegung das Geblüt drängt, und mit Gewalt in die kleinsten Gefäße hineinpressest, so müssen auch diese dem Drucke nachgeben, und so dringt eine gröbere Feuchtigkeit in sie hinein, die sich in der Gestalt des Schweißes auf der Haut zeigt. Dieses ist eine Ursache, warum man bey star-

ter Arbeit, von hitzigen Getränken, oder in heftigen Leiden schafften schwitzt. Inzwischen aber ist sie doch nicht die einzige Ursache des Schweißes. Er fließet auch alsdann, wann die ausdünstenden Canäle ihre zusammenziehende Kraft verloren haben, oder wann sie zu sehr erschlaft sind. Daher schwitzen schwache Kranke, wenn sie sich dem Tode nähern, und Leute, die in Ohnmacht liegen, ganz unerträglich, weil ihre besten Theile durchgängig ermattet und entkräftet sind. Zuweilen kann eine allzu große Auflösung und Verdünnung der Säfte den Schweiß hervorbringen, und oft kommen einige von diesen Umständen zusammen. Da sie aber insgesamt einen unnatürlichen Zustand des menschlichen Körpers zum Voraus setzen, so kann man ohne Irrthum behaupten, daß aller Schweiß eine unnatürliche Sache, eine Kränklichkeit, und ein Zustand sey, für den die Lebensordnung keine Gesetze giebt.

Cælius Aurelianus berichtet, daß schon Diocles von Carystus allen Schweiß für eine Kränklichkeit gehalten habe, und Hippocrates selbst sagte, daß in dem Theile, welcher schwitzt, eine Krankheit wäre. Niemand hat aber gründlicher und entscheidender davon geschrieben, als Boerhaave. Bey einem gesunden Menschen, sagt er, stiftet der allzu heftige Schweiß eben solche Uebel, als die allzu häufige Ergießung des Urins. Er verdickt, hemmt den Umlauf, und veranlasset alle Arten von faulenden und Entzündungskrankheiten. Jedermann, wer eine schwache Brust hat, schwitzt viel. Die Bauern schwitzen bey ihrer Arbeit nicht so sehr, ob sie sich gleich strapaziren. Hingegen zärtlichere Personen zerfließen bey der geringsten Arbeit, und des Nachts von der blossen Wärme des Bettes in Schweiß. Dieser Schweiß entsteht von einem Blute, welches so sehr verdünnt ist, daß seine Theilchen nicht innig zusammenhängen, sondern die flüßigern sich von den übrigen selbst absondern. Es ist also eher keine Genesung zu hoffen, als bis das Geblüt wieder dichter gemacht wird; und wenn dieses nicht geschieht, so ziehen die unaufhörlichen heftigen Schweiß, die Zehrung und verdorbene Säfte nach sich. Ein gesunder Mensch

Mensch schwitzt nicht leicht anders, als wenn er einen Fehler in seiner Lebensordnung begangen hat. Die ersten Wirkungen des Schweißes sind allezeit schädlich. Doch kann zuweilen ein Schweiß zufälliger Weise nützlich seyn. Wenn die unmerkliche Ausdünstung unterbrochen gewesen ist, so beweiset er, daß sich die Schweißlöcher der Haut wieder geöffnet haben; und um dieser Gewißheit willen muß man die tägliche Leibesübung, oder, nach Erkältung, die warme Bedeckung und das warme Getränk bis zum Ausbruche eines ganz gelinden Schweißes fortsetzen. Er kann auch eine große Menge schädlicher Säfte zugleich mit aus dem Körper herausführen, und darum gebrauchen die Leute, deren Säfte mit Unreinigkeiten überhäuft sind, die Schwitzcur. Es lösen sich auch verschiedene anhaltende Fieber mit kritischen Schweiß. Denn die Haut bleibt so lange trocken, als das Geblüt zur Entzündung geneigt ist, und der Schweiß kann wegen der Verdickung der Säfte nicht hindurchdringen. So bald er sich aber einfindet, beweiset er, daß die Spannung der Gefäße nachgelassen, und daß sich die Materie der Krankheit, mit bester Hoffnung zur Genesung, gelöst habe. Ein solcher Schweiß pflegt stinkend und zähe zu seyn, und Sydenham hat in bössartigen Fiebern, und in der Pest selbst, beobachtet, daß diejenigen genesen sind, welche am Ende der Krankheit 24 Stunden hinter einander im beständigsten und zähesten Schweiß gelegen haben. Tschirnhausen erzählt, daß sich von einem anhaltenden Schweiß eine Pestbeule mit dem glücklichsten Erfolge geöffnet habe, und Hofmann hat von den langwierigen mit großer Mattigkeit verbundenen Schweiß in Fleckfiebern ebenfalls heilsame Wirkungen gesehen.

Hieraus lernen wir, daß der Schweiß zuweilen ein nützlich Zufall in Krankheiten seyn könne. Allein, das Nasenbluten ist dieses auch, und dennoch wird es Niemand für eine Regel der Gesunden halten, das Nasenbluten zu befördern. Eben so wenig gehört der Schweiß zur Lebensordnung; denn so wie er allezeit einen unnatürlichen Zustand der Säfte oder der besten Theile anzeigt, so wirkt er

auch nie auf eine heilsame Weise, als in sofern er einer andern Krankheit entgegen wirkt. Da er nun dieses bey einem Gesunden nicht thun kann, so ist es allezeit ein Fehler der Lebensordnung bey Gesunden, zu schwitzen.

Ich hätte um vieles gewünscht, daß die alte Matrone, von der ich oben geredet habe, dieses gewußt und geglaubt hätte. Aber umsonst! So naß wie sie war, unterließ sie doch nicht, eine Tasse heißen Thee nach der andern zu verschlingen, und saß dabey so vergnügt, wie ein Badegast im Bade. Man kann leicht denken, wie uns andern zu Muth war. Die große Hitze der Sonne, die auf den Fenstern lag, und der Dünste, die uns umgaben, brachte unser Geblüt in solche Wallung, und die wäsrigen warmen Dämpfe machten die Haut so schlaff, daß wir vor Angst und Schweiß der guten Frau kaum antworten konnten, welche mit großer Beredsamkeit über das unbesonnene Verfahren der Leute eiferte, die sich der freyen Luft anvertrauten, und sogar der Holung spotteten. Als sie genug gepredigt hatte, sagte eine junge Dame, die sehr erbittert auf sie war: ob sie wohl wüßte, daß man von der großen Hitze seinen Verstand verlieren könnte? wobey es zu allerley beißenden Reden kam, welche nicht wiederholt zu werden verdienen. Indessen neigte sich das Gespräch auf diese Materie, und die Hundstage wurden für erklärte Feinde des menschlichen Verstandes gehalten.

Diese Wirkung der Hitze in das Gemüth, verdient alle Aufmerksamkeit, und ich habe oft darüber nachgedacht. Sie ist von zweyerley Art. Wenn man eine lange Zeit in heißer Witterung zubringt, oder den Kopf den Sonnenstrahlen Preis giebt, so erfolgt davon eine leichte Art der Verrückung, weshalb es zum Sprichworte geworden ist, von einem Menschen, der eine seltsame Art zu denken besitzt, zu sagen, daß er die Linie paßirt sey. Diese Wirkung der Hitze erfolgt allmählig und unvermerkt, und scheint bloß von den Einflüssen der Sonnenstrahlen in das Gehirn und in das System der Nerven herzuführen. Wenn aber der Grad der Hitze so groß wird, daß davon die flüssigen

Theile

Theile scharf und faulend werden; so entsteht eine entsehrliche Wuth, welche Menschen und Thiere in wenig Tagen tödtet. Ich habe in meinem 20sten Blatte S. 276. gezeigt, daß die Galle von der Hitze am leichtesten scharf werde und faule. Diese verdorbene Galle scheint eine gewöhnliche Ursache der Tollheit von grosser Hitze zu seyn; denn es stimmen dazu alle Umstände überein. Aurelianus setzte schon die Ursache der Tollheit und des damit verbundenen Abscheues vor dem Getränke in den Magen, und Boerhaave stimmt ihm völlig bey, nur daß er auch die benachbarten Theile des Magens mit dazu nimmt. Die große Geneigtheit der Galle zur Fäulniß giebt den stärksten Verdacht auf sie, und die entfernten Ursachen der Wuth sind alle von der Art, daß sie die Galle verderben können. In heißen Ländern, in ungemein heißen Sommern, bey lange anhaltender Dürre, werden Hunde, Wölfe, andre Thiere und Menschen viel leichter und öfter wüthend, als sonst. Der Genuß des faulen Fleisches, womit man oft die Kettenhunde füttert, macht sie zur Wuth geneigter, und bloß der Mangel des Getränks bey großer Hitze macht die Thiere schon rasend. Bey der Eröffnung der Leichname findet man zum öftern, doch nicht immer, alle Spuren von dieser Ursache der Wuth. Die Speisewege, nämlich der Schlund, der Magen und die Gedärme sind entzündet. Man findet im Magen eine zähe Galle, und in der Gallenblase ist sie schwarz und dick; und ob man gleich zuweilen keine Entzündung des Magens wahrnimmt, so ist er doch mit zäher Galle angefüllt. Die Kranken empfinden ein Drücken und Angst in der Herzgrube. Wenn sie trinken, so schwillt ihr Magen alsobald auf. Sie brechen Galle von sich, welche oft heftig stinkt. Zuweilen bekommen sie auch Erleichterung, wenn man ihnen ein Brechmittel reicht. Ueberdem hat man auch bemerkt, daß bloß von einer Entzündung des Magens der Wasserabscheu entstanden sey. Was aber noch mehr ist, so findet man durchgängig, daß diejenigen Thiere und Menschen, welche leicht in heftigen Zorn gerathen, und bey denen sich die Galle häufig ergießt, der

Wuth

Wuth am meisten ausgefetzt sind. Man kann dieses aus der Mittheilung der Wuth durch den Speichel beweisen. Wenn ein tolles Thier ein anderes gesundes beißt, so bekommt das letztere die Wuth mit allen ihren Zufällen. Wenn aber auch nur ein erzürntes Thier jemanden beißt, so erfolgt eben dasselbe. Eine Frau die zweien erboste Hähne aus einander riß, und von dem einem blutig gehackt wurde, ward davon wüthend und wasserscheu, und starb kurz darauf. Der Biß von einem erzürnten Enttriche hat dieselbe Krankheit nach sich gezogen. Ein sehr zorniger Hund kann eben dasselbe Unglück machen. Ein heftig erzürnter Mensch biß sich vor Wuth in seinen eigenen Finger, und wurde davon toll und wasserscheu. Es scheint also gleich viel zu seyn, ob die Galle durch den Zorn, durch die Sommerhitze, durch faulende Speisen, durch Mangel des Getränks, oder auf andre Weise erhitzt werde. Die Wirkung kann allezeit eben dieselbe seyn.

So gefährlich ist uns die Galle! Zu allem Glücke aber findet man nicht oft, daß diese entseßliche Krankheit die Menschen von selbst überfalle. Man hat allerdings Beispiele von Leuten, die an der Wuth gestorben sind, ohne daß sie ein tolles oder zorniges Thier gebissen hätte; aber es sind deren wenige. Mehrentheils wird diese Krankheit nur durch den Biß, oder andere Gemeinschaft mit tollen Thieren an Menschen hervorgebracht; und obgleich unsre Galle so leicht zum Verderben geneigt ist, so thut sie doch gewöhnlicher Weise ganz andre Wirkungen, und bringt nur selten die Wuth hervor. Sie kann die Ruhr, sie kann hitzige Gallenfieber, sie kann Magenentzündungen und faulende Fieber erregen; aber sie verursacht nicht leicht den Wasserabscheu, außer bey zornigen und grimmigen Thieren. Dennoch ist die Sache nicht ganz ohne Beispiele. Thiere hat gesehen, daß ein Kranker in einem Gallenfieber über hundert Pfund galliger Materie von unten von sich gegeben, und dieses erstaunlichen Abgangs ungeachtet noch immer abführende Mittel nötig gehabt hat. Dieser Kranke hat hierauf einen Wasserabscheu bekommen, welcher endlich mit der Wiederkunft der

Kräfte

Kräfte zugleich wieder verschwunden ist. Gleichwol ist nicht gemeldet, auch nicht zu vermuthen, daß dieser Zufall mit Raserey verbunden gewesen, ob er gleich immer beweiset, daß ihn eine Gallenkrankheit allein hervorbringen könne. Inzwischen ist ein solcher Erfolg, wie gesagt, ohne die Vergiftung von tollen Thieren gar selten, und wenn man die entseßlichen Zufälle der Wuth kennt, so muß man bewogen werden, dieses für eine besondere gütige Fügung der Vorsicht zu halten. Denn, da diese Krankheit ansteckend ist, und die Kranken auch bey guter Vernunft einen unwiderstehlichen Trieb zu beißen haben, so würde dieses Uebel bald um sich greifen, und die Städte würden in kurzem die Wohnungen wütender und reisender Thiere werden. (*)

Ich mag mich nicht mit der Beschreibung dieser gräßlichen Krankheit abgeben, welche meinen empfindlichen Lesern unerträglich seyn würde, zumal, da ich mich unmöglich in eine solche Ausführlichkeit einlassen kann, als dazu erfordert werden würde, wenn ich ihre Geschichte, ihre Ursachen und ihre Curen aus einander setzen sollte. Dieses sind Sachen, welche den Aerzten allein überlassen werden müssen. Allein das, was von dieser Materie zur Lebensordnung gehört, kann ich nicht von mir ablehnen.

Die meisten Leute halten in ihren Häusern Hunde. Da diese Thiere leicht wüthend werden, so hat man die größte Ursache, sie in der heißesten Jahreszeit wohl in acht zu nehmen. Es ist nöthig, daß man sie zu solcher Zeit nicht viel heße, noch jage, oder erzürne; daß man nie verabsäume, ihnen reichlich zu saufen zu geben; und daß man ihnen im Sommer alles frische und faule Fleisch entziehe. Ich weiß wohl, daß sie darum nicht nothwendig toll werden müssen, wenn man gleich nichts von diesem allem beobachtet: denn außerdem, was wir bey uns häufig sehen, hat Rüssel auch angemerkt, daß in Aleppo die Hunde alles Verwesete fressen und im heißesten Wetter kein Wasser haben, und daß sie darum doch nie toll werden, ob gleich die dortigen Wölfe es oft sind, und alle, die sie beißen,

auch

(*) Man vergleiche das Schreiben im 241sten Bl.

auch durch die Wuth tödten. Allein es ist fürs erste den meisten Beobachtungen gemäß, und fürs andre; werden wir durch diese Vorsorge für die Hunde, aufmerksam gemacht, um ihr Betragen stets genau zu beobachten, welches wirklich eine höchstnöthige Sache ist. Sie sind allezeit verdächtig, wenn sie traurig werden, und die Menschen fliehen, und sich verkriechen, nicht bellen, aber doch murren, weder fressen noch saufen wollen, die Unbekannten anfallen, und ihren Herrn mit hängenden Ohren und sinkendem Schwanz fürchten, und wie betrunken herumtaumeln. Wenn sie in diesem Zustande beißen, so ist ihr Biß zwar gefährlich, aber doch noch nicht eben tödtlich. Wenn sie aber lechzen, die Zunge heraus stecken, mit dem Munde schäumen, einen stockenden Gang haben, und in die Quere laufen, die Augen niederschlagen, eine bleyfarbene Zunge zeigen, ihren Herrn verkennen, und unter dem Schmeicheln auf einmal jornig und heißig werden; so ist die Wuth bey ihnen schon zum höchsten gestiegen, und sie sterben am andern Tage. Der Biß eines solchen Thieres ist höchst gefährlich und meist unheilbar. Wenn man einen Hund mit diesen Kennzeichen sieht, und wenn es der Liebling der Frau im Hause wäre; so dient ihm keine andre Cur, als die man in den Nordländern von Neu-Frankreich mit gewissen Leuten vornimmt, die zuweilen auf einmal mondsüchtig, melancholisch und zuletzt toll werden. Sie sind sehr begierig nach Menschenfleisch, und fallen alle Leute an, wie Wölfe; ja, sie werden desto hitziger, je mehr sie zerreißen können. Man curirt sie damit, daß man sie todt schlägt.

Es giebt noch mehr Zeichen von der Tollheit der Hunde, welche man nicht nur, um der Gefahr gebissen zu werden, vorzubeugen, sondern auch darum wissen muß, damit man sich, wenn man von einem solchen Thiere gebissen worden, keine vergebliche Furcht mache, wenn es nicht toll gewesen ist. Der Engländer R. James giebt das Kennzeichen an, daß vor einem tollen Hunde alle andere aus einem besondern Instincte und mit Zeichen einer erschrecklichen Furcht fliehen. Wenn ein Hund, der gebissen hat, todt

ge

geschlagen ist, ehe man hat untersuchen können, ob er toll gewesen sey, oder nicht; so muß man das Mittel gebrauchen, welches Herr Perit, der Wundarzt, vorgeschlagen hat. Man reibt die Kehle, die Zähne und das Zahnfleisch des todten Hundes mit einem Stücke zubereiteter Speise, woben zu verhüten ist, daß kein Blut daran komme. Dieses Stück Speise giebt man hernach einem lebendigen Hunde. Wenn es dieser mit Schreyen und Heulen verabscheuet, so ist der todte Hund gewiß toll gewesen. Hat er aber das Fressen angenommen und verzehret, so ist nichts zu besorgen.

Weil manche Damen ihre Hunde mehr lieben, als ihre Männer, so werden sie es gern sehen, wenn ich ihnen Mittel zur Cur vorschlage, so bald sie die Tollheit an ihnen bemerken. Ich glaube nicht, daß es etwas helfen kann, ihnen den Tollwurm zu schneiden; denn die Erfahrung lehret zuverlässig, daß solche geschnittene Hunde doch toll werden; nur will man behaupten, daß sie nicht beißen sollen. Allein, die Gesellschaft eines tollen Hundes ist allezeit gefährlich, und ich rathe Niemanden, es darauf ankommen zu lassen. James hat ein Recept für tolle Hunde verordnet, das ich mittheilen will. Man soll ihm 12 Gran von dem aus Quecksilber bereiteten Turpetho minerali eingeben, wovon er sich erbrechen und purgiren wird. Nach 24 Stunden giebt man von eben der Arzney 24 Gran, und so wird mit 24 oder auch nur mit 12 Gran alle 24 Stunden bis in den dritten Monat fortgefahen. Diese Cur ist etwas langweilig. Da aber auch das Quecksilber zur Cur der Menschen mit großem Erfolge gebraucht wird, so kann man eine gegründete Hofnung darauf setzen. Hughes schlägt in seiner natürlichen Geschichte von Barbados ein bequemerer Mittel vor, das aber zweifelhafter ist. Man warf eine im höchsten Grade toll gewordene Kuh auf einen Strohhaufen. Die Sklaven mußten ihr mit Gewalt das Maul offen halten, und man goß ihr indessen einen ganzen Eimer voll kaltes Wasser nach und nach in den Rachen. Sehr bald darauf fieng sie an zu weiden, und innerhalb

24 Stun:

24 Stunden wiederum Wasser zu saufen, wie sonst, und wurde völliĝ gesund.

Da ich nicht gern viel Recepte schreibe, so will ich aufhören, und nur noch das einzige wiederholen, daß es allezeit vorsichtiger sey, ein tolles Thier zu tödten, als es zu curiren. Von der Cur der Unglücklichen, die von tollern Thieren gebissen worden, werde ich ein andermahl handeln. (S. das 135ste Bl.)

Es ist etwas besonderes, daß das Gift von wütenden Thieren den Speichel vergiftet, und einen so großen Abscheu vor allem Getränke verursacht, daß gleich Convulsionen erfolgen, wenn es die Kranken nur an die Lippen bringen, da sie doch veste Speisen ohne Hinderniß und begierig verschlingen. Der Speichel hat viel Aehnlichkeit mit der Galle, und die Tollheit scheint überhaupt oft in einer Vergiftung der Verdauungsfäfte zu bestehn, wodurch die Speisewege angegriffen werden. Ich beobachte diesen Umstand, außer den Bissen von tollern Hunden, auch an andern Bissen giftiger Thiere, auf die zwar kein wirklicher Wasserabscheu folgt, wovon aber doch die Gliedmaßen, welche die Speisen zubereiten helfen, merklich leiden. Von den Scorpionstichen sagt Bouguer in seiner Reisebeschreibung, daß man in America, außer einem kleinen Fieber, keinen weitem Schaden davon empfinde; daß aber doch einige davon eine Geschwulst an der Zunge bekommen, welche das Reden beschwerlich macht. Die Spinne, Democulo, auf der Insel Ceylon, die einer Faust dicke ist, tödtet niemanden durch ihren Biß; aber die Leute werden toll davon. Von der Schlange, Dipsas oder Prestter, versichert Kolbe, daß ihr Biß einen unauslöschlichen Durst verursache, und daß doch nichts schädlicher sey, als dabei zu trinken. Nach dem Stiche der Vipern erfolgt ein entseßlicher Magenschmerz, galligtes Erbrechen, und Schmerz im Unterleibe, sowohl beim Nabel, als in der Gegend der Leber. Bey denen, die davon kommen, beobachtet man öfters eine Art der gelben Sucht. Vom Gifte der Spinnen schwellt der Unterleib, und erzeugen sich Winde in den Gedärmen. Vom Gifte der Kröten wird man gelbsüchtig und schwillt.

Lip:

Lippen und Zunge werden schwarz und stammeln, und hierzu gefellen sich Ohnmachten und Erbrechen. Brogiani sagt, daß man im Magen der Leichname, die von tollern Thieren gebissen worden, eine schwarze Galle finde. Dieses Verzeichniß könnte leicht verlängert werden. Jedoch ich muß aufhören von einer Sache zu sprechen, welche zu ergründen aller menschlicher Wiß bisher vergeblich angestrengt worden ist.

Um wieder zu meiner Gesellschaft zu kommen, die ich im bittersten Zwiste verließ, so beschäftigte sie sich mit den Geschichten von toll gewordenen Schoosbündchen sehr lange, und der Abend kam darüber heran. Wir genossen nicht ohne Dankagung eine stinkende Reiskeule, und diese schlimme Veranlassung erregte viel Klagen über das schlechte Wetter, und daß man keine Speise ist frisch erhalten konnte. Endlich kam es zum Gesundheittrinken. Man war der Meinung, daß es süglich abgeschafft werden könnte; und obgleich Niemand widersprach, so trank doch ein jeder die Gesundheit aller Anwesenden und ihrer abwesenden Anverwandten. Ich halte das Gesundheittrinken für gut. Es erinnert uns an unsre Kränklichkeit; und diese Erinnerung ist beim Trinken heilsam. So wurde bey den Gastmahlen der Römer, wie Petronius berichtet, das Bild eines todtten Kindes, mit dem Ausrufe, herumgegeben:

Eheu nos miseros! quam totus homuncio nil est!

Sic erimus cuncti, postquam nos auferet orcus!

Ergo vivamus tum licet esse bene!

Endlich schieden wir von einander, so wie ich ist von meinen Lesern scheidet, mit dem Versprechen, über acht Tage wieder zusammen zu kommen.

* * *

Mein Herr,

Die Wundarzneykunst hat Ursache, über verschiedene neue Entdeckungen zu frohlocken, womit man sie zu unsern Zeiten bereichert hat. Unter diesen ist besonders der Gebrauch des Lerkenschwammes merkwürdig, welchen ein französischer Wundarzt, Herr Brossard, neuerlich so berühmt gemacht hat. Er ist das zuverlässigste Mittel wider Verblutungen und man hat damit in Frank:

Frankreich und England erstaunliche Proben gemacht. Man legt diesen Schwamm, der auf alten Eichstämmen wächst, und eigentlich der Feuerschwamm, *fungus ignarius* Casp. Bauhini ist, nachdem er gehörig zugeschnitten und geklopft worden, auf die zerschnittenen Blutgefäße, und er zieht in kurzer Zeit die stärksten Pulsadern so fest zusammen, daß man ohne weitere Umstände den Kranken vor der Verblutung sicher stellen kann, die sonst immer den Wundärzten so viel zu schaffen macht. Es wäre zu wünschen, daß der Gebrauch dieses Mittels auch in Deutschland bey allen Wundärzten gemein würde, damit wir nicht zum andernmale ein so wichtiges uns angebotenes Geschenk wieder verlieren möchten. Denn es ist zu wissen, daß man die großen Wirkungen dieses Mittels schon ehemals gekannt hat, und daß dem Herrn **Brossard** nur der Ruhm gebühre, es vom neuem bekannt gemacht zu haben. Es erhellet dieses aus den Worten des **Dillenius** in den *Ephemerid. Natur. Curios. Centur. 7. obs. 57. de Hirudin.* wo er vom Stiche der Blutigel also redet: *Stillat inde languis ad 24 horas, licet nulla conspicua vasa læta videantur, et licet vulnuscule fungo ignatio maniantur.* Es ist zu bewundern, wie ein so schönes Mittel in eine so gänzliche Vergessenheit habe zurück fallen können, noch mehr aber, daß die großen Beispiele, welche man seit **Brossards** Bekanntmachung von dessen Wirkung gehabt hat, bey unsern Wundärzten so langsam wirken, daß wenige etwas davon wissen, und daß man den Leichenschwamm bey den wenigsten auf den Nothfall in Bereitschaft findet.

Ich bin ic.

Nachricht.

Es sind schon wieder einige Fragen an mich eingegangen. Allein, ich habe mich ein für allemal erklärt, sie nicht mehr zu beantworten, weil es mir schwer scheint, dieses auf eine solche Weise zu thun, daß man den Beyfall der Kenner erhalte. Ich will also meinen Lesern die Beantwortung diesesmal selbst überlassen. Zum Glück sind der Fragen nur wenige.

1. Da sich die Neigungen der Menschen durch die Muttermilch fortpflanzen lassen, wie kömmt es, daß eben dieses nicht vom Verstande und von der Erkenntniß überhaupt statt findet?
2. Es ist ausgemacht, daß die Verdauung das Nachdenken hindert. Sollten also wohl die Magenstärkenden Mittel, welche man anpreist, um das Gedächtniß und die Vernunft zu stärken, so ganz verwerflich seyn?
3. Was würde für uns Menschen am besten seyn? Ein kurzes Leben voller Vergnügungen, oder ein sehr hohes Alter, um welches

welches willen man allen lebhaften Vergnügungen entsagen müßte? Ist es nicht am klügsten beyden Vortheilen, zu entsagen, und weder auf große Ankosten des Lebens vergnügt zu seyn, noch auf große Kosten unsers Vergnügens alt zu werden? Ich rechne, daß die unempfindlichste Maschine etwa 100 bis 120 Jahr, der ausschweifendste Jüngling aber nur 20 Jahr leben könne. Was meinen Sie, wenn wir vom Vergnügen und Leben etwas nachgeben, kann das nicht die beste Lebensart genennt werden, bey der man nicht über noch unter 60 Jahre alt werden kann?



Fünf und achtzigstes Stück.

Brem. Beitr.

Das Schicksal kann am besten sorgen.
Bekümmre du dich nicht, was morgen
Sein ewiger Entschluß verhängt.
Den Tag, den dir dein Gott gegeben,
Versuche fröhlich durchzuleben,
Bis ihn ein neuer Tag verdrängt.

Cassandra, die berühmte und unglückliche Tochter des **Priamus** und der **hecuba**, erhielt vom **Apollo** die Gabe der Weissagung für das Versprechen, daß sie ihm ihre Unschuld aufopfern wollte. Nachdem aber **Apollo** so treuherzig gewesen war, ihr diese Gabe zu schenken, lachte sie ihren Liebhaber aus, und hielt ihm kein Wort. Diesen Betrug bestrafte er auf eine Weise, welche die **Cassandra** eben so lächerlich machte, als er selbst durch sie geworden war. Er verbarg seine Empfindlichkeit, und bat sich nur einen Kuß aus. **Servius** sagt, daß ihr **Apoll** bey dieser Gelegenheit in den Mund geräuspert, um

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. E durch

durch seinen Speichel ihre wahrhaftige Zunge gewissermaßen zu vergiften. Vielleicht kannte Apollo schon damals die unreine und ekelhafte Art, zu küssen, welche ist, statt des Handschlags unsrer Väter, das Kennzeichen einer ehrlichen Freundschaft seyn soll. Genug, der verwünschte Kuß that seine Wirkung. Cassandra behielt zwar die Wissenschaft zukünftiger Dinge. Allein, auf ihren Worten lag der Fluch, daß Niemand das Geringste davon glaubte; sondern daß man sie für eine Narrin ansah, bis die Erfolge ihre Weissagungen rechtfertigten. Dieses ist noch das wahre Schicksal der neuen Propheten, der Schwärmer, der Inspirirten. Kein Kluger glaubt ihren Drohungen, und es ist nicht anders, als ob ihnen allen Apoll in den Mund gehustet hätte.

Die Enthusiasteren, der Aberglaube und der Betrug haben die Kraft der menschlichen Seele, zukünftige Dinge vorher zu sehen, so verdächtig gemacht, daß Leute, welche nicht von der Weltweisheit Profession machen, gewiß glauben werden, daß man mit ihnen spotte, wenn man sie versichert, daß alle Menschen eine Kraft besitzen, Zustände, worinn sie sich dereinst wirklich befinden werden, vorher zu sehen. Dieses ist die Ursache, warum ich erst werde erweisen müssen, daß es eine solche Kraft der menschlichen Seele gebe, ehe ich den Einfluß zeigen kann, welchen die Vorhersagungen in unsern Körper äußern. In diesen beyden Entzücken besteht der Grundriß meiner heutigen Betrachtungen.

Es ist unstreitig, daß wir zukünftige Dinge vorher sehen. Der gemeinste Bauer weiß, wann es regnen will, und ist darinn nichts klüger, als die Schwalben. Denn, in der That haben wir diese Gabe der Vorhersagungen mit den geringsten Thieren gemein. Wenn es gleich von den Ameisen nicht wahr ist, daß sie sich auf den Winter Getraide eintragen sollten; so leidet doch dadurch der Beweis von den Vorhersagungen des Zukünftigen bey Thieren nichts. Die Hamster verproviantiren sich unstreitig auf den Winter. Die Bären und Murmelthiere kriechen in ihre Höhlen, deren

deren Zugänge sie sorgfältig verstopfen, um den Winter über ruhig darinn schlafen zu können. Die Vögel empfinden die zukünftigen Witterungen vorher. Die Insecten legen ihre Eyer an solche Derter, wo die zukünftigen Jungen gleich ihre Nahrung und Nothdurft finden können, und kurz, die meisten Thiere werden durch gewisse sinnliche Eindrücke bewogen, das Zukünftige zu besorgen, so wie ein kluger Hausvater seine Sachen bestellt, wann er Zufälle vorher sieht, die sich in der Zukunft ereignen können. Ich will nicht untersuchen, ob das, was wir bey den Thieren Vorhersagungen nennen, eben dieselbe Erkenntniß des Zukünftigen, wie bey den Menschen, zum Grunde habe, oder nicht; genug, daß sich den Menschen eine solche Einsicht nicht absprechen läßt. Wenn wir gewisse ehemalige Empfindungen wieder erhalten, so stellt uns die Einbildungskraft dasjenige zugleich wieder vor, was bey dem erstenmale auf diese Empfindungen erfolgt ist, und hieraus schließen wir, daß eben dasselbe auch nach den gegenwärtigen Empfindungen erfolgen werde. Diese Folgerung ist unsre Vorhersagung, und daher sind die Vorhersagungen Kinder der Empfindungen und Einbildungen, die wir mit einander in Verbindung setzen. So schließt Jedermann von der gegenwärtigen Nacht auf den folgenden Tag, und zweifelt nicht, daß die Sonne, die er ist hat untergehen sehen, bald wieder zum Vorschein kommen werde. So vermeiden wir durch die Vorhersagung einer Krankheit den Genuß schädlicher Speisen, von welchen wir ehemals krank geworden sind. Kurz, so oft wir an eine zukünftige Sache denken, haben wir eine Vorhersagung; und so oft wir uns dabey zugleich vorstellen, daß diese Sache künftig wirklich erfolgen werde, so ist unsre Vorhersagung eine Vermuthung. Man müßte gar keine Unterscheidungskraft besitzen, wenn man nicht, nach dieser Erklärung, in sich selbst täglich unzählige Vorhersagungen und Vermuthungen bemerken sollte. Es ist aber auch wahr, daß solche nichts Besonderes oder Wunderbares in sich haben; dahingegen die Gabe der Weissagung von späten Begebenheiten eine übernatürliche Kraft

zum Voraus seht. War nicht Tiresias bey dem Horaz ein lächerlicher Prophet, da er sich rühmte, die Gabe der Weissagung vom Apollo empfangen zu haben, und, um eine Probe davon zu geben, den Ausspruch that: Was ich sagen werde, das wird entweder geschehen, oder nicht?

O Laertiade, quicquid dicam aut erit, aut non:
Divinare etenim magnus mihi donat Apollo.

HORAT. Satyr. 5. lib. 2.

Solche Prophezenhungen sind wahrhaftig keine Zaubereyen, und man wird also sagen, daß ich mich noch wenig um die Menschen verdient gemacht habe, wenn ich sie mit einer solchen Gabe der Weissagung beschenke, als des Tiresias seine war.

Ich muß gestehen, daß es meine Absicht auch nicht sey, die Menschen zu Propheten zu machen. Es gehört nicht für mich, zu untersuchen, wie sehr die natürlichen Erkenntnißkräfte der Menschen durch den Beystand übernatürlicher Kräfte erhöht werden könnten. Allein, man muß auch nicht glauben, daß diese so einfältige Vorhersehungskraft der menschlichen Seele, die ich ihr belege, ohne alles Wunderbare wäre, und daß von dieser Seite der Geist des Menschen gar keine Tiefen hätte. Ein Mensch darf nur eine besondre Subtilität im Empfinden, und eine vollkommene Stärke der Einbildungskraft besitzen, so kann er mit eben der Art, zu schließen, nach welcher ein Bauer den morgenden Tag vorher sieht, Dinge in der Zukunft sehen und vermuthen, welche man natürlichen menschlichen Kräften kaum zutrauen sollte. Durch zartes Gefühl und genaue Beobachtung, durch genaue Vergleichung und richtige Erinnerung, verkündigt der Landmann die Witterung besser, als der Gelehrte,

Und lehret uns die Kunst, was uns die Wolken tragen,
Im Spiegel der Natur vernünftig vorzusehn.
Er kann der Winde Strich, den Lauf der Wetter sagen,
Und sieht in heller Luft den Sturm von weitem wehn.

Er

Er kennt die Kraft desmonds, die Wirkung seiner Farben.
Er weiß, was am Gebürg ein früher Nebel will.
Er zählt im März schon der fernern Erdre Farben,
Und hält, wann Alles mäht, bey nahem Regen still.
Er ist des Dorfes Rath; sein Ausspruch macht sie sicher,
Und die Erfahrung dient ihm statt tausend Bücher.

Ist dieses nicht schon eine erstaunliche Wirkung unsrer Vorhersehungskraft? Noch wunderbarer aber wird sie, wenn ihr ausnehmende Vollkommenheiten der Sinne und der Einbildungskraft in einzelnen Umständen zu Hülfe kommen. Durch sie können die Schwarzen in America vorher sagen, ob ihnen ein Landsmann oder ein Franzose entgegen kommen wird, weil ihr Geruch eine ausnehmende Feinheit erlangt hat. Durch sie erzählt ein Arzt, nach wenig Augenblicken, welche er dazu anwendet, den Zustand eines Kranken zu betrachten, den ganzen Verlauf, den Streit und die Entscheidung seiner Krankheit. Durch sie erlernt der Staatsmann die Kunst, das Schicksal der Reiche vorher zu bestimmen, und sieht im Voraus

Des Staates Lebenslauf, die Ebb und Fluth der Zeiten.

Durch sie entdeckt uns der Sternseher Begebenheiten, die sich nach tausend Jahren oben am Himmel zutragen werden, und durch sie erfährt ein General die Gesinnungen und Absichten seines verschwiegensten Gegners, und wird sein Herzenskundiger.

Man kann die Vorhersehungskraft der menschlichen Seele auf einer andern Seite zeigen, wenn sie uns durch ihre wunderbaren Wirkungen in Erstaunen setzen soll. Die Empfindungen und Einbildungen, welche eine Vorhersehung erzeugen, können zuweilen so dunkel, und so tief im Grunde der Seele verborgen seyn, daß wir uns ihrer selbst nicht bewußt sind. Nichts desto weniger formirt die Seele aus denselben ihren Schluß ganz ordentlich, und diese Folgerung, welche sie daraus herleitet, diese Vorhersehung kann ihr so klar seyn, daß sie sich ihrer vollkommen bewußt ist. In solchem Falle geräth sie auf Vorhersehungen und Vermuthungen, ohne zu wissen, wie sie dazu gelangt

Er 3

langt ist. Sie erstaunt über ihre Entdeckung, und hält sie für eine Eingebung. Diese scheinbaren Eingebungen sind es, welche man Ahndungen nennt. Sie finden alsdann statt, wenn wir uns der Gründe, woraus wir das Zukünftige schließen, gar nicht bewusst sind, dennoch aber die Folgerung, die wir daraus herleiten, in unserm Gewissen empfinden. Hierzu wird aber ein besondrer Umstand erfordert. Die Vorhersiehungen sind ihrer Natur nach weit schwächere Vorstellungen, als die Empfindungen, und selbst als die Einbildungen. Da nun aber eine stärkere Vorstellung die schwächere, so wie ein stärkeres Licht das mattere, verdunkelt; so kann man keine Vorhersiehungen gut unterscheiden, so lange die Sinnen und die aufgebrachte Einbildungskraft ihr helles Feuer in der Seele unterhalten. So bald aber dieses verlöscht; im Schlafe, im schattigsten Traume, da sich eine allgemeine Dämmerung in der Seele ausbreitet, lassen sie sich am deutlichsten wahrnehmen und unterscheiden, und darum ist die Stille, die Nacht, der Schlaf, der Traum an Ahndungen am fruchtbarsten. In einem solchen Zustande übertrifft sich oft der Mensch selbst. Er schauet hinter den Vorhang der Zukunft, ohne zu wissen, wie er es angefangen hat, ihn zu ergreifen und hinweg zu ziehen, und sagt, was geschehen wird, wenn er sonst kaum so erleuchtet ist, zu sehen, was geschieht.

Man müßte alle Gründe der Glaubwürdigkeit verwerfen, wenn man zweifeln wollte, daß die Seele dieses Vermögen, Ahndungen zu formiren, besitze, und man ist gewiß in der Erkenntniß der Natur noch nicht weit gekommen, wenn man darum an einer Sache zweifelt, weil sie wunderbar ist, und weil wir sie nicht erklären können. Ich kann, ohne in den Verdacht des Aberglaubens zu fallen, mit Ueberzeugung behaupten, daß eine solche Kraft der Seele wirklich in uns verborgen liege, und die Geschichte der Menschen ist voll von Beispielen, die sie beweisen, wovon unmöglich alle falsch seyn können. Es ist nicht wahr: scheinlich, daß es einen einzigen erwachsenen Menschen gebe, der nicht zuweilen Spuren solcher Ahndungen bey sich

sich selbst bemerkt haben sollte. Das Sprichwort: *Lupus in fabula*, beweiset schon, daß es sehr gemein sey, einen Menschen, von dem man eben spricht, oder an den man gedenkt, ohne zu wissen warum, nahe bey sich zu sehen. Ein feiner Geruch kann allein dieses Räthsel auflösen, indem uns die Empfindung der Ausdünstungen eines bekannten Freundes, ohne unser Bewußtseyn, an seine Gegenwart erinnert; und weil wir die Gründe unsrer Erinnerung an ihn nicht unterscheidend empfinden, so setzt es uns in Erstaunen, daß wir ohne allen scheinbaren Zusammenhang an ihn gedacht haben, als er uns eben nahe gewesen war. Der Zusammenhang der Dinge in der Welt ist wie ein Labyrinth durch einander geschlungen. Wir sind unvermögend, ihm nachzuspüren, und dieses muß uns vorsichtig machen, daß wir bey einer Ahndung, deren Grund wir nirgends finden können, nicht gleich Wunder! Sympathie! Erscheinung! Eingebung! und Offenbarung! rufen.

Heinrich ab Heer erzählt uns von einem Manne, welcher viele Jahre ein Nachtwanderer gewesen, daß er zuletzt prophetische Träume gehabt habe. Er sah in denselben seines Schwiegervaters, seiner Frauen, seines ältesten Sohnes und verschiedener Anverwandten Leichen so deutlich vorher, wie sie nachmals in der That bestellt und angeordnet wurden. So sagte er auch viele Dinge, die ihm jeden Tag über begegnen würden, fröhliche und traurige Begebenheiten, Streitigkeiten, Verlust, Gewinn, und andre dergleichen zum Voraus, und wußte sogar gemeinlich die Stunde gewiß anzuzeigen, da solches geschehen würde. Ich selbst habe einen Mann gekannt, welcher bey vier Kindern, die er durch den Tod verloren, lange vorher, und da sie noch völlig gesund waren, vorher sagte, daß er sie unstreitig verlieren würde. Von der Prophezeiung des Todes der beyden letztern bin ich selbst Zeuge. Er stand des Morgens auf, weinte und sagte seiner Frau: Wir werden unser Kind N. N. verlieren; und es geschah beydemal binnen vier Wochen. Seine Anzeig war ein Traum, worinn er sie bey der Hand spazieren führte, oder auf den

Armen trug, und wo er sie plötzlich hinweg fallen sahe, daß sie aus seinen Augen verschwanden. Bonetus berichtet von einer kränklichen Dame, daß sie es allezeit zweien Tage ganz zuverlässig und unfehlbar vorher gesagt habe, wenn ihr ein Zufall oder eine Krankheit bevor stund, weil sie alsdann von ihrem Arzte geträumt, ob sie sich gleich, ihres Bewußtseyns nach, ganz gesund niedergelegt, und in langer Zeit nicht an ihn gedacht hatte. Von einem gewissen Patricius zu Genf liest man bey eben diesem Bonetus, daß er krank geworden, und seinem Arzte erzählt, er habe in der vorigen Nacht einen seiner besten Freunde, welcher vor einigen Wochen gestorben war, im Traume gesehen, wie er ihm mit dem Finger gewinkt, daß er ihm folgen sollte. Er gehorchte, und starb wirklich nach einigen Tagen. Ein gewisser Baron in Nürnberg fragte eines Morgens, da er im besten Alter, und stark und lustig war, einen Apotheker wegen gewisser Träume um Rath, die ihn einige Nächte hinter einander beunruhigt hatten. Er hatte seinen Vater, seine Mutter und seinen Großvater in schwarzer Kleidung gesehen, die ihm die Hände gereicht hatten, und war deshalb für seiner Gemahlinn Leben besorgt. Allein, weil er gegen Abend zu viel Wein getrunken, ward er noch an demselben Tage vom Schlage gerührt, und starb. Eine Wittwe in Genf sahe sich wenig Tage vor ihrem Tode, ehe sie bettlägerig wurde, im Traume von ihrem längst verstorbenen Vater bey der Hand durch die Gassen und Vorstädte nach dem Kirchhofe führen. In dem obangeführten Schriftsteller Bonetus, findet man noch eine besondere Abhandlung, welche der Zeuge selbst also beschreibt: „Im Jahre 1668, als meine Frau einstmals am Morgen erwachte, fieng sie folgendergestalt an, zu reden: „Ich betrübe mich recht über das Absterben der Frau Kammerern, des Stadtmajors Liebste. Ich frug, warum sie mir solches nicht eher kund gethan? Sie antwortete, daß sie es selbst erst diese Nacht im Traume erfahren habe. Unterdessen klopft ein Bote von Neuburg an die Thüre, welcher für einen Kranken Rath und Hülfe begehrte. Als er den Brief

„Brief überreichte, fragte ihn meine Frau, wann die Frau Majorinn gestorben wäre? Er antwortete: Vor vier Tagen; und er wäre gestern bey der Leichenbestattung zu gegen gewesen. Meine Frau erzählte dem Boten, in welcher Ordnung die Freunde und Angehörigen der Leiche gesolget, ohne im geringsten zu irren, als ob sie alles mit angesehen hätte.“ Ich will noch ein Paar ganz neue Geschichten von dieser Art aus den öffentlichen Blättern anführen. Der Professor Simonis, in Halle, hatte eine merkwürdige Abhandlung von seinem Tode. Sie bestand in einem vier Tage vor seinem Ende gehaltenen Traume, daß er von Hoyersdorf, einem Amte bey Dessau, wo er sich damals aufhielt, in Gesellschaft einiger Freunde, nach Ragun zu einem Besuche führe, und am Eingange des Städtgens von den dasigen zweien Predigern, dem Cantor, Küster, und der ganzen Schule in einer Leichenproceßion wäre empfangen und nach dem Kirchhofe begleitet worden; welche Umstände insgesamt pünktlich eingetroffen sind. Die andre Geschichte ist diese: Einem englischen Edelmanne träumte vor einiger Zeit, daß sein Gärtner mitten in seinem hinter dem Hause gelegenen Garten, ein tiefes Loch gräbe, um einen todten Körper darinn zu begraben. Er weckte seine Gemahlinn mit der Erzählung dieses Traums auf, versuchte aber auf ihr Zureden, unbekümmert wieder einzuschlafen. Er wachte zum zweytenmale von eben demselben Traume auf, und gieng in den Garten, woselbst er auf dem durch den Traum bezeichneten Plaze seinen Gärtner wirklich ein solches Loch, als er im Traume gesehen, graben fand, welches, wie der Gärtner sagte, ein Gurkenbeet werden sollte; weil er aber nichts weiter sahe, so war er damit zufrieden, dem Gärtner die unschickliche Jahrszeit zu einer solchen Arbeit, und daß er sie des Nachts verrichtete, zu verweisen. Er wollte wieder in sein Schlafzimmer gehn, als ihm eine Magd völlig angekleidet, auf der Treppe begegnete. Nach vielen vergeblichen Ausflüchten, gestand sie ihm, daß sein Gärtner ihr die Ehe versprochen, die Rechte des Mannes auch schon seit einiger Zeit genossen, und, da

sie die Folgen ihres vertrauten Umgangs an sich verspürt, ihr endlich sein Wort gegeben, sie zur ehrlichen Frau zu machen, und sie diesen Morgen zu Pferde nach einem nahegelegenen Orte mitnehmen, und sich mit ihr trauen lassen wollte, damit sie, noch ehe Jemand im Hause aufgestanden, wieder zurück seyn könnten. Ihr Herr befahl ihr, sich wieder zu Bette zu legen, gieng wieder in den Garten, fand aber den Gärtner nicht mehr daselbst.

Man kann das Gesicht des Brutus für nichts anders, als eine solche Ahndung, halten. Kurz vor der zwothen pharsalischen Schlacht, in welcher Brutus und Cassius, vom Augustus und Antonius geschlagen wurden, und nach welcher der erste sich aus Verzweiflung selbst umbrachte, erschien ihm des Nachts ein abscheulicher Mann, welchen Brutus dreist fragte: Wer er wäre? Er antwortete: Ego sum tuus malus Genius. In Pharsalicis me videbis. Ich bin dein böser Engel; in den pharsalischen Feldern wirst du mich sehen: worauf Brutus ganz unerschrocken erwiederte: Videbo igitur. Nun so werde ich dich dann sehen! Da dieses Gespenst der damaligen Meinung von guten und bösen Schutzengeln gemäß war, so sieht man leicht, daß es ein Geschöpf der Einbildungskraft des Brutus gewesen sey. Inzwischen bleibt dieser Traum, um seiner deutlichen Ahndung willen, immer merkwürdig, und ich habe ihn um deswillen nicht übergehen wollen. Wer zum Nachdenken Lust und Fähigkeit hat, der wird in diesen und so manchen andern Berspielen von wichtigen Ahndungen, zuweilen mit wenig Scharfsinnigkeit, die Gründe der Ahndung finden, oder doch muthmaßen können, deren sich die Träumenden selbst nicht bewußt gewesen sind. Mir ist es nicht darum zu thun, die Ahndungen zu erklären; sondern ich habe ihrer bloß erwähnt, um den Begriff der Vorhersehungskraft unsrer Seele zu erläutern, von deren Einflüssen in unsern Körper ich nunmehr handeln werde.

Die Vorhersehungen stellen uns einen Zustand vor, welcher uns künftig gegenwärtig seyn wird; das ist, unsre
Vor-

Vorhersehungen, Vermuthungen und Ahndungen sind insgesamt zukünftige Empfindungen, so wie die Vorstellungen der Einbildungskraft vergangene Empfindungen sind. Ich habe in meinem 60sten Blatte bewiesen, daß jede Empfindung gewisse Bewegungen in unserm Körper nach sich zieht. Da nun die Vorhersehungen bloß Schatten der Empfindungen sind, so müssen sie auch eben dieselben Bewegungen im Körper veranlassen, als die Empfindungen, ob sie gleich bey den erstern lange so lebhaft nicht seyn können, als bey den letztern. Kurz, gleichwie mit den Einbildungen die Bewegungen vergangener Empfindungen verbunden sind, (69 Blatt) so folgen auf die Vorhersehungen die Bewegungen der zukünftigen. Ich muß dieses Gesetz des Einflusses der Vorhersehungen in unsern Körper aus der Erfahrung beweisen, um meinen Lesern die Lehre vom Einflusse der Leidenschaften in unsern Körper zu erleichtern, wovon ein grosser Theil auf diesem Gesetze der Vorhersehungen beruht.

Man betrachte einen Menschen der hingeht, um ein Gewerbe auszurichten, worinn er keine Fertigkeit hat, und worauf er also unter Weges denkt, und sich zubereitet, um es wohl zu bestellen. In solchen tiefen Gedanken wird er schon auf der Strasse anfangen, seine Rolle zu spielen. Er stellt sich vor, wie er dahin kommt, wo er hin will. Ist sein Geschäft angenehm, so macht er eine lächelnde Miene; ist's unangenehm, so sieht er verdrießlich aus. Endlich fängt er an zu reden. Er drückt alle Gebärden aus, womit er reden wird. Er hört die Antworten; nimmt sich vor, was er für Bescheid darauf geben will; giebt diesen Bescheid wirklich mit allen Gebärden und Mienen, die dazu gehören, und bemerkt nicht eher, daß er auf der Strasse laut mit sich selbst redet, und Gesicht macht, bis ihm die Leute, die bey ihm stehen bleiben, und lachen, seine Vermuthungen unterbrechen. So zeigen sich die Eindrücke der Vorhersehungen in den willkührlichen Muskeln. Man gebärdet sich bey den Vorhersehungen nicht anders, als man sich wirklich betragen wird, wann dasjenige geschieht, was
man

man vorherseht. Milton beschreibt an einem Orte in seinem verlorenen Paradiese einen Traum der Eva, worin sich ihr Gemüth mit den liebesvollen Umarmungen Adams beschäftigt, und läßt ihr dabey eine Schamröthe ins Gesicht steigen, und die ganze Unruhe der Leidenschaft in ihren Zügen sich abschildern. Dieses ist ein Gemählde nach der Natur. Die Vorhersehung der Leidenschaften setzt unser Geblüt in eben solche Bewegungen, als geschehen würde, wenn wir diese Leidenschaften wirklich empfänden. Wer träumt, daß er sich erzürne, der tobt im Schlafe, wie ein Zorniger; wer sich eine zukünftige Freude vorstellt, der lächelt, und wer eine Traurigkeit vorher sieht, der weint. Ein Wachender, der in solche Gedanken tief verwickelt wird, kann öfters mit aller Aufmerksamkeit auf sich selbst nicht hindern, daß ihm nicht einige solcher Bewegungen entweichen sollten, woraus die andern, die ihn beobachten, sehen, daß er an etwas zukünftiges gedanke. Es ist außerdem eine bekannte Erfahrung, daß man es einem Menschen ansehen kann, wenn er etwas im Schilde führt; und je ungewöhnlicher und unverstellter er handelt, desto deutlicher kann man sehen, was er in diesen und jenen Fällen, welche man ihn vorhersehen läßt, thun würde. Man sieht also bey der Vorhersehung die Abschilderung unsrer selbst in dem zukünftigen Zustande, den wir vorhersehen; und wir mögen nun wirklich dereinst in diesen Zustand gelangen, das heißt, unsre Vorhersehungen und Vermuthungen mögen wahr oder falsch seyn, eintreffen, oder nicht: so ist doch der vorläufige Ausdruck der zukünftigen Empfindungen darum eben derselbe.

Man sehe einen Candidaten, der auf den Sonntag zum erstenmale predigen soll, in seiner Studierstube, wie er sich mit der Vermuthung quält, daß er die Kanzel bestiegen soll. Er fängt ganz von vorne an, und stellt sich vor, wie er im Priesterkleide aussehn wird, und wie er unter dem Singen in die Kirche kommt. Sein Herz ist noch froh, sein Gesicht heiter; denn der Herr Candidat gefällt sich im Priesterkleide. Jedoch die Angst kommt nach,
und

und jagt ihn bis an den Glauben. Nun, denkt er, wird er gesungen; ist kommt der letzte Vers; nun sieh ich auf der Treppe; nun soll ich anfangen. Hier pocht ihm das Herz; es zittern alle Glieder, und er erblaßt, wie ein Sterbender. Alle diese Bewegungen seines Bluts werden wirklich in eben der Ordnung entstehen, so bald der Sonntag da seyn wird, wie sie ist seine Vorhersehung begleiten. Unterdessen zerbricht dieser Candidat am Freytage den Arm, und es wird nichts aus seiner Predigt. Nichts desto weniger sind alle diese Bewegungen mit seiner Vorhersehung eben so verbunden gewesen, als geschehen seyn würde, wenn sie in ihre Erfüllung gegangen wäre. Man hat Beispiele von Leuten, welche niemals Blut gelassen haben, und die, wenn sie nur daran denken, daß man ihnen auf Befehl des Arztes morgen die Ader öffnen soll, eben so bey dieser Vorhersehung zittern, ja, so gar in Ohnmacht fallen, als wenn ihnen die Ader wirklich geöffnet wird. Diese Vorhersehung des morgenden Zustandes ist also mit eben den Bewegungen verbunden, die mit der morgenden Empfindung desselben verbunden seyn werden. Es ist mir eine Frau bekannt, die, wenn man ihr, mit einem Messer in der Hand, sagte, daß man ihr in das Fleisch schneiden wollte, durch eine natürliche Bewegung den Arm oder den Fuß an sich zog, und ihn eine Zeitlang nicht gebrauchen konnte, sondern beständig vest hielt, nicht anders, als ob er schon wirklich verwundet worden wäre, wobey sie zuweilen ganz ohnmächtig werden konnte. Wenn ein Mensch eine ekelhafte Speise sieht, so erregt die Vorhersehung, daß er sie genösse, einen Ekel und eine Neigung zum Erbrechen bey ihm; und öfters erbricht er sich sogar wirklich eben so, als ob er sie genossen hätte. Wenn ein Hungeriger einen andern speisen sieht, so läuft ihm der Mund voll Wasser, wie solches geschehen würde, wenn er den ersten Bissen in den Mund nähme. Wenn man einen andern Eßig trinken sieht, so geschieht es oft, daß man eben die Empfindungen im Munde verspürt, als ob man ihn selbst tränke; und ich habe wohl eher gehört, daß empfindliche
Pew

Personen scherzweise diese Empfindung so beschrieben haben, als ob ihnen die Zähne davon stumpf würden. Wenn sich Jemand lebhaft vorstellt, daß er am Rande eines tiefen Abgrundes stehe; so kann ihn die Vorhersehung des Falles so täuschen, daß alles mit ihm im Kreise herum geht, und daß ihn ein Schwindel nöthigt, sich anzuhalten. Ich habe in meinem 69sten Blatte Beispiele von Leuten angeführt, welche sich eingebildet haben, daß sie eine Purganz, ein schweißtreibendes oder ein Brechmittel eingenommen hätten, und die von der blossen Erwartung eben die Wirkungen gehabt haben, als ob sie die Arznei wirklich eingenommen hätten. Wenn ein Kind oder Trunkener im Schlafe träumt, daß er seine Blase entledige, weil er empfindet, daß er es nöthig hätte; so findet er sich des Morgens schwimmend im Bette. Von einem Zanke, den man sich nur vornimmt, ergießt sich die Galle schon heftiger. Von der Hoffnung zu speisen, regt sich der Magen eines Hungrigen schon. Von der Erwartung des Saugens erheben sich die Warzen der Brüste einer Amme, wenn sie sie ihrem Säuglinge nur zeigt; und dieser liegt unterdessen mit der Erwartung des Titts in der Wiege, und saugt aus allen seinen Kräften an der Luft. Dem Tänzer fliegen die Glieder schon, wenn er nur eine Geige von ferne hört. Ein Kind, dem man nur den Finger zeigt, als ob man es kitzeln wollte, zieht seinen Hals oder Bauch mit Lachen und halben Unwillen zurück, als wenn es wirklich gekitzelt würde. Doch, ich muß aufhören, Beispiele von einer Wahrheit zu erzählen, die nun wohl niemand mehr in Zweifel ziehen wird.

Meine Leser werden aus diesen Betrachtungen im Stande seyn, den Einfluß der Ahndungen, der Sorgen, der Furcht, der Grillenfängerer und Zeichendeuterer in die Gesundheit zu beurtheilen. Sie sehen aus dem Angeführten, wie man sich aller der Uebel gewissermassen wirklich theilhaftig mache, für welche man zu sehr besorgt ist, und hingegen, wie man sich angenehme Empfindungen, gesunde Veränderungen in der Dekonomie des Körpers, und eine bessere und dauerhaftere Gesundheit zuwege bringen könne,
wenn

wenn man die Sorgen und Grillen flieht, sein Gemüth in eine weise Gleichgültigkeit versetzt, und stets voll angenehmer Erwartungen und Hoffnungen ist. Sie sehen, warum ein melancholischer Mensch immer ungesund, und warum die Fröhlichkeit ein Charakter der Gesundheit ist. Sie werden nun meine Warnungen vor der Zeichendeuterer, die ich im 51sten Blatte gegeben habe, und meine Ermunterung zum Vergnügen im 80sten Blatte mit mehr Ueberzeugung lesen, und sehen, daß es gewissermassen bey ihnen stehe, sich die Zukunft selbst zu einer Quelle ihrer gegenwärtigen Glückseligkeit zu machen. Ein großer Theil derselben steht in unsrer eignen Macht: aber wir beschweren uns gleichwol mit Recht, daß sie die Natur nicht bessern Händen anvertraut hat.

* * *

Mein Herr Arzt,

Seitdem die Inoculation der Blattern in Europa Mode geworden ist, scheint es, als ob die Arzneykunst sowohl in der Theorie, als in der Praxi, einen Umschlag leiden dürfte. Es wird gewiß mehr Krankheiten geben, als die Blattern, die sich durch die Inoculation fortpflanzen lassen; und bald werden alle ansteckende Krankheiten durch eine Art von natürlicher Inoculation von einem Menschen auf den andern fortköhen. Hieraus wird folgen, daß auch mehr Krankheiten werden inoculirt werden; und vielleicht sind wir dem Zeitpunkte nahe, der in allen zukünftigen Zeiten der Welt gewiß ein ewiges Denkmal unsrer besondern Klugheit seyn wird, da man die Aerzte nicht mehr gebraucht, um Krankheiten zu heilen, sondern sie uns auf eine gute Manier beyzubringen, und da sich die Menschen nach den Krankheiten dringen, wie der Pöbel bey einer Kaiserwahl zum Ochsenbraten. In der That hat man schon angefangen, die Hornviehsenche zu inoculiren. Man hat auch schon versichert, daß es gut abgelaufen sey. Es stehen uns warlich grosse Dinge bevor. Ich weisfage es Ihnen. Denken Sie an mich. Bald wird man den Friesel, die Masern, die Flecken, den Schnupfen, den Husten, und ich weiß nicht, was noch mehr inoculiren.

Um mich in die Zeit zu schicken, und durch eine Neuigkeit berühmt zu werden, muß ich Ihnen sagen, daß ich eine Art der Inoculation entdeckt habe, die höchst schädlich ist. Ihr 84 Stück hat mich darauf gebracht. Sie beschreiben uns darin die Wirkungen
des

des Bisses toller Thiere. Ich glaube, daß dieses eine Inoculation der Wuth sey.

Die Speisefäfte, und besonders der Speichel, sind bey tollten Thieren vergiftet. Wenn sie beißen, so vermischen sie dieses Gift der Wuth mit unsern Säften. Es verhält sich eine Zeitlang darin, und scheint sogar gewisse Perioden zu haben, ehe es in uns zur Reife kömmt, und dieselbe Krankheit hervorbringt, welche dem tollten Thiere eigen gewesen ist. Diese Krankheit offenbart sich alsdann bey den Menschen mit allen den Umständen, wie bey dem Viehe, und ihr Ausgang ist eben derselbe. Kommen nicht alle diese Dinge vollkommen mit der Inoculation der Blattern überein? Das Blatterngift wird dem Menschen durch eine Verwundung mitgetheilt. Es vermischt sich nach und nach mit unsern Säften. Endlich fängt es zu gewissen Zeiten an, zu wirken, und bringt eben dieselbe Krankheit hervor, deren Ausgang auch oft eben derselbe ist, als bey den Leuten, von denen man das Blatterngift genommen hat.

Ich zweifle nicht, daß dieser Einfall Beyfall finden werde; denn er rechtfertigt sich desto mehr, je mehr man ihn überlegt. Wenn die Wuth eine Krankheit wäre, die jeder Mensch eben so wahrscheinlich und nur ein einziges mal zu befürchten hätte, als die Blattern; so würde ich keinen Augenblick anstehn, den Leuten zu rathen, daß sie sich von Thieren, die nur einen kleinen Anstoß von der Wuth hätten, beißen lassen sollten. Allein, zum Glücke haben wir dieses nicht nöthig. Ob uns nun gleich diese Meynung in der Praxi nicht brauchbar ist, so kann sie doch vielleicht nützliche Speculationen veranlassen. Vielleicht werden wir bald in pathologischen medicinischen Schriften ein neues Kapitel von den Krankheiten lesen, die sich durch eine Art der Inoculation fortpflanzen. Vielleicht wird man daraus das Geheimniß von den ansteckenden Krankheiten besser ergründen können, und vielleicht veranlassen wenigstens die Untersuchungen, welche man anstellen wird, um dieser neuen Theorie ein Ansehen zu geben, daß man das besondere Gift, welches gewissen Krankheiten eigen ist, genauer kennen lernt. Ich überlasse den Einfall seinem guten Glücke. Vielleicht kömmt er eben zu rechter Zeit.

Damit sich aber die Gelehrten dereinst nicht darum zanken dürfen, wer der erste Erfinder der Theorie von der Inoculation der Wuth sey; so will ich meinen Namen unterschreiben, ja auch, wenn es nöthig ist, meinen Kupferstich einsenden. Ich heiße

Tobias Skrupel.
Philos. et Medic. Doctor.

Sechs

Sechs und achtzigstes Stück.

von Hagedorn.

Erfinder weiser Schwermuthsgründe;
Wenn man bey eurem Klügeln lacht;
So rechnets der Natur zur Sünde,
Daß sie die Lust so reizend macht.

Ich muß heute einmal aus meinem Gleise schreiten, um einer meiner Correspondentinnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, welche in meinem 82sten Stücke wirklich beleidigt worden ist. Es ist die Verfasserinn des Trinkliedes an einen Arzt, das ich schon in meinem 8ten Blatte mitgetheilt habe. Man wird sich erinnern, daß sich der Herr Pietista Star in meinem 82sten Stücke über diese Person, über mich, über die fröhliche Dichtkunst und über die Vergnügungen mit einem Eifer entrüstete, den ich ihm nicht verziehet haben würde, wenn ich nicht schon längst gewohnt wäre, mit solchen unglücklichen Leuten Geduld zu haben, die entweder aus falschen Grundsätzen der Frömmigkeit, oder aus niederträchtiger Heuchelei in diese Art der Berrückung fallen, daß sie sich und alle Menschen nur zur Qual und Selbsteinigung gebohren zu seyn, vorgeben, und alle Arten, auch der unschuldigsten Ergötzungen, verfluchen. Meine Correspondentinn ist nicht so mitleidig gewesen. Sie hat sich gegen den Herrn Star vertheidigt, und ihre Vertheidigung ist ein ziemlich langes Gedicht, welches meine Leser wohl schwerlich in meinen Blättern erwartet hätten. Inzwischen kann ich nicht wohl umhin, es hier einzurücken, weil ich schuldig bin, die Vertheidigung derer anzunehmen, die in meinen Blättern angegriffen werden. Zum Glücke hoffe ich, daß ich die Sache bey meinen Lesern noch ziemlich werde entschuldigen können. Ich

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. Ff habe

habe in meinem 80sten Blatte bewiesen, wie unentbehrlich uns die Vergnügungen zum langen Leben und zur Gesundheit sind, und noch heute vor acht Tagen habe ich meine Leser an diese Pflicht wieder erinnert, als ich aus der Natur des Einflusses unsrer Vorhersehungen in unsre Gesundheit zeigte, wie schädlich uns die Sorgen und Grillen sind. Das folgende Gedicht zeigt eben dieselbe Wahrheit, nur in einem andern Lichte; und in sofern ist es medicinisch, so daß ich es mit dem Zwecke meiner Arbeiten noch wohl vereinigen kann. Ich wünsche, daß meine witzigen Leser außerdem noch dasjenige darinn finden mögen, was man in einem poetischen Vortrage erwartet, überhaupt aber, daß alle dadurch aufgemuntert werden, sich den erlaubten Vergnügungen zu ihrem wahren und unausbleiblichen Vortheile zu ergeben.

* * *

In dich, mein lieber Stap, gelanget dies Gedicht.

Der die Verdammniß mir, aus Menschenhuld, verspricht,
Weil ich des Tejers Kunst auf meiner Leyer übe,
Und weil ich, Gott erbarm's! in Versen trink und liebe.

Du warnst mich, und hast Recht: Was ich so jung gethan,
Das klebt mir Weibsperson wohl noch im Alter an.
Hat mir schon izt ein Lied von Lieb und Wein gefallen,
Werd ich, als altes Weib, einst noch dasselbe lallen.
Ja, was noch ärger ist, es bleibt beyhm Singen nicht.

Das Sprichwort sagt: Man thut, wovon man immer spricht.
Wie leicht verfall ich nicht, nach deinem weisen Dünken,
Wenn es nicht schon geschwehnt, aufs Bühlen und aufs Trinken.
Es wäre Schad um sie! rufft du voll Mitleid aus.

Ja wohl wärs Schad um mich! Ein trunknes Weib im Haus
Ist ein abscheulich Thier, und, wie die Leute sagen,
Noch schwörre als ein Gock, der fromm thut, zu ertragen.

Doch, dieser Kümmerniß, Freund, überheb ich dich.
Mein Fleisch und Blut ist so gefährlich nicht für mich,
Daß ich, wie du verlangst, die Triebe zu bekämpfen,
Sie mit der Peitsch, und Durst und Hunger müßte dämpfen.

Ich singe viel von Wein, und viel von Zärtlichkeit,
Und trinke weniger, als Paulus dort gebent,
Und liebe weniger, als wir uns lieben sollen:
Denn ich bin Thoren feind, die nicht vergnügt seyn wollen.

Ich

Ich rühme dieses nicht aus stolzer Heuchelei.
Vielleicht tränk ich im Ernst, vielleicht lebt ich zu frey,
Wenn mirs natürlich wär, unbändig zu begehren;
Wenn meine Scherze mehr, als leichte Scherze wären. —

„Ja! Narrentheidungen!“ rufft du, voll heißer Wuth.
Nun, Narrentheidungen. Sey denn nur wieder gut!
Ich seh es, du hast Recht. Die frechen Ländeleien,
Das Trink- und Liebestieb, sind zu vermalebeyen:
Denn freylich, wer sich selbst nicht immer quälen will,
Der ist ein Taugenichts, und betet wohl nicht viel;
Der kann wohl nimmermehr der Tugend Lohn erwerben,
Lebt als ein wildes Thier, und wird nicht besser sterben.

Doch, Freund, der du mich lehrst, die Bahn des Lasters fliehn,
Belehre mich doch auch, wer dir das Recht verliehn,
Ein misvergnügtes Herz, das keine Freuden kennen,
Ein tugendhaftes Herz, ein frommes Herz zu nennen?
Gesezt, ich lehrte dich — Entseze dich nur nicht,
Daß eine Frau mit dir, als ihrem Schüler, spricht.
Die Demuth kleidet dich; und bin ich zu verwegen,
So laß dich doch herab, um mich zu widerlegen —
Gesezt, ich lehrte dich, die Kunst, vergnügt zu seyn,
Wär eine bessere Kunst, als Ach! und Weh! zu schreyen;
Dein Kopf allein sey nicht für Scherz und Witz geschaffen,
Und dein Beruf sey nur, zu seuffzen und zu schlafen;
Ein Scherz von Handlungen, die keine Sünden sind,
Von froher Zärtlichkeit, der nur dein Herz entrinnt,
Vom sanften Liebestuß, vom Freudentuß der Tugend,
Und vom Gefühl des Weins, verlezte keine Tugend?
Was ein gerechter Mann selbst ohne Sünde treibt,
Wird das wohl ungerecht, wenn es der Witz beschreibet?
Und wenn auch Lust und Wein und Liebe Sünden wären;
Wer möchte dann wohl noch zur besten Welt gehören?

Wer die Natur verdammt, ist noch kein weiser Mann.
Nein, er beweis uns erst, daß er sie wissen kann;
Und wer den Scherz verflucht, der keine Laster schret,
Der ist das Herz nicht werth, das solche Scherze nähret,
Das ihm die Tugend leicht, die Pflichten freundlich macht,
Und ihn gerecht erhält, auch wann er trinkt und lacht.
Ein Menschenfeind ist stets der Tugend Feind gewesen;
Ein Feind der Fröhlichkeit haßt selbst sein eignes Wesen.
Denn, nicht zur Traurigkeit, zur Lieb und Freude nur
Erschuf uns allesammt die paarende Natur;
Und wer stets mit sich selbst in Feindschaft ist geblieben,
Und Lust und Umgang haßt, wie kann der andre lieben?

St 2

Du

Du schimpfst? du siehst mich schon, wahrerlicher im Traum,
 Ein Kind der Hölle seyn? Doch ich begreif es kaum,
 Wie sich die Hölle wird so schnell entschließen können,
 Mich, die nichts Aergers lehrt, barbarisch zu verbrennen.
 Wahr ist's, Anacreon hat eben dies gedacht;
 Der Heide hat sogar bis an den Tod gelacht.
 Doch hat er sich den Ruhm durch Laster wohl erworben,
 Daß er der Weisheit treu gelebet, und gestorben?
 Der Weisheit und Natur! — Du seufzest? Nahe mir,
 Folg ich Anacreon? ach! oder folg ich dir? —
 Flieh! wiederstrebender, umbringender Gedanke!
 Thu ich mir noch den Schimpf, daß ich im Wählen wanke?
 Nein, mein Anacreon, der Bund ist neu gemacht!
 Mein frommer guter Freund, auf ewig gute Nacht!
 Wie sollt ich länger noch der Neigung widerstreben,
 Froh wie ein Liebesgott, und doch gerecht zu leben?
 Ich, die des Himmels Gunst durch ihren Einfluß labt,
 Bin zu der Kunst zu groß, die ihr erfunden habt,
 Ihr Menschenfeindlichen, die Freuden umzubringen,
 Und Leuten den Geschmack an Schwermuth aufzubringen.
 Von dir, Unglücklicher, allein auch nur von dir,
 Erfahr ich es erstauut, daß ich, und alle wir,
 Die Liebe, Witz und Scherz und Fröhlichkeit verbinden,
 Darum verdammlich sind, weil wir Natur empfinden.
 So ist die schöne Welt denn nicht für uns gebau?
 Sie ärgert uns, die Gott mit Wohlgefallen schau?
 So ruft uns die Natur zu unserm Glück vergebens?
 So ist die Schwermuth nur die Absicht unsers Lebens?
 So ist der Witz ein Feind, den uns der Himmel gab,
 Um ihm zu widerstehn? So bist du, Odes Grab!
 So ist das Leben nicht sein glückliches Geschenk,
 Das ich durch den Genuß dankbar zu nützen denke?
 O! wie hat dich, mein Freund, der Himmel wohl bedacht,
 Daß er dir keinen Witz hat in dein Haupt gebracht!
 Wie herzlich wirst du ihn für die Verschönerung preisen,
 Daß du nicht sorgen darfst: Nun werd ich bald zum Weisen.
 Die Freude, die du fliehst, und die dich wieder fliehet,
 Weil du den Scherz verschmeichst, der dich erstauut besiehet,
 Des Hergens Eingang sucht, und ihn verrigelt fündet,
 Dir ins Gesicht lacht, dich ärgert, und verschwindet;
 Die Freude, die sich oft Unglücklicher erbarmt,
 Den Gram von ihnen jagt, und sie verliebt umarmt,
 Ihr Schicksal selig macht, des Lebens Strenge mildert,
 Und ihrem nassen Aug ein Feld voll Hoffnung schildert;

Die

Die Freude, die sich sters mit Weisen unterhält,
 Ist dir ein Nachtgespenst, ein Fluch für deine Welt,
 Und alle, die mit mir ihr himmlisch Licht empfinden,
 Und ihre Priester sind, sind Priester schwarzer Sünden.
 Dich macht nicht Sagedorn, dich macht Horaz nicht froh,
 Dem Lebenszeichen ist ein kläglich Ach! und O!
 Was Wunder, daß ich dir verflocht, verloren scheine,
 Da ich dich vor mir seh, und nicht für Mitleid weine!
 Doch, du verlangst vielmehr, daß ich dich billige?
 Gut ich bewundre dich, weil ich dich peinige,
 Wenn ich dir eine Kunst, dich nicht zu quälen, weise,
 Und den Anacreon, als deinen Lehrer preise.
 Behalt dein traurigs Recht, der Menschheit Widerspruch,
 Sey künstlich dein Tyrann, und dräue mir den Fluch,
 Wenn ich nicht alsobald den Bleim und Rost verbrenne,
 Den Sagedorn ein Thier, dich einen Menschen nenne.
 Du hast ein Recht auf dich, daß du dich selber quälst,
 Und ich verliere viel, wenn du auf mich nicht schmäfst,
 Weil du die Freyheit hast, vom Sagedorn zu sagen,
 Wir sollten ihn vielmehr verdammen, als beklagen.
 Du sprichst: Er sang von Wein und Scherz, und Zärtlichkeit,
 Dies sang er zwanzig Jahr, und starb, noch nicht geschiedt,
 Und hat die Jugend mehr an Sittlichkeit verdorben,
 Als er Bewunderer vom Pöbel sich erworben. —
 Ja, schmähe ihn! Lob ihn nie; sonst blieb er unbelohnt;
 Sonst scheint's, als hätte er je der Thoren Haut geschont;
 Sonst scheint's, als müßt er sich vor weisen Lesern scheuen.
 Nein, schilt, verdamme ihn nur mit seinen Tändeleyn:
 Ein Neufkirch bleibe dir, was mir ein Dichter ist,
 Lies lieber Finzendorfs Gefangbuch, als ein Christ,
 Und höre nimmer auf, ein zärtlich Lieb zu hassen,
 Das Männer küssen lehrt, und uns, sich küssen lassen.
 Allein, mit allem dem ist doch die Welt noch nicht
 Zur Besserung gebracht. O gieb ihr Unterricht!
 Es giebt noch Thoren gnug, die seine Lieder lieben,
 Noch Mägdchens, die sich frey auf seiner Leyer üben,
 Und manche, die wohl auch mich lesen, schlan verflecht,
 Und auf der Sappho Spur lähn und verliehter gehn.
 Ja, Freund, du magst es gleich Buhlschwestern nur erlauben,
 Manch gutes Mägdchen mehr singt noch von Kuß und Trauben,
 Und manche Dichterin, die im Verborgnen spielt,
 Schämt sich des Lasters nicht, zu singen, was sie fülht;
 Und wäre manche dir, wie ich bekannt geworden,
 Du würdest, wo nicht sie, doch dich gewiß ermorden.

Ff 3

Dein

Dein kriechender Geschmack, ein Feind von Wis und Geist,
Macht, daß du nur dein Lob scheinheilgen Stümpfern weißst,
Die, wenn ihr Wis erwacht, milzfüchtige Lieber machen,
Schön, für ein Halsgeschwür, um es sich aufzulachen;
Schön, wie sie einer braucht, den ein Gespenst bethört,
Das winkt und flieht; so bald es eine Strophe hört.
An solche Dichter, Freund, mußt du uns erst gewöhnen,
Damit wir uns nicht mehr nach Eitelkeiten sehnen,
Und uns ein Vers gefällt, weil ihn die Milzsucht schuf;
Denn die ist eine Pein, und also ein Beruf.

Izt ehren wir sie so, wie Dichter auf den Buden,
Und die langbärtige Schaar der lächerlichen Juden.
Doch, ohne Spott, mein Freund. Umsonst ist dein Bemühn.

Das, was du eitel nennst, ist nicht so leicht zu siehn.
Die Menschen werden dir stets gern ein Anstoß bleiben,
Eh du den Troß sie lehrst, die Freude zu vertreiben.
O Schade! daß du nicht das Schauspielhaus besuchst;
So sähest du doch einmal die Leut, auf die du fluchst,
Wie sie, so tugendhaft sie sind, in großen Haufen,
Bald hier in Kochs Parterre, bald in die Oper laufen.
Die alle sind verdammt; denn, alle sind so schwach,
Und gehn dem eiteln Wis scherzhafter Dichter nach.
Ich wette, daß du gleich, so bald du sie erblickest,
Dein Mark vermaledeyst, und das Biller zerstückest.
Denn Leute, die du selbst für fromm und weis' erkannt,
Sind weltlich, sitzen da, und klatschen in die Hand!

Geh eilig, und erzürnt, und laß die Thoren lachen.
Im Feld, im stillen Wald soll dich nichts zornig machen.
Sieh hier mit reinem Blick vom Laster weggedreht,
Wie das unschuldige Heer der Schaafse weiden geht;
Wie die Natur sie reizt; wie die vermischten Stimmen
Gen Himmel schalln; wie dort die lustigen Enten schwimmen;
Wie der vergnügte Frosch vom hohen Ufer hüpfet,
Breit auf dem Wasser liegt, dann schnell hinunter schlüpfet;
Wie der wollüstige Fisch hoch übers Wasser springet,
Wenn er die Sonne fühlt, die durch sein Panzer dringet;
Wie der langbeinge Storch im Sumpf herum spaziert,
Den Schind voll Würmer trägt, und Frösche bey sich führt,
Bis er zuletzt, am Baum, den Mischmasch kung beschauet,
Das Letzteste verzehret, sich hinstellt und verdauet;
Wie der verachtete Haas im Koble Männchen macht;
Wie die entzückte Kräh bey ihrem Diebstahl wacht;
Wie dort im Weizenfeld, verliebte Wachteln schlagen,
So bald ein Weibchen girt, sich ihnen anzutragen;

Wie

Wie sich das träge Kind auf weichen Rasen streckt,
Still, wie ein Hügel, liegt, und wiederläuend schmeckt;
Wie das beredte Volk der heisern Gänse schnattert,
Vor Freuden aufsteigt, sinkt, und auf der Erde flattert.
Komm, wenn du dies gesehn, auch mit mir in den Wald,
Der von der Harmonie der Vögel wiedererschallt.
Sieh ihre Munterkeit, wie froh sie sich bewegen;
Mit welcher Hurrigkeit sie Fuß und Schwingen regen:
Sie springen, gaukeln, fliehn, entwischen ins Gesträuch,
Girrn, schnäbeln, paaren sich, und alles fast zugleich.
Ein sicheres Insect, das sich am Strauche nährt,
Sich unbemerkt vergnügt, verliebet und vermehret,
Wird nicht so bald entdeckt, als es der Schnabel faßt,
Der kleine Räuber frist, und auf dem nächsten Ast
Ein fröhlich Liedgen singt, und dann zu Nestsie flieget,
Wo ihn der laue West sanft in den Schlummer wieget,
Und ihn das Morgenroth, zu neuer Lust, erweckt.
Dieß sieh, und sprich dann, du, den Freud und Lieb erschreckt,
Ob hier dein Zorn sich legt? ob die Natur den Thieren
Die Schwermuth eingepägt, und wodurch sie dich rühren?
Die Lust belebt das Thier, das auf den Zweigen springt,
Und hör: ich lieb! ich lieb! ist alles, was es singt.
Der Mann der Herde springt, und gaukelt voll Entzücken,
Und Lieb und Fröhlichkeit lacht aus den wilden Blicken.
Das hüpfende Insect, das seinem Gatten schwirrt,
Nennt eben den Affect, den jene Taube girt;
Und wenn die Fische dort im Oceane scherzen,
So regt sich Lieb und Lust in ihren kalten Herzen.
Fluch! fluch auch diesen Ort, der dir den Troß verbeut,
Womit dein stolzes Herz den Zweck der Schöpfung seut.
Vertrieb dich in dein Haus, wo, lächelnd, deine Kinder
Dich zu empfangen stehn, dich Vater: solglich Sünder.
Vertreib sie vor dir her mit bräuerndem Gesicht;
Denk an die Ehe nur, denk an den Brautstand nicht,
Damit nicht noch ein Rest der ersten Lust erwache,
Und dich Unfreundlichen ein Strändchen menschlich mache.
Geh in den Büchersaal, verschleisse dich darin,
Lies: Ich bin, weil ich denk; ich denke, weil ich bin!
Und sey, und bleib demnach, weil du nur bist und denkst,
So lang ein süßlos Ding, bis du Dich Ding erbenkst.
Mir aber sieh das Recht, mir selbst zu leben, frey.
Ich haß im Herzen Gram, im Denken Sklaverey,
Und liebe doch dabey ein unbestekt Gewissen.
Mein Kuß bestekt es nicht. Den ich küß, darf ich küssen.

Ff 4

Ich

Ich denk und bin; jedoch empfind und leb ich auch.
 Mein Recht dazu bestimmt ein richtiger Gebrauch.
 Dir aber steht es frey, den meine Lieder schrecken,
 Mir, statt verdamntem Scherz, nur Laster aufzudecken,
 Die ich beschönigen, ein Gastmahl, einen Kuß,
 Verbohrne Fröblichkeit, der ich mich schämen muß.
 Bis dahin, frommer Stup, kann ichs gelassen sehn,
 Wenn Heuchler bald mein Lied, bald meine Tugend schmähen.
 Ja, ich sey immerhin Tartäffen ärgerlich:
 Aus Zorn verwechselt sie die Dichterin, und mich.
 Verstünden sie die Kunst der Musen, die ich übe,
 So dächten sie vielleicht, wo steht: **Ich trink und liebe!**
 Der Einfall ist verbraucht, die Dichterin ist matt.
 Doch fragten sie wohl nicht, was sie getrunken hat?
 Wer der ist, den sie küßt? Denn der ist oft ein Schatten;
 Dst trinkt sie Wasser nur bey'm lauem Kuß des Gatten.

An Herrn Fr.

Mein Herr,

Ich halte mein Versprechen, Ihnen Ihre letztere Frage im Arzte zu beantworten. Damit aber die Leser dieses Blattes Nutzen davon haben, so erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Geschichte der Frage erst erzähle.

Wir sprachen von der unreinen Luft in den Wohnzimmern. Sie billigten meinen Eifer in dieser Sache, und versicherten mich, daß Sie sich hundertmal besser befänden, als sonst, seitdem Sie von mir die Dreistigkeit gelernt hätten, fast allezeit in freyer Luft zu leben. „Wenn aber der Winter wieder kömmt, sagten Sie, da ich das Zimmer hüten und wärmen muß, wie wird mirs da gehen? Ich bin kein Freund vom Frieren, und darum möchte ich auch nicht gern meine Fenster öfter und länger aufsperrn, als es eben nothwendig ist, um die Luft meines Zimmers rein zu erhalten. Wissen Sie mir kein Mittel vorzuschlagen, wie ich es entdecken kann, ob die Luft meines Zimmers sehr unrein sey, und einer Erfrischung nöthig habe?“ Ein solches Instrument war nun die Aufgabe, die ich Ihnen, im Arzte aufzulösen, versprach. Es kömmt darauf an, ein Mittel zu finden, wie man die Unreinigkeit der Luft in einem Zimmer abmessen kann? Dieses Instrument hat der vortreffliche D. Sales erfunden. Es ist das Licht.

Ein

Ein angezündetes Licht verbrennt in einer reinen Luft geschwind. Je unreiner aber die Luft ist, desto langsamer verbrennt es. Wenn ich dieses als ausgemacht zum Voraus sehe, so hat es mit dem Instrumente, die Unreinigkeit der Luft zu messen, keine Schwierigkeit. Ich will Ihnen hier die Versuche erzählen, welche Sales ange stellt hat.

Er fand, daß die größern Lichter, deren etwa sechs auf ein Pfund gehen, zu diesen Versuchen am geschicktesten waren. Man muß aber vorher ein Dritttheil oder Viertheil von ihnen abschneiden oder verbrennen, weil sie gegen das Ende hin, erdentlich dünner zu gehen, damit man zu den Versuchen nur die Stücke übrig behalte, die durchaus gleich dick sind.

Wenn dieses geschehen ist, so wäge man das Licht, zünde es an, und lasse es gleich eine halbe Stunde in guter Luft brennen; alsdann löschet man es mit einem Hütchen aus, daß eine gute Schnuppe, mit ihrem schwarzen Theile etwa einen halben Zoll lang bleibe. Wenn die Schnuppe zu lang ist, muß man sie abpuhen, doch nur so viel, als nöthig ist. Denn es ist viel daran gelegen, daß jeder Versuch in dumpfiger Luft mit einer guten Schnuppe angefangen werde. Wenn man das Licht wieder in der verdorbenen Luft eine halbe Stunde hat brennen lassen, wäge man es von neuem.

Wenn man auf diese Art verschiedene Lichter zugleich erstlich in guter Luft hat brennen lassen, so kann man sie unten am Ende mit 1, 2, 3 u. Löchern bezeichnen, die man mit einer Stecknadel sückt, und vermittelst einer Feder mit Dinte füllt.

Der D. Langrish stellte, auf Ansehen des D. Sales, mit einem Wachslichte, deren 6 auf ein Pfund gehen, im Kerker des Gefängnisses zu Winchester, des Morgens, ehe die Thüren und Fensterladen geöffnet wurden, einen Versuch an. Das Licht hatte in einer halben Stunde, in guter Luft, 88 Gran abgenommen; im Kerker aber verlor es in eben der Zeit nur 66½ Gran, folglich fast ein Viertheil weniger. In einer Krankenstube verlor ein Talglicht, deren sechs aufs Pfund gehen, auch ein Viertheil weniger, als in guter Luft. Nachdem der Kerker durch einen halbständigen Gebrauch des Ventilators wohl war durchlüftet worden, die Gefangenen aber diese Zeit über darinnen geblieben waren, so verbrannten von diesem Lichte, in eben so langer Zeit, 87½ Gran; folglich fast so viel als Anfangs in guter Luft.

Im St. Georgens-Hospitale, bey Hydepark, im Winkel London, verbrannte ein Talglicht nur um einen eilften Theil weniger, als in guter Luft; und dennoch zeigt sich auch diese nicht sehr verdorbene Luft, sowohl an Personen, die auszehrende Krankheiten haben, als an solchen, deren Glieder zerbrochen sind, schädlich, indem dieserley Kranke genöthigt sind, die Stuben manchmal eine

St 5

Zeit,

Zeitlang ledig stehen zu lassen, sie zu reinigen, und sie mit brennendem Schwefel zu räuchern.

In einer Kohlengrube, in Wales, verbrannten von einem Lichte nur 49½ Gran, wovon in guter Luft 101 Gran verbrannt waren, beydes in einer halben Stunde.

In einem Zinnbergwerke, in Cornwallien, verloren in verschiedenen Theilen derselben drey Lichter, von deren jedem 100 Gran in guter Luft verbrannten, eins 61 Gran, das andre 55, das dritte 51.

Sie sehen aus diesen Versuchen, mein Herr, daß ein brennendes Licht ein ziemlich guter Maasstab sey, um den Grad der Verunreinigung der Luft abzumessen. Ich wünsche, daß Sie diese Entdeckung zu ihrem wahren Vortheile anwenden, und daß Sie nicht so ökonomisch gesinnt seyn mögen, als ein gewisser Mann, dem ich vor einiger Zeit eben dieses Mittel bekannt machte. Er rechnete in der Geschwindigkeit aus, wie viel Licht er in einem Jahre ersparen könnte; wenn er seine Fenster vest verklebte, und keine frische Luft in sein Zimmer hinein kommen liesse. Der Vertheil schien ihm so ansehnlich, daß er seit dieser Zeit so gar im heissesten Sommer kein Fenster mehr öffnen wollte, und er meynte, daß er hierdurch ein Mittel gefunden hätte, wenigstens auf eine wohlfeile Art, krank zu werden. So muß ein Patron der Aerzte und der Apotheker denken; so denkt aber kein Mann, der ein Patron von sich selbst ist. Ich bin mit vieler Hochachtung u. s. w.

Der Arzt.

Mein Herr,

Ich bin lange Zeit einer von den unglücklichen Leuten gewesen, die mit dem Herrn von Sagedorn klagen mußten:

Wo bist du hin? du Tröster in Beschwerde!

Mein goldner Schlaf,

An dem ich sonst die Größesten der Erde

Weit übertraf!

Sie, mein Herr, haben uns zwar in Ihrem 34sten Stücke die Ursachen erzählt, welche unsern Schlaf beunruhigen können. Allein, ich muß Ihnen sagen, daß ich beobachtet habe, wie ich oft selbst an meiner Schlaflosigkeit Schuld gewesen, indem ich gewohnt war, des Abends in meinem Bette alle die Affairen zu überlegen, welche ich den vorigen Tag gehabt, und den folgenden auszuführen hatte. So bald man sein Gemüth durch lebhaftere Vorstellungen, und beson-

ders

ders durch Leidenschaften, in Beschäftigung setzt, verschwindet der Schlaf, der ein Feind der Gedanken ist, den Augenblick, und dann läßt er sich wohl bis gegen Morgen nöthigen, wieder zu kommen. Oft hat mir meine Unvorsichtigkeit schlaflose Nächte gemacht, wenn ich bey warmen Wetter mein Schlafzimmer nicht genug auslüftete, und die Vorhänge vor meinem Bette dicht zugezogen hatte. Die Wärme vertreibt den Schlaf, weil sie das Geblüt in Wallung setzt. Empfindliche Leute müssen im Sommer die Vorhänge vor ihren Betten hinwegnehmen; ja sie können nicht einmal den Betthimmel über sich vertragen, ohne in grossen Schweiß geräth; und wenn man einmal in starken Schweiß geräth, ehe man eingeschlafen ist, so kann man nur sicher wieder aufstehen, weil dann gewiß der erste Schlaf vorbey ist. Will man aber in einem offenen Bette schlafen, so muß man die Fensterladen zusehen, und das Nachtlicht mit einer Kappe bedecken, damit der Schimmer des Lichts und der weissen Wände die Augen nicht beschwere, und den Schlaf unterbreche. Wenn mich zuweilen ein starkes Zucken an Händen und Armen nicht schlafen ließ, habe ich bey dem Schlafengehen diese Theile mit lauem Esige gewaschen, und wieder abgetrocknet, welches mir gut geholfen. Ein schönes Mittel für meine Schlaflosigkeit war das, wenn ich eine Stunde vor Schlafengehen ein Stück Brodt in Malvasier eingeweicht gegessen. Dieses sind kleine diätetische Anmerkungen, die ich Ihnen zu bestiebiger Bekanntmachung für arme schlaflose Leute empfehle.

Mein Herr Arzt,

Wenn Sie uns recht sagen könnten, wer eigentlich die Feinde unsers Lebens und unsrer Gesundheit wären; wenn Sie uns alle so genau bezeichneten, daß wir sie schon vom weiten kennen könnten, und wenn sie auch für jeden ein zuverlässiges und thunliches Mittel wüßten; lauter Bedingungen, wovon kein Arzt auf der Welt auch nur eine halb erfüllen kann; so würden die Menschen darum doch elend seyn, wie sie ist sind, und nicht länger leben.

Der Mensch kann nie dem Unglück ganz entfliehn;

Er müßte sonst sich selbst entfliehn können.

Wer kann wohl alle Feinde nennen,

Die seine Ruh ihm niemals gönnen?

Er mag, stets auf der Hut, sich vest zu sehn bemühen,

Das Unglück schickt die List, ihn schlau zu unterrennen;

Und wenn es ihm auch glückt, sich klug zurück zu ziehn,

Draucht ihn das Unglück selbst zum Werkzeug wider ihn,

Die

Die Sicherheit macht unbesonnen.
 Er jähret, daß ihn ein Unglück nicht bezwang.
 Er triumphirt zu bald. Er ist dem Feind entronnen,
 Und wird sein eignen Unterthänig.
 Er gleichet der herrabten Mücke,
 Die, wie Richer erzählt, sprach:
 Mir seht doch überall mit Blutdurst und mit Lücke
 Die unbarbarische Schwalbe nach.
 Wie kläglich ist doch mein Geschick!
 Die Hölle hat dieß Thier, das stets uns Mücken schreckt,
 Zu unsrer Quaal nur ausgebeutet;
 Denn immer steht ihr Luchsaug offen.
 Sie überrascht uns schnell. Ihr Bauch ist unsre Brust.
 Kein Stillstand ist von ihr zu hoffen.
 Am besten ist, ich stich die freye Luft.

Das klägliche Geschmeiß will seiner Sorg entriunen.
 Vor Progneus' Nuth in Nuth zu seyn,
 Quartierer sie in einen Stall sich ein.
 Doch hier sieht sie Arachnen spinnen,
 Und sie erschrickt, daß die Gefahr
 Verändert, nicht gehoben war.

Nein, spricht sie, dieß Gespinnst, das dort im Winkel schwebet,
 Hängt wohl die Spinne nicht zum Zeitvertreib bloß hin.
 Dieß Netz, das sie so künstlich webet,
 Zeigt mir, wie übel ich hier aufgehoben bin.
 Keim! hier ist nichts zu thun, als daß ich mich verliere;
 Ist hab ich meine Freiheit noch;
 Ist mag ich fliehn. O was sind doch
 Die Mücken für geplagte Thiere!

Kaum ist der Schluß gefaßt, so wird er ausgeführt.
 Sie stieget in ein Haus, wo Fried und Ruh regiert,
 Wo keine Spinnweben hangen.
 Noch weniger kann hier sie eine Schwalbe fangen.
 Da sie den Feinden Flug entgangen,
 Geschieht es doch, daß sie blind in ihr Unglück stieget,
 Und eh sie es vermeynt, verbrannt im Leuchter liegt.

Ich war durch große Sorgfalt meiner Aeltern zu meinem Jünglings-
 alter gelangt. Ich genoß froh meiner Gesundheit. Nur hatte ich
 einen Feind zu fürchten, der immer neben mir viele Hundert um-
 brachte, und dem ich zu entgehen, wenig Hoffnung hatte. Es wa-
 ren die Blattern, die ich noch nie gehabt hatte. Endlich befreyte
 mich de la Condamine auf einmal von dieser Gefahr. Ich las
 ihn. Er überredete mich. Ich ließ mich inoculiren, und diese
 Gefahr war überwunden. Aber was half es, da unterdessen die
 Ruhr zu grasiren anzufangen hatte, und zugleich zweyen Leute aus
 meinem Hause am Fleckfieber gestorben waren. Ich veränderte also
 bald

bald meine Wohnung, und suchte meine Sicherheit auf einem Land-
 hause, wo mich eine reine Luft umgab, und wo ich nicht fürchten
 durfte, daß meine Lüste von Fäulniß angesteckt werden möchten.
 Nichts desto weniger blieben mir noch zwei große Sorgen übrig. Auf
 meinen Nigen hatte sich nach und nach ein grauer Staar formirt,
 und in meinen Nieren steckte ein wütender Stein. Meine Vorsicht
 aber überwand alles. Ich ließ mir den Staar stechen, und der
 Stein wurde mir mit der größten Lebensgefahr ausgeschnitten. Nun
 war ich endlich so sicher, wie der gesündeste Mensch. Aber wie sicher
 ist ein Gesunder? Ich ließ mir das Vergnügen gefallen; und mein
 Vergnügen war der Wein, der mir nach so viel ausgestandener
 Unglücke ganz vortreflich schmeckte. Er erhitzte mich zum Scherz
 und zum Blutspeyen, worauf die Schwindsucht erfolgte, welche
 mich in wenig Tagen ins Grab schicken wird. Ich schreibe dieses in
 äußerster Entkräftung, um noch dem Publico einmal zu nützen.
 Machen Sie mein Beispiel bekannt, damit jedermann erkenne, wie
 wichtig alle die Vorsichtigkeit gegen die Feinde sey, die wir fürchten,
 wenn wir nicht noch viel vorsichtiger gegen die Feinde sind, die wir
 lieben. Die erste Vorsicht ist leicht, wie ein Kinderspiel; die letzte
 ist der Stein der Weisen. Die ihn besitzen, werden bey der arm-
 seligsten Lebensart und bey der Verläugnung alles Vergnügens viel-
 leicht viermal älter werden, als ich. Inzwischen nehme ich doch nur
 von ihnen Abschied, als ob ich auf vier Tage verreisete. Sie wer-
 den mir bald nachkommen, und dann wollen wir sehen, ob es sich
 nach einem langen Leben besser stirbt, als nach einem kurzen. Ich
 scheid, ohne der Arzneykunst eine Lobrede zu halten, und bin ic.

Ade.

Sieben und achtzigstes Stück.

von Haller.

Die Wahrheit deckte sich mit tiefer Finsterniß,
 Vernunft war eine Magd, und Weisheit Vergerniß.
 So ließ die Bornwelt sich die Macht zu denken rauben,
 Und alles bückte sich ins Joch vom Aberglauben.

Es giebt Krankheiten, die nicht wahr sind. Desto
 besser! werden viele meiner Leser ausrufen. Aber
 nein, nicht viel desto besser. Kein Mensch wird darnun
 weder

weder gesunder werden, noch gesunder bleiben, ob gleich die Krankheiten, die ich heute anzuführen gedente, grundfalsch sind. Denn, weil sie nie in der Welt gewesen sind, so wird auch niemand davon befrehet, wenn ich ihnen gleich ihren Abschied gebe. Nichts destoweniger hoffe ich doch, hieran keine vergebliche Arbeit zu thun, und ich weiß auch wohl warum? Viele Menschen leiden mehr von den Krankheiten, die sie zu haben glauben, als von denen, welche sie wirklich haben. Wüßten sie manchmal die wahre Beschaffenheit ihrer Krankheiten, so würden sie in einigen Fällen unendlich mehr, und in andern unendlich weniger leiden. Ein Jüngling würde gegen den leichtesten Husten misstrauischer seyn, als es nöthig wäre, wenn er die Gefahren künnte, die seiner Brust in diesem Alter dräuen, und wenn er wüßte, daß auch der leichteste Husten eine Art von Brustentzündung ist. Ein andrer würde den Schwindel, der ihn in Todesfurcht setzt, leichtsinniger verachten, als es gut wäre, wenn er wüßte, daß er bey ihm nur eine Folge der Ueberladung des Magens sey. Der eine würde nicht so sorglos mit ansehen, wie seine Füße schwellen, wenn er errathen könnte, von welchem Grade des Verderbens seiner Natur diese Geschwulst die Folge wäre, und der andre, der seine besten Eingeweide für ganz verdorben hält, würde über sich selbst lachen, wenn er wüßte, daß die Beschwerden, welche diese Furcht bey ihm verursachen, vor nichts anders, als einer hypochondrischen Windsucht herührten. So ist es fast in allen Fällen. Die geringste Krankheit kann einen Menschen unerträglich martern, wenn er sie für wichtiger hält, als sie ist, und man sieht oft Leute bey den gefährlichsten Uebeln ganz geruhig seyn, weil sie glücklicher Weise unwissender sind, als ihr Arzt, der ihren nahen Untergang vorher sieht, und dessen gegründete Furcht sie für eine feige Zaghaftigkeit halten. In dieser Absicht kann es also einen wahren Nutzen haben, wenn man das Publicum von den Irrthümern der practischen Arzneykunst unterrichtet, und wenn man ihm die Furcht vor gewissen Krankheiten benimmt, welche für sehr gefährlich gehalten

halten werden, welche viel Menschen zu haben fürchten, und die doch nie in der Welt gewesen sind. Ich will heute ein Verzeichniß solcher falschen Krankheiten mittheilen, und es vergnügt mich im Voraus, wenn ich bedenke, daß ich durch dieses Blatt eine Menge Menschen auf einmal von schweren Gebrechen heilen werde, die, ob sie gleich nur Gespenster sind, dennoch nicht weniger schrecken, und eben so wahre Folgen haben, als die wahrhaftesten Krankheiten.

Ein Aufzug von berühmten Udingen, welche die Menschen peinigen, kann wohl nicht leicht einen bessern Anführer haben, als den Alp. Der Sage nach ist dieses eine unförmliche Bestie, welche des Nachts den Leuten in den Betten erscheint, auf sie fällt, sie drückt, peinigt, schlägt, kneipt, und sich von ihnen tragen läßt. Diese Sage wird noch ist von vielen hundert Menschen geglaubt, und was will man auch wohl dagegen einwenden, daß es einen Alp gebe, wenn man die blauen Flecke, die Striemen, die Wunden und so viel andre Spuren einer erlittenen Gewaltthätigkeit an Leuten sieht, welche des Nachts von einem Alpe gepufft, gepeitscht, gekraht, und aufs übelste gemishandelt worden sind? Wie kann ein Alp handgreiflichere Beweise seines Daseyns geben?

Es ist wahr. Wenn eine Frau mit dergleichen Berweisthümern darthäte, daß sie einen bösen Mann hätte, so glaube ich nicht, daß es Jemand in Zweifel ziehen würde. Warum wollte man also wohl zweifeln, daß es einen Alp gebe, da seine Beweise eben so bündig sind? Nichts destoweniger muß ich ihn in die Reihe der Udinge setzen, nachdem die Aerzte gefunden haben, daß ein ängstlicher Traum, welcher von ganz natürlichen Ursachen herrührt, alle diese Gewaltthätigkeiten an einem Schlafenden ausüben kann. Wenn vollblütige Leute mit dem Kopfe zu niedrig, oder zu lange auf dem Rücken liegen, so empfinden sie eine Beängstigung, weil ihnen das Arhemholen beschwerlich wird, und diese beschwerliche Empfindung setzt die Einbildungskraft in Bewegung, welche sich mit leichter Mühe Gespenster und Unholde erdichtet, denen man die Quaaalen zur Last legt, die man

man aus sich selbst leidet. Daß dieses die wahre Erklärung der Alpe sey, erhellt daraus, weil sich ein jeder den Alp durch die Kunst machen kann, so oft es ihm beliebt, wenn er es nur so einrichtet, daß er im Schlafe große Bekümmernisse ausstehen muß. Wenn man sich nach einer starken Mahlzeit von lauter blähenden Speisen zu einer Zeit, da man sehr vollblütig ist, mit schwermüthigen Gedanken in ein schlecht gemachtes Bett auf den Rücken, und mit dem Kopfe zu niedrig legt; so wird man bald zu träumen anfangen, daß uns eine ungeheure Gestalt mit ihrer Last erdrücken, uns die Brust zusammenschüren, die Glieder fest halten, und uns ersticken, und umbringen wolle. Man empfindet alle diese Sachen wirklich. Nur das erdichtete Gespenst, wovon man sie herleitet, ist falsch. Daher ist es kein Wunder, daß man des Morgens die Spuren von Gewaltthatigkeiten sieht, welche man wirklich erlitten hat. Durch die Befreyung von der Vollblütigkeit, durch hinlängliche Ermüdung zu einem tiefen und sanften und von Träumen freyem Schlafe, durch mäßige Abendmahlzeiten von leichten Speisen, durch eine gehörige Lage des Körpers im Schlafe, und durch alle die Mittel, welche das dicke Blut verdünnen, die Brust befreyen, das Athemholen erleichtern, die Verdauung befördern, die Hindernisse des Umlaufs aus dem Wege räumen, und die Krämpfe verhüten, kann man den scheußlichsten Alp in kurzer Zeit vertreiben. Seitdem dieses die Aerzte gethan haben, ist er von vielen Leuten gewichen. Allein, es scheint, daß er sich nur bloß in die Buden, Keller und Säle, welche der Pöbel bewohnt, zurückgezogen habe. Denn unter dem geringen Volke allein findet man ihn noch; aber doch nicht leicht mehr so gräßlich, als vor Alters. Wenn auch einmal ein Mädchen der Alp drückt, so sieht er doch noch einem Menschen, aber nicht mehr dem Teufel und seinen Consorten ähnlich. Er drückt auch nicht mehr so heftig, als vor Zeiten, und wegen der Wechselbälge, die er ehemals wohl hinterlassen haben soll, ist gar keine Sorge mehr. Denn man hat in den neuern Zeiten von ihm oft die wohlgestalteten Kinder gesehen.

Nach

Nach dem Alpe mag der Fliegenfürst selbst folgen. Ich gebe zu, daß es in den ehemaligen Zeiten wahre Besessungen des Teufels gegeben habe, wie uns die heilige Schrift selbst lehrt. Nichts destoweniger aber glaube ich, mit der allergrößten Wahrscheinlichkeit behaupten zu können, daß die heutigen Besessenen entweder Betrüger oder wahnsinnige Leute sind, und daß also die Besessung des Satans ist mit in die Reihe der falschen Krankheiten gehöre. Es sind unendlich viel Beweise vorhanden, daß solche vermeynte Besessungen natürliche Ursachen gehabt haben. Bey allen übrigen aber ist die Sache nur ununtersucht oder unentschieden geblieben, und kein Mensch kann uns in der neuen Geschichte einen Fall zeigen, wo eine Besessung des Teufels unwidersprechlich dargethan worden wäre. Wenn es nicht melancholische und halb verrückte Leute sind, die ohne ihr Verschulden zu der Besessung kommen, so wird man wahrnehmen, daß die übrigen fast durchgängig dürstige, armselige Leute oder Bettler sind, die es sehr in der Gewohnheit haben, sich durch verstellte Krankheiten zu ernähren. Weil sie aber wohl wissen, daß ein gemeines Fieber, ein dicker Arm, ein lahmes Bein, u. s. w. bey isigen schlechten Zeiten fast gar nichts gelten, so legen sie sich auf solche Krankheiten, die besser im Preise sind, und worunter die fallende Sucht und die Besessungen böser Geister ihren Mann noch am besten ernähren. Wie oft die fallende Sucht aufs künstlichste nachgemacht werde, ist fast unglücklich, und gleichwohl muß man gestehen, daß diese Rolle nicht leicht zu spielen sey. Die schwerste unter allen, aber auch gewiß die einträglichste, ist die von den Besessungen. Diese Rolle erfordert etwas Wunderbares und Verschmitztes, dazu nicht jeder Schelm gebohren ist, und daher wird sie nur von den rechten grossen Erzschemeln gespielt. Eben um deswillen ist es nicht allzu leicht, ihren Betrug zu entdecken, und man kommt desto weniger dahinter, je weniger man die Profession der Betrüger kennt. Eben darum wird mancher Geistlicher von solchen Nichtswürdigen betrogen. Die Aerzte erkennen aus den nachge-

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg.

Gg

mach-

machten Krankheiten, die nicht gehörig gespielt werden, einen solchen Betrug viel eher. Zum Glück verstehn diese Betrüger den Character des Satans mehrentheils so schlecht, daß sie ihn ganz ungeschickt nachahmen. So gieng es mit der Geschichte, die Baxter erzählt, und für eine wahre Besetzung gehalten hat. Ein Geistlicher gieng mit einem Ritter zu dem alten Weibe, von welcher beyde gewiß glaubten, daß sie besessen wäre. Weil sie aber an dem alten elenden Thiere nichts besonders wahrnahmen, so sagte der Geistliche zu dem Ritter auf Lateinisch: *Nondum audivimus spiritum loquentem.* Wir haben den Geist noch nicht sprechen hören. Alsobald kömmt eine Stimme aus des Weibes Munde: *audis loquentem! audis loquentem! Du hörst ihn reden!* Der erstaunte Kirchendiener zog seinen Hut ab, und sagte: *Misereatur Deus peccatoris.* Gott erbarmet sich des Sünders, worauf die Stimme alsobald erwiederte: *Die peccatrix! Die peccatrix! Sprich: der Sünderinn.* Sollte sich der böse Geist bey diesem Sprachfehler aufgehalten haben? Weil er ein böser Geist ist, muß er deswegen auch ein Pedant seyn? Ein Schulmeister, der in der Nähe gewesen, und die Bauchsprache verstanden, hat eher diesen läppischen Einfall haben können, als der Satan. Nichts ist geschickter, Rollen von dieser Art wohl auszuführen, als diese Bauchsprache. Es giebt Leute genug, die sie sprechen können, und man muß über die Wirkungen, die sie thut, erstaunen. Man sollte schwören, daß eine ganz andre Person bald an diesem, bald an jenem Orte redete, da es doch gleichwol dieselbige Person ist, die am nächsten bey einem steht. Man hat wohl eher diese Geschicklichkeit bey Kindern gefunden, die doch wenigstens damit einen kleinen Kobold recht gut gespielt haben, da ihnen die Rolle mit dem Beelzebub selbst noch zu schwer war. Sie regen dabey die Lippen nicht im geringsten; und wenn man sie auch unter dem Sprechen genau beobachtet, so kann man doch wenig oder nichts an ihnen merken. Diese Bauchsprache, ein wenig Lateinisch und Französisch, und die Kunst, die fallende Sucht und allerhand

hand ungewöhnliche Krämpfe und Verzuckungen nachzumachen, ist alles, was zu einem künstlichen Besessenen erfordert wird, der seine Rolle in Deutschland spielen soll. Wenn man bey solchen Leuten gegenwärtig ist, so merkt man bald aus den elenden und ungereimten Reden, daß dazu kein Geist, weder von oben noch von unten, sondern nur ein dummer Kerl, oder ein albernes verschmißtes Weib erfordert werde.

Wenn ich die Betrüger nicht rechnen will, so sind doch viel natürlichere und gewissere Erklärungsarten, als die Besetzungen, übrig, woraus die Zufälle solcher Leute hergeleitet werden können. Die Hauptumstände, welche sich bey Besessenen äußern, sind die, daß sie zukünftige Dinge vorherzusagen, verborgene Sachen entdecken, fremde und ihnen ganz unbekannte Sprachen fertig reden, und das bey am Leibe viel auszustehen haben. Die Glieder werden ihnen auf die entschuldigste Art verdreht; sie machen die seltsamsten und fürchterlichsten Gebärden und Bewegungen, die wider die Natur zu laufen scheinen, und überhaupt scheinen alle diese Unruhen, nicht sowohl Handlungen, als vielmehr Leiden solcher Elenden zu seyn, gleichsam als ob sie von einer fremden Gewalt gestossen, geworfen, gepeinigt, in Freude und Lachen versetzt, und aus der Brust zu reden gezwungen würden, ohne die Lippen zu regen, daher es so ausseht, als ob eine andre Person aus ihnen heraus redete. Dieses letztere, welches doch durch die Bauchsprache allein bewerkstelligt werden kann, noch mehr aber das eigene Geständniß solcher Leute, daß sie einen Teufel bey sich führen, veranlasset bey den Umstehenden mehrentheils den Argwohn von einer Besetzung.

Von allen ist angezeigten Zufällen ist keiner, der nicht bey andern ganz natürlichen Krankheiten auch vorkommen sollte. Wie fruchtbar sind nicht die Deliranten an Prophezeihungen, und es wäre gewiß nicht gut, wenn diese alle der Teufel verrichten sollte. Es giebt Leute, die die Stunde ihres Todes im Phantasiren angeben, die von ihren Anverwandten genaue Nachrichten zu geben wissen;

tolle Leute, die die wunderbarsten Dinge vorher sagen, und deren Aussprachen zuweilen eintreffen, zuweilen aber fehlen, in welchem letztern Falle niemand weiter drauf achtet. Man findet solcher Geschichte die Menge in allen Casusbüchern. Eben so ist es mit der Entdeckung verborgener Sachen. In England war ein unsinniger Mensch, der, so oft man ihn fragte, sagen konnte, welcher Tag eines Monats vorhanden war, ob er gleich, in seinem Locher verschlossen, viel Jahre lang keinen Calendar gesehen hatte. Diese Wissenschaft verborgener Dinge rühret öfters von Ahnungen, wie ich im 85ten Blatte gezeigt, oft aber auch nur von der besondern Aufmerksamkeit her, womit die Kranken die Gebärden und Reden der Umstehenden beobachten. Was ein Gesunder nie würde hören können, das vernimmt ein Kranker zuweilen mitten im Phantasiren, wenn es gleich in einem Winkel des Zimmers ganz leise gesprochen wird. Da dieses oft Leuten wiederfährt, die mit den bösen Geistern keine Gemeinschaft haben, so ist es keine Besonderheit der Besessenen. Wenn nun die verdächtigen Kranken so etwas vernehmen, und hernach in einer Weile drauf antworten, so heißt es, sie haben die Gedanken der Umstehenden durch den Teufel erfahren. Was die fremden Sprachen betrifft, welche Besessene reden, so sind sie nicht allein andern Kranken oft auch bekannt, sondern es sind auch in vielen Fällen entweder nur Mischmasche fremder Töne, die zu keiner Sprache gehören, oder zusammengestoppelte gemeine Sprüche, Sentenzen und Redensarten, die im gemeinen Leben oft genug vorkommen, daß sie auch einer gemeinen und unangelesenen Person geläufig geworden seyn können.

Wer nur ein wenig von den Krämpfen und Verzückungen weiß; wer die Behendigkeit der Bewegungen aller und jeder, ja der kleinsten Gelenke in allen Theilen des Leibes kennet, die allen menschlichen Glauben übersteigt; wer die Gebärden des Hundeskrampfs, des St. Veitstanzes, und schon selbst einiger Wahnwüthiger gesehen hat, und wenn die Gewalt der fallenden Sucht und der Erstarrung bekannt ist, dem kann in Wahrheit der Arge selbst keinen neuen

neuen Anblick mehr verschaffen, und der könnte an einem wahren Besessenen nichts Neues mehr sehen. Solcher gestalt ist es schlechterdings umsonst, auch aus den seltsamen Gebärden, aus den unnatürlichen Bewegungen, aus der übermenschlichen Kraft solcher Leute auf eine wahre Besessung zu schließen, und es ist also nur das einzige noch übrig, wenn die Person selbst klagt, daß sie vom Satan angefochten werde, daß sie ihn im Leibe bey sich fühle, daß er oft lange mit ihr spräche, und dergleichen. Auch dieses läßt sich beantworten.

Ehe die heftigen Krämpfe, die fallende Sucht, die Erstarrung und selbst der Wahnwüth ausbrechen, bemerkt man gemeinlich, daß dergleichen Leute schon lange vorher tiefsinnig und melancholisch werden. In dieser Zeit sammeln sie den Vorrath zu ihren künftigen tollen Phantasien ein. Sie denken beständig nach; sie machen sich Gewissensscrupel; die Sprüche vom bösen Geiste fallen ihnen ein, und ein Trauriger ist jederzeit verzagt. Diese Feigheit bricht endlich in eine Verzweiflung aus, und wird von den heftigsten Krämpfen begleitet. Sobald mit diesen die Verzückung eintritt, so entzündet sich auf einmal das ganze gesammlete Magazin des Melancholici, um die Einbildungskraft des Wahnwüthigen, die schon in Flammen steht, noch mehr zu erhizen. Hier giebt es, besonders bey Einfältigen oder allzu abergläubischen Leuten, auch sogar bey guten frommen Christen, wenn sie ein wenig zur Schwärmeren geneigt, oder nicht die heitersten Köpfe sind, diese gräßlichen Vorstellungen vom Teufel, den aber viele im Schlafe, oder im unverdächtigen Delirio oft eben so leibhaftig sehen, mit ihm sprechen, und sogar, wenn er verschwunden ist, seinen Gestank riechen. Wer kennt nicht unser furchtsames stolzes Herz, das unter dem Joche seiner Leidenschaften erliegt, das von der Einbildungskraft gejagt und zerrissen wird, und das uns alles aufdringen will, was wir selbst mit guter Vernunft nicht für wahr halten können? So bald also solche Leute von ihren im Anfall geübten Erscheinungen erwachen, die sich allemal, wie die Träume, nach dem Zustande

stände des Körpers richten; so bald sie die Verdrehungen ihrer Glieder, die blauen Flecken, die sie sich geschlagen haben, und die seltsame Unordnung sehen, worinn sich ihre Natur befindet, so ist es kein Wunder, wenn sie dieses alles für Wirkungen des Kampfes ansehen, den sie etwan in ihrer Phantasie mit dem Teufel gehabt haben, daß sie selbst zu glauben anfangen, ihr Traum sey etwas mehr, als ein bloßes Gesicht.

Es giebt aber Leute, die den Teufel bey sich fühlen. Die Sache ist gewiß. Allein, alle die das Glück gehabt haben, daß ihnen dieser gefühlte Teufel ausgetrieben worden, haben gestehen müssen, daß es ein ganz anderer Teufel sey, als sie sich eingebildet haben. Würmer von allerley Gestalten, ungeheure Bündel Schleim, Blutflüsse die sich verstopft hatten, und dergleichen, sind die Sachen gewesen, die endlich zum Vorschein gekommen sind; und man hat bemerkt, daß auch das bloße Gespenst des Satans zuletzt einen Gestank hinter sich läßt. Dieses sind die gewöhnlichsten Ursachen der Epilepsie, der Convulsionen und der heftigen Krämpfe überhaupt; und in der That ist die Besessung heut zu Tage sonst nichts, als eine Art convulsivischer, seltsamer Krämpfe, die sich in einer Person äußern, die über Religions scrupel, ohne Vernunft, zu lange nachgedacht hat, und darüber tiefsinnig, oder thöricht oder wahnwitzig geworden ist. Wir haben dies an einigen neuern Beispielen von Besessenen, die genau untersucht worden sind, überzeugend gesehen.

Die Hexen mögen den Teufel auf seiner Flucht begleiten. Wenn ich die Gabe zu heren, als eine Krankheit betrachte, so gehört sie mit zu den Besessungen. Denn es ist keine Here so unverschämt gewesen, daß sie ihre Zaubereien ihrer eignen Allmacht zugeschrieben hätte. Die Einfalt hat ehemals viel alte Weiber verführt, sich selbst für Hexen anzugeben, und die Klugheit der Obrigkeiten bewog sie, solche dumme Thiere verbrennen zu lassen. Nachdem sich die Zeiten mehr aufgeklärt haben, findet man selten Richter, die sich einer alten närrischen Frau erbarmen, und sie verbrennen lassen sollten, wenn sie gleich selbst kommt, und ihren

ihren Teufel angiebt, und sich durch alle Proben als eine Here rechtfertigen will. Nur in den Zeiten der Barbarey war diese Grausamkeit Mode, und seitdem diese verschwunden sind, haben sich die Hexen so sehr vermindert, daß auch der furchtsamste Mensch, wenn er gleich in der Nacht vom ersten Man ganz allein auf der obersten Spitze des Blocksberges stünde, keine Gelegenheit finden würde, seine Kühnheit zu bereuen, und sein Bekenntniß, wie Horaz, abzulegen:

Jam jam efficaci do manus scientiæ
Supplex, et oro regna per Proserpinæ,
Per et Dianæ non movenda numina,
Per atque libros carminum, valentium
Refixa coelo devocare sydera;
Canidia, parce vocibus tandem sacris,
Citumque retro solve, solve turbinem!

Nichts destoweniger aber sitzt doch das Vorurtheil für die Hexen noch Nagelvest in dem Herzen des Pöbels, und ich bin selbst einmal für einen Atheisten gehalten worden, weil ich unvorsichtiger Weise lächelte, als mir ein angesehenener Mann von seinem kranken Kinde sagte, er glaubte gewiß, daß es böse Leute unterhätten, und daß es dem Kinde angethan wäre. Dieses Unterhaben und dieses Anthun sind Schwärmerereyen. Die bösen Leute sind unschuldig, und die guten, die es glauben, sind einfältig. Wollen wir noch nicht anfangen, uns solcher Poffen zu schämen? Die bösen Leute, welche die Kinder unterhaben sollen, sind zu dumm zu Berufen und Beschwörern. Aber es sind öfters diejenigen selbst, die es sagen. Die Aeltern, die Ammen, die Wartfrauen, die Nuhmen, Nichten, Tanten, u. s. w. besitzen schädliche Spitzfindigkeit genug, wodurch sie die Kinder verderben; und ihre Dürresucht, welches die eigentliche Kinderkrankheit ist, von der man argwohnet, daß sie ihnen angethan werde, wird ihnen von diesen ihren Ernährern und Freunden durch die Ueberladung, durch schädliche Speisen, und eine üble Erziehung allein beigebracht. Wir brauchten kein Kreuz vor den Mund zu schlagen, wenn ein Kind gähnet, und hätten eben

so wenig nöthig Gott behüt es! zu sagen, wenn es ein anderer lobt, als die Aegypter, Salz ins Feuer zu werfen. Anstatt daß wir die Schuld der Verwahrlosung unsrer Kinder auf fremde Leute schieben, denen wir weiter keine Gemeinschaft mit den höllischen Gewaltigen beweisen können, als daß sie alt und häßlich aussehen, rothe triefende Augen haben, und in den Bart murmeln, sollten wir vielmehr unsre eigne unvorsichtige Liebe, und unsre Unwissenheit in der Kunst, Kinder zu erziehen, anklagen.

Nun hinweg mit allen Zaubereyen und Teufelereyen! Es giebt noch mehr Krankheiten, die in der That nichts, und die doch viel Jahrhunderte lang berühmt gewesen sind. Ich kann die fleischigten Herzgewächse zum Beispiele anführen. Wie groß und gemein ist nicht die Furcht, vor dieser Krankheit; wie oft ist sie nicht für die Ursache des Todes der Menschen gehalten worden; wie viel solche Herzgewächse hat man nicht mit Augen gesehen und ausgeschnitten, und gleichwohl ist es nunmehr fast unstreitig, daß es kein solches gebe, noch jemals gegeben habe. Es ist also umsonst, daß es der Hypochondrist fürchtet, wenn ihm die Winde ein ängstligendes Herzklopfen verursachen; es ist umsonst, daß es die Aerzte den Herzpollypen Schuld geben, wenn sie ein solches Herzklopfen nicht stillen können, und es ist umsonst, zu bedauern, daß für dieses Uebel kein Mittel zu finden ist; denn wir können der Mühe überhoben seyn, Curen für Uebel zu suchen, die nicht in der Welt sind. Der berühmte französische Arzt, Herr Lieutaud, der sich rühmen kann, zwey bis drehtausend Leichen eröffnet zu haben, und der niemals ein Herzgewächs von der fleischigten Art, wie die Nasenpollypen zu seyn pflegen, gefunden hat, giebt dem, was schon verschiedene Aerzte vor ihm vermuthet hatten, das Uebergewicht, und behauptet, daß ein wahrer Polypus des Herzens ein Uuding, das aber, was man dar für angesehen, ein zusammengeronnenes faserigtes Gewebe sey, welches sich in und nach dem Tode erst erzeugt.

Die wunderbaren Zufälle der Leute, welche von Taranteln gebissen worden, und ihre seltsame Cur durch Tanz
und

und Musik, fangen ist an, für dasjenige erkannt zu werden, was sie vielleicht allezeit gewesen sind, nämlich Betrügereyen der Bettler. Man hat noch kein glaubwürdiges Beispiel, daß der Stich dieser Spinnen einen vornehmen, oder andern Italiäner, der sein Brod hat, zu einem so wunderlichen Phantasten gemacht haben sollte; und der Tarantismus gehört also in die Reihe der Steine der Weisheit, welche nur ruinirte Leute und Bettler besitzen. Der gelehrte Herr Professor Büsching hat von dieser Sache verschiedentlich mit vieler Wahrscheinlichkeit gemuthmaßet, daß sie, wie die verstellten Convulsionen, bloß den Bettlern zu einem Mittel diene, von leichtgläubigen Leuten Geld zu verdienen.

Der unvergleichliche Herr von Zaller, hat mit dem größten Beyfalle gelehrt, daß die Sehnen und Häute des menschlichen Körpers, welche man bisher für die allerempfindlichsten gehalten, gar nichts empfinden. Hierdurch allein sind eine ganze Menge Krankheiten auf einmal von ihren alten Stellen vertrieben. Die Hirnwuth ist keine Entzündung der Hirnhäute; die Pleuresie ist keine Entzündung der Rippenhaut; die Lähmung von unglücklichem Aderschlagen ist keine Verletzung der Sehnen mehr, u. s. w. Alle diese Häute und Sehnen sind gegen alle Eindrücke unempfindlich; wenigstens sind ihre Gefühle sehr problematisch, und erfordern Umstände, die bey den wahren empfindlichen Körpern, den Nerven, gar nicht vonnöthen sind. So hat z. E. Herr Benefeld aus Versuchen bewiesen, daß die harte Hirnhaut doch wenigstens nicht gegen alle Eindrücke unempfindlich sey: denn ob gleich das Stechen, Schneiden und die Berührung des Vitriolsäls keine Spuren einiger Schmerzen darin hervorbringt, so soll doch das Kraken mit einer Bürste von Eisendrath, oder die Beknekung mit einer Silberlösung, mittelst des rauchenden Salpetergeistes, allerdings dieselbe schmerzhaft reizen. Alles was die Herrn Whytt und v. Haen einwenden, kann das nicht widerlegen, daß die Empfindlichkeit der Sehnen und Häute, wenn sie ja dergleichen besitzen sollten, weit dunkler, unbeständiger und unzuverlässiger
sey,

sey, als die bey den Nerven, die, wenn sie gesund sind, jeder Eindruck wachsam und voller Gefühl findet.

Ich muß diese Materie abbrechen, weil mich der Raum einschränket. Ich könnte sonst noch eine ziemliche Reihe falscher Krankheiten angeführt haben. Die sogenannten Vapeurs des Frauenzimmers, welche man gemeinlich von seltsamen Zufällen desjenigen Theils herleitet, wovon diese Krankheit ihren deutschen Namen hat, sind, in Absicht dieser Herleitung, wenigstens größtentheils eine falsche Krankheit. Die Nitesser der Kinder, welche man für Würmer hält, die in der Haut am Rückgrate herunter sitzen sollen, sind gewiß eine pure Fabel, und wer sie gesehen hat, der muß sehr schlecht sehen, weil er eine geronnene Lymphe für Würmer halten kann. Die Liebeskrankheit, welche man von den Liebestränken herleitet; das Nasengeschwür, welches William Cowper dadurch curirt haben will, daß er einen Backzahn ausgerissen, und die knöcherne Zahnhöhle durchgestoßen; das Halsstürzen, und eine Menge anderer Krankheiten, ließen sich mit Grunde unter die falschen Krankheiten versetzen. Allein, da ich sie nicht umständlich beschreiben kann, so mögen sie Aufgaben bleiben, welche ich denen empfehlen will, die Lust haben, über medicinische Zweydeutigkeiten nachzudenken.

Acht und achtzigstes Stück.

von Caniz.

Giebt's keine Vanacee,
Den Schaden zu ergänzen?

Mein Herr Arzt,

Behalten Sie doch Ihre Gelehrsamkeit für sich. Wenn ich wie Sie wäre, wissen Sie, wie ich den Arzt schreiben woltte? Alle Montage funfzig Sorten von allerhand guten kleinen Hausmitteln, die jedermann im gemeinen Leben gebrauchen kann, und die kurz und einfältig beschrieben! Sehen Sie, so:

Mittel

Mittel für das Ungeziefer bey Kindern.

Nehmet einige Tropfen Anisöl, tröpfelt sie des Abends bey Schlafengehen dem Kinde auf den Kopf; reibet es ein wenig ein; bindet aber ein breites dickes Tuch unter den Haaren rings um den Kopf, daß das Ungeziefer nicht davon laufen kann. Am Morgen werdet ihr sie alle todt finden. Probatum est; nur stinkt's übel.

Ein dito, ohne Gestank.

Streuet den Kindern Petersflgensaat auf den Kopf, und verzehret übrigens, wie vorhin. Probatum est, und stinkt nicht.

Ein dito bey Erwachsenen.

Wenn man in Birthshäusern bewohnte Betten antrifft, die Colonien mit uns fortschicken, so löset man schwarze Seife in heißem Wasser so dünn auf, daß sie wie eine flüssige Salbe, oder auch wie ein Waschwasser eingerieben werden kann, und duldet den Reiz dieser Seife, so lange es leidlich ist, ehe man sie mit lauem Wasser wieder abwäscht. Dies wird täglich so lange wiederholt, bis die Colonie ausgerottet ist, welches gewiß bald geschehen seyn wird.

Ich versichere Sie, wenn Sie uns Ihre Blätter mit solchen Recepten anfüllten, man würde Ihre Bogen so heilig aufheben, wie die Schriften der Goldmacher. Versuchen Sie es ein einzigesmal, so werden Sie es finden. Ich bin ic.

Antwort.

Versuchen will ichs, Madame, weil Sie mir Hofnung machen, besser zu gefallen. Es ist wahr, daß ich für die Leute, die solchen Unterricht verlangen, wie sie ertheilen, noch wenig geschrieben habe, und wenn dergleichen mich lesen, so haben sie Ursache verdrüsslich zu seyn. Aber, ich kann bey meiner Ehre versichern, daß ichs nicht gemeint habe, daß die mich läsen. Weil Sie doch einmal vom Ungeziefer angefangen haben, so will ich dabey bleiben. Denn gewiß, es giebt nur wenige Krankheiten, welche keine besondere Methode erfordern, und die man mit einem einzigen Recepte curiren kann. Das Ungeziefer schießt sich am allerbesten, und es klistret auch Unheil genug unter den Menschen. Ich will einige Mittel vorschlagen, wie man sich curiren kann, wenn man von solchen Thieren verlegt, gebissen, gestochen, oder mit ihrem Gifte besudelt wird.

Das erste Ungeziefer, was mir einfällt, sind die Mücken und Fliegen, welche in den Sommermonaten durch ihre Begierde, Blut zu saugen, fast jedermann sowohl am Tage, als zur Nachtzeit höchst beschwer-

beschwerlich fallen. Unter allen Mitteln, wodurch man sich des Nachts vor den Mückenstichen sicher stellen kann, ist das das beste, daß man entweder in einem Nebenzimmer, dessen Thür offen steht, oder in dem Schlafzimmer selbst, jedoch aber in der weitesten Entfernung vom Bette, ein Nachtlicht brenne. Denn, da die Mücken große Liebhaber vom Lichte sind, so lockt sie der Schein desselben dahin; sie entfernen sich vom Bette, und sterben in der Flamme, so wie die Menschen in ihren Vergnügungen unkommen. So gut aber dieses Mittel ist, so kann man dem ungeachtet doch nicht verhüten, daß man nicht zuweilen von den Mücken, oder doch wenigstens von den Fliegen gestochen werden sollte. Dieses Ungeziefer ist bey uns noch ziemlich bescheiden. Denn man muß wissen, daß es in Lappland viel größere Arten von Mücken und Fliegen gebe, welche so heftig stechen, daß das Blut darnach geht. Der Herr von **Mausperctuis** hat uns in seiner lappländischen Reise das Mittel erzählt, dessen sich die Lappländer bedienen, um die gestochenen Wunden zu heilen, und dieses Mittel will ich dem Frauenzimmer rathen. Es ist das balsamische Harz, welches aus den Fischenbäumen tropfelt. Wenn man die gestochenen Stellen mit diesem Harze reibet, so wird man das Vergnügen haben können, eine Cur an sich selbst zu verrichten, wozu ein Arzt oder Wundarzt sehr überflüssig seyn würde. Auch in America giebt es eine große Art Mücken, welche **Don Ulloa Moschito** nennet, und die große Qual die sie den Reisenden verursachen, recht fürchterlich beschreibt. **Franz Drake** der ihre Wuth zuvor empfunden, hat schon ein Mittel dafür gewußt, welches darin besteht, daß man den Leib mit Citronensaft abreibe.

Die Bienenstiche sind von größerer Wichtigkeit. Sie machen größere Beulen und eine heftigere Entzündung; ja weil diese kleinen boshaften Feinde gewöhnlich ihre Waffen, nämlich den Stachel, in unserm Fleische zurück lassen, so geschieht es nicht selten, daß diese Beulen schwären, welches unmöglich verhütet werden kann, wenn man nicht den Stachel sogleich herauszieht. Herr **Palteau**, der uns die neuesten Entdeckungen wegen der Bienenzucht mitgetheilt hat, empfiehlt verschiedene Mittel, welche wider den Bienenstich dienen können. Eins ist der Bienenhonig selbst, womit man nur die Wunde bestreichen, und ihn, so bald er trocken geworden ist, neu auflegen muß. Ein andres ist frische, feuchte Erde, welche man aufdrückt. Man kann sich auch mit warmen Urine, mit Wasser und gestoßener Petersilge Linderung der Schmerzen verschaffen. Allein, zur gründlichen Hülfe wird das Ausziehen des Stachels erfordert. Wenn nichts sonst bey der Hand ist, so hat uns die Natur selbst Balsam gegeben, womit wir alle Wunden von Stacheln der Bienen, Wespen, oder auch von Dornen heilen können, nämlich, den Ohrenschmalz, womit man sie nur reiben darf.

Der

Der Aufenthalt in Gärten, welcher zu dieser Jahreszeit gemein ist, erinnert mich an das Gift der Kröten, welches eine ziemliche Entzündung verursachen kann. Die Cur besteht aus frischen Kautenblättern, welche man auf die Geschwulst legen muß, oder darin, daß man das Glied alsobald in ein frischgegrabenes Loch in der Erde steckt.

Es giebt überhaupt einige allgemeine Mittel, welche man bey äußerlichen Verletzungen von giftigen Thieren gebrauchen kann, und die angemerkt zu werden verdienen. Wenn die Jäger von irgend einem giftigen Thiere verwundet werden, so besteht ihre ganze Cur darinn, daß sie Schießpulver auf die Wunde streuen, und es anzünden, ohne weiter das geringste zu unternehmen. **Blondel** erzählt dieses auch von den amerikanischen Jägern, die in den dortigen Wäldern den Aufällen verschiedner Sorten von giftigen Thieren ausgesetzt sind. Einige polnische Landleute graben, nachdem sie von Schlangen und andern giftigen Thieren gebissen worden, ein Loch in die frische Erde, gießen Milch hinein, und baden die verletzte Glieder darin, da sich dann eine vielfarbige Haut auf der Milch zeigt, welche man für das ausgezogene Gift hält.

Die Bisse von Schlangen, Nattern, u. dgl. haben wenig zu sagen, wenn man nur den gebissenen Ort gleich mit einem Bande unterbindet, damit das Gift nicht in den Leib treten kann; welches **Charas** durch sein eignes und viel fremde Beispiele erweisen, und wenn man die Wunde sogleich mit Eßige wäscht, und eine gute Portion davon, oder von Citronensaft, trinkt. **Boyle** curirte den Natternbiss bloß mit einem glühenden Eisen, das er einige Minuten auf die gebissene Stelle hielt, ja er hat sogar einen Menschen für Geld dahin gebracht, sich von der giftigsten Natter beißen zu lassen, und hat ihn hernach mit einem glühenden Messer glücklich curirt.

Man hat von den vortreflichen Eigenschaften eines gewissen sogenannten Steins viel Rühmens gemacht, von welchem man vorgeben, daß er bey den Schlangen in Judostan gefunden würde. Er ist unter dem Namen: **Pietra del Cobra**, des Schlangensteins bekannt. Man bezahlet in Italien das Stück mit 6 bis 8 Groschen. Wenn sie gut sind, so müssen sie an nassen Lippen, oder an der Zunge fest ankleben. Einen solchen Stein legt man auf die giftige Wunde, welche vorher, wenn es nöthig ist, mit einem spitzen Messer erweitert werden muß. Wenn der Strich so klein ist, daß man die Wunde kaum sehen kann, so sicht man den verwundeten Theil mit einer Nadel oder Lanzette, bis einige Tropfen Blut herausdringen. Denn es ist allezeit nöthig, daß die Wunde zum Bluten komme. **Misbann** legt man den Stein sogleich auf die Wunde, wo er so lange sitzen bleibt und sich fest hält, als noch Gift in der Wunde ist. Man muß ihn also kleben lassen, bis er selbst abfällt, welches zuweilen in zween, zuweilen aber wohl erst in 14 und mehr Tagen geschieht. Wenn

Wenn er abgefallen ist, legt man ihn zwey bis drey Stunden lang in Milch oder Wein; hernach aber muß die Fettigkeit der Milch mit lauem Wasser wohl abgewaschen werden. Dergleichen Wasser sieht gelblich aus, und man muß es, weil es sehr gefährlich ist, hinweggießen. Unterdessen, daß solchergestalt der erste Stein gereinigt wird, um zu anderweitigem Gebrauche geschickt zu bleiben, legt man einen andern auf die Wunde, um aus dem Ausziehen derselben zu erforschen, ob noch mehr Gift darinn vorhanden sey. Sollte der Stein wegen des geronnenen Bluts nicht gut wieder abgehen, so kann man mit lauem Wasser helfen.

Obgleich Kedi und Charas die großen Wirkungen dieses Steins in Zweifel ziehen, so haben doch Boyle, Claiton Hazvers, der P. Seyd und Keyfler davon so glaubwürdige Dinge berichtet, daß es gewiß der Mühe werth ist, ihn zu versuchen. Er dient nicht allein bey Wunden von Schlangenbissen, sondern auch bey ganz neuen Wunden vom Bisse toller Hunde, vom Stiche der Scorpionen, der Taranteln, ja selbst bey fast reifen Pestbeulen. Damit man aber dieses Mittels nicht entbehren dürfe, weil es noch izt von vielen für sehr rar gehalten wird; so muß ich meinen Lesern entdecken, daß es nichts weniger, als ein Stein aus einer Schlange, sondern nur ein gemeines Stück Hirschhorn sey, das man sich selbst zubereiten kann. Man schneidet ein solches Stück in der Form und Dicke eines dicken Kupferpenninges von dem Hirschhorne ab, und röstet es ein wenig im Feuer. Es ist mit dem Hirschhorne keine besondere Wahl anzustellen nöthig. Denn die Stücke von den verschiedensten Stellen haben alle einerley Kraft und Wirkung. Die Leute auf dem Lande, besonders die in der Erde arbeiten, und also den Bissen giftiger Thiere am meisten ausgesetzt sind, sollten dieses Mittel beständig bey der Hand haben, weil es wider die schwersten und gefährlichsten Zufälle eine geschwinde, sichere und wohlfeile Arzney ist. Thevenot sagt, daß man den Cobrastein zu Diu, in Guzerat gelegen, aus der Asche verbrannter Wurzeln mit einer gewissen Erde vermischt, und dann nochmals gebrannt, zubereite, und daß dessen innerlicher und äußerlicher Gebrauch wider den Biß giftiger Thiere gerühmt werde. Es ist zu vermuthen, daß ein jeder schwammiger, trockner und bestickender Körper zur Ausziehung des Gifts aus den Wunden eben so geschickt sey, wie es das Ausfangen und Schröpfen ist, und daß also auf die Materie des Steins wenig ankomme. In Paraguay verfertigt man ihn, wie der Pater Charlevoix sagt, aus den Knochen eines getrockneten Kuhbeines, wäscht ihn mit Weine und Milch, und läßt ihn so lange auf der Wunde, bis er von selbst abfällt.

Es giebt aber ein andres Mittel wider die Bisse und Stiche giftiger Thiere, in welches man noch mehr Vertrauen setzen darf, und

und das auch in allen Abständen brauchbarer und von zuverlässigerer Wirkung ist. Es ist das gemeine Baumöl. Nügent versichert die große Hülf dieses Mittels bey allen giftigen Wunden, wenn man sie und den ganzen verletzten Theil warm damit reibet, wenn es auch gleich erst eine Stunde nach der Verwundung geschähe. Dieses Mittel muß aber oft und etliche Tage lang, ar. h. nach Beschaffenheit der Umstände, zugleich innerlich, gebraucht werden. Es ist bey allen giftigen Wunden von ganz ausnehmender Tugend. Man hat längst gewußt, daß die in Del zerknirschten Scorpionen das beste Mittel wider den Stich dieser Thiere seyn. Allein, der Scorpion ist dabey unndthig; denn das Del allein ist die Sache, worauf alles ankommt. Um dieses zu erläutern, will ich hier eine Nachricht von dem Vipernfänger in England, William Oliver, anführen, der sich, in Gegenwart vieler Mitglieder der königlichen Societät zu London, von einer Viper hat stechen lassen. Er kannte die Kraft seines Mittels aus einem Zufalle, da er es bey seiner Frau, welche von einer Viper gestochen worden war, bewährt gefunden, nachdem alle andre Mittel, ja selbst das Vipernöl, den Schmerz nicht hatten lindern können. Er ließ sich also den 1sten Junii, in Gegenwart vieler Personen, von einer alten schwarzen Viper stechen, die einer von der Gesellschaft mitgebracht hatte; und der eine Stich kam an das Gelenk der rechten Hand, und ein anderer an das Gelenk des Daumens, so, daß das Blut aus der Wunde floß. Er empfand alsobald sowohl an der Spitze des Daumens, als im Arme, sogar als die Viper noch an der Wunde saß, heftige Schmerzen und Stiche. Gleich drauf stieg eine brennende Hitze den Arm hinauf, und nach einigen Minuten wurden seine Augen erhitzt, und thränten häufig. In weniger als einer halben Stunde, empfand er, daß der Gift zum Herzen trat, welches ihm ein schmerzhaftes Stechen, das mit Ohnmachten und kurzem Athem vergesellschaftet war, entdeckte. Hierauf erfolgte ein starker kalter Schweiß. Im Augenblicke blähte sich sein Unterleib auf; er empfand Colikschmerzen und Rückweh, wobey er sich heftig erbrach, und hat nachher versichert, daß sich unter diesen heftigen Zufällen seine Augen zweymal verdunkelt hätten, wobey er doch alles gehört, was man gesagt habe. Er hat ferner versichert, daß er bey allen andern ehemaligen Versuchen sein Mittel schon alsdann gebraucht hätte, wann er gemerkt, daß das Gift zum Herzen trete, daß er aber izt, um alle Anwesende desto mehr zu befriedigen, es auf die äußerste Verschlimmerung habe ankommen lassen, weil er sich auf die geschwinde Hülf des Oels verlassen könnte, das ihn, wann er es zeitig gebraucht, nie verlassen habe.

Fünf Viertelstunden nach dem Bisse brachte man ein Becken voll glühender Kohlen, und hielt den entblößten Arm des Patienten

ten so dicht darüber, als er es leiden konnte. Hierbei rieb seine Frau den Arm mit einem Oele, das der Doctor Del von Lucca nannte, und in seiner Tasche mitgebracht hatte, damit niemand etwa heimlich was dazu thäte. Sie drehete ihm den Arm beständig, als wenn sie ihn auf den Kohlen braten wollte. Oliver sagte, daß sich der Schmerz um vieles linderte. Allein, die Geschwulst blieb. Er erbrach sich sehr heftig, und purgirte einmal stark. Sein Puls ward so klein, und war so unterbrochen, daß die anwesenden Aerzte für gut fanden, ihm von Viertelstunde zu Viertelstunde eine Herzstärkung zu geben. Oliver sagte, daß diese Herzstärkungen keine besondere Wirkungen thäten, daß aber ein oder zwey Gläser Baumöl, die er getrunken hatte, ihm Erleichterung zu machen schienen.

Da dieser gefährliche Zustand anhielt, so legte man ihn ins Bett, wo man ihm den Arm noch immer über Kohlfener mit seinem Mittel rieb. Da er aber dennoch stets über Schmerzen im Rücken und Leibe klagte, so sagte der Doctor zu seiner Frau, daß man ihn auch mit warm gemachten Oele reiben sollte. Er sagte den Augenblick, daß er sich sehr erleichtert befände. Er erbrach sich, und purgirte nur noch zwey oder drey mal; aber er hatte starken Abgang des Urins, der von ganz gewöhnlicher Farbe war. Endlich fiel er in einen Schlaf, der von dem öftern Nachfragen derer, die bis Mitternacht kamen, ihn zu besuchen, vielfältig unterbrochen wurde. Hiernächst schlief er in einem Fort, bis früh um 5 oder 6 Uhr, und befand sich bey dem Erwachen sehr wohl. Den Nachmittag betruunk er sich in Rum und starkem Biere. Die Geschwulst kam wieder, und war mit vielen Schmerzen und einem kalten Schweisse vergesellschaftet, welches aber sich besserte, sobald man ihm den Arm, wie zuvor, gerieben, und in einen Umschlag von Löschpapier gewickelt hatte, das mit Oele getränkt worden war.

So bald Oliver gebissen worden war, ließ man zwey Tauben von eben der Viper beißen, die alsobald die Wirkung des Giftes empfanden; und weil man an ihnen das Mittel nicht gebrauchte, so starb die eine nach einer Stunde, und die andre eine halbe Stunde darauf. Das Fleisch war schwarz, und das Blut ganz geronnen und schwarz geworden.

Den 2ten Junii blieb der Arm des Olivers geschwollen, roth, und war voll gelber Flecken. Allein, die Geschwulst war ganz weich, und er konnte Arm und Finger gebrauchen, ohne daß er den geringsten Schmerz, oder einige Spannung empfunden hätte. Er ließ hierauf einen kleinen spanischen Hund von einer neuen Viper in die Nase beißen, und auf die Wunde so gleich warmes Del legen, und so lange reiben, bis das Haar davon ganz fettig war. Der Hund schien nicht krank zu seyn; aber die Nase ward etwas dick, und er fraß gleich nachher. Am Abend rieb man ihm die Nase noch:

nochmals ein, und den andern Morgen war er ganz munter; doch rieb man ihm die Nase wieder mit Oele, um die Cur desto gewisser zu machen. Er befand sich beständig wohl, ohne irgend einen Zufall, und ein Jahr hernach lebte er noch.

Mit dem Hunde zugleich ward eine andre Taube von einer neuen Viper unter dem Flügel gebissen. Man legte gleich warmes Del auf, und rieb es ein, bis die Federn ganz naß waren. Die Taube schien im geringsten nicht krank zu seyn, und des andern Tages war sie völlig gesund, hatte auch keine Geschwulst unter dem Flügel. Man rieb sie noch 2 bis 3 Tage lang, täglich zweymal mit warmen Oele, und sie befand sich beständig wohl. Hieraus erhellt die besondre Kraft des Mittels, weil ein so kleines Thier durch einen eben so grossen Biß eben so viel Gift empfangen hatte, und also desto mehr Gefahr lief, davon zu sterben. Oliver sagte, er hätte eben die Wirkung von seinem Mittel an Kühen, Pferden und Hunden zehn Stunden nach dem Biße befunden. Allein, er und seine Frau, die öfters im Felde bey dem Fangen der Vipern von ihnen gebissen würden, hätten stets Del bey sich, womit sie gleich nach dem Stiche den verletzten Theil rieben; und wenn es die Ferse wäre, so machten sie den ganzen Strumpf damit feucht; wäre es aber, wie gemeinlich, der Finger, so thaten sie ein wenig davon in den Finger des Handschuhes, den sie sogleich anzogen, und folchergestalt empfanden sie von dem Biße nichts mehr, als von einem Bienenstiche. Vielleicht ist das Del ein eben so allgemeines Mittel wider die Stiche der Klapperschlangen und anderer giftigen Thiere, besonders, wenn man bedenkt, daß ein Mensch im Felde nicht leicht mehr als einen Stich auf einmal empfängt; daher das Gift nicht so stark ins Blut geht, als in diesen willkürlichen Versuchen, da sich Oliver zweymal stechen ließ, und eben damals schon binnen 10 Tagen drey mal gestochen worden war. Man hat, seit Olivers Zeit, das Del überall versucht, um hinter die Wahrheit zu kommen. Pourceau bestigt die guten Wirkungen desselben (in den Melanges de Chirurgie) und hält alle Arten von Oelen auf die Wunde für gleich gut. Zufien hat es auch, nebst dem Eau de Luce, äußerlich und innerlich zu sechs Tropfen, etliche Tage wiederholt, und mit Nutzen gegeben. Auch hat Binnecke es wider einen Ratternbiß mit Erfolge verordnet, wo doch, außer andern Arzneyen, zugleich die Wunde geschöpft und ein Blasenspaster drauf gelegt worden. Es sind aber auch Beispiele vorhanden, da das Del nicht geholfen hat. (S. das 231 Bl. am Ende.)

Nun, Madame, was sagen sie zu diesen Hausmitteln? Würde Ihnen der Arzt wol besser gefallen, wenn ich mehr dergleichen Blätter schriebe? Glauben sie mir, daß ich nicht darum schon abbreche, weil ich keine mehr wüßte. Ich will sehn, wie man dieses

Blatt aufnehmen wird; und wenn ich damit zufrieden seyn kann, so werde ich künftig mit mehr solchen kleinen Sammlungen aufwarten.

* * *

Die folgende Reflexion über den Arzt ist mir von einem Manne, der England und Frankreich noch besser, als sein deutsches Vaterland, kennt, eingesendet worden, wie wol durch die dritte Hand. Ich hatte an einen Freund in * * geschrieben, daß er diesen Mann, dessen Urtheile ich hochhalte, über seine Meynung von meiner Wochenschrift ausforschen, und, wenn er sie, wie ich hoffte, günstig fände, ihn aufmuntern möchte, sie in einem französischen gelehrten Journale zu rühmen und zu empfehlen, oder wol gar das ganze Werk ins Französische oder Englische zu übersetzen. Ich meinte nicht, daß dieses die geringste Schwierigkeit haben würde, weil ist schon sehr mittelmäßige Sachen aus Deutschland in fremde Sprachen übersetzt werden. Allein, zu meiner Verwunderung empfing ich das folgende Blatt von meinem Freunde, welches ihm dieser gelehrte Mann zugleich mit dem Arzte zurück gesendet hatte.

Was doch der Deutsche für ein Dummkopf ist. Der gute Mensch, der dieses Blatt schreibt, thut sich wol viel auf seine Erfindung zu gute, und wird gewiß glauben, er habe eine recht leichte, schöne und vortrefliche Methode erfunden, die Lehren der Arzneykunst ins Publicum zu bringen. Allein, es fehlt ihm der freye Vortrag der Ausländer. So sehr er sich bemüht hat, seine Blätter aufzuputzen, so haben sie doch alle den schweren deutschen Schwung, die steife Methode der Schriftsteller, die nicht zu Originalen gehören sind, und die Alltagsordnung einer gemeinen Abhand-

handlung. Es ist nicht genug, einen Vortrag zu zieren, sondern er muß auch, wenn er aufferhalb Deutschland gefallen soll, die Ungezwungenheit und freye Nachlässigkeit im Grundrisse, oder er muß vielmehr gar keinen Grundriß haben; eine Sache, die ein Deutscher, der immer gründlich seyn will, nimmermehr in seinen Kopf bringen kann. Er will auch, wenn er ergötzt, Wolfens Lehrart folgen,

Und diese göttliche Methode
Ist eine bange Trockenheit.

Könnte unser Publicum in solchen Schriften denn nicht wenigstens französisch ausgebildet werden? Ich kann Ihnen nicht besser beschreiben, wie ich wünschte, daß der Arzt geschrieben seyn möchte, als wenn ich ihnen eine Probe davon gebe. Ich würde alle Methode fahren lassen. Was läge daran, daß ich ohne allen Zusammenhang schriebe, wenn ich nur Sachen sagte, die man mit Interesse läse, und woraus meine Leser dasjenige ohne Ordnung erfahren könnten, was man ihnen sonst in der besten Schulmethode sagen würde, wenn man Lust hätte, sie damit einzuschläfern? Es fällt mir eine einzelne Stelle aus dem Thomas Jones ein, die ein vortrefliches Stück zum Arzte wäre; und ob ich gleich alle Einleitung und Erklärung hinweglasse, so will ich doch wetten, daß dieses Blatt weit besser gefallen würde, als alle bisherige Stücke des Arztes. Wer nicht blind ist, der wird leicht von selbst sehen, wie sich ein solches Fragment in eine medicinische Schrift schiebt.

Der Capitain, Johann Blisfil, lag für todt in einem warmen Bette, und die Frau Blisfilin in Ohnmacht. Es sollte uns lieb seyn, wenn wir dem Leser berichten könnten, daß diese beyden Körper mit einem gleich glücklichen Erfolge wären bedient worden. Denn denen, welche die Sorge für die Dame über sich genommen hatten, glückte es so gut, daß sie, nachdem die Ohnmacht eine anständige Zeit gewährt, zu ihrem größten Vergnügen wieder auflebte. Allein, in Ansehung des Capitains waren alle Versuche des Blutlassens, Reibens und des Spiritus vergeblich. Der Tod, dieser unerbittliche Richter, hatte sein Urtheil über

ihn gesprochen, und wollte ihm keinen längern Aufschub geben, obgleich zween Aerzte, welche zu gleicher Zeit gefordert waren, und anlangten, zu Rathe gezogen wurden.

Nachdem diese beyde Aerzte, welche wir, um alle übelgesinnte Auslegung zu vermeiden, durch die Namen Dr. A. und Dr. J. unterscheiden wollen, seinen Puls, und zwar Dr. A. den rechten, und Dr. J. den linken, gefühlt hatten; so kamen sie beyde darinn überein, daß er schlechterdings todt wäre. Allein, in Ansehung der Krankheit, oder der Ursache seines Todes, waren sie einander zuwider. Dr. A. hielt dafür, er wäre an einer Apoplexie, Dr. J. aber, er wäre an einer Epilepsie gestorben.

Hierüber entstand ein Streit zwischen den gelehrten Männern, worinn ein jeder die Ursachen seiner Meynung vorbrachte. Diese waren von so gleicher Stärke, daß sie beyderseits dienten, einen jeden Doctor in seinen eigenen Meynungen zu bestätigen, bey seinem Gegner aber nicht den geringsten Eindruck hatten.

Die Wahrheit zu sagen, es hat fast ein jeder Arzt seine Lieblingskrankheit, der er alle Siege zuschreibt, die über die menschliche Natur erhalten werden. Das Podagra, die laufende Gicht, der Stein, der Gries, und die Schwindsucht, haben alle ihre besondern Patronen in der Facultät. Keine Krankheit aber hat mehrere, als das Nervenfieber; und hieraus können wir die Verschiedenheit der Meynungen über die Ursachen des Todes eines Patienten herleiten, die sich bisweilen unter den Gelehrtesten in der Facultät findet.

Der Leser wundert sich vielleicht, daß diese gelehrten Herren, anstatt sich zu bemühen, dem Patienten wieder zum Leben zu verhelfen, den Augenblick in einen Streit wegen der Veranlassung seines Todes gerathen. Allein, es waren in der That schon alle dergleichen Versuche vor ihrer Anfunft gemacht worden; denn man hatte den Capitain in ein warmes Bette gelegt, man hatte ihn geschöpft, ihm die Stirne gerieben, und ihm alle Arten von starken Tropfen vor die Nase und den Mund gehalten.

Als

Als nun die Aerzte fanden, daß man ihnen in allen Dingen, die sie verordneten, zuvor gekommen war; so waren sie verlegen, wie sie die Zeit zubringen sollten, die sie, gewöhnlicher und anständiger Weise für ihr empfangenes Geld da bleiben mußten, und sahen sich also genöthigt, eine oder die andre Materie zur Unterredung zu suchen; und was für eine, als die obgedachte, konnte sich ihnen natürlicher Weise wohl bequemer vorstellen?

Unsre Aerzte waren im Begriffe, Abschied zu nehmen, als der Herr Alldorff, nachdem er den Capitain aufgegeben, und sich in den göttlichen Willen gefunden hatte, anfieng, sich nach seiner Schwester der Capitaininn zu erkundigen, und sie bat, dieselbe, noch ehe sie weggienge, zu besuchen.

Diese Dame hatte sich nunmehr von ihrer Ohnmacht wieder erholt, und zwar, um mich der gewöhnlichen Redensart zu bedienen, so gut, als man es von einer Person in ihren Umständen erwarten konnte. Nachdem nun, weil dieses eine neue Patientinn war, alle vorgängige Ceremonien erfüllt worden, besuchten die Aerzte dieselbe, und ein jeder von ihnen ergriff nunmehr eine von ihren Händen, so, wie sie es vorhin mit dem todtten Körper gemacht hatten.

Der Zufall dieser Dame war dem Zufalle ihres Mannes recht auf das äußerste entgegen gesetzt; denn, gleichwie an ihm aller Beystand der Arzneykunst vergeblich war, so war solcher an ihr in der That unnöthig.

Es ist gewiß nichts unbilliger, als die gemeine Meynung, nach welcher die Aerzte so übel als Freunde des Todes abgemahlt werden. Ich glaube vielmehr, wenn die Anzahl derer, die durch Arzney wieder aufkommen, gegen die Anzahl der Märtyrer derselben sollte gerechnet werden, so würde die erste die letztere weit übertreffen. Ja einige sind in Ansehung dieses Puncts so vorsichtig, daß sie, damit sie die Möglichkeit vermeiden, eine Patientinn zu tödten, sich aller Arten des Heilens enthalten, und nichts verschreiben, als solche Sachen, die weder schaden noch helfen können. Ich habe gehört, daß einige von diesen es mit grosser

H h 3

Ernst

Ernsthaftigkeit als eine Grundregel angegeben, daß man die Natur sich selbst überlassen müßte, und daß der Arzt nur dabey stehen, und ihr gleichsam auf die Schultern klopfen, und sie aufmuntern dürfte, wenn sie sich wohl verhielte.

Unsre Aerzte fanden also ein so schlechtes Vergnügen an dem Tode, daß sie den Körper des Capitains, nach einem einzigen Besuche verließen; an ihrer lebenden Patientinn aber fanden sie keinen solchen Widerwillen, wegen deren Zufall sie gleich einig wurden, und anfiengen, ihr mit großem Fleisse etwas zu verschreiben.

Ob nun die Aerzte, so wie die Dame sie zuerst überredet hatte, daß sie sich übel befände, sie nunmehr wieder beredet, es in der That zu glauben, daß sie krank wäre, das will ich nicht eigentlich bestimmen. Allein, sie verharrte einen ganzen Monat lang in allen Zierathen einer Krankheit. Während dieser Zeit besuchten sie die Aerzte; sie hielt Wärterinnen, und alle Bekannte ließen beständig nachfragen, wie sie sich befände?

Als endlich die zur Krankheit und zur unmäßigen Trauer anständige Zeit verflossen war, bekamen die Aerzte ihren Abschied. Die Dame fieng wieder an in Gesellschaft zu erscheinen, und sie war durch nichts anders, als die traurige Farbe, verändert, worinn sie sich ist gekleidet hatte.

* * *

Neue Schriften.

Ein gewisser grosser Lehrer der Arzneykunst ist gesonnen, zum allgemeinen Nutzen des menschlichen Geschlechts sein größtes Werk von drey guten Folianten, gegen Subscription von 14 Reichsthalern, unter dem Titel drucken zu lassen: **Gründliche und vollständige Entscheidung der höchstwichtigen Frage: Warum die meisten Kinder weinend geboren werden?** in dreyen Haupttheilen erörtert, worinn unwidersprechlich gezeigt wird: 1) Daß die Kinder zu solcher Zeit nicht weinen würden, wenn sie Ursache hätten zu lachen; 2) daß sie noch immer zeitig genug lachen lernen; und daß endlich 3) auch wenig daran gelegen seyn könne, ob sie in der Geburts-

stunde weinen oder lachen. *Allen Naturæ Curiosis und Kennern der edlen Heilungskunst zum treuen Unterrichte und beliebigen Gebrauche mitgetheilt, von einem Patrioten, welcher im Dienste der Welt veraltet ist, Frankfurt und Leipzig 1760. 59 Alphabet und 9 Bogen, in Folio. Mit Privilegien und 99 Kupferstichen, worinn die verschiedenen Mienen abgebildet sind, mit welchen meines Volk, Leute von Stande, Adliche, Gelehrte, Kaufleute, Wechsler und Juden, u. s. w. ans Licht der Welt treten, von den besten Meistern nach dem Leben geschildert. Die Subscribenten können sich bey mir melden, auch zugleich die Hälfte von 7 Rthlen. voraus bezahlen.*

Auch ist bey mir in Commission zu haben: Kern der ganzen Lebensordnung und Arzneywissenschaft, worinn die wichtigsten Regeln, zu einem gesunden und hohen Alter zu gelangen, und gründliche Anweisung, wie man sich in allen Krankheiten klüglich zu verhalten, ertheilt werden. In Duodez. 8 Bogen 1760. Kostet 4 Schilling.

Auch sind noch eine Menge Exemplarien von einer Sittenlehre vorhanden, worinn auf 3 Bogen alle Pflichten der Menschen gründlich erwiesen, und auf die rührendste Weise vorgetragen sind. Vier Exemplare kosten 5 Schilling.



Neun und achtzigstes Stück.

=====

Kästner.

Zu wenig wärst du zum Ergötzen,
In einerley Gestalt, im Dampfe nur, bereit.
Du bist gedoppelt mehr zu schätzen,
Da uns zugleich dein Staub, dein edler Staub erfreut.

Als einstmals Carneades wider den Chrysippus schreiben wollte, nahm er vorher, wie Valerius Maximus erzählt, eine Dosis Nießwurzel, um sich desto wichtiger

ger ausdrücken zu können, und hieran muß er nicht unrecht gethan haben, weil Lucian den Chrysippus selbst sagen läßt: Man könne nicht klug werden, wenn man nicht drey- mal hinter einander Nieswurz genieße. Es ist also eine sehr alte Gewohnheit, dem Verstande mit Arzneyen, die ein Niesen erregen, zu Hülfe zu kommen, obgleich diese vielleicht innerlich, zum Purgiren genommen worden seyn mag. In einem Jahrhunderte, worinn jedermann Verstand haben will, und wo ein Mensch ohne Verstand eben so betrachtet wird, wie in den alten Zeiten ein Mann, der keinen ehrlichen Namen hatte, applicirt man dergleichen Arzneyen der Seele näher, und zieht sie als Schnupftabak in die Nase. Die Aerzte haben es sich angemacht, vom Gebrauche des Schnupftabaks zu urtheilen, gleichsam als ob man ihn um der Gesundheit willen gebrauchte. Aber dieß ist ein blosser Mißbrauch, welchen ich gewiß nicht mitmachen würde, wenn nicht die Sache, die er betrifft, eben dasselbe wäre. In Dingen, die den Verstand und die Nerven betreffen, sollte ein Arzt billig nicht richten. Denn, weil man ihrer unmöglich überhoben seyn kann, so ist es ganz unnütz, zu beweisen, daß sie schädlich wären; und will man beweisen, daß sie gesund sind, so kann es sich öfters zutragen, daß es nicht wahr ist. Allein, da ich einmal ein Arzt bin, so kann ich meiner Kunst nichts von ihren Domainen vergeben. Es wird mir also erlaubt seyn, den Schnupftabak mit medicinischen Augen zu betrachten. Dieses heißt aber beynähe eben so viel, als ihn auf das strengste zu tabeln. Denn die allermeisten Aerzte haben ihn schmähtlich herunter gemacht; und wenn man sie liest, so muß man es für ein Wunderwerk halten, daß nicht alle die vielen tausend Menschen, die ihn täglich gebrauchen, gleich vom ersten Tage an des Todes gewesen sind.

Kerkring, Michael Bernhard Valentinus und Wedel haben gesehen, daß Bauern und Kinder vom Gebrauche des Schnupftabaks plötzlich gestorben sind. Thiermair, Lanzonus, Schorer, Nymmann, und andre beschuldigen ihn, daß er Schlagflüsse verursacht habe.

Wepfer

Wepfer hat davon den Geruch verloren. Einem hat er durch einen Steckfluß das Leben genommen. Verschiedene andre sind an Fleischgewächsen im Schlunde gestorben, die ihnen der Schnupftabak verursacht hat. Andre sind davon blind, andre taub geworden. Viele haben davon ihr Gedächtniß verloren. Viele — doch Elends genug für eine Priße Tabak!

Ich kann überhaupt meine Leser mit zweyerley Gründen trösten, wenn sie nicht ohnedem schon gewohnt seyn sollten, die Drohungen der Aerzte für nichts zu halten. Fürs erste hat man vom Tabake fast eben so viel Beyspiele, daß er eben dieselbigen Krankheiten gehoben habe, die er hervorgebracht hat. Der Tabak hat zuweilen Schwindel verursacht; zuweilen ist er das einzige Mittel gewesen, das den Schwindel hat vertreiben können. Bey dem einen macht er blöde Augen; bey dem andern curirt er dieselben. Diesen Sehenden macht er blind; jenen Blinden macht er sehend. Diesen Hörenden macht er taub; jenen Tauben macht er hörend. Diesen macht er trunken; jenem vertreibt er den Kausch. Kurz, der Tabak wirkt als eine Arznei. Sein unrechter Gebrauch macht Krankheiten; sein rechter Gebrauch curirt sie. Fürs andre, so beweisen alle diese Beyspiele für und wider den Tabak keinesweges, daß dessen diätetischer Gebrauch schlechterdings schädlich sey. In vielen Fällen hat er bloß zufälliger Weise Krankheiten hervorgebracht und vertrieben. In vielen hat man ihm diese Wirkungen beygemessen, ob sie gleich im Grunde vielleicht von ganz andern Ursachen entstanden sind, und endlich kann dieses auch Gesunden den Tabak nicht verbieten, weil zu viel daraus folgen würde. Der Wein, das Bier, der Brauntwein, das Obst, ja fast alle Speisen, thun eben so deutliche und eben so widersprechende Wirkungen. Soll man sie deshalb schlechterdings verbieten? Nein. Aber man schränke ihren Gebrauch in die Gränzen der Mäßigkeit ein. Man zeige den Gesunden, welche Mißbräuche ihnen am gewisesten und am meisten schädlich sind, und dann lasse man sie schnupfen.

H b 5

Wenn

Wenn der Staub des Tabaks in die Nase gezogen wird, so reizt er die Nerven derselben, vermittelt seiner Salze. Diese lebhaft empfindung erregt einen Zufluß der Säfte nach der Nase. Zugleich aber verursacht sie auch das Niesen, welches eine plötzliche convulsivische Bewegung aller zum Athemholen dienlichen Muskeln ist, und von diesen Wirkungen rührt alles Glück und Unglück her, was man dem Schnupftabak zuschreibt.

Weil der Schnupftabak empfindliche Nasen, die seither noch nicht gewohnt sind, heftig reizt, und ein starkes Niesen erregt, so kann er zuweilen ein tödtliches Nasenbluten veranlassen. Es ist also nicht gut, daß ihn junge vollblütige und zu starkem Nasenbluten geneigte Leute zu schnupfen anfangen, und ihn aus Eitelkeit zu gebrauchen fortfahren, um sich durchaus daran zu gewöhnen. Ueberhaupt ist der Gebrauch des Schnupftabaks am gefährlichsten, so lange man stark davon nieset; und da es Leute giebt, die ihre Nasen nie so gegen ihn verhärten können, daß sie nicht davon niesen sollten, so muß ich ihnen sagen, daß sie den Schnupftabak nie anders, als zur Cur, nie aus Gewohnheit, aus Artigkeit oder aus Gefälligkeit schnupfen müssen. Sein Mißbrauch kann ihnen Schwindel, Ohnmachten und schwaches Gedächtniß verursachen. Das heftige Niesen kann das Gesicht und Gehör verderben, und Schlagflüsse verursachen. Dieses ist zu viel Gefahr für so wenig Verstand, als der Tabak macht, oder für so wenig Geruch, oder gar für die Einbildung, daß es galant sey, zu schnupfen. Ich verbiete solchen Leuten den Gebrauch der Dosen nicht, sondern nur des Tabaks. Das eigentliche Galante bey dem Gebrauche des Schnupftabaks besteht eben so wenig im Geruche, als es bey dem Gebrauche der Fächer in der Abkühlung besteht. Dosen und Fächer sind galante Waffen, womit Leute, die zu leben wissen, in Gesellschaften ihre Kriegsübungen machen, wenn sie einander an Artigkeit übertreffen, oder zur Liebe auffordern wollen. Dieser Gebrauch der Schnupftabaksdosen ist medicinisch erlaubt; nur muß ich die Leute, von denen ich jetzt rede, bitten,

ten, daß sie nur an die Finger riechen, und den Tabak auf die Wäsche fallen lassen, welches, ob es gleich nicht Verstand macht, dennoch das völlige Ansehen giebt, als ob man ein schöner Geist wäre.

Es ist vielen Leuten gefährlich, stark zu niesen, und diesen allen ist verboten, sich an das Schnupfen zu gewöhnen, weil dieses nicht ohne viel Niesen erhalten werden kann. Es wäre also thöricht, wenn einer anfangen wollte, Tabak zu schnupfen, wer eine schwache Brust, ein Geschwür in der Lunge, Gefahr von Blutspen, Schwindel, Augen-, Ohren- und Halskrankheiten von der Vollblütigkeit, einen Bruch, Seitenstiche, eine neue Wunde, wo große Blutgefäße verletzt sind, oder die blinde güldene Ader hat, oder wenn man im Anfange oder gegen das Ende der Schwangerschaft den Tabak häufig zu nehmen anfänge, andrer solcher Fälle zu geschweigen, die ich übergehe, weil ich an der gesunden Vernunft meiner Leser nicht zweifle, die ihnen dieselben leicht entdecken wird. Wer schon ein Held im Tabak schnupfen ist, und nicht mehr davon nieset, wer die Kunst versteht, den Tabak auf eine geschickte Weise hinwegzuwerfen, oder wer ihn zwischen die Nasenflügel zu pstopfen weiß, ohne ihn in die Höhe zu ziehen, der ist dieser Sorgen überhoben.

Es giebt Augen- und Ohrenkrankheiten, welche von sogenannten Flüssen entstehen, wenn sich die Säfte in den Gegenden dieser edlen Gliedmaßen anhäufen, und in Stocken gerathen. In diesen Fällen thut eine Prise Schnupftabak, weil sie den Zufluß der Säfte nach der Nase leitet, eben die Dienste, als ein blasenziehendes Mittel, und wird auch dabey häufig mit Fortgange gebraucht. Der Stock schnupfen wird durch eben diese Arznei zum Fließen gebracht, und man sieht hieraus, daß es Fälle gebe, wo es eine Pflicht ist, Tabak zu nehmen. Ich könnte deren noch mehrere anführen, wo ein Ausfluß durch die Nase, oder das Niesen, zur Cur und Beförderung gewisser Umstände nothwendig ist. Allein, dieser Nutzen ist medicinisch, und vermischet eine Galanteriewaare unter die Spezerereyen des

Apothe-

Apothekers. Ich führe ihn auch hier bloß um deswillen an, um einen neuen Vorwurf wider diese Waare zu formiren. Man kann zuweilen ein blasenziehendes Mittel zur Unzeit und am unrechten Orte anlegen; und da eben dasselbe vom Schnupstabaके gilt, so sieht man hier neue Fälle, wo er zuweilen zum Schaden der Gesundheit gebraucht werden kann. Es ist nicht immer nützlich, die Säfte nach der Nase zu ziehen. Aber die Fälle, da dieses nicht geschehen darf, sind schwer zu bestimmen. Ist er vielleicht, durch den entgegengesetzten Reiz zuweilen in Zahnschmerzen dienlich? Herr Tiffot beantwortet diese Frage, indem er sagt, er glaube, daß in dieser Krankheit auf das Käuen desselben mehr Hofnung zu setzen sey, weil es einen starken Speichelfluß macht, und dadurch, wie Borellus erzählt, einmahl einen fetten Menschen curirt hat. Daher muß man nur überhaupt in zweifelhaften Fällen behutsam gehen, und auf die Wirkungen des Tabaks acht haben. Denn, wenn sich davon gewisse unangenehme Zufälle erzeugen oder vermehren, so versteht es sich, daß man seinen Gebrauch einschränken müsse.

Der beständige Schnupfen, welchen der Schnupstabaके bey denen verursacht, die ihn stark gebrauchen, verdirbt die Sprache, und giebt ihr eine gewisse Rauigkeit und Tiefe, die nur den Bassisten zu statten kömmt. Die übrigen Sängler verderben sich damit die Stimme, zumal, wenn sie gewohnt sind, den Schleim durch den Mund auszuwerfen, und den Tabak so heftig in die Nase zu ziehen, daß er hinten in den Rachen fällt. Ueberhaupt thut der Tabak Rednern, Predigern, Frauenzimmern und Kindern, die auf die Keinigkei und Deutlichkeit der Stimme zu sehen haben, keinen Vortheil.

Ein gegründeter Vorwurf, den man dem Schnupstabaके macht, ist der, daß er den Geruch verdirbt. Die freßende Schärfe desselben reizt die Nerven, und verwundet sie in den kleinsten Theilen. So oft diese kleinen Wunden wieder zuheilen, entsteht eine Narbe, welche die Spitzen der Nerven verhärtet, und sie gegen alle Eindrücke der

riech-

riechbaren Theile nach und nach unempfindlich macht. Ich mag mich nicht mit Simon Pauli zu behaupten unterstehen, daß der Tabak sowohl die Geruchsnerven des ersten Paares, als auch die zitzenförmigen Fortsätze, so hinwegfresse, daß der Schnupstabaके bis in das Gehirn selbst eindringen könnte. Wenigstens hat er und ich noch keinen gesehen, der sein Gehirn durch die Nase ausgenieset hätte. Auch ist der Geruch des Schnupstabaके nicht von der Art, wie der durchdringende Geruch einiger Blumen, die das Haupt einnehmen, und Kopfsweh verursachen. Nichts destoweniger aber ist es gewiß, daß der Geruch davon verlest werde, und man kann auf diesen Vorwurf nichts weiter antworten, als daß hieran nicht viel liege. Welchen Sinn könnte nicht allenfalls ein Süßer bey dem Tabaknehmen entbehren? Und mit einem Worte, man muß mit den Sinnen nicht so genau haushalten. Es ist zuweilen auch eine Artigkeit, nicht zu riechen, oder ein wenig triefenden Schnupfen, und Tabaksgeschmack im Munde zu haben. Wenigstens werden alle diese Beschwerlichkeiten keinen Liebhaber des Schnupstabaके abschrecken, ihn zu gebrauchen; und in der That haben sie auch nicht alle Schnupfer zu fürchten. Es giebt deren viele, die vollkommen genau riechen. Es giebt einige, die immer einen Schnupfen haben, ohne Tabak zu nehmen; und endlich so ist ja auch die Nase eben sowohl, als unsre übrigen Sinne, schuldig, sich unsern Vergnügungen aufzuopfern. Sie muß uns verbunden seyn, daß wir ihr noch so artig begegnen. Es giebt barbarische Nationen, welche ihren Oberpriester so heilig halten, daß sie sich glücklich schätzen, wenn sie etwas von seinen getrockneten Excrementen bekommen können, das sie zu Pulver reiben, und, wie ein köstliches Gewürz, auf alle die Speisen streuen, welche sie genießen. Wie leicht könnte es ihnen einfallen, Spaniol davon zu machen; und würden wir wohl säumen, diese Mode bey uns einzuführen, da wir von ihnen alle Gebräuche des Tabaks so begierig angenommen haben?

Ich

Ich weis nicht, ob es viel Leute giebt, welche den Schleim, den der Tabak in der Nase und im Rachen zusammen zieht, verschlucken? Das aber weiß ich, daß man sich dadurch den Magen verderben, und Ekel und Erbrechen zuziehen würde. Der Herr Hofrath Triller hat hiervon ein Beyspiel in Versen erzählt, das man eben so zuverlässig glauben kann, wie die platteste Prose:

Nie werd ich eines Manns vergessen,
Der den Tabak zu häufig nahm,
Und bald darauf vor allem Essen,
So starken Ekel überkam,
Daß alles, was er eingenommen,
Gleich wiederum zurückgekommen.

Man brauchte mancherley dagegen:
Doch lief es alles fruchtlos ab,
Bis man, mehr Brechen zu erregen,
Ihm ein gelindes Mittel gab.
Da lag nun bald, zu unserm Schrecken,
Ein Haufen Spaniol im Becken.

Kaum war nun aus den Magenfallen
Der Unrath völlig ausgeführt;
So hat der Mann zum Tafelhalten
Gleich wieder bey sich Lust verspürt,
Und ist, nach glücklichem Genesen,
Dem Tabak ewig feind gewesen.

Aus dieser Romanze erhellet, daß es eben so gefährlich, als unreinlich sey, den Schleim, der ausgeworfen werden soll, zu verschlucken, und ich sollte glauben, daß es nicht viel Ueberwindung koste, sich dessen zu enthalten. Wer sich mit dem Auswerfen nicht zurecht finden kann, der thut also vernünftiger, wenn er den Schnupstabaß ganz bey Seite setzt.

Man hat noch ein großes Argument wider den Schnupstabaß, das von der Unreinlichkeit hergenommen ist. Die Mägdchen mit ihren Schnurrbärten, die Cavaliers mit ihrer beworfenen Wäsche, und die triefenden Nasen und illuminirten Schnupftücher, konnten einem Manne, wie Cohausen, wie Herr Triller, und viele andere sind, die auf Reinlichkeit halten, zu tausend Späßen Anlaß geben,
und

und mir deucht, sie haben was Rechts darüber gespottet. Ihre Scherze sind so weit gegangen, daß sie das, mit Erlaubniß zu sagen, unmöglich dabey entbehren konnten; und diese Unreinlichkeit der Scherze war eine Wirkung der Unreinlichkeit ihres Inhalts. Ich bin weit davon entfernt, der Unreinlichkeit das Wort zu reden. Allein, ich glaube doch, daß man die Sache aus einem andern Gesichtspunkte betrachten könne. Man setze voraus, daß der Gebrauch des Schnupstabaßs in vielen Fällen nützlich, in noch mehrern unschädlich, und endlich eine Art von Vergnügungen sey, sowohl, als der Caffee und Wein. Wenn dem also ist, so frage ich, ob man verlangen könne, daß eine nützliche, eine wenigstens unschädliche Vergnügung, um einiger Umstände willen, abgeschafft werden soll, die sehr viel von ihrer Abscheulichkeit verlieren, wenn es gesittete Leute sind, die sich damit abgeben? Es ist leicht, Gesicht und Wäsche vom Tabak rein zu halten, und die sich damit bemahlen, suchen entweder etwas darinn, weil sie gehört haben, daß der Prinz Eugenius, oder irgend ein andrer großer Mann, seine Lippen und Wangen damit gefärbt hat, oder sie sind auch von Natur in der Reinlichkeit nicht sehr kritisch. Dieses kommt aber den Charaktern der Personen, und nicht dem Schnupstabaße zur Last. Ein Europäer findet die Art und Weise sehr lächerlich, wie die Omaguas in Südamerica ihren Schnupstabaß aus der Pflanze Curupa schnupfen. Sie nehmen ein Schilfrohr, das als eine Gabel, oder in der Figur eines Y gewachsen ist, und stecken beyde Enden in die Nasenlöcher. Alsdann blasen sie den Staub mit großer Gewalt in die Nase, und machen dabey die lächerlichsten und seltsamsten Gebärden. Man vergleiche diese Art, Tabak zu nehmen, mit der, womit ihn ein europäischer Stutzer aufs anständigste und liebäugelnd in den Kopf fliegen läßt, so wird man sehen, wie sich die albernste Sache verschönert, wenn sie ein geschickter Herr, oder ein artiges Frauenzimmer nachahmt, die alles Ungeschickte und Plumpe davon absondern, und nur das Anständige und Gefällige beybehalten. Eben so ist es mit der Reinlichkeit. Ein
gestirte

gesitteter Mensch kann die unreinlichste Handlung ohne Ver-
 ekelung vollführen, und zeigt sich auch im Koth noch galant.
 Daß er sich öfters schneuzet, und daß seine Schnupstücher
 den geographischen Charten ähnlich sehen, daß kann eben
 auch artig seyn; und ein wenig guter Geschmack kann zu-
 wege bringen, daß man ein solches Schnupstuch eben so gern
 sieht, als eine bunte Tapete. Zudem, so sind alles dieses
 Sachen, welche man übersehen muß, weil sie die Bedin-
 gungen der Vergnügungen sind. Soll der Indianer dar-
 um nicht Betel kauen, weil er öfters auswerfen muß? Soll
 der Jude nicht Knoblauch und Zwiebeln essen, weil sie den
 Athem verderben? Soll man darum nicht Wein trinken,
 weil er den Harn treibt? Soll man darum nicht tanzen,
 weil man davon nach Schweiß riecht? oder soll man um
 deswillen die Maulbeeren entbehren, weil sie die Lippen
 schwarz färben? Mir scheint, man überläßt billig gesitteten
 Leuten die Sorge, die Unannehmlichkeiten, welche mit
 ihren Vergnügungen natürlich nothwendig verbunden sind,
 so viel als möglich zu verbergen, und andern erträglich zu
 machen; da hingegen andre bedenken müssen, daß man
 der Menschlichkeit und der Lust etwas nachgeben soll: daß
 man selbst nicht von gewissen Unannehmlichkeiten frey sey,
 die andre, nach dem Gesetze der Geselligkeit, wieder gern
 übersehen, und daß man die unschuldigste Sache abscheulich
 finden könne, wenn man zu abscheulich witzig ist.

Warum soll man aber, wird man sagen, einen Uebel-
 stand nicht vermeiden, zu dem man durch keine Nothwen-
 digkeit gezwungen wird? und wer wollte einem so bösen
 Gebrauche noch das Wort reden? Dieser Vorwurf trifft
 mich, und ich muß ihn noch zuletzt beantworten. Ich
 rechne die Vergnügungen auch unter die Nothwendigkeiten
 des menschlichen Lebens, und halte den nicht für klüger, der
 sich an den Rosen nicht satt riechen kann, als den, dem der
 Schnupstabaß unentbehrlich ist. Der Geschmack ist ver-
 schieden, und er ist desto glücklicher, je mehr Dinge in der
 Welt ihn vergnügen können. Es ist einerley Grund,
 warum uns eine schöne Musik, oder warum uns der Tabak
 gefällt,

gefällt, und man kann schlechterdings in Sachen nicht mit
 dem Verstande urtheilen, die bloß auf dem Urtheile der
 Sinnen beruhen. Da es also nicht unvernünftiger ist, den
 Tabak, als die Musik, die Auster, oder die Blumen zu
 lieben, so glaube ich, daß man verbunden sey, denen, die
 daran Geschmack finden, die Mittel anzuzeigen, wie sie ihr
 Vergnügen genießen können, ohne ihrer Gesundheit damit
 zu schaden. Dieses ist alles, was ich gethan habe, und
 was ich bey allen andern Mitteln zu unsern Vergnügungen,
 immer thun werde. Ich misbillige den Misbrauch des
 Tabaks; ja, ich wollte keinem Menschen rathen, sich daran
 zu gewöhnen, wenn ihn nicht ein besondrer Trieb dazu ver-
 leitet, oder wenn er nicht, nachdem er sich zufälliger Weise
 desselben bedient hat, Geschmack daran findet. Ich habe
 auch die Fälle angezeigt, da der Gebrauch desselben schäd-
 lich ist, und gewiesen, wie man ihn in solchen Fällen etwa
 behalten könne, ohne die Gesundheit zu verletzen. Alles
 andre sind ja doch nur leere Worte, die nichts nützen.
 Was haben so viel Aerzte wohl ausgerichtet, die aufs
 strengste bewiesen haben, daß der Tabak ein Nardmittel
 sey, und daß ihn kein vernünftiger Mensch brauchen müsse?
 Ist er nicht dennoch in aller Leute Händen, und wird man
 nicht lächerlich, wenn man beweiset, daß eine Sache höchst
 schädlich sey, die viel tausend Menschen ohne Schaden ge-
 nießen? Ein Moralist, der uns sagt, daß wir durchaus
 nicht frölich seyn müssen, wird machen, daß wir alle lustig
 werden; und wer uns Vergnügungen abdemonstriren will,
 woran wir Geschmack finden, der wird das Schicksal des
 weisen Cäcils erfahren.

„Mädchen,“ warnt Cäcil Cleonen,
 „Sich mir nicht nach Mannspersonen!“
 Doch er warne, bitt und droh!
 Sie, sie spielt mit freyen Mienen,
 Noch, indem er warnt, nach ihnen.
 Ihr Geschmack ist einmal so.

Man muß auch im Tadel der Schwachheiten mit den Men-
 schen Nachsicht gebrauchen. Man glaubt nicht gern, daß
 Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. Ji die

die Leute selbst reines Herzens sind, die zu streng tadeln. Es ist in der That möglich.

Mein Herr,

Es war am neuen Jahre, als ich ihr 53stes Blatt bey einem Freunde liegen sahe: und weil es sich mit einem Neujahrswunsche anfieng, so fieng ich an darinn zu blättern, um zu sehen, was Sie uns doch an der Gesundheit eigentlich gewünscht hätten? Nun kurz, die letzte Seite dieses Bogens hat mich bewogen, daß ich den ganzen Arzt gekauft habe, und auf alle Jahre, die er fort dauern wird, voraus bezahlen werde. Ich bin vor Freuden gesprungen, wie ein Bock, über den **Rauber**, da er den schelmischen Juden so lästerlich zurichtete. Das muß ein dreister Schlag gewesen seyn, wovon der ganze Kinnbacken ausreißt, daß man ihn in der Hand behält; und ich würde es selbst kaum haben glauben können, daß das Haar des Bartes um so viel stärker wäre, als die Muskeln, wenn ich nicht in solchen Materien, die was Besonderes haben, selbst gut bewandert wäre. Ich habe die Geschichte von den Bärten allezeit mit vieler Begierde studirt, weil viel dabey zu lachen ist, und aus ihr weiß ich, daß die Alten schon die Kopfhaare der Weiber zu weilen an statt der Seile zu den Steinschleudern und andern dergleichen Kriegsinstrumenten, zuweilen auch eine Flöße damit fortzuziehen, gebraucht haben. Man kann schon hieraus urtheilen, daß die Haare eine große Stärke besitzen. Noch mehr aber erhellt es aus der Geschichte eines Menschen, die **Bartholin** erzählt, welcher einen eisernen Ambos von 400 Pfunden mit den Haaren seines Hinterhaupts fortbewegte, wiewohl ich gern gestehe, daß die Geschichte des **Raubers** mit dem Juden alles übertrifft, was ich noch jemals von der Stärke, zumal der Barthaare, gelesen habe.

Sie sagen, daß ein starker Haarwachs eine starke, dauerhafte und gesunde Natur anzeige. Hatte also **Simson** nicht einigermaßen Grund dazu, seine wunderbare Stärke des Leibes seinem Haare zuzuschreiben, und sein ganzes Vertrauen in dasselbe zu setzen? In der That verlor er seine Stärke zugleich mit seinen Haarlocken. Vielleicht rührt hiervon überhaupt das fast allgemeine Vorurtheil für die Haare und Bärte her, welches in alten Zeiten so weit gieng, daß man sie als Heiligthümer betrachtete. Die Morgenländer hielten ungemein viel auf ihren Bart. Die Juden und Türken thun es noch. **Carl** der XII. König von Schweden, konnte die Janitscharen zu Bender nicht eher in Wuth bringen, als bis er ihnen drohete,

drohete, daß er ihnen die Bärte wollte abschneiden lassen. **Pofock** berichtet, daß die Officiere in Aegypten ihren Sclaven durch den Befehl, ihren Bart wachsen zu lassen, die Freyheit ertheilen. Einem den Bart abschneiden, ist eben so viel, als ihn auf das schändlichste verunehren, und als seinen Leibeigenen behandeln. Der Verlust des Haares, am Barte sowohl als am Haupte, war ein Zeichen der Knechtschaft. Die Nazareer ließen darum kein Scheermesser an sich kommen, um anzuzeigen, daß, da sie Gottes Diener wären, kein Mensch sich in den Sinn kommen lassen dürfe, jemals die Herrschaft über sie zu verlangen. Es war ehemals Gebrauch, die zum Tode Verurtheilten zuvor zu beschneiden; denn durch das Haarabschneiden setzte man die Freygebohrnen in den Stand der Knechtschaft herunter, als in welchem allein sie fähig waren, schmäßige Martern rechtmäßig auszustehen. Bey den Griechen war es zwar gebräuchlich, das Haar zu verschneiden, und nicht länger als bis an die Schultern wachsen zu lassen. Damit es aber nicht das Ansehen gewönne, als begäben sie sich in eines Menschen Bothmäßigkeit, so opferten sie den ersten Raub ihres Haares einer Gottheit. Stolz Leute unter den Griechen ließen ihr Haar lang wachsen, und weit über die Schultern herabhängen; und daher gebrauchte man das Wort *κωνύ*, lang Haar tragen, für hoffärtig seyn, hochmüthig einher zu tragen. Die ersten Christen hergegen, ließen, um ihre Demuth an den Tag zu legen, sich so scheeren, wie man die Leibeigenen aus Thracien beschor; das ist, sie ließen sich eine Krone scheeren, und wollten damit zu erkennen geben, daß sie nicht nur Gottes, sondern auch aller Menschen Knechte, die elendesten, unwerthesten, verachttesten Creaturen wären; und dieses ist der Ursprung des Mönchscheerens. Bey den Arabern war das Haar gleichermaßen ein Zeichen der Freyheit; und noch jetzt machen die alten Leute in Syrien mit ihren Bärten Staat, indem sie dieselben roth färben.

Solchergestalt ist das Haar, und besonders der Bart, nicht nur ein Zeichen der physikalischen Stärke des Leibes, sondern auch der moralischen Gewalt; ja, was noch mehr, auch ein Zeichen der Stärke in der Gelehrsamkeit und Weisheit. **Lucian** spottet mehr als einmal über die Weltweisen seiner Zeiten, die sich bestrebt haben, einander in Bärten zu übertreffen. Er stellt sogar einen Menschen vor, der um das Lehramt eines Weltweisen angehalten hat, und deswegen für unwürdig erkannt worden ist, weil er einen gar zu kurzen Bart gehabt. **Aelianus** erzählt uns in seiner Nachricht vom **Soilus**, dem vermeynnten Kunsttrichter, der wider den **Somer** und **Plato** geschrieben, und sich selbst kläger danken lassen, als alle, die vor ihm gewesen waren, daß er einen sehr langen Bart getragen, der über seiner Brust gehangen. Er hätte aber kein Haar auf dem Haupte gehabt, welches er ganz kahl und unbedeckt getragen, weil

er gemeint, daß die Haupthaare so viele Ableger wären, die, wenn man ihnen das Wachsthum erlaubte, seiner Haut die Nahrung bez nehmen, und den Bart verdorren lassen würden.

Der Bart muß sogar auch ein Zeichen der Heiligkeit seyn, weil einer von den Päpsten einmals die Ausgabe der Werke eines Heiligen, die man ihm überreichte, bloß darum nicht annehmen wollte, weil das dem Buche vorgesezte Bildniß des Heiligen ohne Bart gestochen war. Wie kann man es also wohl so guten katholischen Christen, als die Spanier sind, verdenken, wenn sie ihre größte Ehre im Barte suchen? Wie hoch sie es damit treiben mögen, erhellet aus dem letzten Gesichte vom jüngsten Tage des **Don Quevedo**, worinn er sagt, daß einer von seinen ehrfürchtigen Landsleuten, nach erhaltenem Endurtheile, von ein paar bösen Geistern in Verwahrung genommen worden; daß aber diese Hüter, da sie ihm seinen Stutzbart von ungefähr in Unordnung gebracht, ihn erst mit zwei Haarszangen wieder zurecht brennen müssen, ehe sie ihn bewegen können, abzutreten.

Vielleicht ist das Haar darum zum Sinnbilde von so vielen Arten besonderer Stärke erwählt worden, weil es wegen seiner besondern Fähigkeit nicht nur zur Bewegung der größten Lasten gebraucht werden kann, sondern weil es auch am ganzen menschlichen Körper das einzige ist, was sogar der Verwesung selbst widersteht. Im Töten Jahrhunderte ward auf der appischen Straße in Rom ein Leichnam ausgegraben, welcher entweder der Körper der **Tulliola**, des **Cicero** Tochter, oder der **Priscilla** gewesen, deren **Statius** mit Lobe gedacht hat. An diesem Leichname waren die Haare unverdorben geblieben, ob sie gleich über anderthalb tausend Jahr der Verwesung haben Troß bieten müssen. Ich führe dieses Beispiel, um der Länge der Zeit willen, an; denn sonst ist bekannt, daß von einem gelehrten Manne, der gewiß auf die Nachwelt zu kommen hofft, gemeiniglich nichts der Ewigkeit weiter entgegen gehe, als die Perücke, welche man ihm mit in den Sarg gegeben hat. Man öfnet selten alte Gräber, wo man nicht noch unverkehrte Haare finden sollte.

Ich glaube, die Barthaare müssen das eigentliche Zeichen der Leibes- und Gemüthsstärke seyn, weil es die einzigen sind, welche dem schwächeren Geschlechte fehlen. Inzwischen sind Frauenzimmer mit Bärten, ja, sogar bärtige Kinder, nichts Unerhörtes. Allein, sie sind auch so rar, wie die gelehrten Mägdechens und Kinder. **Hippocrates** führt die **Pterusa**, des **Pytheus** Gemahlinn, und die **Namyia** des **Georgippus** Frau, als bärtige Frauenzimmer, an. Ein Arzt zu St. Calais, Namens **Gerberon**, hat ein Sechswochenkind mit einem Barte am Kinne und an der Oberlippe bes

schries

schrieben; und bärtige Kinder von einem höhern Alter, sind von verschiedenen Beobachtern gesehen worden. Ich weiß warlich nicht, warum ich Ihnen alles dieses erzähle? Wollen Sie es einmal Ihren Lesern wieder erzählen, so lese ichs noch einmal mit; denn die Materie von den Bärten gefällt mir besser, als alle noch so gelehrte Materien. Ich bin

R. Blaubart.

Neunzigstes Stück.

Glein.

Sie mögen sich, nebst tausend Gästen,
Mit Schnepfendreß und Aустern mästen.

Die Zeit der Aустern erscheint, und man wird vielleicht gern etwas von ihnen lesen. Da es fast die einzige Speise in ihrer Art ist, so verdient sie schon einige Aufmerksamkeit. Denn in der That wird man wenig Thiere zusammen rechnen können, die wir lebendig und ohne die allergeringste Zubereitung, in Menge und als eine gemeine Speise verzehren sollten. Es sind überhaupt sehr merkwürdige und wunderbare Thiere. Sie leben einsam in ihren Schalen, und werden viel lange Weile haben, da sie vermuthlich nur zweien Sinne, nämlich das Gefühl und den Geschmack, besitzen. Wenn sie denken, so mag ihre Art, sich die Welt vorzustellen, seltsam genug seyn, gleich wie sich die Welt von ihnen eben so seltsame Begriffe macht. Wenn man dieses träge Geschöpf mit einer arbeitsamen Biene vergleicht, so möchte man fast zweifeln, daß beyde in einerley Reich der Natur gehörten. Welch eine Unform, Welch ein unthätiger Klumpen ist nicht dieser Seewurm gegen die geschickten, behenden und klugen Honigleute?

leute? Inzwischen haben sie doch etwas mit einander gemein; denn, gleichwie es nur einige Bienen giebt, die sich fortpflanzen, so giebt es auch Arten von Austern, die nie zur Vermehrung ihres Geschlechts geschickt werden. Man muß auch über den Unterschied in der Größe der Arten erstaunen. Die, so zum Speisen gebraucht werden, sind klein, gegen die großen Perlenaustern, die nicht leicht gegessen werden, und die man mit desto größerer Gefahr und Mühseligkeit aus dem Grunde des Meeres heraufholt, um mit ihren Perlen, welche die Alten vom Thau des Himmels herleiten, die Gesichter und Hälse und Kleider der vornehmen Schönen zu schmücken. Inzwischen sagt doch Don Ulloa daß die Perlenaustern bey Panama nicht nur essbar, sondern auch ganz besonders wohlschmeckend seyn sollen. Diese Art der Austern wächst zuweilen unglaublich groß. Keyfler erzählt von einer, welche einstmal von ungefähr mit einem Anker bey Goa heraufgezogen worden, daß ihr Fleisch allein über hundert Pfund gewogen, und daß die beyden Schalen derselben, die in der Kunst-Kammer zu Coppenhagen aufbehalten werden, 224 Pfund wiegen. Dieses war also weiland eine Auster von wenigstens drey bis viertelhalb hundert Pfunden, wenn man ihr Wasser mit rechnet, und das ist erstaunlich, da ein Mensch von mittlerer Schwere nur die Hälfte, nämlich 160 Pfund wieget.

Da ich die Austern nur in sofern zu betrachten habe, als sie eine Speise sind, so kann es an dieser einzigen großen genug seyn; und ich will ihzt zu den kleinen Speiseaustern zurück kehren, von welchen ich meinen Lesern eben nicht viel Lobsprüche werde mittheilen können. Ich weiß wohl, wie groß die Liebhaberey nach diesen Würmern sey. Ich weiß, daß Viele sie aus einem besondern Geschmacke, Viele, um ihren Muth zu beweisen, und Viele bloß in der Absicht speisen, um einen Rang unter den vornehmen Leuten zu behaupten, den doch ein jeder Austerklobber mit ihnen gemein hat. Ich weiß, daß man in einem Gerichte Austern mehr Wollust finden könne, als in allen gekünstelten Spei-

sen

sen der Köche, und ich halte auch den gar nicht für thöricht, der sich diesen Geschmack nicht abstreiten lassen wird. Aber nichts destoweniger kann ich doch mit dem allen die Austern nicht besser machen, als sie sind. Ich finde vieles an ihnen, das uns bewegen müßte, sie nie zu speisen. Allein, ich weiß auch, daß sich der Geschmack an nichts bindet, und daß der Zunge etwas gefallen kann, was die Vernunft und die medicinische Facultät für ekelhaft und schädlich erkennt.

Es sind schon hundert Jahr, seitdem man entdeckt hat, daß die Austern eine Menge Würmer bey sich haben, welche wir, ohne Arg, mit ihnen zugleich verzehren, und sie uns wohl schmecken lassen. Der Herr de la Voye, hat diese Würmer in einem Sendschreiben an Herrn Azout beschrieben, das vom 31sten März 1666. datirt ist, und im Journal des Scavans, steht. Diese seltsamen Geschöpfe haben die Dicke einer kleinen Nadelspiße, und sind gemeinlich fünf bis sechs Linien lang; doch sind auch einige darunter kürzer und dicker. Einige von ihnen leuchten, und dahin gehören die weißlichten, die auf jeder Seite ungefähr 25 gespaltene Füße haben. Am Kopfe sitzt ein schwarzer Fleck, der eine Crystallinse zu seyn scheint, und ihr Rücken gleicht einem abgezogenen Nase. Andere rothe Austerwürmer haben Falten auf dem Rücken, und eben solche Füße, wie die vorhergehenden. Ihr Mund gleicht einer Hundschnauze, und der schwarze Fleck auf der Seite des Kopfs scheint ein Auge zu seyn. Noch eine andre Art dieser Würmer ist bunt, und hat einen Kopf wie die Schollen, und viele weißlichte Härte an den Seiten. Alle diese Arten geben einen Glanz von sich; da hingegen andre, sehr dicke, graue Würmer, mit dicken Köpfen, die, wie die Schnecken, zwey Hörner haben, und auf beyden Seiten mit sieben bis acht kleinen weißen Füßen versehen sind, die den vierten Theil ihrer Länge einnehmen, auch selbst im Dunkeln nicht den geringsten Glanz von sich geben. Die übrigen drey Viertel ihrer Länge bis zum Schwanz, haben keine Füße, und sie sind überhaupt etwan acht oder neun Linien lang. Die beyden ersten Arten von Würmern zer-

Si 4

stießen

fließen bey der geringsten Verührung in eine stinkende, wässerigte Materie, die, wenn man sie an die Finger bringt, wohl 20 Secunden leuchtet. Wenn man die Schale so stark schüttelt, daß etwas von dieser Materie zu Boden fällt, so leuchtet es, wie eine kleine Schwefelflamme, oder macht im Herunterschleudern eine kleine glänzende Lufterscheinung in Gestalt einer brennenden Linie, die, ehe sie zu Boden kömmt, verlöscht. Diese leuchtenden Materien sind entweder weiß oder röthlich, geben aber beyde ein violettes Licht. Von den rothen Würmern ist es gewiß, daß sie selbst leuchten; die andern hingegen sind so leicht zu zerstoßren, daß man sie nur stückweise betrachten kann, und diese Stücken, woran sich die Füße erkennen lassen, leuchten doch wenigstens gewiß. So viel man sehen kann, leuchtet ihr Leib, so lang er ist, ganz ohne Unterschied der Theile; und wenn sie von der Auster herabfallen, so ist es, als wenn ein großer Stern in hunderttausend feurige Funken zerplakete. Dieses Funkensprühen hält wohl 20 Secunden an, und rührt vermuthlich daher, daß diese Thiere, wie ein Karpe, bald mit dem Kopfe, bald mit dem Schwanz schlagen. Denn, so bald sie nicht mehr leuchten, sind sie todt. Wenn man die Schalen im Dunkeln schüttelt, so schimmert zuweilen die ganze Schale, welches vermuthlich von den Würmern herrührt, die in ihren Löchern zerborstet sind. Zuweilen findet man Spuren eines solchen Lichts in den Austern selbst. Die Würmer lassen sich leichter in großen, als in kleinen, leichter in wurmfichigen Austerschalen, als in andern, besser in dem ausgehöhlten, als platten Theile derselben, und leichter in den frischen, als alten Austerschalen bemerken.

Ich weiß, daß diese Nachrichten vielen Liebhabern der Austern unangenehm seyn werden. Denn, man speiset doch gewiß, mit Wissen und Willen, nicht gern eine Million Würmer mit einem halben Hundert Austern. Daher will ich mich bemühen, einigen Trost für meine Austerliebhaber zu finden, und wenigstens ihren Ekel zu mindern, wenn er doch nicht völlig gehoben werden kann.

Ich

Ich habe die ersten Beobachtungen von den Austerwürmern so mitgetheilt, wie sie de la Voye beschrieben hat. Man darf auch gar nicht an dem wahren Daseyn derselben zweifeln. Allein, man weiß ist noch mehr von ihnen, als dieses. Ich will es dem Herrn Deslandes nach erzählen, welcher 70 Jahr später, als de la Voye, geschrieben hat. Er erklärt uns die Sache so, daß die Austerfreunde gewiß weit besser mit ihm zufrieden seyn werden.

Es giebt, wie ich schon oben gesagt habe, zweyerley Arten von Austern, nämlich solche, durch welche ihre Vermehrung bewerkstelligt wird, und solche, die zur Fortpflanzung ihres Geschlechts ungeschickt sind. Man erkennt die ersten an einem kleinen, schwarzen, franzenartigen Bogen, der sie umgiebt. Sie schmecken eben so angenehm, als die übrigen; ja sie sind in der That noch saftiger. Zu der Jahreszeit, da die Austern ihre reifen Eyer, oder, wie die Fischer zu reden pflegen, ihre Körner von sich werfen, haben sie einen weißen, milchigten Saft bey sich, und sind unangenehm und ungesund zu essen. Diese Zeit trifft auf die ersten Sommermonate. Denn, Herr Baster hat beobachtet, daß die Austern im Junio voller Eyer sind, und daß sie einen Monat nachher ihre Jungen schon füttern. An einigen Orten, als in Spanien, ist es sogar verboten, die Austern um diese Zeit einzulegen, und öffentlich zu verkaufen, um die übeln Folgen zu verhüten, die sie verursachen, wenn sie von unvorsichtigen Personen gegossen werden.

Dasjenige, was man zu dieser Zeit besonders an ihnen wahrnimmt, ist, daß sie mit einer großen Menge kleiner röthlicher Würmer angefüllt sind, welche man zu einer andern Jahreszeit entweder gar nicht, oder doch sehr selten in ihnen antrifft. Die Ursache, warum sich diese Würmer bey dieser Art Austern eben zu der Zeit da sich ihre Fruchtbarkeit äußert, einfinden, besteht, wie Herr Deslandes glaubt, darinn, daß sie zur Beförderung der Geburt ihrer Eyer vieles beitragen, indem sie die Theile, welche hierzu

Si s

bestimmt

bestimmt sind, auf eine gewisse, obschon unbekannte Art reizen, und in Bewegung setzen. Im übrigen ist es bereits bekannt, daß die sogenannten Eyer oder Körner, welche die Austern von sich werfen, nichts anders, als vollkommene kleine Austern sind. Denn, wenn man dieselben entweder mittelst eines zusammengefügten oder einfachen Vergrößerungsglases betrachtet, so findet man, daß sie bereits in einer zwoschaligten Muschel eingeschlossen sind, worinn sie auch nachher ihre ganze übrige Lebenszeit hindurch leben.

Herr Deslandes hat sich davon, daß diese Würmer die Geburtshelfer der Austern sind, durch einen besondern Versuch überzeugt. Er nahm verschiedene von den fruchtbaren Austern, und legte dieselben zu Ende des Mayes in ein mit Wasser angefülltes Gefäß, da sie dann eine ansehnliche Menge von junger Brut von sich legten. Auf gleiche Weise verfuhr er mit verschiedenen andern, die er für fruchtbar hielt, bey denen er aber mit möglichster Vorsicht alle Würmer, welche sich darinn befanden, absonderte. Diese letztern brachten hierauf keine Jungen hervor, indem sich in dem Behältnisse, worinn sie aufbewahrt wurden, hiervon gar nichts an den Tag legte.

Es gehört nicht für mich, weder über diese Meinung, noch über ihren Beweis zu urtheilen; sondern ich begnüge mich bloß damit, die Entdeckungen des Herrn Deslandes von den Würmern der Austern mitzutheilen. Man muß also wissen, daß die angeführten Geburtshelfer der Austern nicht die einzigen Würmer sind, die sich in ihnen aufhalten. Sie sind von den weißen und glänzenden gänzlich unterschieden, welche man durch einen besondern Handgriff zu sehen bekommen kann. Vornehmlich muß man hierzu frisch eingelegte Austern erwählen, dieselben an einem finstern Orte, jedoch ohne Gewaltthätigkeit, öffnen, und sie nachgehends wider einen harten Gegenstand, z. E. auf den Fußboden einer Küche, werfen, da man dann hierbey ein Feuer, wie Funken, um dieselben herumspringen sieht, dessen Glanz zwar sehr lebhaft, aber von keiner langen Dauer ist, sondern bald verschwindet. Wenn man einige von diesen Wür-

Würmern mit den Fingern aufhebt, so bemerkt man an ihnen, sechs bis sieben Minuten lang, eine leuchtende Eigenschaft, wie man an dem Phosphorus beobachtet, wenn man einige Körner davon auf weißes Papier streicht. Der beste Trost ist der, daß auch zu diesem Versuche nicht alle Austern geschickt sind. In einem Korbe von zwey bis drey hundert findet man kaum 20 bis 25, welche diese leuchtende Würmer in sich haben; und doch sind sie nur zu einer gewissen Zeit in ihnen vorhanden, ja, es vergehen wohl ganze Jahre, ohne daß man einige davon habhaft werden kann.

Nunmehr könnten wir die Austern wieder mit ziemlicher Sicherheit speisen. Allein, wenn wir uns gleich vor ihren Würmern nicht zu fürchten haben, so sind sie doch an sich selbst Würmer, von welchen es noch eine große Frage ist, ob sie diätetisch erlaubt sind? Es ist vielleicht keine von unsern Speisen einer so schnellen Fäulniß unterworfen, als eine Auster, und vielleicht ist keine Fäulniß abscheulicher, als die ihrige. Eine Auster, die noch vor wenig Stunden lebte, kann bey der Eröffnung ihres natürlichen Sarges einen solchen Leichengeruch von sich geben, daß man davon in Ohnmacht fallen möchte. Das macht, der ganze Körper dieses Thieres ist ein lockeres Schleimgewebe, das fast zu nichts wird, wenn man das Flüssige davon abdunsten läßt. Wenn also die flüssigen Theile dieses Thiers in die Fäulniß übergehen, so ist mit einemmale das ganze Thier Leichnam; und zu dieser Fäulniß der Säfte in einem Seewurme ist nur eine fast unglaublich kurze Zeit vonnöthen. Man kann es nicht in Zweifel ziehen, daß ein feiner Kenner den Unterschied einer todten von einer lebendigen Auster schon schmecken kann, wenn sie gleich erst vor einer Stunde abgestanden ist. Ja öfters ist schon das Wasser dieser Thiere faul, wann sie noch leben. Da nun alle faule Speisen unsrer Gesundheit nachtheilig sind, so ist gewiß keine Speise mit mehr Behutsamkeit zu genießen, als die Austern.

Da die Säuren der Fäulniß widerstehen, so ist es leicht zu errathen, warum man, dem allgemeinen Gebrauche nach, entweder die Austeren mit Citronsaft speiset, oder sich auch dabey eines säuerlichen Weins häufig zu bedienen pflegt. Ohne diese Vorsicht würden sie noch weit gefährlicher seyn. Denn, da sie im Magen einen ziemlichen Grad der Wärme ausstehen müssen, der ihre Fäulniß befördert, so würde man auch gar leicht von den frischesten Austeren faules Aufstossen bekommen, wenn man diese Leichen nicht überflüssig mit Wein: oder Citronensäure einbalsamirte; ja, man bemerkt öfters, ohngeachtet dieser Vorsichtigkeit, daß ein solches Aufstossen erfolgt, wenn man dem leckern Geschmacke allzu viele dieser Creaturen aufopfert.

Die lebendigen und gesundesten Austeren selbst haben Eigenschaften, die sie der Gesundheit gefährlich machen. Wer sie nicht geschwind verdauet, der kann weder ihrer Fäulniß im Magen, noch auch einer grossen Verderbniß der Verdauungskräfte widerstehen. Denn ein Gericht Austeren, das im Magen eine Zeitlang verweilen soll, ohne zu faulen, erfordert einen so grossen Zuguß von Weine oder anderer Säure, daß man nach einer starken Mahlzeit von Austeren fast immer Gefahr läuft, entweder sie nicht vollkommen zu verdauen, oder sich zugleich mit Säure und Weine zu überladen, und den Magen durch Kunst und Geschmack zu verderben. Die besten Austeren sind wegen ihres kalten Schleims und wegen der weichen Fettigkeit, die sie besitzen, hierzu am geschicktesten. Man wird finden, wenn man sie irgend häufig gespeiset hat, daß des andern Morgens der Magen überladen und geschwächt sey; und diejenigen, welche am besten dafür gesorgt haben, daß sie in ihrem Magen nicht faulen sollen, ich meyne, die, so den meisten Wein dabey getrunken haben, bereuen gemeinlich am folgenden Morgen mit desto mehr Ekel die Ueberladung, die ihnen am vorigen Tage so angenehm war.

Ich predige, wie man sieht, grosse Mäßigkeit bey einer Speise, die doch nur zur Ueppigkeit erfunden ist, und
darum

darum wird diese Predigt wenig Kraft haben. Ja, was das schlimmste ist, so weiß ich selbst nicht, wie man es anfangen muß, um vortreffliche Austeren stehen zu lassen. Hierinn habe ich die Ehre dem Lipsius zu gleichen, der seinen Schülern die allzu kurze Schreibart widerrieth, die doch unstreitig sein eigner Fehler war. Man muß sich nicht an die Beyspiele der Aerzte halten, weil sie die Regeln der guten Lebensordnung wissen: Denn meine Leser werden an sich selbst wahrnehmen, daß uns diese Regeln nicht sehr bewegen, sie zu beobachten.

Hochgeehrter Herr,

Können Sie meine Mama nicht zufrieden sprechen? Sie hat vor drey Tagen entdeckt, daß ich mein Gesicht ein wenig schminkte, und meine Haare färbe. Sie sagt, ich thäte dieses aus Eitelkeit, um schöner zu scheinen, als ich wirklich bin. Allein, ich habe ihr schon ziemlich begreiflich gemacht, daß darinn eben kein Verbrechen bestehe, schöner anzusehen, als man ist. Inzwischen hat sie einige Argumente von anderer Art, gegen mich, die Sie mir beantworten helfen müssen, wosfern ich nicht gezwungen seyn soll, meine Schminke zum Fenster hinaus zu werfen. Sie sagt, daß ich mir die Haut damit verderbe, und mich häßlich und ungesund mache, und daß man von keinem wackern und frommen Frauenzimmer erwarte, daß sie sich schminke. Können Sie nicht beweisen, daß die Schminke das Gesicht nicht verderbe, und daß sich auch wohl ehrliche und fromme Leute schminken dürfen? Ich will anfrichtig mit Ihnen reden. Da Sie ein Arzt sind, so halte ich es für ungereimt, Ihnen aus meinen medicinischen Angelegenheiten Geheimnisse zu machen. Ich schminkte mich wirklich, um zu gefallen; aber ich suche nicht zu gefallen, um zu buhlen. Wäre es darum, so wollte ichs Ihnen nicht verheelen. Es ist boshaft, daß man bey uns zu gefallen trachten, und buhlen für einerley zu halten pflegt. Wenn ich mich schminkte, um öffentlich wohl gebildet zu erscheinen; so ist meine Absicht gerade dieselbe, die ein frommer Mann oder ein Prediger hat, der öffentlich reden soll, wenn er sein Gesicht mit Seife wäscht, eine wohl aufgekuzte und gepuderte Peruque aufsetzt, und sich allen möglichen Anstand giebt. Wenn es aufs Buhlen ankäme, so würde sich keine von uns schminken dürfen; denn wie müßte wohl ein Unge-
heuer

heuer von Mägden gestaltet seyn, die nicht ihre Liebhaber finden sollte, zumal, wenn sie ein wenig Geld hat?

Aber ich versichere Sie, mein Herr Arzt, ob ich mich gleich schminke, um zu gefallen, so bin ich doch der Buhlerey von Herzen feind, und mache manchem armen Tropf gar viel zu schaffen in seinem Kopfe. Eben dieses ist mein Vergnügen, und Sie werden das Übrige dazu beytragen, daß ich dasselbe behalten kann. Ich bin ic.

Chr. A. Formosa.

Antwort.

Mademoiselle,

Ich kann unmöglich überhaupt beweisen, daß die Schminke das Gesicht nicht verderbe, gleichwie sich nicht überhaupt beweisen läßt, daß die Speisen den Magen nicht verderben. Wenn Sie sich, wie die Bäuerinnen, aus dem Bache, oder mit Merzenschneewasser, oder mit andern unschuldigen Waschwassern und Seifen schminken; so haben Sie Recht, und Ihre Mama hat Unrecht. Allein, meiden Sie solche Schminken, die etwas mehr thun, als die Haut reinigen und schmeidigen. Branntwein, ungarisches Wasser, und dergleichen Spiritus, ziehen die Haut zusammen, machen die Fäserchen steif, und vermehren die Puzeln. Hierdurch werden Sie vor der Zeit alt aussehen, und wie eine Mumie verrunzeln. Wenn Sie sich mit mercurialischen und stark zusammenziehenden Mitteln schminken, um eine vornehme blasse Farbe zu erhalten; so werden Sie noch viel häßlicher werden. Sie können davon in auszehrende Krankheiten verfallen, und sich den Gebrauch ihrer Sinne verderben.

Dein Spiegel wird dir dann nur todte Lippen zeigen,
Und Augen, welche schon zu siegen aufgehört.
Du wirst stets einsam seyn; die Seufzer werden schweigen,
Die ist dein Stolz nicht hört.
O Liebe! rufft du dann, und schlägst die Augen nieder,
Zu grausam rächst du dich! zu hart ist mein Geschick!
Gieb mir den ersten Reiz, und, kommt auch der nicht wieder,
Den ersten Stolz zurück!

Wollen Sie sich, wie einige thun, die grobe Haut durch scharfe Saften wegbeizen, damit eine zartere darnach wachsen möge, so können Sie leicht ein Gesicht von Pergamente davon bekommen; denn auf jeder gebeizten Stelle würde sich nach und nach eine härtere Haut aufsetzen. Wenn sie die Leber- und Sommerflecke mit Schwefel und Weineßig vertreiben wollen, so thun Sie es behutsam, damit Sie nicht

nicht die Unreinigkeiten in den Körper zurück treiben; und wenn Sie Ihre Haut glatt machen wollen, so erwägen Sie, was Krüger von dem Recepte sagt, das ich Ihnen abschreiben will: „Man nimmt rechten glatten Talk, (nicht vom Lichte, sondern den, welchen der Apotheker, der gern lateinisch redet, Talcum nennt,) man thut etwas Zuckercand dazu in einen Mörtel, damit es sich desto besser klein stoßen läßt; und wenn alles recht klein gestossen ist, so gießt man Jesminöl oder Mandelöl darauf, salbt das Gesicht damit, und wischt es mit einem reinen Tuche wieder ab. Wenn man sich hierauf im Spiegel besieht, so wird man eine so glänzende Haut haben, daß man sich selbst für den Spiegel halten sollte. Sollte der Glanz gar zu unnatürlich seyn, so läßt er sich durch den Puder vermehren. Ob ich gleich diese Schminke eben nicht für gesund halten kann, weil sie die Schweißlöcher des Gesichts verstopft, so ist sie doch noch unschuldiger als die mercurialischen.“

Wenn Sie es bey der blossen Natur bewenden ließen, Mademoiselle, so wäre es für Sie selbst und für Ihre Anschauer besser; denn sie sehen wohl, daß die meisten Schminken der Gesundheit und Schönheit nachtheilig sind. Indessen sollen Sie mich nicht für einen Mann halten, der strengen Müttern zu gefallen schreibt. Ich halte es für möglich, keusch zu seyn, und sich zu schminken; und Ihre Mama hat Unrecht, wenn sie glaubt, daß sich keine fromme und ehrbare Leute schminkten. Sagen Sie ihr nur, daß sich so gar der Papp Paulus II. geschminkt hat. Aber verhelen Sie ihr zugleich seinen geizigen und eiteln Charakter. Sagen Sie ihr, daß sich schon die Trojanerinnen mit dem Wasser des Scamanders gewaschen haben, um lichte Haare zu bekommen, und daß sich die Göttinnen, über deren Schönheit Paris den unglücklichen Ausspruch that, mit diesem Wasser gewaschen, ehe sie sich ihm gezeigt. Wenn dieses noch nicht genug ist, so berufen Sie sich auf den alten Schriftsteller Melian, den Ihre Mama wohl ungelesen lassen wird, welcher im 12ten Buche sagt, daß sich die griechischen Mägden mit Farben und Arzneyen geschminkt haben. Unter so vielen ehrlichen Leuten, die sich geschminkt haben, können auch wohl deutsche Frauenzimmer mitgehen; und Ihre Mama muß ohnedem bedenken, daß Sie doch nicht aufhören würden, eitel zu seyn, wenn Sie auch aufhören müßten, sich schön zu machen.

Ein

Ein und neunzigstes Stück.

 von Haller.

Seitdem Unwissenheit die Spötterey geböhret,
 Miskennt sich die Natur in unsern Urtheiln oft,
 Sie findet Scherz und Spott, wo sie Verwundrung hofft.

Ich bedaure zum öftern das Schicksal unsrer Vorsah-
 ren, wenn ich sehe, wie sie den Augen ihrer Nach-
 kommenschaft so lächerlich scheinen. Was haben wir nicht
 gelacht, wenn uns die Alten überreden wollten, daß im
 Mittelpunkte der Erde ein beständiges Feuer brenne; daß
 die Seelen im Tode ihre Körper umtauschten; daß eine
 kalmachende Materie in der Luft vorhanden sey; daß die
 Aehnlichkeit der Menschengesichter mit den Thieren ähnliche
 Neigungen verrathe, und daß die Gestirne in den mensch-
 lichen Körper einen Einfluß hätten! Wer war glücklicher,
 als die alten Weltweisen, daß sie der Schooß der Erde vor
 der Schande unsers Gelächters verbarg, und daß sie von
 allen den Spöttereien nichts mehr empfanden, womit sie
 die klügere Nachwelt überhäufte! Doch endlich giebt die
 Natur den weisen Söhnen die Einfalt der Väter wieder.
 Endlich verwandelt sie die lächerlichen Thorheiten der ersten
 Weltweisen in ernsthafte Lehrsätze der Neuern, und endlich
 setzt sie uns in den Zustand, daß unsre Kinder auch über
 uns, wie wir über unsre Väter lachen können. Ein
 Mairan stellt das Centralf Feuer wieder her. Ein Baum-
 garten giebt den Seelen nach dem Tode neue leichte Kör-
 per zu ihren Wohnungen. Ein Geoffroy entdeckt bey
 kalten Gährungen aufsteigende kalmachende Dünste. Wolf
 selbst vertheidigt die Uebereinstimmung der Neigungen mit
 den Gesichtsbildungen der Menschen und Thiere; und wie lange
 wird es dauern, so nehmen es alle Naturforscher für eine
 aus:

ausgemachte Wahrheit an, daß die Gestirne einen Einfluß
 in Menschen und Thiere haben? So ist es. Die Einsich-
 ten der Weltweisen verändern sich, wie die Kopfzeuge des
 Frauenzimmers, und die alten Lehrsätze werden eben so wie
 der Mode, wie die Trachten der vorigen Jahrhunderte,
 laßt uns sehen, ob wir nicht auch die Gestirne und den
 Mond wieder in seine alte Rechte einsetzen können. Man
 muß eine Meynung nur in so fern verwerfen, als man
 ihren Ungrund erweisen kann, und in so fern habe ich den
 wunderbaren und abergläubischen Einfluß der Gestirne auf
 den Erdboden öfters getadelt. Wenn ich aber im Stande
 seyn werde, meinen Lesern einen natürlichen Zusammenhang
 gewisser Veränderungen am Himmel mit den Veränderun-
 gen des menschlichen Körpers zu zeigen; so werden sie nicht
 erröthen dürfen, den Einfluß der Gestirne in die Menschen
 in dieser Absicht zu behaupten, ob sie gleich weit davon ent-
 fernt bleiben werden, dem Aberglauben das Wort zu reden.
 Wir leben ist in der Zeit des Gleichtags und des Voll-
 monds. Diese Zeit ist in dem Ruße, daß sie den kranken
 und schwächlichen Leuten gefährlich sey. Der Mondwechsel
 ist seines Einflusses wegen in den menschlichen Körper nicht
 weniger berühmt; und wenn ich beweisen werde, daß diese
 Einflüsse nicht bloß chimärisch, sondern auf deutliche Be-
 weise gegründet sind, so hoffe ich, daß mich um deswillen
 kein Mensch für abergläubisch halten werde. Ich will
 um der Deutlichkeit willen zuerst vom Einflusse des Mon-
 des, und hernach auch von der Wirkung der Sonne um
 die Zeiten der Gleichtage in den menschlichen Körper
 handeln.

Ehedem hatte der Mond viele Verehrer. Der Gärt-
 ner, der Säemann, der Arzt und der Kranke fielen vor
 ihm nieder, und vermischten ihre Anrufungen mit den
 Seufzern der Verliebten. Allen diesen Abgöttereien aber
 schien die neue Weltweisheit mit einemmale ein Ende zu
 machen. Sie warf die Altäre nieder, die man den Pla-
 neten errichtet hatte, und erklärte den Einfluß, welchen
 man ihnen in die Gewächse, in den menschlichen Körper
 Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. K f und

und in die Witterungen zutraute, für einen einfältigen Aberglauben. Aber was geschah? Newton hatte dem Monde die Direction der Ebbe und Fluth im Meere aufgetragen. Seine Meinungen waren Naturgesetze, und so wie er urtheilte, daß die Maschine des Weltgebäudes gehen mußte, so gieng sie. Niemand unterstand sich, ihm und der Natur zu widersprechen. Der tief sinnige Meßkünstler und der scharfsichtige Schiffer sagten einmüthig, daß Newton Recht hätte. Die Fluth richtet sich so genau nach dem Monde, daß man ihr keine wahrscheinlichere Ursache, als seine anziehende Kraft, zuschreiben konnte. Vermöge dieser zieht er das Wasser im Meere, da, wo er mit seinem runden Gesichte über ihm schwebt, 10 Fuß hoch in die Höhe, und macht rings um den Horizont herum einen Abfluß des Wassers, welchen man Ebbe nennt. Die Sonne, welche eben die Kraft, aber nur im geringern Grade besitzt, kann das Wasser des Weltmeers wenigstens um zween Fuß erheben, und hiervon rührt es her, daß zu den Zeiten des Neu- und Vollmondes, wann Sonne und Mond in Conjunction stehen, und also gemeinschaftlich wirken, die Fluth weit merklicher ist, weil sie alsdann zwölf Fuß an der Höhe beträgt.

Als Newton diese Entdeckung gemacht hatte, so entstand natürlicher Weise bey den Naturforschern die Frage: Ob nicht vielleicht der Mond, der das Wasser zehn Fuß hoch erheben kann, seine anziehende Kraft in gleichem Maasse auch auf den Luftkreis erstreckte, und, da die Luft, besonders in der Gegend, wo die Wolken schweben, mehr als tausendmahl leichter, als das Wasser, ist, in unserm Dunstkreise eine Fluth und Ebbe hervorbringen möchte, die, diesem Unterschiede der Schwere zufolge, sich zu der Fluth im Wasser, wie 1000 zu 10, verhalten müßte. Man erinnerte sich der grossen Veränderungen, welche die Witterungen zur Zeit des Neu- und Vollmondes leiden, da die Sonne mit dem Monde gemeinschaftlich eine Fluth im Dunstkreise erregt, die nicht weniger, als 12000 Fuß, an Höhe betragen muß. Man konnte hieraus erklären, warum sich

sich um diese Zeiten zuweilen plötzlich eine Menge Dünste im Luftkreise versammelten, und Wolken bildeten, die vorher nirgends zu spüren gewesen waren. Man sahe, daß der Landmann Recht hatte, wenn er sich auf die Veränderungen des Wetters beym Neu- und Vollmonde verließ, und kurz, man fand endlich, wenn man alle Erscheinungen in der Natur mit einander in Vergleichung stellte, daß diese Ebbe und Fluth in der Luft eben so gewiß, als die im Meere, Statt finden müßte.

Was haben wir nun aber wohl weiter nöthig, um den Einfluß des Mondes in den menschlichen Körper zu beweisen, als eben diese grosse Veränderungen, die er im Dunstkreise hervorbringt? Die Luft ist das Element, worinn wir leben. Die verschiedenen Witterungen stimmen und verstimmen unsern Körper, wie ein musikalisches Instrument, und verändern die Töne und Harmonie desselben, welches seine Empfindungen und natürliche Verrichtungen sind. Kann uns nun der Mond unter einen 10000mal höhern Dunstkreis begraben: kann er uns rings umher von dem ganzen Horizonte die Dünste herbey führen, und sie über unsern Häuptern versammeln; kann er in den obern Gegenden der Luft eine so wichtige Bewegung hervorbringen, die sich, wiewohl unmerklicher, dicht bey dem Erdboden ebenfalls ereignen muß; und kann er also die Ursachen von Wind, Wärme, Kälte, Wolken, Dünsten, Nebel und Ungewitter seyn; so müssen wir in ihm einen Gesundheitsgott verehren, auf dessen Einfluße ein grosser Theil des Wohlstandes unsers Körpers beruht; so dürfen wir ihn nicht bloß, als ein kleines Licht, das die Nacht regiert, mit verächtlichen Augen betrachten; und so müssen wir die alte Sage, daß der Mond eine gewisse heimliche Herrschaft über die Menschen habe, nicht für eine lächerliche Phantasie abergläubischer Seelen, sondern für eine Wahrheit halten, die unsre ganze Aufmerksamkeit verdient. Dieser Einfluß des Mondes in unsern Körper kann unmöglich so geringe seyn, daß er sich nicht durch deutliche Spuren

verrathen sollte. Es wird darauf ankommen, ob wir sie finden können.

Vielleicht bilden sich Viele ein, daß das ganze System von der Ebbe und Fluth in der Luft schon dadurch widerlegt sey, weil wir zur Zeit dieser Ebbe und Fluth keine Veränderung in der Schwere der Luft wahrnehmen; denn diese müßten uns unstreitig die Barometer entdecken. Allein, um Verzeihung! In der Veränderung der Schwere der Luft kann man die Wirkungen des Monds in unserm Luftkreis nicht suchen. Es ist wahr, daß zur Zeit der Fluth eine 10000 Fuß höhere Luftsäule, als sonst, über unserm Hauptern schwebt. Allein, man muß sich diese Luftsäule als eine Last vorstellen, die von der anziehenden Kraft des Mondes getragen wird, und also den Druck der Luft auf den menschlichen Körper in nichts vermehrt. Man lege in eine Waagschale 20, in die andre aber nur 10 Pfund Eisen, und halte über die erste einen Magneten, der 10 Pfund zieht; so wird die Wage im Gleichgewichte stehen, weil der Magnet die Hälfte von dem 20pfündigen Gewichte trägt, daß also die Wage auf beyden Seiten nur mit 10 Pfund beschwert ist. Der Mond ist dieser Magnet. Er sammlet die Luft zwar unter sich in einen Haufen zusammen. Allein, da sie eine Schwere gegen ihn hat, so verliert sie die Gewalt, auf den unter ihr schwebenden Dunstkreis zu drücken.

Wir können also bey der Ebbe und Fluth der Luft in unserm Körper keine Veränderung der Schwere wahrnehmen; es müßte denn dieses bloß zufälliger Weise geschehen, indem die Fluth des Dunstkreises die obere Luft mit Dünsten und Wolken anfüllen könnte, die die untere mehr, als zuvor, zusammen drücken. Solchergestalt müssen wir die Spuren dieser grossen Veränderungen des Dunstkreises wo anders suchen. Wir werden sie gewiß an dem Winde oder der Zugluft wahrnehmen, die davon nothwendig entstehen muß, wenn sich rings umher unter dem Monde eine so ungeheure Last von Luft zusammen zieht, die ungefähr alle 6 Stunden ab- und zusießt. Diese Folgerung scheint sehr natur-

natürlich zu seyn; und gleichwohl muß man gestehen, daß wir nichts von einer solchen regelmäßig abwechselnden Zugluft wahrnehmen. Wie soll dieses wohl zugehen? In der That ist die Schwierigkeit so groß nicht, als es wohl Anfangs scheinen möchte. Da die obere Luft von leichterer Art ist, so weicht sie einer jeden in sie wirkenden Gewalt viel leichter, als die, welche der Erde näher ist. Daher muß sich die größte Bewegung der Fluth in der Luft im obersten Theile des Dunstkreises zutragen. Hierzu kommt, daß so vielerley zufällige Ursachen im untern Luftkreise Winde von ganz verschiedenen Richtungen erregen können; und wenn wir diese Umstände zusammen nehmen, so läßt sich leicht begreifen, warum wir unten am Grunde des Luftmeers die regelmäßige Fluth der Luft eben so wenig, als vielleicht die Fische im Grunde des Weltmeers die regelmäßige Fluth im Meere bemerken können. Daß dieses kein bloßer Einfall sey, erhellt aus verschiedenen Spuren, die uns überführen, daß wirklich in der obern Luft mancherley Bewegungen vorgehen, davon wir hier unten nichts empfinden. Wie oft sehen wir nicht, daß sich die höchsten Wolken nach einer ganz andern Richtung bewegen, als die untern; und wie wäre dieses wohl möglich, wenn nicht in der Höhe eine ganz andre bewegende Kraft die Wolken führte, als in der Tiefe? Es ist natürlich, zu glauben, daß man auf sehr hohen Gebirgen den Wechsel der Ebbe und Fluth in der Luft merklicher, als im platten Lande, müsse spüren können. Es ist nur zu bedauern, daß an diesen entlegenen Orten keine Naturforscher wohnen. Inzwischen hat doch Pontoppidan bemerkt, daß sich die norwegischen Schaaf, die wild im Lande umher laufen, des Nachts, aus einem besondern natürlichen Triebe, genau auf der Seite des Landes lagern, woher der Wind des folgenden Tages wehen wird, und diese Anzeige ist so zuverlässig, daß sie den Schiffern zur Nachricht dient. Die Thiere haben in vielen Fällen eine eigne Scharfsinnigkeit im Beobachten, und eben diese lehrt uns, daß wir nicht schliessen dürfen, es gehe keine Bewegung oder Veränderung in unserm Luftkreise vor,

wenn unsre Sinne zu stumpf oder zu grob sind, sie zu bemerken. Aller Wahrscheinlichkeit nach muß es einen unmerklichen Zug der Luft geben, welcher diese Thiere lehrt, was sich des folgenden Tages im Luftkreise ereignen wird; und gerade ein so sanfter Zug der Luft kann es seyn, der von ihrer Fluth und Ebbe entsteht, und sich bis in die Gegend der Luft erstreckt, die wir bewohnen. Aufmerksame Naturforscher und Schiffer versichern, daß sie jederzeit an den Wolken am Himmel eine merkliche Veränderung wahrnehmen können, so bald die Fluthzeit eintritt; und es ist an den Seeküsten eine allgemeine Sage, daß sich der Wind mit der Fluth des Meers zu verändern anfange. Selbst in der Küche will man am Ueberlaufen der kochenden Milch wissen können, ob Fluth oder Ebbe sey, ohne nach dem Meere zu sehen. Ja, wenn man der Versicherung des **Palmstrucks** in des **Hierne Actis Chemicis**, T. 2. Glaubeu bemessen darf, so schwillt und sinkt eine künstlich gemachte Salzlacke in einem Glase, oder auch, wenn sie über Fleisch oder Fischen steht, und hält diese Ebbe und Fluth desto deutlicher und genauer, je näher sie demjenigen Meere ist, von dessen Salze sie gemacht worden.

Diese Beobachtungen allein können schon hinreichen, uns einen geheimen Einfluß des Mondes in die menschlichen Körper zu zeigen. Wem ist unbekannt, daß auch sogar diejenigen Veränderungen der Luft, die wir nicht klar empfinden, in unserm Körper merkliche Bewegungen hervorbringen? Leute, die Hühneraugen, erfrorne Glieder, Narben ehemaliger Wunden, geheilte Beinbrüche und alte Schäden haben, können es ganze Tage vorher empfinden, wenn sich das Wetter merklich verändern will. Das Sterchen, das Reissen, die Schmerzen, die alsdann in diesen Gliedern entstehen, sind eben so viel Beweise eines geheimen Einflusses der unmerklichsten Veränderungen im Luftkreise in den menschlichen Körper. Da nun der Mond die Witterungen verändert, und da er in unsrer Luft gewisse sanfte Bewegungen hervorbringt, die die Thiere besser empfinden, als wir; so ist kein Zweifel, daß er nicht auch

auf eben diesem Wege einen Einfluß in unsre Gesundheit haben sollte. In der That bemerkt man, daß Leute, die mit solchen Fehlern ihres Körpers behaftet sind, oder, daß auch nur empfindliche Personen, um die Zeiten des Neumonds und Vollmonds, da die Fluth in der Luft am stärksten seyn muß, weil sie von der Kraft der Sonne unterstützt wird, die gedachten Bewegungen am merklichsten spüren, und deswegen zu sagen pflegen, daß sie einen lebendigen Kalender an ihrem Leibe tragen.

Der offenbarste Einfluß des Mondes in den menschlichen Körper ist der, welchen er, mittelst der Witterungen äussert, die er nach seinem Gefallen verändert, und die Jedermann genug in die Sinne fallen. Wenn es gewiß ist, daß eine kalte, feuchte, dunstige, ungestüme Luft auf eine ganz andre Weise in unsre Gesundheit wirke, als eine heiße, trockne, reine und stille Luft; so kann auch der Mond alle diese Veränderungen in unserm Körper wirken, weil er alle diese Abwechselungen der Witterung verursachen kann. Es kommt hierbey alles auf die Beschaffenheit des Dunstkreises am Horizonte, rings um die Gegend der Fluth und Ebbe der Luft umher, an. Ist derselbe in diesen Gegenden mit warmen Dünsten erfüllt, so bringt uns die Fluth der Luft eine warme Witterung; ist sie mit feuchten Dünsten überhäuft, so bringt uns die Fluth, nach Verschiedenheit der Umstände, Wolken, Nebel, Regen, Reif, Hagel, Schnee, u. s. w. Eben so kann uns die Ebbe unsrer Luft eine Menge schädlicher Dünste entführen, und unsern Luftkreis reinigen, und mannichfaltig verändern. Dieser Einfluß des Mondes in den menschlichen Körper beruht auf einem sehr allgemeinen Grunde, den niemand in Zweifel zieht. Unsre Gesundheit hängt größtentheils von der Beschaffenheit der Witterungen und des Dunstkreises ab; und man müßte ungläubiger, als **Thomas** seyn, wenn man zweifeln wollte, daß der Mond solche Veränderungen im Dunstkreise wirke.

Man kann aber noch weiter gehen. Vielleicht giebt es selbst im menschlichen Körper eine Ebbe und Fluth, die

von dem Monde eben so, wie die in der Luft und im Meere, gewirkt wird. Krüger glaubte, daß eben die Kraft, welche im Meere die Fluth hervorbringt, bey dem Menschen die Wirkung haben könnte, das Blut mehr nach dem Kopfe zu treiben. Da aber noch mehr zufällige Ursachen, als bey der Witterung, hier eine Schwierigkeit machen, diese Wirkung zu bemerken, so wird eine grosse Menge von Erfahrungen erfordert werden, sie ausser Zweifel zu setzen. Vielleicht thut der Mond in den Adern des menschlichen Körpers eine ähnliche Wirkung, wie in den Kanälen des sehr grossen Rohres bey Quito in America, welche im Neumonde leer, im Vollmonde aber voll Wasser sind, welches auch eben so mit dem Monde ab- und zunimmt, obgleich dieses nur in einem Rohre um das andre bemerkt wird; denn wenn das eine voll ist, so sind, wie Herr von Ulloa versichert, jederzeit die beyden daneben stehenden ledig. Warum sollen die Gewächse allein eine Ebbe und Fluth vom Monde haben? Hier finden wir wirklich eine Erhebung der Säfte im Vollmonde, und wer weiß, ob dieselbe nicht eben so gewiß im menschlichen Körper Statt findet. Die monatlichen Veränderungen, welche die Hälfte des menschlichen Geschlechts zu gewissen Zeiten erfährt, und die sich unstreitig nach dem Monde richten, lassen uns schon so etwas vermuthen, und alle Menschen, die öfters freywillig Blutflüsse haben, werden bemerken, daß dieselben gewisse Zeiten ihres Ausbruchs halten, welche sich nach den Mondzeiten richten. So hat man nicht selten ein monatliches Nasenbluten, eine monatliche güldene Ader, monatliches Blutspen, Blutbrechen, und dergleichen andre periodische Krankheiten. Ich sehe nicht ein, warum die allermeisten Krankheiten, die etwas periodisches haben, viel mehr alle vier Wochen, als in längern oder kürzern Zwischenzeiten, zurückkehren sollten, wenn nicht die Wirkungen des Mondes in den menschlichen Körper einen Zusammenhang damit hätten. Es ist bekannt, daß die hitzigen Krankheiten meistens alle sieben Tage eine grosse Veränderung leiden, und eben dieses sind ungefähr die Mon-

des:

deszeiten. Eine uralte Erfahrung hat die Aerzte gelehrt, daß das Blutlassen, das Purgiren, und überhaupt alle künstliche Ausführungen zu gewissen Zeiten des Mondes viel besser von statten gehen, als zu andern. Mehrentheils erwählt man hierzu den abnehmenden Mond. Allein, der gelehrte Herr Professor Krazenstein hat nicht ohne Grund erinnert, daß diese Regel eine Ausnahme leide, und nur alsdann Statt finde, wann das Apogäum um die Zeit des Vollmonds fällt. Der Mangel hinlänglich genauer Beobachtungen ist unstreitig die vornehmste Ursache, warum wir in dieser Sache noch kein größres Licht haben; denn es ist, zumal in unsern Zeiten, ganz aus der Mode gekommen, bey der Wirkung der Arzneyen, und bey den Veränderungen in Krankheiten, auf die Mondesaspecten Acht zu geben. Gleichwie aber dieses eine nützliche Sache seyn würde, um uns die Macht des Einflusses des Mondes in unsre Körper zu erklären; so würde es auch nicht wenig zur Bestätigung der Theorie von der Ebbe und Fluth im Dunstkreise beitragen, wenn Jedermann, vornehmlich aber schwächliche, empfindliche und kränkliche Personen, auf die Veränderungen genau Acht geben wollten, die bey jedesmaliger Ebbe und Fluth in demjenigen Meere, das dem Orte ihres Aufenthalts am nächsten liegt, in ihren Körpern vorgehen. Madame S. in Norwegen hatte, wenn sie schwanger war, dicke Beine, welche stets mit der Ebbe und Fluth so genau ab- und zunahmen, daß es nicht irrite. Man würde dergleichen Fälle öfter lesen, wenn man sie, wie Pontoppidan diesen, bemerkte und aufschrieb. Vielleicht wird dieses von nun an geschehen, wenn man sich nur erst nicht mehr schämen wird, zu gestehen, daß man an einigen Einfluß des Mondes glaube. Ich habe ihn allhier auf eine solche Art erwiesen, daß man in der Naturlehre an viel hundert andern Sachen, die Jedermann für ausgemachte Wahrheiten hält, zweifeln müßte, wenn man ihn länger läugnen wollte. Dieses muß uns zu neuen Beobachtungen reizen, damit der Mond, der so viel Ebbe und Fluth macht, auch in den Köpfen der Aerzte seine

Kf 5

Kraft

äufre, indem er sich darinn immer wechselweise, bald Hochachtung, bald Verachtung, zuzieht. Er ist bisher eine geraume Zeit verachtet, ja, beynahe vergessen worden. Erst seit wenigen Jahren fängt er wieder an, in den Gehirnen der Weltweisen ein wenig zu fluthen. Sobald man überzeugt seyn wird, daß er eine wirkliche, aber uns unbegreifliche Macht über unsre Gesundheit habe, wird es die höchste Fluth seyn. Hierauf wird man einen veralteten Lehrsatz überdrüssig werden, wie es ist der wolffischen Metaphysik geht. Man wird wieder anfangen, über die Gewalt des Mondes zu spotten, und dann ebbet es wieder. Dieses Ebben wird endlich in eine neue Fluth verwandelt werden, wann dereinst wieder ein so wunderlicher Mann, als der Arzt ist, eine Sache im Ernste vertheidigen wird, von der der stolze Gelehrte vielleicht noch ist mit lächelnder Verachtung sagen wird! Weibermährchen!

Wie es mit dem Monde ist, so ist es auch mit den Jahresvierteln, nämlich mit den Gleichtagen, und mit dem längsten und kürzesten Tage. In meinem 49ten Stücke habe ich schon die Ursache, warum der kürzeste Tag kränklichen und allen Leuten, die mediciniren, wichtig ist, aus der besondern Veränderung der Witterungen hergeleitet; und aus eben der Quelle leite ich den Einfluß her, welchen die Gleichtage in unsre Gesundheit haben. Es ist unstreitig, daß sich zu Ende des Septembers und Märztes die größten Witterungsverwandlungen im ganzen Jahre ereignen; und dieses ist wenigstens der offenbare und sichtbare Einfluß der Gleichtage in die Gesundheit. Allein, man muß glauben, daß sich derselbe noch weiter erstreckt, als wir ihn deutlich empfinden; und daß die Wirkung der Gleichtage in kränkliche und gesunde Körper vielleicht nicht von dem übeln Wetter, das um diese Zeit eintritt, sondern von noch verborgeneren Veränderungen im Dunstkreise herrühre, welche man ist nicht mehr so dreiste für Thorheiten und Vorurtheile halten wird, seitdem uns Herr Fränklin in America gelehrt hat, daß im Luftkreise noch große und ganz unerkannte Wunder verborgen liegen.

Es

Es ist eine höchst merkwürdige Beobachtung, daß sich die allerwichtigsten Naturbegebenheiten um die Gleichtage, besonders aber alsdann ereignen, wenn zugleich Neu- oder Vollmond eintritt, oder wichtige Zusammenkünfte der Planeten um eben die Zeit erfolgen, und wenn Finsternisse und Cometen den Aberglauben erschrecken. Solche Himmelsbegebenheiten ziehen gemeinlich große Revolutionen auf Erden nach sich, und setzen oft das Inwendige des Erdbodens selbst in Bewegung. Schon Plinius hat angemerkt, daß im Frühjahr und Herbst die Erdbeben vornehmlich auszubrechen pflegen. Die neuen Naturforscher haben dieses ganz zuverlässig wahrgenommen. Der berühmte Feuerspendende Berg auf Ternate entzündet sich ordentlich um die Gleichtage, und im April und September. Baglio hat die stärksten Erdbeben seiner Zeit zu den Zeiten beobachtet, da die Planeten große Zusammenkünfte hatten. Um die Zeiten des Neu- und Vollmonds pflegen die Typhonen im Meere am häufigsten auszubrechen; und man hat eine große Menge von Beobachtungen, daß die Erscheinung der Cometen mit entsetzlichen Ausbrüchen feuerspendender Berge, mit großen Erdbeben, mit Wasserüberschwemmungen, mit Pest und andern wichtigen Naturerscheinungen verbunden gewesen sey. Aus allen diesen Gründen kann man mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß alle merkwürdige Veränderungen am Himmel wichtige Wirkungen auf dem Erdboden, besonders aber im Dunstkreise, verursachen; und ob wir gleich den Zusammenhang dieser beyden Erfolge nicht erklären können, so dürfen wir doch deshalb die Sachen selbst nicht in Zweifel ziehen. Wenn aber dem also ist, so läßt sich leicht mutmaßen, daß bey solchen Himmelserscheinungen die empfindlichen und schwächlichen Naturen der Menschen ebenfalls große Verwandlungen leiden werden; und eben dieses bestätigen die Beobachtungen der Aerzte. Man findet ordentlich, daß die Zeiten der Gleichtage solchen Leuten gefährlich sind, die mit einer schwachen Natur den großen Veränderungen im Luftkreise nicht genug widerstehen können. Um diese Zeit sterben die meisten hectischen

hectischen und schwindfüchtigen Leute; um diese Zeit verwandeln sich die langwierigen Krankheiten deutlicher, als jemals; um diese Zeit wirken die Arzneyen viel lebhafter, und sie sind es, worinn man die Blutausführungen und andre Präservationscuren denen, die sie bedürfen, schon von Alters her, am zuträglichsten gefunden hat.

Da ich dieses alles, als gewiß, zum Voraus sehen kann, so überlasse ich es der Sorgfalt derer, die ihre Gesundheit wahrnehmen und schonen wollen, daß sie solche Maaßregeln in ihrer Lebensordnung ergreifen, welche ihnen zu dieser gefährlichsten Jahreszeit am dienlichsten scheinen. Ich warne die, welche ohne Präservationscuren, ohne Blut lassen, ohne genaue Diät, nicht gesund bleiben können, daß sie diese Zeit nicht vorbehey gehen lassen, ohne bey der ersten Besorgniß, wozu sie kränkliche Zufälle, oder andre merkliche Veränderungen in der Oekonomie ihres Körpers berechtigten, solche Hülfsmittel zu ergreifen, die ihnen, der Vernunft gemäß, dienlich seyn können, und die sie nicht ohne große Gefahr verabsäumen würden. Es ist aber nöthig, daß man sich hierbey des Rathes eines Arztes bediene, der unste Natur kennt, und der in der Wahl der Mittel und Cur zuverlässiger ist, als wir selbst. Ich kann hierin nichts mehr thun, als daß ich meine Leser an dasjenige erinnere, was sie sich selbst bey drohenden Gefahren schuldig sind, und ich hoffe, sie überzeugt zu haben, daß die Zeit des Gleichtages kränklichen Personen nie gleichgültig seyn müsse.

Folgendes ist eingesendet:

* * *

Rund und zu wissen sey hiermit, daß allhier ein berühmter Arzt angekommen, welcher ein Mittel von ganz besonderer Sympathie besitzt, um alle Gebrechen und Thorheiten der Menschen, ohne alle Arzney, blos dadurch zu heilen, daß man einigemal über einen sympathetischen Stock springen muß, welchen er bey sich führet. Um aber einmahl ein rührendes Beyspiel von wahrer Menschenliebe und Uneigen-

Uneigennützigkeit zu geben, die Leute von Verstande bey Arzten seiner Art nicht zu suchen pflegen, bietet er hiermit seine edle Kunst jedermann ohne Unterschied, ohne alle Arzney und ohnentgeltlich, folglich auf reizensteinische Art, mit dem Versprechen, an, daß er alles umsonst und um Gottes willen thun wolle; wobey auch jeder versichert seyn kann, daß er sich keiner gefährlichen magischen oder sogenannten Zauberkünste bedient, so daß man mit ihm, wie mit einem andern Menschen, frey reden kann, maßen sein Anblick gar nichts schreckliches, oder verdächtiges, noch chymisches hat, er auch seines Wissens nie mit einem bösen Geiste, weder in Gutem noch in Bösem, etwas zu schaffen gehabt. Vormittags können sich die Patienten umsonst bey ihm melden, und der Cur gewärtig seyn. Nachmittags dient er auf eben dieselbe Weise den Kranken in ihren eigenen Häusern. Da er blos der Ehre wegen curirt, bittet er, ihn mit allen Geldanerbietungen zu verschonen. Weil aber der sympathetische Stock frisch von einer Weide geschnitten werden muß, so erlegt jede Person, für den Jungen, der ihn abschneiden muß, 10 Rthlr. grob Curant.

Zwey und neunzigstes Stück.

von Haller.

So gehts der Wissenschaft. Verachtung geht für Müß.
Wer sie nicht kennt, der tabelt sie.

Ein gewisser großer Herr nahm einen Mundkoch an. Dieser große Herr war aber nicht von der gemeinen Art großer Herren, die nichts vor andern voraus haben, als daß sie von vornehmen Müttern herkommen. Er war vielmehr ein Mann, den die Natur selbst groß gebildet hatte. Denn er glaubte nicht das geringste von dem, was alle andre Leute glaubten. Er fand nicht, daß ein einziger Mensch auf der Welt Verstand hatte, als er selbst. Er richtete sich in keinem Stücke nach der Welt, sondern die Welt

Welt sollte sich nach ihm richten. Er suchte wichtiger, als alle Edelleute im ganzen heiligen römischen Reiche. Er hielt alle Leute, die ihm dienen mußten, für Narren, und wußte Jedermann aufs deutlichste zu verstehen zu geben, daß er entweder ein dummer Kerl oder ein Betrüger sey.

Der Koch, den dieser Herr annahm, war ein aufrichtiger Mann, der seine Kunst gut gelernt hatte, und der keine leckere Zunge unentzündet ließ, und lauter Lobeserhebungen gewohnt war. Daher wunderte er sich nicht wenig, als ihn sein neuer Herr mit folgenden Worten anredete:

Höre, Kerl! wir wollen dich zu unserm Mundkocher erwählen. Allein, du mußt uns erst Proben von deiner Geschicklichkeit geben. Bist du im Stande, mir, so oft ich es verlange, eine Reihe wohlgeschmeckender Gerichte auf die Tafel zu liefern? O ja! antwortete der Koch, wenn ich nur alles empfangen, was dazu nöthig ist. So? versetzte der gnädige Herr, dies ist der erste Beweis, daß du ein Unwissender bist. Woher kannst du einfältiger Tropf wohl wissen, daß eine Speise wohlgeschmeckend sey? Das wird mich mein Geschmack lehren, erwiderte er. — Dein Geschmack? Also glaubest du, daß andere Leute eben den Geschmack haben, als du? — Wenn sie meinen Geschmack nicht haben, so muß ich mich nach dem ihrigen richten. Genug, daß ich im Stande bin, einer Speise denjenigen Geschmack zu geben, den man von ihr verlangt, und dessen sie fähig ist. — Wie willst du dieses bewerkstelligen, da du deinem eignen Geschmache nicht trauen kannst, und also nicht weißt, ob der Geschmack, den du einer Speise durch deine Zuthaten giebst, derjenige seyn werde, den ich verlangen? — Sie werden vermuthlich so schmecken, wie andre Leute schmecken; und wenn ich Ihnen die Speisen so zubereite, wie ich es andern großen Leuten gethan habe, die mit mir zufrieden gewesen sind: so hoffe ich, daß Sie auch mit mir zufrieden seyn werden. — Wenn ich dir aber sage, daß mein Geschmack von anderer Leute ihrem völlig verschieden sey, daß mir die Citronen bitter, die Austern sauer, die Melonen, wie Oliven, und die Oliven, wie

wie Pfirschen schmecken, mußt du dann nicht gestehen, daß du mir kein Gericht recht kochen kannst, daß deine ganze Kunst lauter Plunder, und dein Metier eine pure Betrügerey sey, die dir mir so lange gelingt, als du Leuten kochst, die einen Geschmack haben, der mit deinen Grundsätzen übereinkömmt, da du hingegen allen andern die Speisen verderben wirst? Weil du glaubst, daß die Citronen allen Zungen sauer schmecken, so würdest du mir damit einen bitteren Sallat zubereiten. Weil du meynst, daß die Pfirschen kühlen, nicht wahr? so würdest du mir Pfirschen aufsetzen, wenn ich von dir kühlende Früchte auf meine Tafel verlangte? — Ja, Pfirschen, oder andre kühlende Früchte. — Nun sieh, du Tölpel! mir könnten aber die Pfirschen Hitze machen, wie die Oliven! Bist du also nicht ein unwissender, und, was noch mehr ist, ein gefährlicher Mensch, der mich ohne Umstände vergeben wird, weil er, als ein dummer Kerl, den Grundsätzen einer schelmischen Kunst folgt, die er von andern dummen Kerlen gelernt hat? — Mein Herr, ich habe noch keinen Menschen vergeben, und Sie werden von einem Koche nicht mehr fordern, als daß er Ihnen auf Ihr Verlangen Speisen giebt, von welchen wenigstens die meisten andern Leute gestehen würden, daß sie ihrem Verlangen gemäß zubereitet wären. — Wohlan! so mache mir gleich ein gutes Gericht Fische, das andern Leuten wohl schmeckt; es soll mir auf die Art des Geschmacks nicht ankommen. — Gut! soll ich die Gnade haben, Ihnen einen vortreflichen Aal zuzubereiten? — Pfuy! mit deinem Aale! Ein Fisch, eine Schlange, deren Namen ich kaum hören kann, ohne mich zu erbrechen? — Um Verzeihung! ich wußte nicht, daß Ew. Gnaden der Aal von Natur zuwider wäre. — Eben daraus siehst du, Betrüger, daß deine ganze Kunst nur ein Hazardspiel ist. Wenn du mir nun eine Speise giebst, die mir ein Gift ist, hast du Hund! nicht meine erlauchte Seele auf deinem verwünschten Gewissen? — Sie werden die Speisen nicht genießen, die Ihnen ein Gift sind. — Wie? soll das meine Sorge seyn? Muß ich nicht essen, was du mir

mir giebst; und wenn ich das genieße, ist es nicht bloß der Barmherzigkeit des Himmels zuzuschreiben, wenn ich noch einen Augenblick länger lebe? — Ich werde Ihnen nichts geben, als wovon ich weiß, daß es sonst niemanden ein Gift sey. — Also willst du, Betrüger, für mich kochen, wie es andern Leuten nichts schaden wird? Geh! ich bedarf einen Koch, der mir zubereitet, was mir nicht schaden kann. Du und mein Leibarzt, ihr sollt morgen beyde am Hals eisen stehen! —

Armer, unglücklicher Koch! armer, unglücklicher Doktor! Ihr werdet eine schöne Parade machen! Aber es ist wahr, ihr seyd beyde in einerley Verdammniß! Es giebt eine Menge großer Geister, welche auf eben die Art triumphirend beweisen, daß alle Aerzte entweder Dummköpfe oder Betrüger sind, wie es hier dem neuen Mundkoche bewiesen wurde. Wenn wir uns rühmen, Arzneymittel zu besitzen, die eine gewisse Wirkung im menschlichen Körper hervor bringen; so wendet man uns ein, daß die Naturen verschieden sind, und daß eine Arzney bey dem einen gerade das Gegentheil von dem wirken kann, was sie bey tausend andern wirkt. Hieraus wird geschlossen, daß unsre ganze Kunst ein Hazardspiel sey, und daß wir nach einerley Regeln Menschen tödten und curiren. Umsonst berufen wir uns auf vielfältige Erfahrungen und Beobachtungen, welche doch noch das einzige sind, was man gelten läßt; denn unsre Beweise aus der Natur der Sachen werden von niemanden angenommen, und sind auch in der That gemeinlich nicht weit her. Eine Arzney, die tausend Leuten den Krampf stillt, kann einem besondern Menschen von Natur zuwider seyn, und der Arzt, der ihm diese Arzney reicht, ist entweder sein Mörder, oder sein Peiniger. Was können wir gegen ein solches Argument einwenden? Können wir wohl die Sache selbst läugnen? Nein, keinesweges. Die Aerzte selbst sind Zeugen davon. Sie sehen zuweilen die widrigsten Erfolge von ganz bekannten und bewährten Arzneyen. Diesen purgirt die Rhabarber, und jenen verstopft sie. Diesem befänstigt eine niederschlagende Arzney die Wallungen

im

im Blute; jenem erregt sie die Wallung. Tausende verlieren das Fieber von einer Arzney, die die Lobsprüche aller Facultäten für sich hat, und einer wird davon verschlimmert, oder wenigstens nicht von seinem Fieber befreuet. Welche Gründe sind das, auf welchen die Arzneykunst beruhet! Sind nicht die Aerzte, die dieses alles selbst eingestehen müssen, vorsehliche Betrüger? Ist nicht ihr einziger wahrer Grundsatz der, den alle Charlatans zum Wahlsprüche haben?

Die Welt will ja betrogen seyn:
So werde sie betrogen!

Entsehlliche Kunst, die, wie ein Tyrann, mit der Bürger Kämpfen spielt! Ich fordere alle ehrliche Leute unter den Aerzten auf; denn ich bin noch einer von denen die glauben, daß es unter uns ehrliche Leute gebe. Es muß einmal ein Entschluß gefaßt seyn! Entweder ist es möglich, diese erniedrigende Beschuldigung von uns und unsrer Kunst abzuwenden, so wollen wir ehrliche Leute und Aerzte bleiben, wie wir nun sind; oder es ist unmöglich, so laßt uns die Diplomata zerreißen! Laßt uns aufhören, privilegirte Schelme zu seyn. Ist ist es noch Zeit. Ist braucht man noch Männer zum Kriege. Ist braucht man Matrosen. Ist brauchen die verwüsteten und entvölkerten Staaten neue Bürger, die die Wüsteneien wieder anbauen, die die erschöpften Schätze der Könige wieder füllen, die die verarmten Fürsten wieder reich machen, und die die Früchte des zukünftigen Friedens genießen können. Ist darf kein ehrlicher Mann, der sein Gewerbe fahren lassen muß, bange seyn, daß er nicht wisse, was er anfangen soll. Tausend Kanonenschlände erwarten ihn, um ihn in seinem Verufe mit Ehren zu tödten. Tausend zu Bettlern gewordene Bürger warten auf ihn, daß er ihnen das Brod verdiene. Viel tausend wüste Plätze liegen da in verbrannten Städten, die er anbauen kann. Hundert Prinzen sind geizig auf Unterthanen, wenn sie auch gleich kein andres Metier verstehen, als sich zu vermehren, und ihr Land zu bevölkern;

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. 11

und

und so viel, als dieses ist, können wir immer aus der Arzneykunst behalten, ohne deshalb ärgere Schelme zu seyn, als die großen Geister sind, die uns verläumdten. Ich bin bereit, diese Capitulation anzunehmen, und alle ehrliche Leute müssen sie eingehen, wosern wir nicht dardrum können, daß wenigstens alle Gewerbe der Menschen eben so schelmisch sind, als das unstrige.

Die Arzneykunst war, ihrem Ursprunge nach, eine Tochter der Noth und des Mitleidens. Die Natur selbst lehrte sie die Menschen, und niemand ließ sich damals einfallen, Stolz oder Wucher damit zu treiben. Der Gesunde, dem man den Kranken an den Weg setzte, welchen er gehen mußte, ward durch den Anblick des Elendes gerührt. Er blieb stehen, und erforschte den Zustand des Kranken. Zuweilen traf es sich, daß er für solches Uebel ein Mittel wußte, das ehedem entweder ihm selbst, oder einem seiner Bekannten in gleichen Umständen geholfen. Dieses Mittel rieth er. Man versuchte es; und es schlug entweder fehl, so ward es vergessen; oder es half, so ward es bemerkt, und weiter angepriesen. Die Mittel, welche ihre Zuverlässigkeit durch die meisten Proben bewiesen hatten, wurden berühmt. Man beschrieb ihre Wirkungen nach der Erfahrung, und hängt diese Gesundheitstabellen in den Tempeln zu jedermanns Nachricht auf. Aus diesen Nachrichten nahm der uralte Hippocrates seine medicinische Weisheit her; und da wir seine Schriften noch ist besitzen, so kann man daraus beweisen, daß damals schon die Beobachtungen mit einer bewundernswürdigen Sorgfalt und Wichtigkeit bestimmt und beschrieben, die Wirkungen der Mittel nach der verschiedenen Natur und Ursache der Krankheit, und die Methode der Cur, ihrem natürlichen Laufe gemäß, angezeigt waren.

Bei diesem unschuldigen Ursprunge der Heilungskunst kann weder Gewinnsucht noch Charlatanerie in Verdacht kommen. Allein, es war möglich, daß man sich irren konnte. Ich will die Parthey unsrer Feinde nehmen, und diesen Vorwurf aufs höchste treiben.

Ein

Ein altes Weib hatte in einer Krankheit von ungefähr ein Mittel versucht, das ihr ein Zufall in die Hände geführt hatte. Sie genas, und schrieb ihre Genesung diesem Mittel zu. Dieses konnte der erste Irrthum seyn; denn vielleicht würde sie ohnedem genesen seyn, wenn sie gleich dieses Mittel nicht gebraucht hätte. Die Genesete geht auf den Markt, und sieht die Kranken. Sie findet einen, der eben die Krankheit zu haben scheint, als sie hatte. Hier kann der zwote Irrthum statt finden. Alle Krankheiten sind sich in gewissen Stücken ähnlich, und die heutigen Aerzte selbst halten oft die eine für die andre. Inzwischen preiset sie ihr Mittel an. Es wird versucht, und der Kranke geneset. Nunmehr hat dieses Mittel eine bestätigte Wirkung. Allein, es war möglich, daß hier ein dritter Irrthum vorgegangen seyn konnte. Es konnte derselbe seyn, als der erste. Der Kranke schrieb seine Genesung der Arzney zu, da sie doch von ungefähr, oder von der Lebensordnung, oder auch von dem bloßen Zutrauen herrühren konnte. Dieser zweyte Kranke pflanzte seine dreyfachen Irrthümer auf mehrere Kranke fort, und so ward eine Arzney berühmt, die im Grunde entweder nichts, oder wohl gar Schaden wirkte. Die damalige Unwissenheit bedeckte die erschlichenen Erfahrungen und die Sprünge der Schlüsse. Die Aerzte nahmen diese Irrthümer als Grundsätze ihrer Kunst an; und weil sie sich durch öftere misslungene Proben nicht abschrecken lassen zu dürfen glaubten; weil sie die Widersprüche wiederholter Erfahrungen lieber auf die Rechnung eines Versehens der Kranken, ihrer Aufwärter, oder ihrer eignen Beurtheilung des Kranken, lieber auf zufällige Veränderungen der Witterung, auf die Verschiedenheit des Landes, der Nahrungsmittel, der Temperamente, oder auf unversehene Leidenschaften und andre Umstände, als auf die Unzuverlässigkeit ihrer Grundsätze schoben, welche, wenn sie zugestanden worden wäre, der ganzen neuen Kunst mit einemmale den Garaus gemacht haben würde: so blieben die ursprünglichen Irrthümer der Arzneykunst beständig in Ansehen. Einer betete sie dem andern nach, und wir erbten sie,

ſie, zum Schaden der Nachwelt, von unſern Vätern, und vertheidigten ſie als ewige Wahrheiten. —

Es iſt wahr, alle dieſe Dinge haben einen groſſen Schein. Indessen ſind es Muthmaßungen, wovon man den Grad der Wahrscheinlichkeit erſt ſehen muß, ehe man ſie, als ein vernünftiger und billiger Richter, gelten laſſen kann. Es iſt hier nicht etwa von einer einzelnen Arznei, ſondern von vielen hunderten die Rede, bey welchen allen einerley Betrug müſte ſtatt gefunden haben, wenn man die Dornmacht, oder die Unzuverlässigkeit aller Arzneien überhaupt behaupten wolle. Es iſt keine Zeit von ein paar Monaten, ſondern es ſind ein paar tauſend Jahr, wie lange ſich eine ſolche Menge Irrthümer hätte in Anſehen erhalten müſſen. Es ſind nicht Leute von einerley Gemüthskräften, nicht Leute von einerley Einfalt oder Klugheit, die die Verſuche fortgeſetzt haben, ſondern das ganze Europa hat daran Theil genommen. Es ſind nicht bloß Aerzte, nicht bloß partheyiſche Leute, die von den Wirkungen der Arzneien das Urtheil geſprochen und beſtätigt haben; ſondern die meiſten ſind Kranke ſelbſt, die bey der Aufnahme der Arzneikunſt nicht intereſſirt waren, und ihrer ſind Millionen. Endlich ſo ſind auch die Wirkungen der Arzneien nicht etwa problematiſche Stücke aus einer ehemaligen Geſchichte; ſondern es ſind Dinge, die noch täglich vor unſern Augen geſchehen, und wovon man die Verſuche anſtellen kann, ſo oft es einem beliebt. Was bleibt nun wohl für Wahrscheinlichkeit übrig, daß es mit der Wirkung der geſammten Arzneien Nichts, und daß unſre Curen inſgeſammt nur Waſſerspiele ſind? Man muß ſich für ungemein viel klüger, als alle andre Menſchen halten, wenn man in einer ſolchen Sache ſo ſchnell entſcheidet.

Es iſt wahr, daß die Arzneien nicht immer bey einerley Perſonen, und nicht bey verſchiedenen gleiche Wirkung thun. Allein, welcher vernünftiger Arzt hat dieſes auch jemals behauptet? und wie folgt wohl hieraus, daß wir die Arzneien nur auf ein Gerathewohl verordnen? Gibt es nicht Mittel genug, welche faſt unrüglig wirken? Wie viel

viel Brechmittel, wie viel Purganzen, wie viel ſchweißtreibende Mittel giebt es nicht, die unter zehn tauſend Verſuchen kaum einmal fehlſchlagen? Wenn aber nun der Fall einmal vorkömmt, daß ſie fehl ſchlagen, iſt es wohl vernünftig, hieraus zu ſchließen, daß wir bey der Verordnung der Arzneien nicht mit Gewiſſheit zu Werke gehen können? Gibt es nicht eine Menge Krankheiten, (denn von allen behaupten wir es nicht,) deren Natur und Urſachen ſich uns auf eine ganz unwiderſprechliche Weiſe offenbaren? Man müſte die größte Unwiſſenheit verrathen, wenn man hieran zweifeln wollte. Da ſo viele tauſend Aerzte ihre Lebenszeit daran gewendet haben, die Krankheiten zu beobachten; da ihnen die Zergliederungskunſt ſo viel Erläuterungen giebt; da ſie ſelbſt alle ihre gelungenen und miſlungenen Verſuche unterrichtet und erleuchtet haben, und da man nur die Beſchreibungen der Krankheiten, die vorhanden ſind, gegen den Zuſtand der Kranken, die man vor ſich hat, halten, und ſie vergleichen darf, um zu ſehen, wie vollkommen ſie übereinſtimmen; ſo muß man ſichs bloß aus Eigenſinne vorgeſetzt haben, eine offenbare Sache in Zweifel zu ziehen, wenn man glauben wollte, daß wir keine Krankheit genau genug kennen, ihre Urſachen ergründen, und ihnen mit der höchſten Wahrscheinlichkeit ſolche Mittel entgegen ſetzen könnten, deren Wirkung bey ſolchen Fällen immer einerley befunden worden iſt.

Mehr als dieſes, braucht uns nicht zugegeben zu werden, um unſre Kunſt vor der Schande des Betrugs, der Unwiſſenheit und des Hazards zu beſchützen. Wer mehr von uns verlangt, der iſt nicht hinlänglich von dem Grade der Gewiſſheit unterrichtet, welchen man mit Vernunft von einer Wiſſenſchaft fordern kann, die bloß phyſikalisch iſt, die ſich mit lauter einzelnen Dingen beſchäftigt, woben jede allgemeine Regel ihre Einſchränkungen leidet, und deren Erfolge nothwendig einmal fehl ſchlagen müſſen, weil Sterblichkeit und Alter, und das ganze unzählbare Heer einzelner Zufälle über unſre Patienten gebieten. Man gehe alle Wiſſenſchaften durch, die bloß einer phyſikalischen Ge-

wisheit fähig sind; so wird man keine einzige finden, die in ihren Erfolgen absolut untrüglich wäre. Keinem Künstler gelingt jedes Werk; kein Schiffer kann sich auf seinen Compaß verlassen, wenn ihm ein nahes Gewitter die Nadel verdrehet; kein Wetterglas zeigt die Veränderungen des Dunstkreises so zuverlässig, daß es nicht einmal fehlen sollte; kein Gärtner kann seine Cultur der Pflanzen von allen mislichen Erfolgen befreien; kein Staatsmann kann die Revolutionen, deren Gründe er mit seinen starken Sinnen vollkommen faßt, untrüglich vorher bestimmen; kein Feldherr, der alle Umstände zu seinem gewissen Siege vorbereitet, kann dafür stehen, daß er die Schlacht nicht verlieren sollte. Um dieser Betrüglichkeit willen wollen wir alle diese Künste und Wissenschaften unter die Charlatanerien, unter die Schelmeren rechnen? Was wird alsdann aus der Welt werden? Wird nicht alles, bis auf die einzige Messkunst, auf bloßen Betrug und Irrthum hinaus laufen? Aber welcher Mensch ist so unwissend, daß er von einer Kunst mehr Gewisheit fodern sollte, als deren sie ihrer Natur nach fähig ist? Wer hat uns gesagt, daß kein Mensch ehrlich sey, als wer für die Erfolge aller seiner Unternehmungen untrüglich stehen kann? Was kann die Arzneykunst dafür, daß sie ein Theil der Physik ist? Wer sie für eine betrügerische Kunst hält, weil es ihr an der mathematischen Gewisheit mangelt, der verlangt, daß sie zur Mathematik gehören soll, der tadelt daran, daß sie eine physikalische Wissenschaft ist, und der hat eben so viel Recht, über die Sterne zu klagen, daß sie keine Hufaren sind, und über die Sittenlehre, daß sie kein Schachspiel ist.

Weil große Geister kleine Nebendinge schnell entscheiden, ohne sich die Mühe zu geben, sie genau zu untersuchen; so haben sie zuweilen der Arzneywissenschaft Vorwürfe gemacht, die ihrer Beurtheilungskraft keine Ehre bringen. Wie es nun in allen Fällen zu geschehen pflegt, daß der Troß der mittelmäßigen Genies die Irrthümer großer Leute nachbetet, um sich das Ansehen großer Geister zu geben; so ist es fast allgemein geworden, daß ein Mann, der auf
die

die Scharfsinnigkeit Anspruch macht, von der Arzneykunst eben so wenig, als von der Religion hält. Man kann es schon an den Schulzen in Dörfern merken, daß sie ein wenig an der Offenbarung zweifeln, und bey der Cur eines Arztes die Köpfe schütteln. Man kann ihnen aber diesen Stolz gern lassen. Denn es kommt die Zeit, daß sie selbst krank werden, und dann lassen sie sich oft von einer Magd befehren, und von einem Pfuscher curiren.

Nichts destoweniger aber haben auch die Aerzte gar keine Ursache, die Vorwürfe, welche man ihnen und ihrer Kunst macht, mit ganz verächtlichen Augen zu betrachten. Ich glaube gewiß, daß wir selbst, durch unsre Aufführung, zu allen den falschen Spöttereyen Anlaß gegeben haben, womit man den Ruhm unsrer Kunst erniedrigt. In solchen Künsten, die keiner höhern Gewisheit fähig sind, als die physikalischen; in einer Praxi, wo man von einer Wirkung, welche von tausend einzelnen Umständen bestimmt wird, unmöglich mehr, als das Wesentliche, gewiß erwarten, das Zufällige aber unmöglich bestimmen kann, und endlich in der Vergleichung und Beurtheilung einzelner besonderer Zustände, wovon stets der größte Theil unsre Sinne flieht, und worinn es so leicht möglich ist, zu irren; in solchen Künsten, sage ich, wird kein weiser Mann auf die Erfolge seiner Unternehmungen pochen, als ob sie untrüglich seyn müßten. Kein weiser Mann wird seine Unternehmungen mit Leichtsinne anfangen, seine Einsichten in allen einzelnen Fällen für unfehlbar ausgeben, seiner Beurtheilungskraft und Erfahrung zu viel zutrauen, und seinen Mitteln mehr Kräfte zuschreiben, als er von ihnen mit Zuverlässigkeit erwarten kann. Nun betrachte man aber einmal den großen Haufen unsrer Aerzte. Was für Praxeren, Stolz, Unwissenheit, Leichtsinne und kühne Berwegenheit herrscht nicht überall unter ihnen! Ein entlaufener Diener, der nichts mehr in der Welt anzufangen weiß, wird Doctor, macht Arzneu, schickt Zettels aus in die ganze Welt, rühmt auf die unverschämteste Weise seine Arcana, gewinnt den Pöbel, und macht sich durch ihn einen Namen,

der in den Ohren der Großen wiederschallt, die einen solchen Stümper kaum erblicken, da sie schon sehen, daß er ein Charlatan ist. Jeder Ignorant nimmt seine Zuflucht zur Arzneykunst, findet überall einen niedrigen Professor, der ihn zum Doctor macht, und geht dann, wie eine Pest aus Aegypten, in die Provinzen, um alles, was sich nicht vor ihm hütet, zu tödten.

Ein Arzt, der sich zum Doctor prahlt,
Verläßt Paris, um Deutschlands Kreisen
Sich zu weissen,
Wagt, martert, würgt, und wird bezahlt.
Nur er, den tausend Künste schmücken,
Stellt sichtbar den Galemus vor.
O! der Thor!
Man muß ihn in die Schule schicken!

Wenn man die Wahrheit sagen soll, so machen selbst die meisten privilegierten Aerzte ihrer Kunst Schande. Die Beutelschneiderey ist in unserm Metier ziemlich allgemein. Die Pralerey wird für eine unentbehrliche Eigenschaft eines Arztes gehalten. Das Gewissen ist ein Wurm, der die Herzen der wenigsten Aerzte nagt. Der Grundsatz der meisten ist, viel zu wagen, noch mehr zu versprechen, nichts zu untersuchen, keine Fehlbareit zuzugestehen, ohne Bedenken zu würgen, und, um sich hernach zu rechtfertigen, ohne Gewissen zu lügen, zu prahlen, zu schwören, und sich mit den allerniederträchtigsten Hülfsmitteln aus der Verlegenheit zu helfen. Dieser lästerliche Character der meisten Aerzte, ihre grobe sichtbare Unwissenheit, die sie nicht einmal zu verbergen wissen, und das Gespötte und Gelächter, was unsre eigne Facultäten aus uns machen, indem sie den dummsten Kerl mit eben den Lobsprüchen, als den verdienstlichsten Mann, zum Doctor krönen, alle diese abscheulichen Dinge müssen, zusammen genommen, nothwendig unsre Zunft bey Leuten, die uns nur obenhin, und unsre Kunst nach ihren Künstlern beurtheilen, nicht nur lächerlich und verächtlich, sondern auch in den Augen derer, die Tugend und ihr Leben lieben, höchst verhaßt und abscheulich machen.

Dies

Dieses ist der schwere und ziemlich verdiente Fluch, der unsre Profession drückt.

Allein, ich bitte alle scharfsinnige Leute, die uns obenhin, nach unsern unwürdigen Brüdern beurtheilen, daß sie doch wenigstens der Kunst das nicht entgelten lassen, was ihre Stümper verwirken. Wenn ein rechtschaffener Arzt einen Kranken annimmt, so weiß er allezeit die Schranken, in welchen ihn der Mangel vollkommener Einsicht und Gewisheit, und das Zwischenspiel der Zufälle zurück hält, und er wird auch die leichteste Krankheit mit einem klugen Mißtrauen angreifen. Inzwischen ist er seiner Grundsätze viel zu gewiß, als daß er glauben könnte, seine Kranken durch seine Verordnungen in Gefahr zu setzen. Er untersucht auf das genaueste, was und von welcher Ursache sein Kranker leidet. Er wählt, nach Betrachtung aller Umstände und wahrscheinlicher Zufälle, den sichersten, leichtesten und besten Weg, den ihm tausendjährige und noch ältere Erfahrungen zeigen, um dieser Krankheit zu begegnen; und nichts destoweniger wird er, aller Sorgfalt und Treue ungeachtet, zuweilen der Nothwendigkeit der Natur nachgeben, und seinen Kranken dem Tode lassen müssen, zuweilen auch selbst, aus unvorselichen Irrthümern, ihm unnütz oder wohl schädlich werden. Allein, man mache ihm deshalb keine Vorwürfe. In so zufälligen, verwickelten, und oft für alle menschliche Vernunft undurchdringlichen Schwierigkeiten greift man die Menschlichkeit selbst an, wenn man fehlgeschlagene gute Meinungen ohne Verzeihung rügt. Kein Fürst wird einen Feldherrn, der ihm funfzig Siege erfochten, wegen des ein und funfzigsten, welchen sein Feind, durch sein unvorseliches Verselhen, davon trägt, für unehelich erklären. Sollte man zuweilen die Siege sehen und zählen, die geschickte Aerzte über viel hundert Krankheiten, durch ihre Kunst, Geschicklichkeit und Treue, davon tragen; sollte man die Glückseligkeit derer erwägen, welche seine wohlthätige Hand heilt: so würde man sich gewiß schämen, ihm, oder seiner Kunst erniedri-

II 5

gen:

gende Vorwürfe zu machen, wenn sie zuweilen ihren Zweck nicht erreichen können.

Mein Herr,

Da es scheint, als sollte die Geschichte von der Cur der Leute, die von einer Tarantel gestochen worden, durch die Musik, nächstens in die Reihe der abgeschmackten Märchen verstoßen werden; so bitte ich Sie inständig, ergänzen Sie doch den Ruhm, der hierdurch der Musik in der Arzneykunst abgeht, durch andre Lobeserhebungen, die sie so wohl verdient. Sie haben dieser edlen Kunst in Ihrem soften Stücke nur obenhin Erwähnung gethan, da sie doch, wie aus den beyden dort erwähnten Fällen, aus den Schriften der französischen Akademie, unwidersprechlich erhellt, die allergefährlichsten Krankheiten fast ganz allein vertreiben kann. Welch eine Menge andrer solcher Wundercuren durch die Musik könnten Sie nicht aus der Geschichte zusammen sammeln? Sie könnten anführen, daß der ganze menschliche Körper eine Art eines musikalischen Instruments sey, das sich, nach Verschiedenheit der Bitterungen verstimmt, und wieder zurecht zieht. Besonders könnten Sie das höchstkünstliche musikalische Werk, das uns der Schöpfer an der Lunge und Luftröhre gegeben hat, und den eben so künstlichen Tonmesser und Kunstverständigen, das Ohr, zum Vergnügen Ihrer Leser beschreiben. Da Sie selbst bekennet haben, daß die Musik geschickt sey, die Leidenschaften zu erregen, welches doch eben so viel heißt, als den Puls und Herzschlag und alle Lebensbewegungen zu verändern; so müssen Sie ihr die allgrößten Wirkungen in den menschlichen Körper zugesehen, und gewiß,

Wer ihre Stärke nicht fühlt, der ist nicht werth, sie zu hören;
Er ist der menschlichen Ohren nicht werth!

Daß ich, als ein besondrer Freund und Verehrer der Tonkunst, wohl hoffen, daß Sie auch meinem Geschmack zu Gefallen einmal ein Blatt schreiben werden? Bedenken Sie, wie lange ich schon die Stücke für andre Leute Geschmack gelesen habe; gewiß werden Ihre Leser auch einmal ein Blatt für den meinigen lesen. Ich bin,

Sidel Ton.

Drey

Drey und neunzigstes Stück.

Podmer.

O hier empfindest du des Schmerzens starke Waffen,
Der in dem tiefsten Mark, mit Haken ausgespißt,
Dir an dem Leben nagt, und unbeweglich sitzt.

Weil ich nicht zweifeln kann, daß sich unter meinen Lesern nicht wenige finden werden, die zuweilen mit der vornehmen Gicht und mit dem königlichen Podagra behaftet sind; so hoffe ich, ihnen einen angenehmen Dienst zu leisten, wenn ich ihnen einmal ein Blatt liefere, das einer so ansehnlichen Krankheit würdig ist. Ich würde es schon längst gethan haben, wenn ich nicht in meine eigne Geschicklichkeit ein allzu gerechtes Misstrauen gesetzt hätte. Ein gemeiner Arzt, wie ich bin, kann sich endlich noch wohl von seiner Eigenliebe verblenden lassen, gemeinen Leuten Lehren zu geben, und den geringen Bürgerkrankheiten ihr Urtheil zu sprechen. Allein, es wird ein Arzt von höherer Art dazu erfordert, um Prinzen, Gelehrten und Reichthümern ihr Elend auf eine würdige Art abzuschildern, und ihre Noth so künstlich zu beschreiben, daß sie von ihren Krankheiten Ehre haben. Denn, gleichwie ein vornehmer Mann lieber sterben, als sich auf gemeine Weise curiren lassen würde; so kann er auch unmöglich leiden, daß man ihm den Grund seines Elendes mit gemeinen Redensarten erklärt.

Der berühmte parisische Arzt, Herr Zaccé, hat mich aus der Verlegenheit gesetzt, meine schwachen Kräfte an eine Unternehmung zu wagen, mit welcher ich unstreitig wenig Ehre eingelegt haben würde. Er besitzt die Gabe, von einer so grausamen Krankheit, als die Gicht ist, mit einer Art zu schreiben, welche vollkommen geschickt ist, einen Mann, der auf Ehre hält, und der sich vom Pöbel unter-

unterscheiden will, auf das Glück, sie zu empfinden, eifersüchtig zu machen; und man muß, wenn man ihn gelesen hat, ganz niedrig zu denken gewohnt seyn, wenn man nicht wünschen sollte, diese Krankheit, ehe man stirbt, wenigstens einmal auszustehen, und das vortreffliche Mittel, das er dagegen anpreist, zu versuchen, um nicht, wie ein gemeiner Kerl, aus der Welt zu gehen. Ich werde mich heute seines Vortrags bedienen, um meine Leser mit der Beschreibung einer Seuche zu entzücken, die nur der Pöbel nicht kennt, um deren Abwendung nur der Bürger Gott bittet, und die dem, der sie besitzt, wenigstens so viel, als dreßzig Ahnen, gilt, um zu beweisen, daß er von adlichem Geschlechte sey. Nie hat meine Wochenschrift so sehr verdient, gelesen zu werden, als an dem heutigen Tage. Nie hat der edle Theil des menschlichen Geschlechts mehr Anlaß gefunden, auf sein Elend stolz zu seyn, und nie habe ich mich glücklicher von einer schweren und gefährlichen Unternehmung frey gemacht, als ist, da ich die Feder eines parisischen Arztes ergreife, um etwas, wobey der stupide Deutsche Ach und Weh! schreyt, so reizend zu beschreiben, daß der von Adel im höchsten Paroxismo, wie ein Carneades, dabey lächeln wird. Ich muß nur vorläufig ein Wort von dem göttlichen Hülfsmittel, der *Moxa*, und warum es bey uns Niemand braucht, sagen. Es kann nur in den Fällen mit Erfolge angebracht werden, wo die Gichtschmerzen einen gewissen Punkt haben, wo sie sich gleichsam befestigen. Daher ist es bey vielen Arten der Gicht, oder bey vielen ihrer Anfälle, unbrauchbar. Zudem ist und bleibt es jederzeit nur ein Palliativmittel, welches den wahren Grund der Krankheit nicht hebt, und vor Rückfällen Niemanden sichert, der sich durch seine Lebensart, und durch das Verderben seiner Verdauung und seiner flüssigen und festen Theile zu dieser Krankheit einmal vorherbestimmt hat. Unter den Palliativen wider einzelne Anfälle ist es seines Ruhms werth. Allein, die Curen durchs Brennen, so wirksam sie auch in manchen Fällen sind, kommen nicht wieder in die Mode, seitdem man ge-

funden hat, daß sich mit Blasenpflastern und andern Mitteln, die minder grausam zu seyn scheinen, eben dieselben Curen bewerkstelligen lassen. Inzwischen wird man immer die Anpreisung eines uralten Mittels (*), aus der Feder eines französischen Arztes, mit Vergnügen lesen: denn diese Herren haben den Ruhm, daß sie Vertrauen einflößen, und den Leuten, die gern mediciniren, mit einer unwiderstehlichen Gewalt ans Herz reden können. Sollte dieses allenfalls hier dennoch fehlschlagen, so wird man immer für die Mittheilung eines wohlgeschriebenen Aufsatzes verbunden seyn, woraus man die Natur einer so berühmten Krankheit, von der ich noch oft zu reden Gelegenheit haben werde, kann kennen lernen.

Es ist keine Krankheit so hartnäckig, daß sie nicht dem Fleiße eines Weltweisen nachgeben sollte, der die Natur auf allen ihren Umwegen beschleicht und verfolgt. So hat man das Mittel wider die Gicht, das sich in unsern Ländern nicht finden ließ, endlich in Indien angetroffen. Die Japaneser besitzen die Kunst, sich, vermittelst der *Moxa*, vor dieser grausamen Krankheit zu beschützen, zu welcher sie die Natur besonders verdammt zu haben schien. Wenn sich die Europäer nicht schämen, von den Fremden Unterricht anzunehmen; so werden es die gichtischen Leute am wenigsten thun, die gemeiniglich den Ruhm haben, daß sie mit scharfer Beurtheilungskraft die wahren Beobachtungen von den falschen Vorurtheilen zu unterscheiden vermögend sind.

Wem ist wohl unbekannt, daß die Gicht am meisten die Weisen und Gelehrten zu beunruhigen pflege? Sie scheint ein Vergnügen daran zu finden, daß die Gebieter der Welt ihr unterthänig und ihre Opfer seyn sollen. Sie geht sorgfältig die Hütte des Armen vorbei, um sich auf den zarten Gliedern des Reichen niederzulassen, der ihr

schmeiz

(*) S. das 246 Bl. am Ende.

schmeichelt. Wenn es wahr ist, daß sie das Frauenzimmer nur selten befällt, so ist die Wuth ihrer Anfälle bey demselben auch desto heftiger. Ob sie gleich ehedem zwanzig Jahre lang als eine Seuche umher gestrichen ist, und ohne Unterschied Männer und Frauenzimmer, Alte und Junge, ja sogar, wie Athenäus berichtet, die Heerden angefallen hat; so läßt sie doch ist ihre Gewalt selten den schwachen Gliedern der zarten Kindheit und der verlebten Alten empfinden. Die stärksten Leute von der besten Leibesbeschaffenheit sind es, welche sie gern über den Haufen wirft.

Die Gicht erwählt sich am meisten das Frühjahr und den Herbst. Indessen ist mit ihr, wie mit den herum schweifenden Völkern, die immer zu unerwarteten Anfällen bereit sind, weder ein regelmäßiger Krieg, noch gründlicher Friede zu hoffen. Sie läßt keine Jahreszeit vorbey, worinn man gewiß von ihrem Zuspruche sicher seyn könnte, gleichwie auch kein Gelenk am ganzen Menschen ist, über welches sich nicht ihre Herrschaft ausbreiten sollte.

Obgleich die Gicht nach den verschiedenen Schaubühnen, wo sie sich zeigt, auch andre Gestalten annimmt, so haben doch alle ihre Arten etwas mit einander gemein.

Die Gicht in den Füßen, die zugleich die gemeinste und grausamste ist, meldet sich öfters durch Vorzeichen an; z. E. durch Jucken, Stechen im ganzen Fusse, und eine Schwierigkeit in den Gelenken. So scheint sie vorher an die Thür ihres Wohnhauses zu pochen. Der unerfahrene Podagricus schiebt alsdann die Schuld seines Schmerzens auf einen engen Schuh, oder auf einen Stoß, den er an den Fuß bekommen zu haben glaubt; und im Anfange der Hüftgicht muß ein harter Stuhl, oder ein hartes Bett, mit einem Worte, ganz etwas anders die Ursache des Uebels seyn, als die ist, die man inwendig mit sich herum trägt.

Zuweilen offenbart sich indessen doch diese Gicht auch auf einmal, und der Schmerz legt den Kranken ganz unversehends darnieder. Man stelle sich den Philoktet vor, wie ihn die schnelle Wuth seines Schadens überwältigt. Ein Frost hat sich vorher über seinen ganzen Leib ausgebrei-

breitet. Nun entzündet sich nach und nach das Fieber, und zugleich läßt sich der lebhafteste Schmerz im Fusse spüren, der bald wie glühende Kohlen brennt, bald wie ein eiskaltes Wasser schnell durch die Gelenke zu strömen scheint, wovon die Franzosen diese Krankheit Goutte genannt haben. Bey einigen scheinen die Nerven, der Empfindung nach, so heftig gespannt zu seyn, als ob sie den Augenblick zerreißen wollten. Bey andern sind es nur strahlende Schmerzen, wie Blitze, oder als ob die spitzigsten Pfeile mit äußerster Gewalt durch das Fleisch führen. Der Urheber des Uebels aber liegt jederzeit im Gelenke verborgen, wie eine Schlange im Grase, und die geringste Beleidigung macht ihn böse, daß er seine Pfeile losdrückt.

Die ersten Nächte liegt der Kranke an sein Bette, wie an einen Caucasum, angefesselt, in beständigen Schmerzen, ohne dieselben durch die Unmuthigkeit des Schlags lindern zu können. Das Fieber unterhält alsdann einen brennenden Durst, und verdoppelt seine Wuth alle Nächte, bis endlich die Morgenröthe des dritten Tages einen leichten Schlaf herbey führt, wobey aber der Fuß von ausgetretenen Säften anschwillt, nicht anders, als ob die Natur, indem sie in ihre Ordnung zurückkehrt, einen Feind, den sie nicht zu verjagen hoffen konnte, in den Gewässern ersäufen wollte. Diesen Umstand bemerkt man nicht bey der trocknen Gicht, die sich durch kein andres Zeichen verräth, als durch den Schmerz und die gehemmte Bewegung, die allen Arten der Gicht gemein ist. Auf diese Weise wüthet die Gicht, die nie vor dem vierzehnten Tage aufhört, zuweilen einige Monate lang, ohne sich an die vom Hippocrates vorgeschriebene Zeit von vierzehn Tagen zu kehren.

Man leitet die vornehmsten Ursachen der Gicht mit Recht von der Unmäßigkeit, oder dem Mangel einer guten Lebensordnung, her, und nichts macht den Körper dazu geneigter, als der häufige Genuß des Weins.

Unser guter Vorfahr Linnäus
hatte davon seine Gicht im Fuß.

Die Weine, die ein wenig Säure haben, scheinen dieses Uebel vornehmlich zu erzeugen; und hiervon rührt die grasirende Gicht in Oesterreich, Alexandrien, Athen und Carien her. Bier, das ein wenig Schärfe hat, besonders der Cider, ein Hausstrunk, wovon die Normands zugleich eine fast beständige Gicht, und die besondere Scharfsinnigkeit erhalten, die sie so rühmlich von andern Nationen unterscheidet, sind hierzu noch geschickter, als der Wein.

Da die Gicht auch fortgeerbt werden kann, so belästigt sie zuweilen auch Leute, die sie nicht verdient haben.

Qui viret in foliis, venit ab radicibus humor:

Sic patrum in natos abeunt cum femine morbi. *Fracastor.*

Eben so ist es auch nichts Unerhörtes, daß sich die gichtischen Säfte durch das Anstecken fortgepflanzt haben. Schmidt hat beobachtet, daß ein Bedienter, der seinem podagrischen Herrn die Strümpfe abzog, mit eben dem Uebel unvermuthet befallen worden.

So wie öfters eine Krankheit aus einer andern entsteht, so nimmt auch die Gicht ihren Ursprung von fast allen Krankheiten, z. E. von der Geschwulst des Halses, von der Ruhr, von den Krankheiten der Wollust, und den Rheumatismen. Zuweilen, doch seltener, gehen kalte, oder auch anhaltende Fieber, die fallende Sucht, eine Unterdrückung natürlicher Blutflüsse, oder zurückgetriebene Ausschläge der Haut, vor ihr her. Die Schwäche, die eine offene Thür für fast alle Krankheiten ist, wird es ganz insbesondere für die Gicht. Jeder noch so kleiner bössartiger Körper, der in den Gefäßen mit umläuft, wird unaufhörlich von den stärkern Theilen gegen die schwächern getrieben, welches unter andern die Gelenke sind, die gar keine Federkraft haben, und kaum allen den Säften Widerstand leisten können, die in ihre Nachbarschaft kommen. Eben diese Schwäche, die oft vom übertriebenen Laufen, Springen und Tanzen, von einem Falle, von Erschöpfungen der Kräfte bey den sinnlichsten Vergnügungen verursacht wird, und sich von einem Alter zum andern durch die Kinder fort-

pflan-

pflanzt, erzeuget die Gicht auf keine andre Weise, als in sofern eine Unreinigkeit die Masse der Säfte angesteckt, oder eine ruhige und sitzende Lebensart den Ueberfluß der Säfte im Körper zurück gehalten hat, der in den Gefäßen stockt, verdirbt, und die Materie erzeuget, welche die empfindlichen Theile zu reizen vermögend ist. Die Gegenwart dieses fressenden Salzes ist gewiß die Ursache, warum die gichtischen Leute zu fleischlichen Wollüsten mehr, als andre, gereizt werden, und warum sie sogar in der Heftigkeit des Anfalls diesen Trieben eben so wenig, wie dem Joene, widerstehn können; wie dann auch Aretäus schon zu seiner Zeit bemerkt hat, daß das gichtische Frauenzimmer besonders von der Liebe geplagt werde.

Wenn dieser gichtische Gift nicht eine feine Lust selbst ist, so hat er doch wenigstens die schnelle Beweglichkeit derselben, wie man besonders bey der laufenden Gicht beobachtet, die aller Orten nur augenblickliche Anfälle thut, und beständig von einem Gelenke zum andern eilet. Das Naktir des Albucasis, oder, welches einerley ist, das Vaven des Wierus, das seinen Ursprung vom Scharbocke nimmt, ist ebenfalls eine laufende Gicht, die sich zuerst am Rückgrade und im Kreuze setzt, und in einem Augenblicke alle Glieder des Leibes durchläuft. Diese Art unterscheidet sich von den andern durch einen besondern Schmerz, welcher dem Nagen eines Wurms ähnlich ist. Eben diese ist es, von der man angemerkt hat, daß ein Wurm, den man auf einen mit der Gicht behafteten Theil setzt, anfangs unruhig wird, und sich heftig windet, als ob er auf Feuer läge, bis er endlich ermattet und stirbt.

Die gichtische Feuchtigkeit bleibt nicht allemal bloß in den Gelenken. Sie verläßt dieselben zuweilen, und setzt sich an die Eingeweide, wo sie die allerheftigsten Schmerzen verursacht. Dieses ist die ungewöhnliche Gicht, die Plater mit Recht die bössartige nennt, und welche die den damit behafteten Theilen gewöhnlichen Krankheiten so genau nachahmet, daß sich der Arzt bloß an die ihm bekannten

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. W. m. Zeichen

Zeichen halten muß, wenn er die Maaßregeln seines Verhaltens nehmen will.

Ob man gleich der Gicht zum Ruhme nachsagen muß, daß sie den besondern Vorzug habe, den Adel ihres Ursprungs zu beweisen, weil ein gichtisches Kind, das für einen Bauernsohn gehalten wird, allemal den Verdacht auf sich ladet, daß es von einem höhern Ursprunge sey; so muß man sie doch, wenn man diesen einzigen Dienst ausnimmt, den sie der menschlichen Gesellschaft leisten kann, für eine Feindinn des gemeinen Besten halten. Denn, sobald ein Monarch, ein Minister und ein Herr, der das Steuer des Staats führet, in einem Augenblicke von dieser grausamen Krankheit ergriffen wird, so bleiben seine Geschäfte liegen, und alle Bürger empfinden den Zustand ihres Oberhauptes, so, daß es nicht anders ist, als ob der ganze Staat die Gicht hätte. Eben so ist es, wenn ein Heerführer den Tag vor einer Schlacht unversehends von der Gicht überfallen, und außer Stand gesetzt wird, in der Schlacht zu erscheinen; denn wozu dient wohl alsdann der Muth des Helden? Daher haben die Aerzte, die dieser Krankheit nicht zu trohen gewußt haben, sich wider ihren Willen gezwungen gesehen, ihre Berrichtungen und den öffentlichen Dienst hintanzusetzen.

Man würde sich häßlich betrügen, wenn man, sobald die Gicht ein Gelenk verlassen hat, glauben wollte, daß damit schon die Ruhe und Gesundheit wieder hergestellt worden sey. Die Tage, welche die Parce spinnt, sind von nun an mit lauter Mühseligkeit durchgewebt. Die Schmerzen verwandeln sich in tausend andre, und sie werden dann, vermöge einer unvermeidlichen Folge, lauter Magenschmerz, Kopfweg, güldene Ader, u. s. w. Der Gichtische, der lange das Bette hat hüten müssen, bekömmt eine Geneigtheit zum Schaarbocke, die eine fruchtbare Quelle von tausend Unruhen ist. Die Anfälle folgen nach und nach immer schneller auf einander; und wenn endlich die Gicht fast zur Gewohnheit geworden ist, so verläßt sie ihre Beute nicht eher, als bis sie die Wassersucht, Engbrüstigkeit

brüstigkeit, die Schlagflüsse und endlich den Tod an ihrer Stelle zurück gelassen hat. Kaum hat man das Alter angetreten, so erscheint schon der letzte Termin des Lebens. Warum wollen wir andre Ursachen von dem schnellen Tode suchen, der den gichtischen Leuten so gewöhnlich ist, da ihre Leber, Lungen, oder andre Theile von dem Aufenthalte der gichtischen Säfte in denselben verdorben gefunden werden?

Die Folge der sich stets erneuernden Uebel, deren Ursache unaufhörlich die Gicht ist, beweiset allen, die es beobachten wollen, daß die schädliche Feuchtigkeit, nachdem sie durch alle Kräfte, die die Natur im Anfall angewendet hat, nicht hat können verdünnet, zerstört, und aus dem Körper vertrieben werden, in die Masse der Säfte hineindringe, und sie mit dem Saamen neuer zukünftiger Anfälle anstecke.

Die Aerzte sind demnach schuldig, der Natur diejenigen Kräfte zu geben, die sie nicht in sich selbst findet. Man würde zu dieser Absicht die Dreyumschläge und die äußerlichen besänftigenden Mittel vergeblich gebrauchen. Ihre Hülfe ist viel zu kurz, und sie müssen mit ihren prächtigen Titeln niemanden hintergehen.

Mit Mitteln solcher Tröstlichkeit
Den Gichtischen zu Hülfe eilen,
Heißt Blinde durch die Farben heilen;
Das nenn ich Weltweisheit!

Wer inzwischen aber auch mit dem *Manardus* behaupten wollte, daß die Geduld das einzige Mittel wider die Gicht sey, der müßte nicht wissen, daß die Arzneikunst eine Scheibe ist, die unaufhörlich herum gedreht werden muß. Die Gicht, die eine Menge von Arzneyen nicht überwinden kann, ist eine Hydra, die man mit einem Hiebe tödten muß, und ein Mittel, das hierzu vermögend seyn sollte, müßte z. E. machen können, daß die gichtische Materie, die in dem klebrigsten Saft der Gelenke eingeschlossen ist, ausdämpfte, und zugleich die Gelenke gestärkt, und vor einem neuen Anfall geschützt würden. Nach dieser Idee ersann *Hippocrates* verschiedene Arten des Brennens.

Allein, wie nicht jedes Holz zu Pfeifen gebraucht werden kann, so kann auch nicht jedes caustische Mittel die Gicht vertreiben. Denn, ob man sie gleich mehr feindlich, als sanft angreifen muß; so würde man doch heut zu Tage die Kühnheit derer misbilligen, die das heiße Eisen anrathen wollten. Umsonst rufen sie, daß auf einen Holzast ein eiserner Keil gehöre. Man kann diese Aerzte, mit Feuer in den Händen, nicht anders betrachten, als wie die Römer den Archagathus, dessen Wissenschaft sie bewunderten, und dessen Grausamkeit sie fürchteten. Das heiße Eisen verursacht fast allemal tödtliche Schmerzen und den gefährlichsten Brand. Paul Aegineta und Celsus führten, nach dem Hippocrates, den Gebrauch des rohen Leins wieder ein; da hingegen andre den Aegyptern und Arabern folgten, und sich der Baumwolle und Schwämme bedienten. Bey diesen beyden Methoden ist der heftige Schmerz und das fast unheilbare Geschwür, so sie nach sich ziehen, sehr unbequem. Die Natur will geholfen, aber nicht verdorben seyn. Wir wollen glauben, daß bloß die Nothwendigkeit die Aerzte zu solchen Grausamkeiten verleitet habe. Heut zu Tage aber, da wir die *Moxa* haben, die weniger fürchterlich, und doch kräftiger ist, können wir uns besser nach der Zärtlichkeit unsrer Zeitgenossen richten.

Die *Moxa* ist eine Wolle, oder ein weiches Berg von aschgrauer Farbe, so sich leicht entzünden läßt, und in Japan und China, ihres Alters und ihrer Tugend wegen, sehr berühmt ist. Da in diesem Lande die Pflanzen, eben so wie die Menschen, mit ihren verschiedenen Altern ihre Namen verändern, so nennen die Japaneser die Pflanze, welche die *Moxa* trägt, sobald sie hervor keimet, *Suz*, wann sie größer geworden ist, *Jamoggi*, oder *Nophous*, und endlich, wann sie vertrocknet ist, *Moxa*.

Diese Pflanze ist nichts anders, als der große Beyfuß, der unter so vielen Namen bekannt ist. Es ist diese königliche Pflanze die Mutter derer, die *Artemisia* mit ihrem Namen beehrte, und die auch von den Kräuterkundigen

digen die *Valentine*, der *Boche* der *Unnehmlichkeiten*, und die wohlriechende *Panacee* genennt wird. Wegen ihrer besondern, schon von Alters erkannten Tugenden, hat sie der Aberglaube unter die magischen Kräuter versetzt; daher sie auch den Namen der *Ephesischen* empfangen hat. Endlich erschien die Wolle des *Beyfußes* in Europa unter dem geheimnißvollen Namen *Moxa*, bis *Hartmann Kormann* vermittelst des Vergrößerungsglasses so glücklich war, zu entdecken, was es eigentlich sey?

Die Manier, wie die Japaneser die *Moxa* zubereiten, scheint in allen Stücken mit der übereinzukommen, wie wir sie von unserm einheimischen *Beyfuß* erhalten müssen. Man samlet die Pflanze im Anfange des Brachmonats ganz früh, wenn noch der Nachthau darauf liegt. Man hängt die gesammelten Blätter an die Luft in den Schatten, wo sie ganze Jahre trocknen müssen, nach welcher Zeit man sie zerreibt, um sie von den harten Theilen zu reinigen, welche die Japaneser *Couvariri* oder *Zaurziger* nennen. Es bleibt hiernächst die kostbare Wolle allein übrig, womit die Natur den *Beyfuß* zu bereichern beliebt hat.

Nach dieser Zubereitung der *Moxa* ist sie geschickt, uns ein so sanftes und gelindes Feuer zu geben, als der Arzt zu seiner Absicht nöthig hat. Man muß zu dieser Operation die Zeit aussuchen, wann sich der Schmerz in den Gelenken zu äußern anfängt, und ehe eine erhebliche Geschwulst der Ausdünstung der gichtischen Materie hinderlich fällt. Man rollet die *Moxa* in einen kleinen Strick von der Dicke einer Feder zusammen, die man hernach in eine Spirallinie, eines Zolles hoch, beuget, deren Grundfläche ebenfalls einen Zoll breit ist. Diese also gebildete *Pyramide* wird auf die Gegend des Gelenkes gesetzt, wo der Schmerz am heftigsten ist, doch daß sie keine große Nerven oder Blutgefäße berühre. Man zündet hiernächst die *Moxa* mit einem Stäbgen von angezündetem Moeholze an, das die Japaneser *Senko* nennen. Sie giebt einen angenehmen Geruch von sich, und man sieht mit Vergnü-

gen, wie sich das Feuer dem Fuße der Pyramide nähert. Alsdann empfindet der Kranke eine sanfte und gelinde Wärme, und der Theil schwillt ein wenig davon auf. Zuweilen setzt man noch eine Pyramide an die Stelle der ersten, und dies so lange, als es der Operateur für gut findet, das ist, so lange, bis der Kranke keinen Schmerz mehr empfindet, und der Arzt nicht mehr zweifeln kann, daß die gichtische Materie ausgedünstet sey.

Die Zeit, da die Operation aufhören muß, scheint die zu seyn, da ein übler Geruch auf einmal aus dem Theile herausgeht, worauf die Pyramide steht. Kaum ist die *Mora* verbrannt, so scheint es, als ob *Aesculapius* selbst das Uebel mit seiner göttlichen Hand berührt habe. Die Gicht fodert nicht von dem Kranken, daß er die Marter des Feuers ausstehe; sie verlangt nur den Weihrauch der *Mora*, um sich zu besänftigen. Wenn ich mich der Ausdrücke der Holländer bedienen soll, welche durch dieses Mittel von der Gicht geheilt worden sind; so scheint der Schmerz vor der *Mora*, wie eine Maus vor der Kage, zu fliehen. Man hat nicht Ursache, das geringste dabey zu fürchten. Der Schmerz bey dem Gebrauche der *Mora* ist so augenblicklich, daß der Ritter *Temple* an seinen Fingern nicht mehr, als 64, zählen konnte, bis der Schmerz gänzlich aufgehört hatte, woraus er ganz natürlich den Schluß macht, daß er den Schmerz von der *Mora* lieber so lange als möglich, als den Schmerz der Gicht nur eine Viertelstunde aushalten wollte. Sonst hat auch Kämpfer die *Mora* hundertmal bey Kindern brauchen sehen, ohne daß sie das geringste Zeichen eines Schmerzens verrathen hätten, und jeder Naturforscher wird die Ursache hiervon in der Natur der *Mora* selbst finden können.

Da die *Mora* wenig unverbrennliche und elastische Theile besitzt, so muß sie das allersanfteste Feuer geben. Vermittelt dieses wohlthätigen Feuers werden die Bänder der Gelenke gestärkt, und die feinsten geistigen Theile der *Mora* dringen in die gichtischen Säfte, und verdünnen und zerstreuen sie

sie gänzlich durch die Gewalt des Feuers. So übertrifft, vermittelt der *Mora*, die Kunst die Natur, und man mag nun mit *Van Helmont* sagen, daß der in der Gicht böse gewordene *Archäus* von dem Feuer feige gemacht, oder daß das Gas des Gliedwassers dadurch zerstreuet werde; so wird doch jeder Naturforscher erkennen, daß die *Mora* das geschickteste Mittel wider die Gicht sey.

Wenn wir hier noch das Zeugniß der Erfahrung beysügen, so geschieht es bloß, um den Abscheu vieler zu besänftigen, die ihn eben so unüberlegt auf die Kranken fortpflanzen, als sie selbst ihn gefaßt haben. *Buschow*, den das Beyspiel der Japoneser selbst belehrt hatte, machte an sich selbst den Versuch mit der *Mora*; und weil er sehr glücklich ablief, so wiederholte er ihn mit gleichem Glücke bey einer Menge gichtischer Personen in Deutschland. *Ten Rhyn*, ein berühmter Arzt, der oft von den glücklichen Curen der *Mora* ein Augenzeuge gewesen war, ward ihr größter Vertheidiger bey den Engländern, gleichwie es der Ritter *Temple* nachher aus Erkenntlichkeit bey den Holländern wurde. Man weiß, welche glückliche Cur *Mauritius* mit der *Mora* an dem Marschalle von *Stuben* voll verrichtet hat. So muß endlich der Unglaube der Erfahrung eben so weichen, wie die Gicht von der *Mora*! Nach so vielen Beyspielen muß das von einem Arzte selbst allen Zweifel heben. *Fehrius* war seit vielen Jahren mit den heftigsten Schmerzen in der Schulter, dem Ellbogen und dem Rückgrade geplagt worden. Er hatte die schmerzstillenden Mittel, die Blasenzieher, und das *Cauterium* selbst fruchtlos gebraucht, und nahm endlich seine Zuflucht zur *Mora*. Kaum hatte er dieses Specificum am Rückgrade gebraucht, wo die Gicht sich zuerst geäußert hatte, als er zugleich mit der Wärme der *Mora* gleichsam einen Schlag, wie vom Blitze, empfand, der durch alle schmerzhaften Theile hindurchdrang, und den Schmerz auf ewig verjagte. Von dem Augenblicke an stand der kranke Arzt, der so lange zu Bette gelegen hatte, in allen Gliedern gesund, von seinem Lager auf, ohne jemals wieder einen Anfall von der Gicht

zu bekommen. Sollten wir nicht endlich unsern eignen Vortheil besser einsehen lernen, und das Verdienst der *Mora*, und die davon zu hoffenden Vortheile erkennen?

Man würde sich übrigens sehr betrügen, wenn man von der *Mora* eben das glauben wollte, was man von dem türkischen Mittel wider die Gicht beobachtet hat. Das Kraut *Kna*, welches mit der *Mskanna* der Araber und *Megypter* einerley ist; dieses berühmte äußerliche Mittel vertreibt die Gichtschmerzen nur auf eine kurze Zeit, nach welcher sie mit größerer Wuth wieder zurückkehren. Die *Mora* hingegen treibt keinesweges die gichtische Materie zurück, sondern ist vielmehr einem Magneten ähnlich, der sie von innen herauszieht, um sie auf dem Feuerherde zu verzehren. Die solchergestalt herauswärts gezogene Gicht, die allen Purganzen und selbst den Blasenpflastern widerstanden hat, muß vor der *Mora* unvermeidlich weichen, da sie die *Africaner* glücklich gebrauchen, um die zurückgetriebenen Säfte wieder heraus zu locken.

Wenn wir aus allen diesen Grundsätzen die nothwendigen Folgerungen ziehen, so entsteht die Frage: Warum wir diese *Revulsion*, die die Natur zuweilen in hitzigen Krankheiten selbst unternimmt, nicht öfter versuchen? Man müßte die Macht der Kunst nicht kennen, wenn man bloß bey den Mitteln stehn bleiben wollte, die einmal durch die Gewohnheit eingeführt worden sind. Ein Tag lehrt den andern, und die Nachkommen werden noch durch neue Entdeckungen Mittel finden, die Arzneyen einfacher zu machen. Uns ist es genug, festgesetzt zu haben, daß die *Mora* alle Gefahr der Gicht und der daraus entstehenden Krankheiten hebe, indem sie die gichtische Materie zerstört, und die Gelenke stärkt. Nun können also die gichtischen Leute, wenn sie belieben, die Annehmlichkeiten des Lebens genießen.

Mein Herr,

Gehört die Cur der Affecten zu Ihrer Wissenschaft, so wissen Sie hiermit: Ich bin verliebt! Aber ach! ich liebe unglücklich. Meine Grausame bringt mich in kurzem ins Grab, wo Sie, mein Freund,

Freund, nicht noch eilen, mir beyzustehen, und mich zu retten. Ich nenne mich nicht anders, als den unglücklich sterbenden

Aminto.

Mein Herr Aminto,

Sie müssen Ihr Gemüth zerstreuen, und sich um andre Eindrücke der Sinne bemühen; denn ich kanns Ihnen glauben, daß es kein leichter Tod sey, von einer Grausamen zu sterben. Anstatt daß sie ist nichts als Liebe fühlen, so nehmen Sie 15 Gran *Zalappenzharz* ein. Es wirkt heftig, und macht große Leibpein. Mein, Sie werden darüber die Grausame vergessen, und alle Weltlust wird Ihnen ein Tand scheinen.

Bier und neunzigstes Stück.

von Hagedorn.

Unmenschlich ist der Trieb, von Menschen sich zu scheiden,
Und *Timons* Bärenstand ist nimmer zu beneiden.
Kein Weiser haßt die Welt. Auch sie versichert ihn,
Uns werd in einem Freund ein heilger Schatz verliehn.

Die Abende werden lang, die Witterungen rauher,
die Vergnügungen in Gärten, die Spaziergänge
und Lustfahrten haben ein Ende. Was wollen wir armen
Leute nun anfangen? Wie werden wir uns die Zeit vertreiben?
Mit Lesen? — Ach! mit Lesen! Nein.

Wir glauben, was ein Alter schrieb:
Den Augen schadet vieles Lesen;
Und das Paar Augen ist uns lieb.

M m 5.

Wo:

Womit denn also sonst? Mit Gesellschaften? — Ja! wenn sie der Arzt nur nicht verboten hätte! —

Ich! verboten? Ist's möglich, daß ich so verstanden werde? Die Misbräuche in unsern Gesellschaften, und nicht etwa die ärgsten, die alle Leute mit gesunder Vernunft abschrecken möchten, sie zu besuchen, sondern nur die erträglichen, die der Gesundheit schaden, wodurch man nur sich, und nicht seinem Nachbar, zur Last fällt, die habe ich getadelt, aber nicht die Gesellschaften. Es ist mein Glück, daß ich nicht leicht böse werden kann; sonst würde ich es einmal unsern schlechten Gesellschaftern zeigen, wie ich den Leuten vor ihnen bange machen würde, wenn ich ein erzürnter Sittenlehrer, und nicht vielmehr nur ein Arzt wäre. Deinen Stolz, *Vanus*, wodurch du uns mit Erzählung deines Lobes, mit Wiederholung deiner Titel, mit Vorlesung deiner Verse, mit Anführung deiner Schriften zum Stillschweigen bringst, und in der überschrienen Gesellschaft, wie eine Trommel klingst, weil du inwendig hohl bist; dein ewiges Geschwäg, *Salsil*, worinn du von allen Potentaten in Europa handgreifliche Lügen verkündigst, und bald vom *Friedrich*, bald vom *Dau*, falsche Nachrichten weißt; deine Zanksucht, *Gargil*, womit du jedermann, der dich belehrt, widerspricht, und jeden, der dir auch beyfällt, eines bessern belehrt; deine gemeine Zunge, *Sacunda*, die ihre Materien vom Wetter, vom Puge, von den Mägden und allem bösen Gesinde, von deinen gescheitern Kindern, und deiner Noth mit den Ammen und Köchinnen, in allen Gesellschaften ablaufen läßt, und, wie ein Wecker, in unsern Ohren lärmt, wenn wir auch gleich übrigens bey dir einschlafen; dein lästern, *Nigrilla*, womit du keine wohlgewachsene Person verschonst, weil du sie alle in Verdacht ziehst, daß sie deinen Buckel entdecken; deine Unverschämtheit, *Pecus*, die kein reinliches Ohr mit ihren Unflätheren unbesiegt läßt; deinen steifen Ernst, *Siccus*, der uns den Muth zu reden benimmt, sobald wir dich Gecken da sehen, der in Gesellschaften geht, um seinen Stolz durch Schweigen zu offenbaren; deine Scherze, dum-

mer

mer *Duns*, worüber du allein lachst, und nie begreifst, warum wir andern nicht mitlachen; kurz, alle eure Thorheiten, ihr elenden Gesellschafter, würde ich ohne Verschonen entdecken; und wenn ich dann meine eignen dazu nähme, so zweifle ich nicht, daß den wenigen übrigen klugen Leuten vor unsern Gesellschaften, Gastmählern, Kränzchen und Abendbesuchen angst und bange werden sollte. Allein, wie gesagt, ich habe nie unsre Gesellschaften getadelt, weil sie mehrentheils nährisch, sondern weil sie mehrentheils ungesund sind. Wenn wir nur viel gute Gesellschaften hätten, so wollte ich gewiß kein andres Mittel vorschlagen, um sich die langen Winterabende zu vertreiben, als sie. Die Geselligkeit ist in der That eine medicinische Tugend, und man kann die Gesundheit selbst, ohne sie, nicht aussehn.

Welch Glück, wenn keiner Krankheit Plage,
Uns das Geschenke vieler Tage
Zu einer Last macht, die uns drückt;
Wenn unsre Lust kein Schmerz ersüßt,
Und, da der Geist zum Scherz erwachet,
Ihn nur zu Seufzern tüchtig machet!

Doch fehlet mir dabey ein Freund;
Was acht ich der Gesundheit Gabe?
So wünschenswerth sie allen scheint,
Ist sie mir, wenn ich sie auch habe,
Ein Hypochonder, ohne Freund.

Dies ist sie auch in der That. Gesundheit ohne Geselligkeit ist Hypochondrie. Was thun wir wohl, wenn wir ganze Wochen lang allein sind? Wir empfinden die Alltagsgegenstände ohne allen Reiz, mit einer Schwäche, die noch um uns herum schleicht, da wir eben einschlafen wollen. Unsre Gedanken entwickeln sich auf eine so gemeine Weise auseinander, daß sie ein moralischer Calendermacher in einem sunfzigjährigen Calender jeder einsiedlerischen Person vorher beschreiben könnte. Kein neuer Reiz setzt unsern Geist in ein besseres Geschick; kein fremder Gedanke giebt ihm eine neue Wendung; keine lebhafteste Lust erwärmt ihn,

und

und kein Scherz getrauet sich, sein Haupt aufzurichten, und den melancholischen Träumer anzulachen. Man bleibt auf einerley Dingen haften; man verwickelt sich in die Schlingen, die uns die Sorgen, die furchtsame Klugheit und die lange Weile legen; das Gemüth bleibt in einer beständigen Dämmerung, und alle Triebe entschlafen zwischen der Gleichgültigkeit und dem Müßiggange.

Man kann den Reichen fragen, der es schon öfters versucht hat, ob er seine höchste Glückseligkeit in der ungewohnten Einsamkeit finden könne? Er hat es nicht nöthig, weder der Welt zu dienen, noch ihr zu gefallen. Er hat nicht einmal nöthig, zu befehlen; denn seine Laquayen sehen ihm die wenigen Wünsche, die ihm noch übrig sind, schon an den Augen an. Nur die Höflichkeit gegen andre, die ihr Joch auch den Reichen auflegt, könnte ihm zuweilen zur Last fallen. In der Einsamkeit kann er ihrer überhoben seyn.

Hier kann er gähnen, sitzen, liegen,
Die Zeit verschlafen, sich vergnügen,
Und gehn und stehen, wo er will.

Wie oft hat er es nicht versucht? Allein, der einsame Müßiggang ist ein viel zu grausamer Peiniger, um ihn länger auszustehn, als er nur bloß eine Abwechslung unter den Vergnügungen ist. Er macht seinen Liebhaber in kurzer Zeit so matt, und sättigt so schnell, daß er denen, die sich mit ihm am besten pflegen könnten, recht fürchterlich und verhaßt wird. Dem Manne, der alles besitzt, was sich sein Herz wünschen kann, giebt er den Vorschlag ein, sich aufzuheben; der Dame, der jedermann weiter nichts nachsagen kann, als daß ihr zu wohl ist, setzt er in den Kopf, daß sie bey ihrem Gemahle eine Nebenbuhlerin habe; dem Luxe, der es nicht werth ist, so gesund zu seyn, sperrt er Augen und Ohren auf, wenn sich die Witterung verändert, damit er die Gelegenheit ergreifen könne, etwas einzunehmen; und den, der sich bey ihm am allerbesten pflegt, legt er endlich nieder, peinigt ihn mit Mißsucht und Gicht, und nöthigt ihn zu einer Cur, die einem Müßiggänger die Zeit

Zeit recht nützlich vertreibt. Kein Mensch auf der Welt kann Ruhe und Glückseligkeit, Freude und Gesundheit im Müßiggange und in der Einsamkeit finden. Man sollte die Klagen einmal anhören, wie dieser die Dämmerung, jener die langen Abende, dieser die schlaflosen Nächte und die langen hungrigen Vormittage, und jener den schläfrigen Nachmittag verwünscht. Einige verfluchen, wie der Seisensieder des Zagedorns, die vielen Feiertage, weil dann das Gewerbe der Menschen aufhört, deren Geräusch ihnen noch an den Werkeltagen ein Zeitvertreib ist. Einige fürchten den Sommer, weil er der Freund der Geselligkeit ist, der ihnen manchen Besuch zuwege bringt, welchen sie lieber nach Nova-Zembla wünschten. Kurz, niemand ist mit allen Tagen im Jahre übler zufrieden, als wer seiner Tage Herr seyn kann, und es doch nicht zu seyn weiß, indem ihn seine Einsamkeit und sein Müßiggang zu ihrem gequältesten Sklaven macht. Ein Hypochondrist steht weniger aus, als ein Mensch, der nichts zu thun hat, und die Gesellschaft flieht. Jener hat doch noch Zwischenzeiten, da er vergnügt ist, dieser ist keinen Tag vergnügt. Er steht mit der Sorge auf, wie er den Tag hinbringen will, und legt sich mit der Sorge wieder nieder, ob er die Nacht wird schlafen können.

Die Geselligkeit ist unsre natürliche Bestimmung, und in den Zwecken, zu welchen uns die Natur selbst bestimmt hat, findet der Mensch allezeit Wohlfahrt, Gesundheit und Glückseligkeit. Der bequemste Müßiggang hat keinen so süßen Augenblick, als das gesellschaftliche Leben vergnügt Menschenalter gewährt. Ich empfehle es den Müßiggängern in der gegenwärtigen traurigen Jahreszeit. Sie sind die Leute, die am sehnlichsten nach dem Grabe eilen, denn alle ihre Sorgfalt geht dahin, die Zeit zu vertreiben. Wenn sie nun auf diesem Gallope noch ein wenig Genuß von ihrem Leben mitnehmen wollen, so müssen sie dem Herbst und Winter die langen Abendstunden rauben, und in Gesellschaft

gesellschaft gehen, um einmal zu empfinden, was das für ein frohes Leben sey,

Wenn unter entzückenden sanften Geschwäzen,
Ein Kreis von Freunden um uns lacht,
Der, weil ihn die blinkenden Römer ergötzen,
Sich Stunden zu Minuten macht.

Der Müßiggänger kann den Gelehrten in die Gesellschaft mitnehmen; denn auch er ist ein Uebertreter der Gesetze der Geselligkeit, und auch er wird ein Opfer der Misanthropie. Jedermann weiß, daß eine ununterbrochene Anstrengung der Gemüthskräfte das Leben abnutze, die Kräfte schwäche, und die Gesundheit im Grunde verderbe. Nun müssen aber die Lebenskräfte der Seele den Stoff zum Studiren geben. Daher kann ein allzu eifriger Gelehrter, wenn er zu emsig studirt, sich oft so rein und ledig ausstudiren, daß sein Kopf einem ausgepumpten Recipienten gleicht. Seine Entkräftung des Leibes lähmt zugleich die Kraft zu denken; und wenn er in diesen Stunden der Ermattung eine Entdeckung von Wichtigkeit gemacht zu haben hofft, so schämt er sich selbst bey der nächsten Erholung des Einfalls wieder.

Der Gelehrte ist es demnach sich selbst, seiner Neigung zur Erkenntniß, und seiner Pflicht, die Welt zu erleuchten, schuldig, daß er sich einem Lichte gleich achte, welches zuweilen gepußt werden muß, wenn es sich nicht selbst wieder verdunkeln soll. Wenn die Vergleichung fortgesetzt werden sollte, so würde ich die Gesellschaften die Lichtscheeren nennen, die dieses verrichten müssen. In der That sind sie die Dertter, wo mancher dunkler Weise seine Schnuppe verliert, wo der steife Ernst von seinen Gesichte entflieht, wo ihm die Eitelkeit die Künzeln von der Stirn streicht, die Thorheit ihn zu lustigen Pedantenstreichen auffordert, und der Wein seine bis in die Herzgrube niedergesunkene Monade wieder in die Höhe stellt, daß sie die Welt von einer neuen Höhe übersehe. In den Gesellschaften wird der grübelnde Weise einem Papagayen ähnlich, dem man den Kestig öffnet, daß er aus seinem Gefängnisse herausgehen kann. Die neuen Empfindungen geben ihm neue

Ein

Einfälle. Er ruft nicht mehr sein ewiges Papagen; sondern er wagt neue Wörter und Freudengeschrey. Seine Tiefinnigkeit wird unterbrochen; der systematische Geist geht aus der speculativischen Welt in die wirkliche über; die Logik verfliegt, wie Spaniol; die Seele macht sich von allen Seiten Raum, und schöpft gleichsam eine neue Luft. Diese Unterbrechung des Studirens ist eine Mahzeit für das Gemüth, worinn es neue Kräfte sammlet. Die Gedanken nehmen nachher einen ganz andern Schwung, und die Arbeit wird noch einmal so leicht, und geräth viel besser, als wenn man unter beständiger Erschöpfung der Kräfte an einem Gegenstande ohne Erholung fortarbeitet.

Die Erfahrung zeigt, daß diese Sache wahrhaftig gegründet sey. Eine stets forschende Seele kann sich so stumpf denken, daß es ihr endlich an den gemeinsten Fähigkeiten mangelt. Wenn sie aus einer angenehmen Gesellschaft zurück kommt, ist sie gleichsam spazieren gewesen. Alle die gewissermassen neugebohrnen Kräfte rühren sich noch einmal so leicht, und spielen mit den Vernunftschlüssen, unter deren Last sie verschmachten, wenn man ihrer allzu viele übereinander häuft. Zudem setzt eine jede Veränderung unser Gemüth in einen neuen Zustand, der zu einem neuen Gesichtspuncte wird, aus welchem die Seele die Gegenstände ihrer Untersuchungen betrachtet. So wie dieses das Licht der Erkenntniß vermehrt, so wie es uns zu tausend Betrachtungen Anlaß giebt, die wir sonst über eben die Gegenstände nie angestellt haben würden; so giebt es auch den Leibeskräften einen ersprießlichen Aufschub, daß sie sich erholen, und die Arbeit des Gemüths unterstützen können. Kurz, die Geselligkeit ist ein eben so grosser Vortheil für die Erkenntniß, als für die Gesundheit, in so fern sie die Reihe der Nachforschungen unterbricht, die durch ihre ununterbrochene Fortdauer beyden gewaltig schaden, und in so fern sie den misanthropischen Gelehrten mit der gesellschaftlichen Welt ausföhnt, indem sie ihm zwar ihren Weibrauch opfert, aber ihm auch mit Lachen entdeckt, wie wenig die Nase eines Pedanten dazu bestimmt sey, ihn zu riechen.

Dem

Dem Gelehrten können alle die vornehmen Leute nachfolgen, die wegen Mangel der täglichen Leibesübung den Aerzten in die Hände fallen. Die Geselligkeit ist ein besseres Mittel, als das Kneten und Recken der Glieder, um den Mangel der Leibesbewegung zu ersetzen. Nur muß man die Gesellschaften ausnehmen, welche man bey allen Arten der Tische, bey Caffee, Thee, Lombre, und Speisetischen abwartet, und worinn man halbe Tage lang seyn kann, ohne daß es jemand merken würde, wenn man keine Beine hätte.

Die Veränderung der Luft, welche allen denen nöthig ist, die sich der Ruhe zu sehr ergeben, ist schon ein Vortheil, den ihnen das gesellige Leben verschafft. Hierzu kommen aber noch andre, die wirkliche Leibesübungen sind. Das Reden erschüttert die Lunge, und kann bey schlechtem Wetter, statt der Bewegung, dienen, weil alles Geblüt durch die Lunge hindurch geht, und solchergestalt an dieser Erschütterung Theil nimmt. Der Professor Krüger sagt, daß die akademischen Vorlesungen der Professoren bey ihnen den Mangel der Leibesübung ersetzen, und daß sie sich in den Ferien schlechter befinden. Viele Prediger bemerken eben dasselbe. Die gemeinen Leute, die auf den Winkeln von früh bis in die Nacht sitzend arbeiten, halten ihren Mund fast keinen Augenblick stille. Sie reden, sie singen, sie lachen, und es sind ihnen alle Arten, wie sie die Lunge gebrauchen, gleichgültig. Indessen schweigen sie niemals, weil sie eine Empfindung zum Reden reizt, von welcher sie merken, daß sie ihnen wohl bekommt. Das Singen ist um deswillen eine nützliche Beschäftigung in Gesellschaften. Denn ausserdem, was die Musik zur Gemüths-ergöckung be trägt, verschafft es auch der Gesundheit eben die Vortheile, als das Reden.

Dieser Wunsch der Ohren,
Wird mit uns gehöret,
Stammt, Natur, aus dir.
Die, die vor uns waren,
Die, in spätern Jahren,
Alles singt, wie wir.

Sagt,

Sagt, ob wir, als Knaben,
Nicht gelächelt haben,
Wenn ein Lied erklang?
Wir sind aufgesprungen,
Haben mitgesungen,
Was die Mähme sang.

Diesem natürlichen Triebe sollten wir folgen, und unsre Gesellschaften müßten um deswillen musicalischer seyn. Man versingt manchen elenden Discours, und gewinnt Gelegenheit etwas Schönes zu hören, wo man es selten erwarten kann; denn es sind nur wenige Gesellschafter fähig, Bons Mots zu extemporiren.

Die abwechselnden angenehmen Leidenschaften setzen das Herz in stärkere Bewegung, und üben die Lebenskräfte; ein grosser Vortheil, den man fast einzig und allein bey der Geselligkeit findet. Das einsame Leben ist zu einförmig; das Herz schlägt träge, weil es den Tact der Gedanken führt, und weil gemeine Begriffe einen sehr langsamen Tact halten. In der Gesellschaft verwandelt sich der Tact des Herzens, wie der Tact der Musik in einer Oper. Ein jedes neues Gespräch verändert ihn, und die Gesellschaft müßte besonders schläfrig seyn, wenn er nicht wenigstens immer etwas lebhafter bleiben sollte, als wenn man bey sich allein ist. Das Lachen kommt dazu, welches nicht allein die Lunge stärker, als das Reden, rüttelt, und den größten Theil unsrer Muskeln in Arbeit setzt, sondern auch den Unterleib erschüttert, und die Verdauung der Speisen befördert. Man sieht es an den Hypochondristen, welche, wenn ihr Unterleib mit Blähungen angefüllt ist, vermöge einer mechanischen Wirkung derselben, oft einen unwiderstehlichen Trieb zu lachen empfinden, welchem sie so lange folgen müssen, bis sie eine ungemeyne Linderung ihrer Beängstigung spüren. Zu dieser Zeit lachen sie über nichts, und dis ist in allen Gesellschaften so eingeführt, daß man sich gewiß von der Geselligkeit eben denselben Vortheil versprechen kann.

Zu diesem allen kommen noch die künstlichen Stellungen und Gebärden, welche man sich in Gesellschaft, des
Der Arzt v. Th. Berth. Ausg. N n Wohl

Wohlstandes wegen, geben muß, und welche manchem geschickten und behenden Gesellschafter einen guten Schweiß abzwängen, weil seine Muskeln dabey etwas zu thun finden. Man kann das Hin- und Hergehen in Zimmern und Gärten, das Spazieren in Feldern und Gärten, einige Spiele, die Bewegung erfordern, wie das Billard- und Kegelspiel, das Schlagen des Volantens, und selbst den Tanz hierher rechnen, welches alles gesunde Leibesübungen sind, die nur nicht ausschweifend seyn müssen. Sie haben darin einen unendlichen Vorzug vor den einsamen, daß dabey zugleich das Gemüth belustigt wird. Denn ich habe in meinem zosten Blatte erwiesen, daß eine Leibesübung ohne Gemüths-ergözung nur den halben Vortheil gewähre. Man hört so viel Gelehrte klagen, daß sie bey den fleißigsten Bewegungen doch immer ungesund werden. Das macht, sie zerstreuen dabey ihr Gemüth nicht, sondern wuchern mit ihrer Zeit so geizig, daß sie zugleich am stärksten nachdenken, wann sie am geschäftigsten hin und her laufen. Es ist unstreitig, daß die geselligen Leibesübungen diesen Vorwurf nicht leiden.

Man kann sagen, daß die Geselligkeit dem ganzen Körper ein besseres Geschick gebe, und daß sie daher besonders auch solchen Leuten nöthig sey, die bey ihren gewöhnlichen Arbeiten eine gewisse unnatürliche und gezwungene Stellung des Leibes annehmen müssen. Eine jede Profession hat eine ihr eigene Positur, in die man gewisse Massen hineinwächst, und die, wenn sie einige Theile unsers Leibes in ihren natürlichen Verrichtungen hindert, großen Schaden nach sich ziehen kann. So ist es z. E. wenn beym Schreiben, Lesen, Nähen, Sticken, u. s. w. der Unterleib zusammen gedrückt, und in seiner Bewegung gehindert wird; denn hiervon allein können sich in kurzer Zeit hypochondrische Zufälle ereignen. Ja, die gesündeste Stellung selbst wird, wenn man sie nicht oft verändert, mit der Zeit der Gesundheit nachtheilig. Das gesellschaftliche Leben befreit uns von dieser Sorge. In Gesellschaft werden die Stellungen immer verändert, und das Sitzen selbst ist darinn nicht

so schädlich, als wenn man allein ist. Man kann in Gesellschaften nicht so zusammen gebogen, nicht so nach der Bequemlichkeit des Gefühls sitzen und stehen, als zu Hause. Die Kleidung selbst, der Wohlstand, und die Aufmerksamkeit, welche man der Gesellschaft schuldig ist, erfordern dieses. Daher werden die Stellungen in Gesellschaft viel öfter und dienlicher abgewechselt, als da, wo man sich seinen Lehrstuhl aufs beste eingerichtet hat.

Viele Bürger haben die Gewohnheit, gleich nach den Mahlzeiten einander zu besuchen. Dieses geschieht der Verdauung zum Vortheile. Ich halte es aber für noch besser, auch in Gesellschaft zu speisen, und nicht bloß darinn zu verdauen. Wer zu Hause speiset, nimmt seine Geschäfte und Gedanken mit zu Tische, besonders der Gelehrte, der Kaufmann und der Grübler. Die Gelehrten, die von dem Studiertische zum Speisetische gehen, verzschlingen die Bissen der Speisen zugleich mit den Lehrsprüchen der Weisen, die Kaufleute mit den Rechnungen, und die Grübler mit ihren Speculationen. Dies giebt eine üble Mischung und schlechte Verdauung. Man muß nicht mit voller Seele zur Tafel gehen, und Aufgaben auflösen, indem man sein Fleisch käuert. Bey so zerstreuten Sinnen kann man nicht die gehörige Aufmerksamkeit auf das Speisen wenden. Daher verschlingt man die Bissen nur halb gekaut; sie lösen sich im Munde nicht genug auf; der Speichel vermischt sich nicht innig genug mit ihnen; und man genießt sie ohne Appetit. Hieraus entspringt eine schlechte Verdauung; die Hauptquelle der Hypochondrie! Wer in Gesellschaft speiset, und daran Theil nimmt, vermeidet alle diese Uebel. Die Unterredungen zerstreuen die schweren Gedanken; die Sinne erhalten einen Grad der Lebhaftigkeit, der die abstrakten Gedanken hindert, sie zu unnebeln; folglich werden sie leichter und lebhafter von den Ausdünstungen der Speisen gereizt; der Appetit wird stärker; man speiset ruhiger und langsamer; man zerkäut die Speisen besser; das Sprechen befördert den Zufluß des Spei-

chels in den Mund; dieser wird inniger mit den Speisen vermischet; man wird mehr zum Trinken genöthigt, und hierdurch verdünnt man die Speisen desto besser, damit sie besser verdaut werden.

Nach der Mahlzeit folgt die Verdauung, und ich habe schon öfters erwähnt, daß diese nie gut von statten gehe, wenn man die Aufmerksamkeit zu stark anstrengt. Der scharfsinnigste Mann, der sich in Kohl und Erbsen recht richtig gesättigt hat, kann ein paar Stunden nach der Mahlzeit seine eignen Bücher nicht mehr verstehen, und seine Seele scheint sich zu dieser Zeit, wie ein Egel, in sich selbst zusammengewickelt zu haben. Das macht, die Vernunft schläft, und muß schlafen; so lange der Magen verdaut. Eben so hört auch der Magen auf, seine Ver- richtung zu thun, so bald man sich zu starker Aufmerksamkeit zwingt. Wer dieses in den Verdauungsstunden, da der Magen angefüllt ist, thun will, der behält die Speisen zuweilen viel Tage lang roh und unverdaut bey sich, und Aufstossen, Sodbrennen, Ueblichkeit, Erbrechen, Magen- drücken, Windsucht, Schwäche und Unverdaulichkeit sind hiervon die gewissen Folgen. Welches Mittel kann nun wohl besser seyn, das Gemüth in den Verdauungsstunden zu zerstreuen, als die Gesellschaften? Man kann hineinge- hen, und die Seele zu Hause lassen, wenn man nur den Magen von ihr ablösen kann, welcher bey einigen Gelehr- ten mit ihr verwachsen zu seyn scheint. Genug zum Medi- tiren wird es nicht kommen. Die Verdauungskräfte wer- den frey wirken. Die Bewegung, das Reden, das Lachen, das Trinken, alles wird ihre Wirkung befördern, und man sollte von Rechts wegen so lange nach der Mahlzeit diese Vortheile der Gesellschaft mitnehmen, bis die Seele von selbst, wie der gemeine Mann sagt, aus der Drönsley wieder erwacht, in die sie die Natur selbst begräbt, so lange der Magen verdaut, weil Magen und Seele zwey widersin- nige Wesen sind, die nie neben einander arbeiten wollen.

Man wird mir erlauben, daß ich noch einen Gast in die Gesellschaften führe. Es ist ein vornehmer Nachtwäch-
ter,

ter, der keine Nacht schlafen kann, weil er sich keinen Tag ermüdet, und dessen Seele, anstatt der Gabe zu denken, nur die empfangen hat, sich allezeit halb und halb zu fühlen. Es ist kein geplagter Mensch auf Erden, als wer nicht denken kann, und sich doch Tag und Nacht fühlt. Sein wahrer Wohl- thäter würde der seyn, der ihn vernichtete, und dies würde der Schlaf thun, welcher ihn tückisch flieht, und ihn seinem Pei- niger, seinem Gefühle, zum Raube läßt. Wenn einem sol- chen unglücklichen Menschen geholfen werden soll, so muß man ihn in Gesellschaft führen, um ihn zu ermüden. Für einen Menschen, der nicht nachzudenken gewohnt ist, ist das schon Arbeit genug, die Unterredungen einer Gesellschaft einige Stunden mit anzuhören, und für einen bequemem Müßiggänger, der seinen Lebenslauf in einem Schlafrocke und Lehnstuhle vollführt, sind das schon Strapazen, von vier bis zehn Uhr in Kleidern zu sitzen. Ich habe öfters gefun- den, daß solche Gesellschaften ein Mittel gewesen sind, den trägen Müßiggängern Schlaf zu verschaffen. Wenn sie nach Hause kommen, so sind sie von der ungewöhnlichen Ermüdung so matt, daß sie Mohlköpfe vorstellen, welche inwendig voll lauter Schlaf sind. Stärkerer Arbeiten sind sie nicht fähig, und die würden sie auch überwach machen. Wenn ein sol- cher Mensch nur das Einmaleins überlegen sollte, so würde es ihm eine Art von Entzündung im Gehirne verursachen, daß er gar nicht mehr schlafen könnte. Allein, die Gesellschaften sind seine rechte Cur. Er hört darinn nichts, als gemeine Gedanken, die gar kein Kopfbrechen ersodern, und die sich fast ohne Zuthun der Seele in ihr vest setzen. Man kann nicht sagen, daß er sich anstrengt, sondern seine Seele leidet es vielmehr nur, daß sie denkt. Dieses Leiden bemüht ihn so gemächlich, wie eine Motion im Wagen den Körper er- müdet. Die Gesellschaft schüttelt ihn sacht durch, und hier- von wird er schläfrig. Ich rathe ihm, daß er in der Gesellschaft so lange verweile, bis er dreizehnmal gegähnt hat, und dann soll er gewiß die folgende Nacht schlafen. Er wird nicht leicht eine Gesellschaft finden, die ihn nicht bald zum Gähnen bringen sollte; und wenn er darum verlegen wäre, so dürfte er nur ein Eränzgen von Philosophen errichten.

Fünf und neunzigstes Stück.

 von Hagedorn.

Im Reich, im Strom, wo Schley und Karpe springen,
Forell und Schmerl durch Sand und Kiesel bringen,
Der Fressche Feind, der Krebs geharnischt laicht,
Und, ganz vertieft, die bärtege Barbe streicht.

Man sprach einstmals bey dem Herrn von Fontenelle von dem schädlichen Triebe der Raubfische, einander selbst zu verfolgen und aufzufressen. Da sich nun einige bemüheten, die Natur in dieser Sache zu entschuldigen, und die Einrichtung der weisen Vorsicht zu rechtfertigen sagte der Herr von Fontenelle mit Lachen: „Dem sey, wie, ihm wolle, meine Herren, diese Fressbegierde giebt gleichwohl ein böses Exempel.“ Er hatte Recht. Dieses böse Beispiel, daß der größere Fisch den kleinern frisst, ist eine große Marime der Gewaltigen auf Erden geworden; und ihm haben es die Fische selbst zuzuschreiben, daß sie in ihrem Elemente, worinn sie die Natur vor unsern Nachstellungen verborgen hat, dennoch nicht sicher sind, sondern unserm ausschweifenden Appetite zum Opfer dienen müssen. Unser Appetit bestrafte den andern; denn so wie sie die Unschuldigen fressen, so verzehren wir die Mörder wieder. Weil sie aber mit uns einerley Recht haben, andre Geschöpfe, die sich gegen uns nicht wehren können, zu unserm Vergnügen umzubringen, so sollte es mich wundern, wenn die Natur nicht auch den Menschen eine Strafe auferlegt hätte, wodurch ihnen das Unrecht vergolten würde, das sie andern erzeigen. Mir deucht, daß ich diese natürliche Bestrafung gewissermaßen in der Art und Weise finde, wie die Fische, die wir genießen, in unsre Gesundheit wirken. Man wird

wird es aus dem abnehmen können, was ich heute von dieser Wirkung der Fischspeisen überhaupt zu sagen gedente.

Es giebt viel Leute, welche die Fische allen andern Speisen vorziehen, weil sie ihnen nicht allein besser schmecken, sondern auch weil sie glauben, daß sie ihnen zuträglichlicher wären. Ueber das erste kann ich nicht streiten. Ganze Nationen erklären sich in ihrem Geschmacke für die Fische. Die Römer hielten sie über alles hoch, und sie waren bey ihnen in einem erstaunlichen Preise. Juvenal erzählt von einem Mullus, der für mehr, als 240 Thaler, gekauft ward. Nach dem Macrobius ward für einen andern die Summe von mehr, als 280 Thaler, bezahlt. Für einen dritten ward, wie Plinius berichtet, eine Summe von mehr, als 320 Thaler, gegeben, welches ihm um so viel wunderbarer vorkommt, da der Mullus ein Fisch war, der selten über zwey Pfund wog. C. Hirrius verkaufte seine Fischteiche für ungefähr 161455 Thaler. Dieser Mann verkaufte keine Fische, sondern liehe nur zu Cäsars Triumphmale 6000 Lampreten. Die Fische des Lucullus wurden nach seinem Tode für eben den vorigen Preis verkauft, und diese unmäßige Theurung beweiset den herrschenden Geschmack der Römer an Fischen unwidersprechlich. In den nordischen Ländern werden sie noch ist am meisten gegessen, und es kann wol niemand zweifeln, daß der holländische und englische Pöbel, und die Bewohner der französischen Küsten, gewiß mehr Fische als Fleisch genießen.

Unter den Fischessern muß billig die Königin Atre-gatis oben an stehen, welche in dieser Speise so unersättlich war, daß sie ihren Unterthanen verbot, Fische zu kaufen, weil sie befürchtete, daß sie für sich nicht genug würde bekommen können. Damit aber dieses Beispiel bey vornehmen Leuten keinen Racheifer erwecke, so muß ich auch einen König nennen, nämlich Philippum II. von Spanien, der durchaus keine Fische leiden konnte, weil er sie für Wasser hielt, das sich in Gelee verwandelt hätte. Dieses vornehme Paar beweiset, was ich schon gesagt habe, daß ich über den Geschmack an Fischen nicht streiten kann.

Allein, wenn die Liebhaber andern Speisen die Fische aus dem Grunde vorziehen, weil sie sie ihrer Gesundheit für zu tráglicher halten; so habe ich etwas dagegen einzuwenden. Ich habe ehemals das Fleisch für eine zur Fäulniß geneigte Speise erklärt; aber die Fische sind es noch viel mehr. Kann man durch Fleisch seine Säfte auf eine gefährliche Weise verderben; so läßt sich leicht erachten, wie vorzüglich man eine Speise genießen müsse, bey welcher diese Gefahr weit größer ist. Man sollte die Liebhaberey mit den Fischen so weit treiben, wie der berühmte Römner Quintus Hortensius, von welchem Varro erzählt, daß er, aus Liebe zu seinen Fischen, sich nicht getrauet, sie zu essen; daß er sie reichlich ernährt, für ihre Gesundheit zärtlich gesorgt, und bey dem Tode einer von seinen Muränen gar Thränen vergossen habe, welches letztere Macrobius auch vom L. Crassus erzählt. Unter allen Thorheiten, die sich mit Fischen begehen lassen, ist diese die sicherste, weil sie die Ausschweifungen des Appetits von einem Gegenstande ablenkt, der uns leicht schädlich werden könnte. So ließe sich einer schädlichen Thorheit durch eine unschädliche vorbeugen. Denn daß man in den nächsten hundert Jahren die Kunst des Ab-Estra wol noch nicht lernen werde, welcher lehrte, man müßte das Neschamah, oder die sinnliche Seele, durch das Neschamah, oder die vernünftige, unterdrücken; das glaube ich darum, weil Ab-Estra nicht hinzugesetzt hat, wie man dieses anfangen müsse, und weil man überdem auf diese Erfindung nicht sehr neugierig ist.

Also sind die Fische schädlicher als Fleisch? Ja, überhaupt betrachtet, kann ein gesunder Mensch, wenn er sich mit lauter Fischen ernähren wollte, seine Säfte nicht so lange, noch so gut, vor der Fäulniß schützen, als wenn er lauter Fleisch äße.

Ein geringer Grad der Wärme kann die Fische leicht in Fäulniß setzen. Der Ueberfluß der wäsrigen Feuchtigkeit in dem Gewebe ihrer Körper ist hiervon der erste Grund; denn hierdurch wird die Maschine desto zerstörbarer. Wenn sich in einer flüssigen Materie eine Fäulniß erzeugt, so theilt sich

sich dieselbe gar bald der ganzen Masse mit. Aus je mehr Feuchtigkeit aber ein thierischer Körper besteht, desto näher kömmt er einer flüssigen Masse, und desto leichter durchdringt ihn die Fäulniß bis in sein Innerstes. Die viele Wäsrigkeit selbst veranlaßt die Fäulniß noch mehr, weil sie nicht geschickt ist, sich mit dem öligten Fette genau zu vermischen, wovon die Fische einen Ueberfluß haben, da doch ohne innige Vermischung und festen Zusammenhang der verschiedenen Arten der thierischen Säfte keine dauerhafte Gesundheit derselben statt finden kann. Hierzu kömmt noch besonders, daß das Fett der Fische ein viel schärferes und flüchtigeres laugenhaftes Wesen giebt, als das Fett des Fleisches. Das Fischfett ist von Natur flüssig, löst sich leicht auf, und spottet der Kräfte, die es binden wollen; und eben dieses macht es geneigter zur Fäulniß, als das Fett anderer Thiere, das schnell gerinnt, und sich solchergestalt viel länger in seiner natürlichen Mischung erhält. Dieser Unterschied des Fettes in Fischen und andern Thieren offenbart sich in den meisten Arten aufs deutlichste. An den wallfischartigen Fischen ist das Speck offenbar flüssig; und der flüssige Wallrath befindet sich in den Zellen des Hirnschedels verschlossen, die mit den übrigen Fächern im ganzen Körper Gemeinschaft haben. In dem großen Seealbe, welches Anson den Meerlöwen nennt, beobachtet man, daß das Fett, wenn sich das Thier bewegt, in demselben, wie eine rauschende Fluth hin und her fahre. Tison hat das flüssige Fett im Zaumler oder Braunfische (Phocæna) beschrieben; und wenn man nur das Fett der gemeinsten Speisefische betrachten will, so wird man finden, daß es mehr einem flüssigen Oele, als dem Talge anderer Thiere, ähnlich sey. Das Speck der Seeälber fängt bey einem so mäßigem Feuer schon an zu schmelzen, daß man sich, wenn es gleich zu kochen scheint, die Hand nicht daran verbrennt; da hingegen das Fett in Menschen und vierfüßigen Thieren, auch in der heißesten Luft, nicht flüssig wird, wenn sie gleich bis zum 90sten Grade des Fahrenheitischen Thermometers gestiegen ist. Die festen Theile der Fische selbst sind viel locker und zer-

störbarer. Ihre Knochen sind eine lockere auflösbare Kalkerde, und ihr Fleisch ist schwammicht, und wird schnell stinkend, wiewol das Kalkwasser und das Del zuverlässige Mittel sind, dasselbe zu erhalten, und vor der Fäulniß lange zu beschützen. Von dem ersten beweisen es die Versuche des Herrn Zume, welcher Fleisch und Fische 18 Tage lang im Kalkwasser aufbehalten, und hierauf den Fisch frisch und völlig eßbar, ohne Beygeschmack, weder vom Kalkwasser noch von der Fäulniß, sondern nur sein Fleisch ein wenig lockerer, als des frischen Fisches, das Fleisch hingegen entsetzlich stinkend besunden hat. Als er das Kalkwasser von beyden abgegossen, und frisches aufgefüllt hatte, so ließ er beydes noch vier Wochen stehen, nach welcher Zeit der Fisch noch wohlbehalten, aber ein wenig aufgelaufen, das Rindfleisch hingegen völlig vermodert war. In der Luft und in gemeinem Wasser, wenn es auch gleich täglich erneuret wird, widersteht der Fisch der Fäulniß bey weitem so lange nicht, als das Fleisch, nur das Kalkwasser erhält ihn; und so auch das Del. Von dem letztern zeugt der Versuch eines englischen Naturforschers, welcher die Fische ein ganzes Jahr frisch erhalten hat, indem er sie, nach gehöriger Reinigung, in ein mit Baumöle angefülltes Glas that, und hiernächst das Glas sorgfältig verstopft hat, da dann nach Verlauf dieser Zeit, weder das Del noch die Fische das geringste von ihrem Geschmacke verlohren haben.

So nützlich diese Entdeckungen denen seyn können, die Fische eine Zeitlang zum Gebrauche aufbehalten wollen, so wenig können sie doch die schnelle Fäulniß derselben im Magen und in den Gedärmen hindern. Denn wenn man gleich aus den letztern Versuchen den Schluß machen wollte, daß Fische, mit Oele zubereitet, der Fäulniß wenigstens eben so gut, als Fleisch, widerstehen könnten, bis ihre Verdauung vollbracht ist; so müßte man doch bedenken, daß das Del im Magen selbst alsobald verändert wird, und seine conservirende Kraft verlieren muß. Das allzulockere Gewebe des Fischfleisches, die viele Wägrigkeit, das flüchtige häufige Del, und das sehr scharfe und flüchtige laugenhafte Salz,

in Allg. Naturg.
Salz, wiewol als Säure und manchen del. Salz, wiewol als Säure und manchen del.
und ein. Ich weiß die Natur von Salz, wiewol als Säure und manchen del.
 Fünft und neunzigstes Stud. 571
man fällt den Sporn. Ein nützliches Salz, wiewol als Säure und manchen del.

Salz, so die Natur diesem Fleische eingelegt hat, sind alles Eigenschaften, welche uns warnen müssen, die Fische speisen mäßig und vorsichtig zu genießen. Daher ist es eine tadelhafte Gewohnheit, sie so wenig zu salzen, wie bey uns häufig geschieht. Man fürchtet aus einem ungegründeten Vorurtheile, in unsern Küchen das Salz weit mehr, als man Ursache dazu hat. Bey den Fischen ist es kein Fehler, es ein wenig zu verschwenden; denn wer weiß nicht, daß das Salz ein Mittel sey, fast alle Arten der Speisen vor der Fäulniß zu bewahren? Eben dieses gilt von der Säure, welche ein mächtiges Gegengift für die Fäulniß ist. Die Fische, welche mit Esige, mit Weinbrühe, mit Citronensaft zubereitet und stark gesalzen werden, sind lange so gefährlich nicht, als die man mit Butter, oder andern Brühen genießt, und wobey man Salz und Gewürze spart.

Daß die Furcht vor der Fäulniß bey Fischspeisen nicht ungegründet sey, solches läßt sich aus vielfältigen Beobachtungen beweisen, wovon ich nur einige hier anführen will. Die Aerzte haben bemerkt, daß zu der Zeit, wann neue Fische ankommen, und so wohlfeil werden, daß sie der Pöbel in Menge kaufen kann, ganz eigene schlimme Krankheiten zu grasiren anfangen. Wenn die Bewohner des Meeresstrandes diejenigen Fische genießen, die bey der Ebbe auf dem Trocknen liegen bleiben und sterben, so entsteht unter ihnen tödliche Krankheiten, und eine Art der Pest; und dieser Ursache ist es vermuthlich zuzuschreiben, daß Alexander der Große, nach Plinii Berichte, den Ichthyophagis, oder denjenigen Nationen, die bloß von Fischen lebten, daß Fischessen ausdrücklich verboten hat. Viele Nationen haben sie freywillig verabscheuet, und sich ihres Genusses begeben. Außer einigen Bewohnern der Seeküsten haben die orientalischen Völker niemals Fische genossen. Die Juden und Syrer haben wenig davon gespeiset, und in Aegypten, wo man das Volk durch Aberglauben von allen den Gebräuchen abhielt, die ihm schädlich waren, wurden diese Thiere darum verschont, weil man glaubte, daß Be-

nus, die die Aegyptier verehrten, sich in einen Fisch verwandelt haben sollte.

Die Fische haben bey vielen Völkern ein Vorurtheil wider sich gehabt, das sich vielleicht auf eine weise Vorsichtigkeit derer gründete, die in alten Zeiten die wilden Neigungen barbarischer Völker durch die Gewalt der Fabel und des Aberglaubens bändigten. *Picrius Valerianus* nennt die Fische ein Bild des Todes und der abgetrennten Seelen, und dieser Begriff scheint die Ursache gewesen zu seyn, warum die Aegyptier keine Fische gegessen, und auch die Phäacier und Griechen sich ihrer in ältern Zeiten enthalten, so, daß auch des *Ulysses* Gefährten erst in der äußersten Hungersnoth, um die Ochsen der Sonne nicht anzugreifen, gefischt haben. Aus keiner andern Ursache sind auch die Fische zu dem letzten himmlischen Zeichen gemacht worden, zumal da der Februar, in welchen dieses Zeichen eintritt, den verstorbenen Seelen gewidmet war. *Macrobius* schreibt von diesem Monate: *Lustrari eo mense civitatem necesse erat, quod statuit, ut iuxta diis manibus solverentur.* Es hieß dieser Monat auch *Terminus*, und *Ovidius* meldet nicht weniger, daß er den *Imis manibus* geheiligt gewesen.

Unter den Speisefischen sind einige mehr zur Fäulnis geneigt, folglich gefährlicher, als andre. Die, so in stehenden, sumpfigten und unreinen Wassern leben, oder in Deichen unterhalten werden, die keinen Ab- und Zufluß von frischem Wasser, oder keine Quellen, keine freye Lage zur Ausdünstung haben, oder wohinein die öffentlichen Stadtrinnen, die Cloake und andre Unreinigkeiten geleitet werden, sind unter allen am ungesundesten, welches auch ihr übler Geschmack und Geruch hinlänglich anzeigt. *Galenus* tadelt den Genuß solcher Fische aus dem Grunde, weil sie in einem verdorbenen Elemente leben, weil sie zur nöthigen Leibesübung nicht genug schwimmen, und weil ihre Körper von der übeln Nahrung, die ihnen aus den Städten von den Cloaken, Küchen, von den Wäschern und vie-

len Handwerksleuten zugespißt wird, die schädlichsten Eigenschaften erhalten.

Unter den gewöhnlichsten Speisefischen sind einige, die von Natur die Keimlichkeit lieben, und in keinen faulenden Gewässern dauern können, einige hingegen die sich im Unflathe recht wohl befinden. Wenn man die Arten der Fische nach diesem Unterscheidungszeichen eintheilen wollte, so würden die Liebhaber dieser Speise hieran eine Richtschnur haben, nach welcher sie ihre Wahl anstellen könnten. Ich will hierzu einen Vorschlag thun, welcher, so unvollkommen er auch ist, doch Anlaß geben kann, ihn vollkommener zu machen.

Es ist bekannt, daß die Fische ohne den Genuß der freyen Luft nicht lange gesund bleiben können, und *Scheuchzer* hat dargethan, daß sie, wenn man ihnen die Luft entzieht, unvermeidlich sterben müssen. Bey hartem Froste mangelt den Fischen diese Hülfe des Lebens, wosern sie nicht in Flüssen sind, deren Wasser unter dem Eise immer fortrinnt, oder wosern nicht die Teiche einen Durchfluß, oder lebendige Quellen haben. Ohne diese Bedingungen sterben die Fische gar leicht in einem Teiche, wenn er nicht besonders tief ist, theils weil die unter dem Eise verschlossene Luft nicht erneuert, theils auch weil das stehende Wasser morastig und stinkend wird. Wenn nun ein solcher überfrorener Teich an einer Seite einen offenen Abfluß behält, so begeben sich die Fische, je nachdem sie dieses ungesunde Wasser mehr oder weniger verabscheuen, zeitiger oder später auf die Flucht, und kommen am Loche des Abflusses zum Vorschein, um zu entrinnen. Dieses ist der Ort, wo man ihnen aufpassen muß, wenn man entdecken will, welche Art von Fischen reinlicher, und weniger sumpfig und schädlich sey, als eine andre. Denn die, welche sich am ersten an der Oeffnung einfänden, sind gewiß die gesundesten, die letztern aber die gefährlichsten. Ich finde in den *Breslauer Sammlungen* eine hierher gehörige Beobachtung des *D. Fischers*, die ich, meiner Absicht gemäß,

gemäß, alhier mit seinen eignen Worten anführen muß. Sein Schreiben ist von Niga datirt, und lautet also:

„Es ist drey Meilen von hier ein morastiger See, von „2 bis 3 Meilen groß, Babit genannt, in welchem sich, „auffer den Hechten, Barsen, Quappen, und andern Fi- „schen, die frisches Wasser lieben, auch Karauschen von „ungemeiner Größe, und treffliche Brachsen aufhalten. „Wenn nun hier ein strenger Winter einfällt, so werden „diese Fische alle mit gar leichter Mühe, bey dem Munde „dieses Sees, welcher in einen Strom, die Buldera ge- „nannt, der sich eine halbe Viertelmeile davon an einem „Orte, beynähe mit der Duna zugleich in die Ostsee ergießt, „seinen Ausfluß hat, mit Körben gefangen. Der Fisch „kommt aber alsdann nur bey östlichem Winde in die Körbe; „und wenn wir hier viel östlichen Wind haben, so friert „es wacker, und der Frost schließt den See von oben durchs „Eis fest zu. Weil er nun ganz mit Eise bedeckt ist, und „doch an verschiedenen Orten sehr tief seyn soll, so fängt „das Wasser an, stinkend zu werden, und die Fische bre- „chen auf, ihre Wohnung zu verändern, und gehen, nach- „dem sie das schlechte Wasser länger oder weniger vertragen „können, in folgender Ordnung in den vorbeystießenden „Strom über; erstlich die Hechte, dann die Barse und „andre kleine Flußfische, hiernächst die Quappen, und „endlich die Brachsen. Die Karauschen sind selten zu fan- „gen, weil sie den Morastgestank am besten vertragen „können.“

Wenn die Teiche keinen solchen offenen Abfluß haben, so muß man oben in das Eis Löcher hauen, um das Aufstehn und die Wanderschaft der Fische zu verhüten. Weil aber diese Vorsicht nicht lange hinlänglich ist, so zeigen sich die aufgestandenen Fischarten auch gar bald an diesen Wuhnen, und zwar in eben der Ordnung, wie sie den Moder- gestank verabscheuen. Ein Naturforscher, der sie an denselben beobachtet hat, bestimmt ihre Ordnung folgender- massen: Zuerst zeigen sich die Hechte, Karpfen, Perschnen und Weißfische; hingegen, bleiben die Karauschen und Schleyen

Schleyen bis zuletzt zurück. Man sieht, daß diese Beobachtungen harmoniren, und meine Leser können nun schon von ziemlich viel Arten der Fische den diätetischen Rang bestimmen.

Nicht nur die Schädlichkeit der Fische setzt ihrem Ver- nuffe Grenzen, weil sie die Säfte unsers Körpers zur Fäulniß geneigt machen; sondern es haben auch viele derselben eben das Ekelhafte an sich, was ich an den Ausergetadelten habe, nämlich die Würmer und Läuse. Es sind nur wenige Fischarten davon frey; doch sind sie nicht zu allen Zeiten damit behaftet. Der D. Nicholls hat einige derselben beobachtet. „Der Fisch,“ schreibt er an den Secretair der Londonischen Societät der Wissenschaften, Herrn Birch, „ist mehr, als andre Thiere, dem Gewürm unterworfen. Auf der Oberfläche der Leber eines Cabliau werden oftmals kleine dünne Würmer gefunden, die wie Schlangen zusammengewickelt sind. Die Bleue, ein andrer Fisch in der Themse, wird oft im Julio von einem langen breiten Wurme geplagt, der sich in der Leber aufhält, und dieselbe verzehrt, zugleich aber auch dem Fische das Vermögen benimmt, sich zusammen zu drücken, um unter das Wasser zu gehen.“ Der berühmte Naturforscher Herr J. J. Klein hat diesen Fehler an vielen Fischen ebenfalls beobachtet, und unsre Heringe, Dücklinge, Stint und Sturen haben in den Sommermonaten eine Menge derselben bey sich, welche man erblickt, wenn man ihre Eingeweide aus einander legt und betrachtet.

Alles dieses sind Argumente wider den Genuß der Fische, zumal wenn das wahr ist, was in Schweden die meisten Aerzte, und die Leute, die an den Küsten wohnen, und mehrentheils von Fischen leben, behaupten, daß der Bandwurm, womit eine grosse Anzahl dieser Leute stets behaftet ist, durch das Fischessen bey ihnen erzeugt werde, indem die Fische diesen Wurm fast durchgängig bey sich haben. Allein ausserdem, daß mir diese Herleitung noch zweifelhaft vorkommt, muß ich auch befürchten, meine Leser würden bald sagen, daß ich ihnen nach und nach alle Spei-

sen

Die Fische fallen im Oflun ...

sen und Getränke entziehen wollte, wenn ich nicht bey jeder neuen Gelegenheit erinnerte, daß alles, was wir genießen, seinen Einfluß in unsern Körper nach der Beschaffenheit desselben verrichte, und also alle Speisen, deren unaufhörlicher, alleiniger und übermäßiger Genuß einem Gesunden schaden würde, andern nützlich seyn können, wenn sie ihnen nämlich zur Arznei werden, und daß man überhaupt diesen Schaden der Speisen nur von ihrem Misbrauche in jedem Verstande erwarten könne. Dieses kann ich mit einer Betrachtung des Professors Krüger unterstützen, welche hierher gehört. „Das Fasten, welches die catholische Religion verordnet, dauert zuweilen viele Tage. Allein, da es das Fischessen erlaubt, so ist es zur Verlängerung des Lebens so wenig schädlich, daß es vielmehr bey Vielen nützlich genennet zu werden verdient. Denn es wird nicht nur der Appetit durch keine abwechselnde Speisen zur Ueberfüllung des Magens und zur Hervorbringung der Vollblütigkeit gereizt, sondern es sind auch die Fische zwar geschickt, den Hunger zu stillen, und den Körper zu erhalten, aber sie widerstehn zugleich, vermöge ihrer Neigung zur Fäulniß, der Erzeugung einer sauren Schärfe, davon diejenigen ordentlicher Weise Beschwerden empfinden, die sich durch den Geschmack verleiten lassen, den Magen mit nahrhaften Speisen zu überschütten. Indem sie die Erzeugung einer solchen Säure verhindern, so verhindern sie zugleich einen übermäßigen Appetit, und machen, daß man eine Fasten, da man nichts als Fische isst, eine wirkliche Fasten nennen kann.

Es giebt demnach Fälle, wo der Genuß der Fische diätisch ist. Aber wie kann ein Mensch, der kein Arzt ist, wissen, wann diese Fälle bey ihm Statt finden? Diese Frage ehret die Aerzte zu viel. Denn sie wissen es, so lange sie gesund sind, selbst aus keinem andern Kennzeichen, als das die Natur allen Menschen beigelegt hat, nämlich aus dem Appetite. Wenn uns dieser zu Fischen nöthigt, so kann man sie mehrentheils ohne Gefahr genießen. Denn so bald sich in unsern Säften Spuren der Fäulniß offenbaren, verabschauen

scheuen wir von Natur Fleisch, Fische, Krebssuppen und alle Speisen, die sie unterhalten könnten; dagegen aber empfinden wir einen desto stärkern Trieb nach Säuren, welche ihr Einhalt thun. Diesem Triebe kann man, wenn er nur nicht durch künstliche Reizungen in Unordnung gebracht wird, mit ziemlicher Sicherheit folgen. Ich will also den Liebhabern die schönen Karpfen nicht abstreiten, die ist so manchen Gaumen vergnügen müssen. Allein, ich empfehle das Salz bey diesem Gerichte, nebst andern Gewürzen, z. E. Pfefferkörner, Ingber, u. d. gl. Will man ihnen nicht trauen, weil sie öfters einen modrigen Geschmack von den Teichen haben; so kann man sie nach Art der Holländer mästen. Diese Fischkennner hängen die Karpfen oben unter dem Boden der Gewölbe in nassem Schilfe, Moose oder Grase nach der Reihe auf, und füttern sie mit Milch und Zwieback, wovon sie ausnehmend fett werden. Man macht mit dieser Methode Aufwand und Staat; daher ist sie etwas für vornehme Leute. Denn es werden wirklich einige Karpfenlaquayen in Livorn darauf gehalten, welche die Fütterung besorgen müssen, und diese werden mit ihren Kostgängern so bekannt, daß, wann sie Futter bringen, die ganze Gesellschaft, wie junge Schwaben, die Mäuler aufsperrt. Sonst ist auch bekannt, daß Herr Tull die Methode erfunden hat, die Karpfen zu schneiden, um sie desto fetter zu machen.

Ich habe in meinem 77 und 81sten Blatte schon Verschiedenes von den Fischen und insbesondre von den Heringen gesagt, welches ich hier nicht wiederholen will. Da die Fische mehrentheils ein Zwischengericht sind, so kann die Gefahr, welche sie etwan verursachen möchten, in der That nicht so groß geachtet werden, als eben dieselbe Gefahr, in so fern sie vom Genuße des Fleisches zu befürchten ist. Denn, da das letztere nicht nur die Hauptspeise bey Mahlzeiten, sondern auch oft das einzige Gericht zu seyn pflegt, was man genießt, und da es fast bey allen Mahlzeiten wieder vorkommt; so fällt dabey der Vortheil hinweg, den die Fische als ein Zwischengericht zum Voraus

haben, daß nämlich die vorhergehende oder folgende Speise das Gegengift von ihnen ist, und ihre schädliche Wirkung im Körper entweder vernichtet, oder doch so mäßig, daß man davon keinen merklichen Schaden spüren kann. Dieser Vorzug ist von grosser Wichtigkeit, und er scheint die wahre Ursache zu seyn, warum die Aerzte vor dem Genuße des Fleisches weit mehr warnen, als vor dem Genuße der Fische, obnerachtet wirklich die Gefahr der Fäulniß bey den letztern grösser ist, als bey den ersten. Man speist nicht leicht viel Tage hinter einander lauter Fische. Aber wie viel Leute essen nicht ganze Monate hinter einander täglich Fleisch? Es ist gleichwol wahr, und gewiß der Erwägung würdig, daß ganze Nationen nichts als Fische, und die wildesten und gesündesten Völker häufig versaulte Fische geniessen. *der Conter ist der Kunst aber nicht würdig*

Mein Herr,

In Ihrem sofen Stücke, worinn Sie uns die Mittel alt zu werden, beschrieben haben, hätten Sie billig auch der neuern Aerzte gedenken sollen, welche es nicht für unmöglich hielten, alte Leute wieder jung zu machen. Der berühmte Kanzler Bacon und der grosse Boerhaave glaubten, daß man den Körper leicht von seinen alten Säften entledigen und geschickt machen könnte, sich, durch gute Nahrungsmittel, mit Säften, die neue Lebensgeister besäßen, anzufüllen, und solchergestalt sein Leben zu verlängern. Andre erfannen vor ungefähr hundert Jahren eine noch sonderbarere und kühnere Methode der Verjüngung. Sie liessen nämlich das Blut eines jungen gesunden Thiers in den Körper eines Menschen überlaufen, der verborbene Säfte hatte. Die Ermahnungen der königlichen Societät zu London hatten einige Gelehrte bewogen, in der Kunst, das Blut eines lebendigen Thiers in die Adern eines andern überlaufen zu lassen, Versuche anzustellen. Der Professor zu Drfort, D. Wren, war der Erfinder dieser Kunst; und A. Lower und E. King, trieben sie zu höherer Vollkommenheit. Man machte alle Tage mehr Versuche an Schaaßen, Kühen, Hunden, Pferden und andern Thieren. Aus Großbritannien gieng diese neue Praxis nach Frankreich und Italien über. Alte, verlebte, taube Thiere erlangten theils ihr Gehör wieder, theils lernten sie sich wieder munterer bewegen, wenn man das Blut jüngerer und stärkerer Thiere in ihre Adern übergehen ließ; und es geschahen er-

staun-

staunliche Curen. Der patifische Arzt, J. Denis, machte denselben Versuch an einem Menschen, und andre thaten es ihm mit gleich glücklichem Erfolge nach. Allein, zween unvorsichtige Versuche, worauf ein Patient in Paris, und einer in Rom starb, ersückten diese neue Praxis in ihrer Geburt schon wieder, da man doch von ihr die vortheilhaftesten Wirkungen hätte hoffen können, wenn man sie nur stets bey den rechten Personen angebracht hätte. Vielleicht wären darum die Greise nicht älter geworden. Allein, dagegen hätte man sie etwa von den meisten Beschwerlichkeiten des hohen Alters befreyen können. Es heisst, man hätte bemerkt, daß solche Leute von dem Blute der Kälber halb albern geworden wären. Gesetzt auch, so wäre dieses doch ein Mittel gewesen, manchen dummen Kerl wenigstens eben so klug zu machen, als ein Vieh. Der grosse Haufe würde gewiß aus Kühen und Kälbern noch genug Versstand zapfen. Ich bin ic.

E.



Sechs und neunzigstes Stück.

von Hagedorn.

Wie Kluge zu geniessen wissen,
Das bleibt dem Pöbel unbewußt.

Daß Tacitus Recht habe, wenn er die Deutschen als durstige Leute beschreibt, das habe ich, seitdem ich den Arzt schreibe, auf eine ganz überzeugende Weise erfahren. Unter so vielen Zuschriften, wovon ich gewiß nicht den zwanzigsten Theil drucken lasse, handeln mehr, als zwey Drittheile von Getränken. Ich muß, um der nöthigen Abwechselung willen, meine durstigen Leser oft warten lassen. Aber diesesmal urtheile man selbst, ob ich es länger aufschieben kann, der Anforderung eines alten Freundes genug zu thun, der sich erst vor zween Tagen mit folgendem Bilette an mich gewendet hat.

Do 2

Her-

Herzens Bruder!

Gedenke doch in deinen Dingen einmal des **Brantweins**; thu ihm doch die Ehre; und glaube mir, daß er meine rechte Panacee ist, ob ich gleich nie über die Schnur hane. Mein Oberstübchen muß nie voll Dampf und Dünste seyn, das weißt du wol. Allein, für meinen kalten Magen finde ich ihn vortreflich, und stelle du dich nur nicht etwan zipperlich an; denn ich will doch wetten, daß du ihn auch trinkst. Der Brantwein war das einzige Getränk unsrer Väter, und das waren andre Kummels von Stärke und Gesundheit, als wir zärtlichen, feigen Bärenhäuter. Der Brantwein stärkte ihren Arm, wenn sie die Feinde schlugen, und gab ihnen Kraft zur Liebe, wenn sie unsern guten Müttern ihr Glas Fusel zutrunken; denn selbst die Lebensgeister, die unsre Stärke ausmachen, sind ja nur ein feiner Brantwein. Es ist erschrecklich, was das Frauenvolk hier albern thut, wenn sie einen Schluck mit thun sollen. Frage du eine, wie viel sie Galans habe, oder was für Waden sie für die besten halte? da sind sie gleich bey der Hand und erzählens, oder schämen sich doch nur so Amts halber, als wie sie zur Trau gehen. Frage sie aber, ob sie nicht ein Glas Fusel mit austrecken wolle? so sollst du sehen, wo sie irgend auf Ehre hält, ob sie dich nicht ins Gesicht schlägt, oder dich mit den größten Lästerreden ablaufen läßt. Ey! Seltsamkeit! als ob das ein Diebsreich wäre, Brantwein zu trinken! Es ist Albernheit und sonst nichts. Das Frauenvolk weiß izt nicht mehr, wie es sich seltsam genug anstellen soll, um alle seine Laster mit Anstande zu verrathen, und aus unschuldigen Dingen Sünden zu machen, damit sie doch auch was zu verbergen haben; denn mit wahren Sünden machen sie Staat. Doch damit ich nicht zu tief in dieses Capitel hinein gerathe, so will ich dir nur sagen, daß ich es mit dem berühmten **Robinson Crusoe** halte, welcher in seinem Leben wol wenig wichtige Handlungen unternommen hat, ohne vorher einen guten Schluck Rum zu nehmen, welches er auch in seiner Lebensbeschreibung kein einziges mal anzumerken vergißt. Ich will hier nicht untersuchen, ob diese Geschichte vom **Robinson Crusoe** wirklich gegründet sey? ob ich gleich in **Woodes Rogers** Reisebeschreibung gelesen habe, daß auf einer Insel im stillen Meere einstmals ein dahin verschlagener Schottländer mit Namen **Selkirk**, gefunden worden seyn soll, welcher sich daselbst lange Zeit allein beholfen, und in Ziegenfelle gekleidet gewesen. Daß er aber bey allen Gelegenheiten einen Schluck Rum genommen, ist mir sehr lieb gewesen; denn ich habe selbst empfun-

empfun- den, daß dieses Herz, Muth, Leben und Kräfte ver doppelt, und uns zu allen Dingen tüchtig macht. Wenn du von dieser höchst wichtigen Sache schreibst, so vergiß doch nicht zu erwähnen, daß der Brantwein an sich eben so wenig schändlich, als Bier und Wein, hingegen die Trunkenheit allezeit schändlich sey, sie mag von Weine oder Bier, oder Brantweine herrühren. Ich habe davon einst mit meinem Hauswirth in Wittenberg einen Abendbiscours geführt, dem ich dir beygewohnt zu haben wünschte. Er trank aber nicht mehr, als täglich drey mal eins von den spizesten, und zwar reinen Fusel, oder sogenannten **Kornz** oder **Kümmel** oder **Wachholderzwirn**. Ich trank damals fünf, und in meinem Alter habe ich noch eins zugegeben. Alle zwo Stunden einen Mundvoll, Brüderrhen! das scheint nichts zu seyn. Aber glaube mir, wenn ders einst die sechs Schlückchen wegfallen, so geht dein **Klippmann** bald in sein Kämmerlein unter der Erde, wo kein Glas Fusel mehr auf ihn wartet. O, meine wahre Glückseligkeit! doch weit entfernt von aller Völlerey! du kennst mich. Mir ist nichts abscheulicher, als der viehische Mensch, der trunken ist. Hingegen ist mir nichts erfreulicher, als ein Schluck Fusel, der meinen armen schwachen Magen erwärmt, wenn ich manchmal in 14 Tagen nichts warmes in meinen Leib genommen habe, als das kahle Theewasser. Sobald ich meinen Schluck habe, so geht meine Arbeit noch einmal so gut von statten, welche izt darin besteht, daß ich Kräuter auflebe. Erkläre dieses alles wohl, und sey weise, wenn du ein Getränk anpreiffest, das so viel Mißbrauch leidet. Wer Brantwein trinken will, der muß von Rechtswegen weiser, als alle andre Leute seyn, um sich desselben so zu bedienen, daß er nicht davon viehisch und ein Seck werde.

Dein treuer

L. G. Klippmann.

Verschiedene meiner Correspondenten sind ordentlich bey mir eingekommen, und haben mich ersucht, das Urtheil über den Brantwein nicht zu hart zu sprechen. Allein, was bin ich, um Gesetze zu geben? lassen sich auch wol die Gesetze der Natur verändern? Ich kann nichts mehr thun, als meinen Lesern erzählen, was die Natur von uns fordert, und dieses ist, im Gebrauche des Brantweins, strenge Mäßigkeit; denn seine Wirkungen sind ungemein heftig, und übertreffen nicht allein die von andern gefährlichen Getränken, sondern auch die von vielen starken

Arzneyen. Wenn man diese Mäßigkeit beobachtet, so wird man sich des Branntweins als einer Arznei, mit Nutzen bedienen können; und übertritt man sie, so ist man nicht mir, der ich nur ein Ausleger der Naturgesetze bin, sondern der Natur selbst ungehorsam; und diese sonst so liebreiche Mutter ist unerbittlich gegen alle, die ihre Gebote übertreten.

Der gemeine Branntwein besteht aus vielem Wasser, welches mit einem flüchtigen Oele sehr genau vermischt ist, und aus einer Säure. Diese Säure zieht die thierischen Säfte zusammen, daß sie gerinnen, und verkürzt die biegsamen Fäserchen, daß sie steifer und spröder werden, gleichwie sie auch die Oeffnungen der erschlafften Gefäße zusammenzieht. Diese drey Wirkungen sind aus der Erfahrung bekannt. Blut und Milch gerinnen, und der Speichel im Munde selbst wird zäher, wenn man Branntwein damit vermischt. Leute, die sich mit Branntwein waschen, bekommen davon eine spröde Haut und Runzeln, weil er die Fäserchen zusammenzieht; und daß er die Gefäße verschliesse, läßt sich daraus abnehmen, weil er das Bluten der Wunden stillt. Sein flüchtiges Oel wird, wenn es durch den Umlauf mit dem Blute erhitzt wird, noch flüchtiger und hitziger, und setzt dasselbe in eine heftige Wallung, wovon die Blutgefäße aufgetrieben werden. Die gemeine Erfahrung, daß man den Brodteig durch Branntwein in Gährung setzen kann, lehrt, wie er geschickt sey, die Verdauung solcher Speisen zu befördern, die, wie die Mehlspeisen, einer Gährung fähig, aber doch nicht an sich schon selbst Säuren sind. Denn, da der Branntwein diese Wirkung vermöge seiner Säure verrichtet; so ist leicht zu erachten, wie sehr er den Magen mit Säure überhäufen müsse, wenn man ihn auf saure Speisen genießt; und das darauf erfolgende Sodbrennen setzt dieses ausser Zweifel. Da der Branntwein die thierischen Säfte verdickt, so dient er denen nicht, die häufig Suppen und Milchspeisen genießen. In so fern seine Säure die Fäserchen des Magens und der Gedärme zusammenzieht, kann zwar eine kleine Portion des

desselben nach der Mahlzeit eine Zeitlang die Verdauungskräfte anstrengen und vermehren; allein, sobald man ihn häufig genießt, hindert er die Verdauung durch eben dieselbe Wirkung. Denn es ist irrig, zu glauben, daß die Fäserchen durch die Zusammenziehung beweglicher gemacht würden, weil sie dadurch eine stärkere Spannung erhielten. Die Spannung entfernt die Theile der Fäserchen von einander, oder verursacht, daß sie sich in wenigern Punkten berühren, und daß sich also ihr Zusammenhang vermindert. Durch das Zusammenziehen hingegen werden die Fäserchen kürzer, ihre Theile berühren sich in mehrern Punkten, ihr Zusammenhang wird grösser, und folglich nimmt ihre Beweglichkeit ab. Sie werden spröder und steifer, und endlich zu aller Bewegung ganz ungeschickt; daher wird der Schlauch des Magens, vom Misbrauche des Branntweins, immer enger zusammengezogen, und er verliert seine Beweglichkeit immer mehr, bis er endlich, um die Verdauung zu vollenden, weder Raum noch Kraft mehr besitzet. Dieses ist der Grund, warum die Säufer im Branntweine so wenig essen, und zuletzt nur noch flüssige Speisen vertragen können. Das bekannte Beyspiel des Pecquets, das Boerhaave erzählt, kann dieses bestätigen. Er wollte durch mäßigen Gebrauch des Branntweins die Verdauung der Speisen allein befördern, und befand sich auch eine Zeitlang recht wohl dabey. Nach und nach ward sein Magen zur Verdauung so ungeschickt, daß er nichts mehr, als Branntwein, vertragen konnte, da er dann endlich mitten in seinen Verrichtungen ohnmächtig wurde und todt blieb. In der That hat das Oel des Branntweins etwas nahrhaftes, und kann also den Körper eine Zeitlang ernähren. Man findet viel Branntweinetrinker, die er ungemein mästet. Allein, die andern Wirkungen, die er zugleich verrichtet, sind zu bedenklich für uns, und wir wollen diese Mast lieber den Schweinen überlassen, weil sie phlegmatischer sind.

Wenn dieses Oel des Branntweins ins Blut kommt, und umläuft, so verursacht es, wie alle hitzige Getränke,

einen schnellen Rausch und eine fliegende Hitze, welche sich aber gar bald in Schläfrigkeit und Unempfindlichkeit verwandelt. Die erste Lebhaftigkeit des Umlaufs, welche das hitzige Getränk erregt, beschleunigt die Absonderung und den Umlauf der Lebensgeister im Gehirne, wodurch die Einbildungskraft erhöht wird, und Gedanken von sich haucht, die als Bons Mots davon fliegen. Unterdessen aber geräth das Blut von dieser Hitze in Wallung, dehnt sich und die Blutgefäße aus; und da diese lehren das Gehirn und die Nerven zusammendrücken und betäuben, so erfolgt eine Unempfindlichkeit, Schläfrigkeit, Mattigkeit und Schwierigkeit der Glieder, wobey die Einbildungskraft, wie eine sterbende Lampe, verlöscht, nachdem sie einigemal hoch aufgeblitzt hat. Daß aber von einem sehr mäßigen Gemusse des Branntweins diese Schläfrigkeit weit eher, als von andern hitzigen Getränken, hervorgebracht wird, solches rührt davon her, weil die Weine, Biere, &c. in einerley Menge oder Maasse viel mehr wässeriges und viel weniger flüchtiges Del enthalten, als eben so viel Branntwein; daher man alle Wirkungen des geistigen Getränks nach einem einzigen Schlucke Branntwein viel lebhafter empfindet, als wenn man, binnen einer Stunde, oder in noch längerer Zeit, eine solche Menge Wein oder Bier trinkt, die eben so viel flüchtiges Del in sich enthält. Der heftigste Gift, wovon eine bestimmte Dosis jeden Menschen zuverlässig tödtet, wird in eben der und noch größerer Dose, ohne den geringsten Schaden, genommen, wenn man ihn in einer genugsamen Menge Wasser verdünnt. Wer ein Quentlein Sublimat verschlingen wollte, würde unvermeidlich sterben müssen. Löset er es aber in 25 Pfund Wasser auf, so kann er es ohne Schaden zu sich nehmen. Hieraus erhellt die Gefährlichkeit des Branntweins vor andern Getränken, welche nicht so hitzig sind, und warum man sich desselben allezeit mit einem besondern Mistrauen bedienen müsse, das bey andern starken Getränken übertrieben seyn würde. Ich habe in meinem 14ten Blatte die Wirkungen der hitzigen Getränke beschrieben, und dieses ganze Blatt

müßte

müßte hier eingerückt, und alles im höchsten Grade verstanden werden, wenn ich die reine Wahrheit schreiben sollte. Nichts destoweniger aber meyne ich gar nicht, daß man dieses Getränk schlechterdings meiden müsse, wenn man gesund bleiben will. In allen Fällen, wo man den nasen und stürmischen kalten Bitterungen entgegen gehn soll, kann er einen Gesunden aufs schnellste und angenehmste erwärmen. Wo eine schwere Speise, wie Speck und Kläuten, den Magen rebellisch macht, und seiner Kräfte spottet, stiftet ein Schluck Branntwein Friede zwischen ihnen. Wenn ein Phlegmaticus Wunder der Stärke beweisen soll, so muß ein Glas Branntwein sein träges Blut in Bewegung setzen, und seine Muskeln aufwecken. Wenn der Soldat in die Schlacht gehn, und der hüffelnde Bauer seine Noth vergessen soll, so muß ihnen ein Schluck Branntwein den Muth anfeuern; und was sollte wol der arme Tagelöhner anfangen, der sein Brodt nicht anders verdienen kann, als daß er seine Kräfte erschöpft, wenn er sich nicht mit dieser Arzney stärken könnte? Nur vergesse man niemals, daß dieses Getränk auch im geringsten Uebermaße, gefährlich sey, und daß man mit ihm, wie mit einem zahngemachten Löwen umgehn müsse, dem nimmer zu trauen ist. Die schnellen und grossen Wirkungen des Branntweins machen ihn seinen Liebhabern bald so angenehm und unentbehrlich, daß sie darinn unersättlich werden, und, wie jener Trinker vom Weine, sagen müssen:

Ich muß einmal den Wein entbehren,
Bescheiden war da mein Begehren;
Dürft ich des Tags vier Gläser leeren!
Ich darf den Wein nicht mehr entbehren;
Ich darf des Tags vier Flaschen leeren;
Ist fang ich an mehr zu begehren!

Es ist was Erstaunliches, wie schnell und mächtig sich dieser Trieb unsrer Herzen bemeistert, und wie unwiderstehlich er oft den mit sich fortreißt, der ihn mit Thränen und Jaggen trinkt, weil er schon ein Opfer seiner tödtlichen Wuth

Do 5

ge

geworden ist, und dennoch nicht aufhören kann, ihn zu lieben. Man findet hiervon traurige Beispiele; und eben dieses ist die Ursache, warum ich niemanden rathen kann, sich an den diätetischen Gebrauch dieses Getränks zu gewöhnen. Wer kann sich auf sein Herz verlassen? Wer steht mir dafür, daß er einen wilden Trieb im Zaume halten will, der keine Stimme der Vernunft hört, und der uns ärger martert, als der Tod selbst, und nicht eher aufhört, als bis er gesättigt ist, und kaum gesättigt ist, da er schon wieder von neuem zu fordern anfängt? Diese Tyranney, womit der Trieb zur Völlerey die Herzen der Menschen beherrscht, hat schon oft die Regenten selbst bewogen, den Genuß des Branntweins zu verbieten, oder wenigstens auf alle mögliche Weise beschwerlich und theuer zu machen. Die Schändlichkeit dieses Lasters, die einen Menschen weit unter die Thiere erniedrigt, hat den gestitteten Theil des menschlichen Geschlechts von dem Gebrauche dieses Getränks abwendig gemacht, so, daß man es sogar für etwas Unanständiges hält, zu bekennen, daß man zuweilen einen Schluck Branntwein nehme. Ich halte dieses für übertrieben. Der Branntwein hat große Tugenden, und leidet einen richtigen Gebrauch, der keine böse Folgen hat. Allein die Niedrigkeit des Lasters, wozu er so mächtig und unüberwindlich reizt, berechtigt die Freunde strenger Tugend und Sittsamkeit, ihm einen Schandfleck anzuhängen, und ihn lieber zu hart zu verfolgen, als durch Gelindigkeit sich seinen Tücken bloß zu stellen.

Die verschiedenen künstlichen Sorten von Branntwein, die mit mancherley Gewürzen schmackhafter, aber auch hitziger und schädlicher gemacht werden, verdienen die stärksten Verwünschungen noch mehr, als der reine Korn- und Rummelbranntwein. Selbst den Branntwein, der aus dem Weine bereitet wird, hält v. Sischer für viel schädlicher, als den Kornbranntwein, und das mit Recht, weil jener eine stärkere Säure und ein schärferes Del bey sich führt, als dieser. Alle gekünstelte liqueurs sind zum Verderben der menschlichen Natur erfunden, und kaum findet

dabey

dabey das Gesetz der Mäßigkeit statt, da sie auch in den kleinsten Dosen schon mit unglaublicher Heftigkeit wirken. Unter allen diesen gekünstelten Sorten des Branntweins ist, so viel ich diese Waaren der Ueppigkeit kenne, der einzige Punsch diejenige, welche man eine Verbesserung des Branntweins nennen kann; da hingegen alle andre geschmierte Sorten, lebenswasser, liqueurs, Socpjes, Schälchen, u. s. w. wahre Verschlimmerungen sind. Ich werde, um dieses Vorzugs willen, dem Punsch künftig einmal ein besondres Blatt widmen, das einer Lobrede ziemlich nahe kommen wird. Ich will ich den Branntwein seinen Liebhabern überlassen, und, mit Erlaubniß meiner Leser, nur noch einigen meiner Correspondenten, die mich wegen des Branntweins mit ihren Zuschriften beehrt haben, kürzlich antworten, damit sie nicht verdrießlich werden.

Herr Saramund Tipper wird aus dem obigen sehen, daß ich seine täglichen 2 Bouteillen Fusel als kein Beispiel zur Nachahmung vorschlagen kann, ob er gleich 75 Jahr dabey alt geworden ist. Seine Gicht und seine rothe Nase stehen vermuthlich mit seinem Fusel in Verwandtschaft. Aber es ist wahr, daß einige Leute, die man nur zum Unglücke nicht vorher bestimmen kann, bey solchen Ausschweifungen alt werden, und gesund bleiben. Ich lobe es auch, daß er den reinen Korn- und Rummelbranntwein den gekünstelten Schälchen vorzieht, wozu ihn die bösen Leute, die ihm den Fusel nicht gönnen, verleiten wollen.

Frau Knips wird nun wissen, wovon ich ihr kupfrigges Gesicht und ihre reisenden Flüsse herleite, ob sie gleich, außer einem täglichen Quartiere Branntwein, kein hitziges Getränk genießt. An ihr trifft die Strafe doch vollkommen ein, die Gleim den Bacchuskindern verkündigt, weil sie

Gestraft wird, durch die Gicht,
Mit lahmen Füßen, krummen Händen,
Und kupfrigem Gesicht.

Herr C. der meine Gedanken vom Punsche schon im verwichenen December zu lesen verlangte; Herr Bindfaden,

der

der, wie er meynt, seinen Verstand bloß vom Brantwein hat, weil er nüchtern so dumm, wie ein Kalb, sonst aber ganz mündig und wehlig ist; Madame Fru, die mir eine lustige Wirthschaft beschreibt, wie sie und ihr Mann sich einander heimlich die Brantweinsflasche austrinken, ohne daß einer von beyden dem andern jemals entdeckt oder gestanden hat, daß sie Brantwein im Hause haben, oder trinken; und die 3 Bademütter, die bey mir anfragen, ob ihnen ein rechtschaffener Physicus dieses Getränk mit Recht verbieten könne; alle diese, sage ich, sehen endlich, daß ich ihre Briefe empfangen habe, und außer dem Herrn C. wird wol keiner eine weitere Antwort von mir erwarten.

Ob eine schwindfüchtige Frau, wie Madame O. mit ihrem Manne täglich vier Quartiere Wacholder trinken dürfe, ist eine unbesonnene Frage, die wohl erst gegen Abend geschrieben worden ist. Herr Spiritus Vini, dessen Schreiben schon in meinem 26ten Blatte steht, hat durch meine Zögerung gewonnen: denn nun weiß er, daß er das Sausen lassen muß, und daß von meinen schweren Gesetzen nichts abgehen kann.

Ihnen aber, geehrter Herr Magister und Baccalaureus, wünsche ich viel Glück zu der bevorstehenden schönen Pfarre. Sie werden allein errathen können, warum ich ihrer in dieser Reihe, erwähne, und es will sich auch nicht schicken, daß ichs andern Leuten entdecke.

Mein Herr,

Als Sie uns in Ihrem 85ten Blatte den Einfluß der Vorhersagungen in die Gesundheit zeigten, kamen Sie bey dem Schlusse Ihrer Betrachtung auf eine Materie, deren weitere Ausführung alle Ihre Leser gewiß vergnügt haben würde. „Meine Leser, sagten Sie, werden aus diesen Betrachtungen im Stande seyn, den Einfluß der Abndungen, der Sorgen, der Furcht, der Grillenfänge, und Zeichendeuterey in die Gesundheit zu beurtheilen. Sie sehen aus dem Angeführten, wie man sich aller der Uebel gewissermaßen

„maßen wirklich theilhaftig mache, für welche man zu besorgt ist, und hingegen, wie man sich angenehme Empfindungen, gesunde Veränderungen in der Oeconomie des Körpers, und eine bessere und dauerhaftere Gesundheit zuwege bringen könnte, wenn man die Sorgen und Grillen schiebt, sein Gemüth in eine weise Gleichgültigkeit versetzt, und stets voll angenehmer Erwartungen und Hoffnungen ist.“

Erlauben Sie mir, daß ich diese Wahrheit mit ein paar Beyspielen unterstütze, damit sie einen desto lebhaftern Eindruck in die Gemüther Ihrer zur Melancholy und zum Aberglauben geneigten Leser machen möge. Kein Mensch hat von seiner Vorhersehungskraft mehr Unglück zu fürchten, als wer an Träume, Gesichte und Erscheinungen glaubt, und durch eine strafbare Neugier sein zukünftiges Schicksal zu erfahren, dem Aberglauben seine schwächste Seite entgegen setzt, wo ihm derselbe sein tödtliches Gift am leichtesten beybringen kann. Auf solche Weise hat sich schon mancher sein eignes Leben verkürzt, indem er den Offenbarungen zu abergläubisch angehangen, die ihm entweder seine eigne schwarze Phantasey, oder ein verwünschter Wahrsager in den Kopf gesetzt hat. Die folgenden Beyspiele, die ich aus des Abts v. Marigny Geschichte der Araber entlehne, werden jedermann vor diesem schädlichen Aberglauben warnen:

Als der Kalife Haroun al Kaschid nach Mesopotamien kam, und in der Stadt Racchah seinen Aufenthalt genommen hatte, verfiel er daselbst in eine Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, welche die Vorboten einer gefährlichen Krankheit zu seyn schienen. Diese Unpäßlichkeit, war durch einen Traum verursacht worden, welcher ihn sehr erschreckt hatte. Es war ihm im Schlafe ein über seinen Kopf ausgestreckter Arm erschienen, der in der Hand eine Faust voll rother Erde hielt. Zu gleicher Zeit hörte er eine Stimme, die folgende Worte sehr deutlich aussprach: Dies ist die Erde, die dem Haroun zum Begräbniß dienen soll. Darauf ließ sich eine zweite Stimme hören, und fragte: Wo ist der Ort seines Begräbnißes? Die erste Stimme versetzte; Zu Thous. Der Kalife erwachte hierüber voller Furcht und Schrecken, und die durch diesen Traum ihm vorkommenden traurigen Bilder warfen ihn in eine marternde Tiefinnigkeit.

Sein Arzt fand endlich Mittel, ihn wegen dieser Krankheit zu beruhigen, und sagte ihm, daß keine andre Arzneey etwas dagegen helfen würde, als viele Zerstreungen. Denn, da die Ursache derselben einzig und allein in einem Traume bestünde, welcher nichts anders, als eine Ausschweifung der Einbildungskraft wäre, die durch die aus dem Magen aufsteigenden Dünste gewirkt worden; so brauchte er, zu seiner Geneßung kein andres Hülfsmittel, als die Zeit,

Zeit, anzuwenden, und er würde seine Gesundheit in kurzem wieder hergestellt sehen, wenn er sich nur viel Veränderungen machte, und dabey viel arbeiten würde.

Zaroum folgte diesem Rathe, und befand wirklich, daß die Schreckbilder, womit der Traum seinen Geist angefüllt hatte, allgemach verschwanden. Zudem thaten sich noch sehr ernsthafte Umstände hervor, die auch seine Gedanken von den traurigen Gegenständen abzogen. Es waren in Samarkand und am Flusse Drus Rebellionen entstanden, und er brach selbst mit seinem Heere auf, um ihnen Einhalt zu thun. Als er mit starken Tagereisen in Georgien anlangte, mußte er, wegen einer kleinen Unpäßlichkeit, Halte machen. Doch erholte er sich wieder, und setzte nach einigen Tagen seine Reise durch Chorassan fort. Kaum war er in dieser Provinz angelangt, so nöthigte ihn wieder eine zugestossene Schwachheit, zum zweytemmale anzuhalten, und dabey entschloß er sich, bis zu seiner völligen Genesung hier zu bleiben.

Allein, wie erschrocken er nicht, als er sich nach dem Namen des Orts seines izzigen Aufenthalts erkundigte, und die Antwort hörte, daß er Thous hiesse! Kaum hatte er dies Wort aussprechen hören, so waren alle die traurigen Vorstellungen wieder da, die ihm das verwichene Jahr so sehr zugesetzt hatten. Seine davon gänzlich erfüllte Einbildungskraft ließ ihn nichts anders, als einen nahen Tod, erblicken. Er wandte sich zu seinem Arzte, und sagte mit vieler Bewegung zu ihm: „Erinnerst du dich noch wohl, was ich dir von dem Traume erzählt habe, den ich zu Raccha hatte? Siehe, nun bin ich endlich zu Thous, wo ich begraben werden soll.“ Darauf befahl er dem Mestrou, eine Hand voll Erde draußen vor der Stadt herzuholen, und ihm solche zu bringen.

Mestrou vollbrachte diesen Befehl sogleich, und war kurz darauf wieder da. War es wol Wunder, als ihn der Kalife mit halb entblößtem Arme, und die Faust voll röthlicher Erde haltend erblickte, daß er ausrief: Ach! das ist der Arm, und das ist die Erde, die ich im Traume gesehen habe! Seine Einbildungskraft, die ihm den ersten Streich schon gespielt hatte, konnte durch seine unsinnige Neugier unmöglich abgehalten werden, ihm auch den letzten zu spielen. Von diesem Augenblicke an bemächtigte sich die Verwirrung seiner so sehr, daß daher seine Krankheit immer heftiger ward. Kein Hülfsmittel und keine Arznei wollten das geringste wirken. Er quälte sich auf diese Art noch einige Tage fort, worauf er starb, und zu Thous begraben wurde.

Man braucht kein großer Seelenkennner zu seyn, um zu begreifen, wie sich dieser Mann in einem Alter von 47 Jahren bloß durch die Stärke seines Aberglaubens ums Leben gebracht habe. Sein Tod ist ein vollkommenes Gleichniß von der Aufopferung aller Derer, die

die mit einem furchtsamen Auge in die Zukunft blicken, deren Blick sie blendet, und plötzlich zu Boden schlägt. Der Kalife Abouls Abbas stellt uns ein andres Beyspiel von gleicher Stärke dar:

Alles schien diesem Prinzen die längste und glücklichste Regierung zu versprechen. Er war in der Blüthe seines Alters; und so vollkommen gesund sein Körper war, so wohl eingerichtet und regelmäßig war auch seine Aufführung. Allein seine Melancholie wegen der Zukunft beschleunigte sein Ende. Man erzählt, daß dieser Prinz, als er sich einmal im Spiegel besehe, und seine vortrefliche Gestalt und schönen Gesichtszüge betrachtet, wobey er zugleich seine große Jugend in Erwägung gezogen, auf einmal die vernünftigsten Betrachtungen über den geringen Werth aller dieser Vorzüge angefiel, und hierauf die Augen gen Himmel gewendet, und folgendes Gebet gethan habe, welches seine Besorgniß verräth: Herr! ich spreche nicht, wie Solimann, Abdalmelechs Sohn, der junge Kalife von Damascus, der immer zu sagen pflegte: Ich bin der Prinz der Jugend! Ich bitte dich um nichts weiter, o mein Gott! als daß du mir das Leben zu deinem Dienst erhalten mögest; ich flehe dich auch um keine andre Güter, als um die Gesundheit an. Unterdessen schien es doch, als wäre dieser Prinz bey sich überführt gewesen, daß ihm dieses einzige Gut, welches er so sehnlich wünschte, versagt bleiben sollte. Ein Umstand, der seine Furcht unterhielt, vollendete an ihm die Verrätherey, die ihm seine Grillenfängerinnen zu spielen schon angefangen hatte. Er hörte einmal eine ziemlich laute Unterredung seiner Sklaven in seinem Vorzimmer mit an, welche davon handelte, daß man sich auf ein junges und munteres Alter sehr wenig verlassen könnte. Einer von ihnen, der ohngefähr fünf Jahr jünger seyn mochte, als sein Camrad, stellte die Betrachtung an, daß der Unterschied der Jahre von wenig Wichtigkeit sey, und daß der Tod die Jugend eben so wenig, als das Alter, verschonte. So wenig außerordentliches diese Anmerkung auch enthielt, so lebhaft rührte sie doch den jungen Kalifen. Er gestand hernach einem seiner Vertrauten, daß diese Unterredung sein Gemüth mit Unruhe erfüllt habe, und daß er seit derselben die traurige Ahndung seines baldigen Todes stets bey sich empfunden, wobey es ihm nicht anders dünkte, als hätte er von dem Herrn über Leben und Tod das Urtheil aussprechen hören, das Ende seiner Regierung sey vor der Thür.

Kurz hierauf, bekam unser Prinz die Kinderblattern. Die Einbildung, die er sich machte, als würde er nicht von dieser Krankheit kommen, machte sie nur noch gefährlicher. Vergebens wendete man alle mögliche Mittel zu seiner Wiederherstellung an. Der junge Kalife starb in seinem 18ten Jahre.

Ich möchte doch diese Beispiele jedermann warnen, sich keine traurige Vermuthungen im Gemüthe vest setzen zu lassen, um die Zukunft weislich unbekümmert zu seyn, und alle die verdamnten Geschwäze zu vermeiden, wodurch uns die Bettler, die die Zukunft verstehen, zu unserm Untergange zubereiten, indem sie uns schwach genug finden, uns durch ihren ernsthaften Betrug die Köpfe zu verrecken. Ich weiß nicht ob man sich veründigte, wenn man allen solchen Unglückspropheten das Schicksal desjenigen Sterndeuters wünschte, der dem Hejage seinen Tod so meisterlich weisagte. Dieser grausame Mann ließ in seiner letzten Krankheit einen solchen Betrüger zu sich kommen, um von ihm zu erfahren, ob er durch seine Kunst nicht entdecken könne, daß vielleicht ein großer Kriegsheld bald sterben müßte? Nachdem der Sterndeuter einige Augenblicke nachgedenken hatte, antwortete er ihm, daß ein berühmter General, Namens Kolaid, unverzüglich sterben werde. „Ha! schrie Hejage „das bin ich also; denn in meiner Kindheit hat mich meine Mutter „so genennt.“ Anstatt daß ihn der Dummkopf hätte zufrieden stellen sollen; so bestärkte er ihn vielmehr, und versicherte ihn, bey der Gewißheit seiner Kunst, daß er von diesem Lager nicht aufkommen werde. Hejage gerieth darüber in Zorn, und sagte! „Ich traue „deiner Geschicklichkeit so viel zu, daß ich dich auch in jener Welt um „mich zu haben wünsche; ich will dich also immer voran schicken, das „mit ich dich gleich bey meiner Ankunft finde.“ Er befahl hierauf wirklich, ihm den Kopf abzuschlagen, welches den Augenblick geschah. Kurz darauf folgte er seinem Sterndeuter in jene Welt nach.
Ich bin, 1c.



Sieben und neunzigstes Stück.

Brockes.

Von Farb und Sinn beraubt, von kalter Furcht umgeben,
Ganz ohne Wärm und Stimm, und ohne Seel und Leben,
Zwar noch nicht todt, doch als ein Todter anzuschau,
Scheint er ein Marmorbild, aus weißem Stein gehau.

Wenn es wahr ist, daß die Affekten die Winde sind, welche den Menschen und die ganze Welt in Bewegung setzen; so kann man den Schrecken mit nichts besser, als

als mit den Windstößen, vergleichen. Wenn diese Windstöße contrair wehen, so muß der Schiffer seinen Untergang besorgen; wenn sie hingegen günstig wehen, so kann man zwar dadurch einen guten Strich schneller zurück legen. Nichts destoweniger aber sind sie doch immer wegen ihrer großen Hestigkeit, und weil sie so schnell und unvermuthet aufsetzen, zu fürchten.

Ich bin verschiedentlich ermahnt worden, die nöthigen Maafregeln vorzuschlagen, welche man ergreifen muß, wenn man auf der Fahrt des menschlichen Lebens durch die Abwechselung der Winde nicht in Gefahr gerathen will. Zu dem Ende habe ich schon in meinem 80sten Blatte die diätetischen Gesetze der Freude beschrieben, und heute will ich von dem gefährlichen Windstoße, dem Schrecken, das Nöthigste sagen.

Wenn uns ein Unglück, das wir für wichtig halten, plötzlich überfällt, so gerathen wir in diejenige Angst, die wir den Schrecken nennen. Der verworrene Zustand des Gemüths drückt sich mit aller der Hestigkeit in den Bewegungen unsers Körpers aus, womit die Seele selbst, wie von einem Donner, darnieder geschlagen wird. Das Herz wird gejagt, und seine Pulse beben in allen Adern, daß jedes Glied am Körper erzittert. Das Athemholen unterbricht sich in seiner Beschleunigung. Die Brust scheint bald ihre Verrichtung zu vergessen, bald sich in tiefen Seufzern wieder zu erholen, um ihre Wallungen zu verdoppeln. Ein kalter Schauer treibt, mit dem Blute, das Feuer des Lebens nach den inwendigen Theilen. Das Gesicht erblaßt, und die ganze Haut des Körpers wird zusammen gezogen. Die Glieder erkalten, und ihre Kräfte scheinen sich zurückzuziehen, und gegen die Oberherrschaft des Willkühres zu rebelliren. Die Hände beben, die Knie wanken, die Lippen zittern, die Nerven werden fühllos, und die Seele scheint aus dem Körper zu fliehen, den sie, wie einen Leichnam, in tiefer Ohnmacht hinfinken und liegen läßt. Solche entseßliche Austritte macht der Schrecken, und ein einziges Wort kann den gesündesten Menschen nach wenig Secunden
Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. Pp in

in diesen Zustand versetzen. So sieht mans, wenn ein Schiff in offner See unvermerkt leck wird, und der Steuermann dem unbesorgten Volke zuruft: Wir sinken!

Der blassen Schiffer Kniee wanken.
Sie taumeln trunken, ohne Rath;
Sie gleichen den bestürzten Kranken,
Zu denen sich der Tod schon naht;
Sie schreyen: Ist wird das Meer uns decken
Gleich reißen ihnen Angst und Schrecken
Das Ruder aus der matten Hand. —

Eine so wütende Leidenschaft, die gerade aufs Herz geht, muß natürlicher Weise die ganze Natur zerrütten. Daher ist es kein Wunder, daß man von ihr die wunderbarsten und gewaltigsten Wirkungen gesehn hat. Ihr hatte der Priester Heli den Schlagfluß zuzuschreiben, der ihn so schnell entseelte, und der eine gemeine Wirkung des Schreckens, und die gewöhnlichste Todesart schreckhafter Leute ist, wie solches alle Beobachtungen der Aerzte erweisen. Durch die Gewalt dieser Leidenschaft sahe Zildanus die Pulsadern zerspringen; durch sie fallen Kinder und Erwachsene in die gräßlichsten Convulsionen, oder erstarren, verstummen, und verlieren Gedanken, Empfindung, Bewegung und Leben. Man hat von dem allen wunderbare Dinge gesehn. Tulpius erzählt von einem jungen heftig verliebten Engländer, der um seine Geliebte anhielt, und abgewiesen wurde, daß er auf einmal erstarret, und einem Stücke Holz gleich gewesen. Er blieb den ganzen Tag in eben derselben Stellung mit offenen Augen und ohne die geringste Bewegung sitzen, so wie Galenus schon einen solchen Zufall beschrieben hat. Man hätte geschworen, daß man kein lebendiges Geschöpf, sondern eine Bildsäule gesehn, so starr und unbeweglich waren alle seine Gliedmaßen. Das einzige Wort, welches man ihm laut zurief, daß seine Ansuchung statt finden sollte, erweckte ihn wieder, daß er von seinem Stuhle auffsprang, und zu sich selbst kam. Es war ein Glück, daß sich die Grausame seiner erbarmte, und das Glück ist noch größer, daß es nicht viel Graus-

Grausame giebt, die Körbe austheilen; denn was sollte aus allen den starren Mannspersonen werden, die über eine Person zu Bildsäulen werden würden, welche doch, genau betrachtet, vielleicht selbst nichts anders, als eine Statue seyn könnte?

Wenn gleich dieser Engländer noch glücklich gerettet wurde, so kam doch der arme polnische Soldat, Georg Grochazky, viel schlimmer davon, wiewol dieses auch kein Wunder war, da zwischen dem Schrecke von einem Körbchen, und dem von dem Urtheile, gehangen zu werden, ein ziemlicher Unterschied seyn muß. Dieser Grochazky desertirte, und wurde nach einigen Tagen in einer Baurenschenke auf der Kirms jauchzend und springend angetroffen. Ueber dieses Unglück aber wurde er plötzlich so bestürzt, daß er, nach einem lauten Geschreie, auf einmal verstummte, und sich, ohne die geringste Widersehung, willig mit zurückführen ließ. Als er nach Glogau kam, wurde er vor das Kriegsgericht gestellt und befragt. Aber man konnte kein Wort aus ihm bringen; ja er war so unbeweglich als eine Säule, schien auch von dem, was vorgeing, gar nichts zu verstehn. Wie er in das Gefängniß geführt wurde, aß er nicht, und trank nicht, schlief auch niemals, und hatte weder vom Wasser noch sonst den geringsten Abgang. Die Officiers, und nachher die Geistlichen, bedrohten ihn anfangs hart, und gaben ihm endlich die besten Worte; aber alles vergebens. Er blieb, gleichsam aller Sinnen beraubt, unbeweglich. Man nahm ihm die Fußseisen ab, und ließ ihn aus dem Gefängnisse, damit er hingehen könnte, wohin er wollte. Aber er setzte keinen Fuß aus der Stelle, wußte auch nicht, was man mit ihm vornahm; und so brachte er ohne Speise und Trank, Schlaf und Eröffnung fünf und zwanzig Tage zu, da er endlich umfiel und starb.

Wenn diese erstaunlichen Wirkungen des Schreckens einen Gesunden betreffen, so ist er in dem Zustande, als ob er ein Gift bekommen hätte. Er erkrankt plötzlich, und läuft Gefahr. Das macht bey einem Gesunden ist der

Windstosß des Schreckens contrairer Wind. Ich habe aber oben gesagt, daß ein solcher Wind, wenn er günstig ist, die Fahrt beschleunige, und geschwinder fort helfe, obgleich seine unvermuthete Heftigkeit immer gefährlicher bleibt, als der gewöhnliche gute Wind. Dieser Fall findet statt, wenn der Schreck Leute, die, als Kranke, Arzneyen bedürfen, auf eben die Weise zur Gesundheit verhilft, wie jene Ohrfeige den Herrn rettete, der sich beim Gähnen den Unterkinnbacken ausgerenkt hatte. Es half: aber das Mittel ist heftig, und trift nicht immer.

In der That hat der Schrecken zuweilen die Krankheiten gehoben, von denen ich eben ist erzählt habe, daß er sie verursache. Er hat Leute von Lähmungen, von der Schlassucht und vom Podagra befreit, wie Boyle, Caspar Hofmann, Zildanus, und viele andre erzählen. Er hat Sterbende wieder ins Leben zurückgerufen, wie die Breslauer Sammlungen melden. Er hat Stumme oft wieder redend gemacht, wovon Blancard, Cameraarius, Squire, u. a. Beyspiele erzählen. Verschiedenen Leuten hat er das kalte Fieber vertrieben, welches Pechlin bezeugt; und kurz, er hat überall bewiesen, daß er, wie eine heftige Arzney oder wie ein Gift, wirke, welches, nach Verschiedenheit der Umstände tödtet und lebendig macht, Krankheiten hervorbringt, und sie vertreibt.

Mit einer solchen mißlichen Sache ist in der That nicht zu scherzen; und der Sittenlehrer und Arzt werden beyde mit Recht aufgefodert, hier ihre Dienste zu leisten. Der erste macht eine lächerliche Figur, wenn er dem Erschrocknen beistehen will; hingegen kann ihm der Arzt dienen. Wenn aber die Frage davon ist, einem Schrecke vorzubeugen, so kann der Sittenlehrer gute Vorschläge thun; hingegen der Arzt muß schweigen.

Es sind nur zweyerley Mittel, den Schrecken zu verhüten, die man leicht finden wird, wenn ich denselben mit einem Schalle vergleiche. Wenn eine Saite nicht klingen soll, so muß sie entweder nicht berührt werden, oder man muß sie abspannen. Wenn wir nicht erschrecken sollen, so muß

muß uns entweder kein Unglück schnell überfallen, oder wir müssen in dem Zustande seyn, daß es uns nicht bewegen kann. Das erste steht in keines Menschen Gewalt. Niemand kann alle Unglücksfälle von sich oder von andern abwenden. Das Schicksal waltet über uns unabhängig.

— — — Valet ima summis
Mutare, & insignem attenuat Deus
Obscura promens. Hinc apicem rapax
Fortuna cum stridore acuto
Sustulit, hic posuisse gaudet.

Es bleibt uns also nur das letzte übrig, nämlich unser Gemüth auf unvorhergesehene Fälle vorzubereiten, und es in einen solchen Zustand zu versetzen, daß der Schlag des Unglücks keine Gewalt in ihm äußern kann. Dies ist die Aufgabe, dies ist der verwickelte Knoten, welchen uns der Sittenlehrer auflöset.

Ob es gleich nicht möglich ist, das Gemüth gegen alle Unglücksfälle zu verhärten, ohne den Menschen zu einer todten und fühllosen Maschine zu machen; so können uns doch die Sittenlehrer verschiedene Mittel anzeigen, wie wir viele Uebel, die schwache Seelen erschüttern und zu Boden schlagen, geruhiger und mit weniger Gefahr ertragen und ausstehn können, wenn sie uns auch gleich plötzlich überfallen. Da der Schreck ein so gefährlicher Feind unsrer Natur ist, so ist das schon ein großer Vortheil wider ihn, wenn wir seiner Wuth nur in vielen, obgleich nicht in allen Fällen ausweichen können. Dieses kann aber geschehen, wenn wir unser Gemüth zur Tapferkeit gewöhnen, und uns mit gutem Vertrauen, mit weiser Leichtsinigkeit, mit Hoffnung, Geduld und einem großen Muth waffnen. Wenn man fragt: Wer uns alle diese Tugenden geben soll? so antworte ich: Die, so uns aufziehen; denn eben diese sind es, die uns furchtsam und schreckhaft machen, wenn sie unsre Erziehung auf eine verkehrte Art anfangen. Wer also für seiner Kinder Gesundheit sorgen will, der wird sie nicht in einer knechtischen Furcht halten, welches auch ohnedem in Ansehung des Ge-

müths nicht rathsam ist; vielweniger aber wird er zugeben, daß ihr Kopf mit allerhand Mordgeschichten und Gespensterhistorien erfüllt werde. Die albernen Spinnrockenmärchen haben schon viel Kinder ums Leben und um die Gesundheit gebracht. Wie vernünftig wäre es nicht, den Kindern dafür Historien zu erzählen, dadurch ihr Verstand erleuchtet, ihr Wille gebessert, und ihr Gemüth zur Tapferkeit gewöhnt und gestärkt würde. Die Geschichte eines Aeneas, der seinen alten Vater auf dem Rücken aus Troja getragen, um ihn aus der Feuersbrunst zu erretten, wird ihnen eben so angenehm und weit nützlicher zu wissen seyn, als die Fabel vom Dr. Faust. Ist es nicht seltsam? Die Menschen haben schon unzählige Dinge zu lernen, und gleichwohl unterrichtet man sie noch in Sachen, welche öfters zugleich falsch und schädlich sind!

Bei schon erwachsenen Menschen ist es weit schwerer, ihr Gemüth unerschrocken zu machen, als bei Kindern; und obgleich die Sittenlehrer auch ihnen viel Regeln geben, so wollen sie doch bei den wenigsten anschlagen: Das Vertrauen auf Gott, das Horazische

Aequam memento rebus in arduis
Servare mentem,

und so viel andre Sittensprüche von der besten Art, sind feigen Seelen eben das, was der Otter die Stimme ihres Beschwörers ist, und ich getraute mir fast mit meinem medicinischen Plunder noch mehr bei ihnen auszurichten, als alle Sittenlehrer.

Wenn man den Leuten, die leicht zum Schrecken geneigt sind, vorschläge, daß sie die Stille und Einsamkeit fliehen, große Gesellschaften voll Fröhlichkeit und Geräusch suchen, die Geschichte herzhafter Thaten hören und lesen, und den Wein zu ihrem Beystande erwählen sollten, bei dem der feigste Magister tapfer wird; wenn sie dabei alles andre vermieden, was ihr Geblüt in ängstliche Wallungen setzen, und ihr Gemüth traurig machen kann, z. E. wenn sie die dumpfige Luft und den Kohlendampf in ihren Zimmern,

mern, die Ueberladung mit Speisen, welche fränklich und feige macht, wenn sie die Veranlassungen der Windsucht, die die Brust beklemmen, der Dickblütigkeit, des Fettes, und der Hypochondrie, welche den Umlauf hindern, und die Dunkelheit und Dämmerung, welche das Gemüth traurig und schüchtern macht, und andre solche Dinge verhüten: so glaube ich, daß dieser Mischmasch von Moral und Medicin der nützlichste Rath für sie seyn würde. Indessen habe ich schon gesagt, daß die Vermeidung des Schreckens keine eigentliche Arbeit des Arztes sey, und ich will sie gern den Sittenlehrern überlassen, um dasjenige zu lehren, was eigentlich mein Werk ist, nämlich der Gefahr vorzubeugen, die denen dräuet, welche schon wirklich erschrocken sind.

Weil bei dem Schrecke die ganze Oberfläche des Körpers zusammengezogen wird, so unterbricht er die unmerkliche Ausdünstung, welche alsobald wieder hergestellt werden muß. Weil er das Herz heftig erschüttert, und das Blut durch die verengten Gefäße mit großer Gewalt preßt, und weil dieses hierdurch oft gefährliche Wendungen nimmt; so ist ein Mittel nöthig, das die Bewegung des Herzens und des Geblüts mäßigt. Weil der Schreck durch die allgemeinen Krämpfe in den innerlichen Theilen die Wege der natürlichen Ausführungen verschließt, so ist es nöthig, dieselben wieder zu eröffnen; und dieß ist der Grund, warum man nach dem Schrecke, die Urinblase entleert, und die Leibeseröffnung befördert. Weil sich von dem Krampfe, welcher die Leber und Gallenblase zusammenzieht, die Galle zu häufig in die Gedärme ergießt; so dient ein Mittel, das diese Galle dämpft, und sie aus dem Körper herausführt, und hierzu schickt sich ein Mittelsalz, der Salpeter, die sogenannten absorbirenden Mittel, und das Wasser. Daher ist es zu billigen, wenn viele auf den Schreck einen Schluck Wasser trinken, worinn Küchensalz oder Salpeter aufgelöst worden ist. Da der Salpeter zugleich das Geblüt abkühlt, und die Krämpfe lindert, zugleich für die Galle heissam ist, und den Urin treibt, zugleich die Wallungen dämpft, und den Leib öffnet; so wird er von den

Ärzten bey allen Arzneyen, welche nach dem Schrecken gebraucht werden sollen, zum Grunde gelegt, und übrigen verbinden sie ihn auf eine nützliche Weise, bald mit absorbirenden, bald mit andern Arzneyen, welche entweder die Ausdünstung befördern, oder die Galle verbessern und ausführen sollen, z. E. mit Rhabarber oder andern Mittelsalzen.

Wenn man aus gleichen Theilen von Salpeter, zubereiteten Krebsaugen und einem Mittelsalze ein Pulver macht, wovon man nach gehabtem Schrecke einen Theelöffel voll mit frischem Wasser einnimmt, und dieses alle zwei Stunden wiederholt, bis sich der Leib öffnet, nachher aber durch eine anhaltende Leibesbewegung und ein wenig guten Wein die Ausdünstung wieder herstellt; so kann man vor den Folgen des Schreckens ziemlich sicher seyn.

Ich könnte hier mit vielen Recepten pralen. Allein es kann an Einem genug seyn, das aus solchen Mitteln zusammengesetzt ist, welche dasjenige leisten, was ich oben für die Folgen des Schreckens für dienlich erklärt habe. Ich werde es in der Kunstsprache aufsetzen, und man hat nur nöthig es abzuschreiben, und dem Apotheker zu senden, wenn man es versuchen will. Der Gebrauch ist eben so, wie der von dem vorhergehenden Mittel. Doch befördert es nicht so leicht die Leibesöffnung, als jenes. Ist will ich zum erstenmale sehen, wie der Arzt Staat machen würde, wenn er mit Recepten angefüllt wäre.

Rec. Nitri puriss. Drachm. II.

Conchar præpar.

Corall. rubr. præpar. ana Drachm. I.

Bezoard. Mineral.

Specier. de hiacynth. ana Drachm. semis.

Misce, fiat Pulvis. D. ad Scar. S. Schreckpulver, wovon alle 2 Stunden ein Theelöffel voll in Wasser zu nehmen.

* * *

Nachdem ich meinen Lesern in meinem 88ten Blatte erzählt habe, wie der gelehrte Mann, der mich zu den deutschen Theile von Europa verewigen sollte, meine Dichtungs

geschrieben haben wollte, so werden Sie sich nicht wundern, wenn ich ihnen zuweilen etwas Gutes, ohne alle Einleitung und ohne allen Zusammenhang, zu lesen gebe. Ich trachte noch iramer nach dem Ruhme, in fremde Sprachen übersetzt zu werden. Denn mich denkt, ich werde nicht eher ruhig sterben können. Da ich sehe, daß es an weiter nichts liegt, als daß ich abschreibe, und die Methode fahren lasse, so soll es mir hoffentlich nicht fehlen.

* * *

Johann Gottlob Krügers Gedanken von der Gewohnheit.

Daß die Gewohnheit nur bey denkenden Wesen, oder, wenn dieser Ausdruck nicht richtig genug ist, nur bey solchen, welche Vorstellungen haben, vorkommen könne, wird wohl niemand in Zweifel ziehen, wenn man bedenkt, daß das Wort Gewohnheit von Dingen, die keine Vorstellungen haben, nur im uneigentlichen Verstande gebraucht werde, als wenn man sagt: dieser Rock ist des Regens schon gewohnt. Vielleicht wird man aber einwenden, daß sich von körperlichen Dingen auch andre Beispiele anführen ließen, dabey der Begriff der Gewohnheit im eigentlichen Verstande angewendet werden könnte. Allein, vielleicht ist man nicht unwissend genug, zu wissen, daß die Pflanzen Empfindungen haben, und daß Empfindungen die Quelle von der Bewegung des Herzens sind, und keine Empfindungen können ohne Vorstellungen gedacht werden, diese Vorstellungen mögen so dunkel seyn, als sie immer wollen. Man wird ferner zugeben, daß keine Gewohnheit, ohne eine oft wiederholte Handlung oder Wirkung, entstehe. Wenn ich nun noch ein paar Bogen von dergleichen Betrachtungen vollgeschrieben, und solche mit Beweisen und Widerlegungen angefüllt hätte, so würde sich endlich ergeben: Die Gewohnheit sey ein Zustand der Seele, bey welchem sich in ihr oft wiederholte Vorstellungen ver-

dunkeln, und oft wiederholte Handlungen mit dunkeln Vorstellungen oder solchen, deren sie sich nicht bewusst ist, verrichtet werden. Die Beispiele von den Wirkungen der Gewohnheit sind sehr häufig, und öfters ganz unerwartet, und sie beweisen den grossen und unlängbaren Einfluß, welchen die Gewohnheit auf die Denkungsart und Sitten der Menschen hat.

Diese Art von Herrschaft erstreckt sich in der That weiter, als man sich einbilden kann, und ist schwerer zu überwinden, als man gemeinlich glaubt. Sie wird von ihren Besitzern für den kostbarsten Schatz gehalten, und andre finden den grössten Stoff, sie zu verspotten, ohne zu bemerken, daß sie nur Thoren von einer andern Art sind. Kein Schauspiel würde lustiger seyn, als wenn es möglich wäre, Einwohner von dem äussersten Ende der Erde auf einmal zusammen zu bringen. Schwarze, deren nackender Leib mit Schöpfendärmen umwunden ist; Frauenzimmer mit durchgenähten Backen; andre, deren Wangen gemahlt sind; noch andre mit so kleinen Füßen, daß sie nicht darauf treten können; platte Nasen, grosse Mäuler, schwarze Zähne, lange Ohren und hundert andre Dinge, die der eine für vortrefflich halten würde, würden den andern zum Lachen bewegen. Das Gelächter würde allgemein werden. Es würde schwer zu sagen seyn, wer die meiste Ursache gehabt hätte, die übrigen zu verspotten. Der Deutsche begreift nicht, wie der Grönländer Fischtran trinken, und jener weiß nicht, wie es möglich sey, daß dieser Salz zu seinen Speisen essen könne. Ein Türke, der sich an den Mohrfast gewöhnt hat, ist ein Loth davon, um sich aufzumuntern; und der Deutsche, welcher ihn das erstemal braucht, schläft von einem einzigen Grane, ohne daß er sich des Schlafens erwehren kann. Ein Weintrinker nimmt des Tages sechs Flaschen Wein zu sich, ohne davon betrunken zu werden, anstatt daß sechs Gläser einen andern, der es nicht gewohnt ist, ausser Stand setzen, vernünftig zu denken. Ein junger Mensch, welcher, um alt, und folglich verständig zu scheinen, es für nöthig findet, Tabak rauchen

zu lernen, bricht sich bey einer halben Pfeife auf die entschlichste Art, und er erhält dadurch den Verstand, nach einem Jahre auf die unverständigste Art vom Morgen bis auf den Abend Tabak zu rauchen, ohne die geringste Ueblichkeit zu verspühren. So geht es mit dem Branntweine, mit der Kälte, mit der Hitze, mit der Bewegung, mit der Ruhe, mit der Art der Speisen, ja selbst mit den Giften.

Doch die Gewohnheit schränkt sich nicht bloß auf die Empfindungen ein. Die Einbildungskraft nimmt eben einen so grossen Theil daran. Man liest eine Reisebeschreibung das erstemal mit Entzückung, das andremal mit Vergnügen, das drittemal mit Gleichgültigkeit, und das viertemal ohne alle Gedanken. Dieses macht einen Theil von der Beschwerlichkeit des Gefängnisses aus. Man hat immer einerley Begriffe, einerley Gegenstände, und hieraus entsteht eine gewisse Armuth in der Seele, dadurch sie einem armseligen Buchdrucker ähnlich wird, welcher so wenig Buchstaben hat, daß sie nie hinreichend seyn wollen, vollständige Wörter zu setzen.

Es werden aber nicht bloß die Vorstellungen in der Seele verdunkelt, welche oft wiederholte Empfindungen begleiten, sondern es verliert sich auch die Deutlichkeit der Vorstellungen bey solchen Bewegungen, welche wir oft wiederholen. Wie viele Menschen giebt es nicht, die zu allen ihren Reden gewisse Worte und Ausdrücke hinzusetzen, ohne zu wissen, daß sie solches thun, oder die gewisse Gebärden und Bewegungen machen, deren sie sich gar nicht bewusst sind, ohne daß man davon eine andre Ursache als die Gewohnheit anführen könnte. Cajus spielt auf dem Clavier, indem er mit Titio spricht. Er spielt ordentlich, schön und taktmäßig. Gleichwol weiß er nicht, wenn er zu spielen aufgehört hat, was er gespielt hatte; und wer ist im Stande, alle besondere Beispiele dieser Art anzuführen? Hier verrichtet also die Seele Wirkungen, die entweder von dunkeln oder gar keinen Vorstellungen begleitet werden, und zu deren Hervorbringung doch, ehe man sie gewohnt ward,

ward, gar viele Ueberlegung, Aufmerksamkeit und Schlüsse erfordert wurden.

Wie nun nichts so böse ist, daß es nicht zu etwas gut seyn sollte, so gilt dieses auch von der Gewohnheit. Wie beschwerlich würde uns der beständige Reiz des Herzens fallen, der die Seele durch ein geheimes Gefühl zu einem abwechselnden Zusammenziehen des Herzens antreibt, wodurch die Bewegung des Bluts erhalten wird, welches, indem es die kleinsten Aederchen durchfließt, den ganzen Körper des Menschen besetzt! Wie weit würden wir in der Welt kommen, wenn wir erst mühsam nachdenken müßten, wie wir unsre Füße zu setzen hätten, um nicht zu fallen, das wir doch thun müßten, ehe wir gehen lernten! Wie wenig würden die Menschen sprechen, wenn sie bey Aussprechung eines jeden Buchstabens nachdenken müßten, was für eine Bewegung des Mundes, der Zunge und des Halses dabei zu machen sey! Allein, die Gewohnheit setzt sie in den Stand, geschwinder zu reden, als zu denken, und die Seele, welche sich in diesem Stücke selbst übertrifft, wird dadurch den Rathsherren ähnlich, von welchen man erzählt, daß sie den Verbrecher aufhängen lassen, und den folgenden Tag seine Sache auf das gründlichste untersucht haben.

Laßt es uns nur gestehn, daß wir die meisten unsrer Handlungen nur bloß aus Gewohnheit verrichten; und dieses selbst alsdann, wenn wir glauben, recht bedächtig zu handeln. Man redet, man geht, man ißt, man trinkt, man schläft aus Gewohnheit; aber, ich sage noch mehr, man denkt auch aus Gewohnheit. Ich will mich nicht auf diejenigen Leute berufen, die sich an das Phantasiren gewöhnt haben, daß sie auch mitten unter den Belustigungen der Welt mit ihren Gedanken abwesend sind, und die wichtige Frage untersuchen, ob eine Welt möglich gewesen wäre, darinnen es keine Mäuse gegeben hätte; sondern das vernünftige Denken der Menschen selbst hängt, meines Erachtens, von einer blossen Gewohnheit ab. Lernen wir nicht eben so denken, wie wir gehn lernen, und macht nicht die Ge-

Gewohnheit, daß wir bey dem einen eben so, wie bey dem andern, die Regeln vergessen, nach welchen wir beydes verrichten, und die wir uns hernach von einem Weltweisen zu unsrer grossen Verwunderung wieder erzählen, und gar beweisen lassen müssen, ohngeachtet wir sie so lange schon ausgeübt, und uns bey der Ausübung dieser Regeln wohl befunden haben? Dieses kann man mögliche Wirkungen der Gewohnheit nennen. Wie berrübt sind aber nicht andre, welche sie gleichfalls hervorbringt! In einem Theile der Welt frißt man sich aus Gewohnheit lebendig auf; in dem andern peitscht man sich, daß man von Sinnen kommen möchte; im dritten verbrennt man alle Leute lebendig, die gewisse Worte nicht aussprechen können oder wollen; im vierten zankt man sich, mit dem Könige begraben zu werden; im fünften verbrennt man sich lebendig mit demselben; in dem sechsten glauben die Frauensleute, durch die Verheyrathung jedermanns Ding geworden zu seyn; und in dem siebenten hält man es für dienlich, von fremden Gütern so viel an sich zu bringen, als man nur kann. Ist die Gewohnheit so abscheulich, so laßt uns diese Tyranninn fürchten lernen, und nicht ein Wort weiter von ihr sagen!



Acht und neunzigstes Stück.

von Hagedorn.

Wein, den die Bosheit ausgedacht,
Des Wassers Ruhm empor zu bringen,
Der aus Verzweiflung trunken macht,
In dem wir Gift und Tod verschlingen.

Die Natur, die uns mit dem Gewächse des Weinstocks beschenkte, hat es den ehrlichen Leuten überlassen, Wein daraus zu machen; denn sie selbst giebt uns keinen.
Was

Was die wahrhaften Männer, Ovidius, vom Flusse Lyncestes in Macedonien, und Properz, von einem andern auf der Insel Naxos versicherten, daß sie Weinquellen wären;

Unde tuum potat Naxia turba merum,

das hat sich eben so wenig bestätigt, als daß die mineralischen Eisenwasser im Dorfe St. Petri Dargenson, im gaisischen Gebiete des Delphinats, oder der gute Schwalbacherbrunnen und einige andre in Portugal natürliche Weine seyn sollten. Man muß mit sehr groben Sinnen empfinden, wenn man ein gelbes, spirituosfes mineralisches Wasser für Wein halten kann; und so stumpf schmecken und denken wir iht nicht mehr. Der Wein ist ein Werk der Kunst, wie das Brodt und Bier. Allein, die Kunst ist nicht die Geschicklichkeit, ein Werk der Natur zu verderben, sondern es zu gewissen Absichten vollkommener zu machen. Es wäre zu wünschen, daß es keine andre Weinkünstler in der Welt gäbe, als in diesem Verstande; denn so würde man sich bloß damit begnügen, die vollkommensten Trauben durch die beste Cultur zu ziehen, ihnen den möglichsten Grad der Reife zu geben, sie mit genügsamer Mäßigkeit zu pressen, und den erhaltenen Most und Wein in seiner natürlichen Reinigkeit und Vollkommenheit zu den grossen Zwecken aufzubewahren, wozu diese ganze Kunst bestimmt zu seyn scheint, die Kräfte des Lebens zu stärken, die Herzen der Menschen zu erfreuen, und der Gesundheit eine mächtige Schutzwehr zu geben. Dieß thun aber unsre meisten Weinhändler nicht. Von denen an, die den Wein keltern, bis auf die kleinen Weinkrämer, die unter dem Schatten eines hölzernen Bacchus Wein verkaufen, ist jeder darauf bedacht, die Natur zu verbessern, bald aus verdammtter Klugheit, bald aus Geiz, bald aus Liebe zum Betrüge. —

Aus diesem Eingange, den ich darum abbreche, weil ich schon nahe am Schimpfen war, wird man wohl merken, daß ich heute das in meinem 67sten Blatte gethane Versprechen

chen erfüllen will, von den Verfälschungen der Weine einige nützliche Anmerkungen mitzutheilen.

Wer das menschliche Geschlecht ganz unfehlbar vertilgen wollte, der müßte die Vergnügungen vergiften. Denn wir übergeben uns ihnen mit desto mehr Zuversicht, je mehr wir empfinden, daß sie unser Beruf sind, und wir setzen kein Mißtrauen in dasjenige, was unsern Empfindungen schmeichelt. Daher sind die Leute, die sich kein Gewissen daraus machen, die Mittel unsrer Ergößlichkeit, zumal der erlaubten vorsehlich und bloß um Gewinnst willen, schädlich zu machen, die ehrlosesten und gefährlichsten unter allen Betrügnern. Was kann abscheulicher seyn, als einen Armen oder Kranken, der in seinem Elende eine Erquickung sucht, und einen Theil seines kleinen Vermögens daran wendet, sich durch einen Trunk Wein zu stärken, in größres Elend zu stürzen, und ihm ohne Gewissen und Erbarmung einen Giftbecher zu reichen, daß er den Tod trinken muß, wo er das Leben zu trinken hoffte? Vor einem offenbaren Mörder und Betrüger kann man sich noch hüten. Man kann seiner List und Gewaltlist und Gewalt entgegen sehen; und wenn er uns ja betrügt, so brauchen wir uns doch wenigstens nicht dafür zu bedanken. Wer hingegen öffentlich den Charakter eines ehrlichen Mannes führt, und das Zutrauen des Publici genießt, der ist aller Strafen schuldig, die irgend ein Mißethäter verdienen kann, wenn er betrügt.

Herr Goyon de la Plombanie sagt, wo er von den französischen Weinhändlern redet: „Die Kunst zu betragen sey so gemein worden, daß diejenigen Weinbereiter, die bey ihrer Arbeit allzu gewissenhaft seyn wollten, von ihren Professionsverwandten verachtet und verfolgt werden, und vielleicht vor Hunger sterben würden. Die „Kaufleute,“ fährt er fort, „haben sehr verdammlische Geheimnisse, dem Weine Stärke, Farbe und Geschmack zu geben. Bald vermischen sie ihn mit Taubenmiste und „Glätte, damit er in Gährung komme, und Geschmack „und Feuer erhalte; bald muß der Attichsaame ihm Farbe, „und

„und der Honig oder Syrup von Zucker einen angenehmern Geschmack geben, wenn er ihnen noch zu roh schmeckt. Wenn alles dieses zusammen ins Faß gethan wird, so vereinigt es sich dem Scheine nach mit einander, um die Augen und den Geschmack zu vergnügen; aber in der That sollte es die stärksten Gedärme zu zerbeißen vermögend seyn. Diese verdammten Erfindungen sind auf dem Lande mehr, als zu bekannt. Die parisischen Weinhandler unterrichten ihre Lehrlinge in Geheim darinn, und diese gehen hernach und treiben den Weinhandel im Grossen. Die Bürger, die diese Geheimnisse nicht wissen, oder sie nicht gebrauchen wollen, haben Weine, die keine andre Eigenschaft besitzen, als welche ihnen die Natur mitgetheilt hat; daher werden sie verachtet, und mit vieler Mühe verkauft. Die Commissionairs, welche sie kaufen, vermischen gar bald ihren Gift damit, um die Weine, deren Ruhm sie erhalten wollen, nicht in schlechtern Ruf zu bringen. Wenn dergleichen Verfälschungen zu der Zeit geschehen, da der Wein noch auf dem Fasse liegt, so sind sie nicht so merklich. Die Gährung schwächt die Hitze und Heftigkeit des Gifts, so daß es erst lange nach dem Genuße wirkt, aber dennoch nicht weniger schädlich ist, ob es gleich seine Tücke nur langsam offenbart. Die Aerzte wissen dieses zur Gnüge, und die Polizien bestrafen dergleichen Betrug von Zeit zu Zeit exemplarisch. Allein, die Strafen betreffen nur die Unachtsamen und die noch nicht recht ausgelernet haben. Man hat den Betrug in dieser Sache so weit getrieben, daß man sogar Liqueurs verfertigt, und für Wein verkauft, ohne daß eine einzige Weintraube dazu kommt. Ich will mich wohl hüten, das Geheimniß davon zu offenbaren, und es solchergestalt nur bekannter zu machen. Es ist aber nützlich, zu wissen, daß es eine seltne Sache sey, einen reinen Wein zu bekommen.“

Sollten uns nicht, wenn wir dergleichen Nachrichten lesen, die Haare zu Berge stehn, wenn wir den Weindurst empfinden, und die Flasche ergreifen, um ihn zu stillen? Habe

Habe ich nicht in meinem 67sten Blatte erwiesen, daß schon der reine Wein an sich selbst ein gefährliches Getränk für diejenigen sey, die ihres Dursts nicht Meister sind: und was wird er dann werden, wenn man ihn noch zu einem Gifte künstelt? Ist es wohl zu bewundern, daß die Weinschecher gemeinlich sobald die erbärmlichen Opfer ihres Vergnügens werden? O Mäßigkeit! Mäßigkeit! sey allen Menschen empfohlen, die sich lieben! Da wir in dieser Vergnügung von allen Seiten her mit so gräßlichen Gefahren bedroht werden, so laßt uns nie das Mißtrauen bey Seite setzen, das uns bey dem frohen Genuße dieses reizenden Getränks lehren wird, Maaße zu halten.

Ich glaube nicht, daß Treue und Redlichkeit sogar vom Erdboden vertilgt wäre, daß es nicht noch genug gewissenhafte Kaufleute geben sollte, die uns ihren Wein unverfälscht geben. Welch Glück! einen solchen uneigennütigen Mann zu finden, dem man sein Leben und seine Gesundheit sicher anvertrauen kann, wenn man aus seinem Keller Materie zu Kräften und zum Vergnügen fordern läßt! Nichts destoweniger aber kann auch oft diese Redlichkeit vergeblich seyn, wenn nicht der Verkäufer im Lande selbst ein eben so redlicher Mann ist, weil sonst auch der gewissenhafteste Weinhändler selbst betrogen werden kann. Noch glücklich, wenn sich die Versender in Weinländern nur wenigstens mit unschuldigen Künstelern begnügen, welche sie nicht allezeit entbehren können, ohne sich einen empfindlichen Schaden zu verursachen! Noch glücklich, wenn man uns nur falschen Wein sendet, der kein Gift ist! Man wird dieses einsehen, wenn ich die vornehmsten Künstelern der Weinhändler durchgehe. Man wird finden, daß einige fast unentbehrlich, und, wenn gleich immer schädlich, doch nicht so gefährlich sind, daß man ihre übeln Wirkungen nicht sollte überstehn können. Man wird aber auch andre finden, die in allen Formen Vergiftungen sind; verfluchte Künste, die nur höllische schwarze Seelen ausüben.

Man weiß, daß die gemeinen weißen Weine nicht gut erhalten werden können, wenn man die Fässer nicht

ausschwefelt. So lange diese Vorsicht in ihren Schranken bleibt, muß man sie als ein unvermeidliches kleines Uebel, dulden. Ich habe mit grossen Weinkennern hierüber gesprochen, und sie haben mich versichert, daß sie ohne die Hülfe des Schwefels ihre gemeinen weissen Weine unmöglich vor dem Verderben beschützen könnten. Es mag dann seyn. Allein, man weiß auch, daß die Betrüger ihre Zuflucht zum Schwefel nehmen, wenn sie schwachen Weinen hohe Farbe und Geschmack geben wollen; und dann geben sie dem Fasse einen unmäßigen und übersflüssigen Einschlag von Schwefel. Man kann leicht erachten, wie gern man sich des Vorwandes von der Unentbehrlichkeit des Schwefeleinschlags bedienen werde, um einen elenden Kräcker feurig und wolschmeckend zu machen. Wenn ein Trinker solchen Wein in seinen Magen gießt, so macht er ihm gewiß Lärm genug für sein Geld. Die Zunge, welche die Anstifterin der falschen Wollust war, vertrocknet und lechzet von dem flüssigen Feuer, welches um ihrentwillen ist in den Adern umläuft, und das Geblüt, wie eine Fieberhize, entzündet. Auf diese trockne Hize folgt gemeinlich ein starker Ausschlag der Haut; und kaum hat man einigemal den schweflicht glühenden Wein getrunken, so fängt die Nase schon mit den Wangen ihren Kupferhandel an. Der Wein, der sonst das erste unter den erheiternenden Getränken genannt zu werden verdient, tobt, wenn ihn der Schwefel beseuret, mit Lachen und Baurenfreude im Gehirne, und betäubt, anstatt zu ermuntern, und macht Kopfschmerzen für Witz, und Herzklopfen für Lachen.

Obgleich ein nicht zu stark geschwefelter Wein diese Wirkungen nur in geringen Graden offenbart, so sind sie doch immer deutlich genug, und werden es noch mehr, nach dem allgemeinen Naturgesetze, in der Kunst Wein zu trinken, weil man immer mehr begehrt, wenn man einmal zu trinken angefangen hat, und weil dann die Menge des Getränks den Schaden vergrößert. In so fern konnte also Konfard wol Recht haben, wenn er sein verlohrenes Gehör den vielen geschwefelten und gemischten Weinen zuschrieb,

schrieb, die er in Deutschland hätte trinken müssen; denn seine liederliche Lebensart ist bekannt genug. Man hat die geschwefelten Weine um desto mehr zu meiden, je stärker man dieses Getränk zu genießen gewohnt ist. Daher wird man wenig Weinkenner finden, die zu ihrem gewöhnlichen Tischweine weissen erwählen sollten; und in der That ist er es auch nicht, der die Eigenschaften eines gewöhnlichen Tischgetränks besäße, wie solches aus dem, was ich unten hievon zu sagen gedenke, erhellen wird.

Wenn man wissen will, ob ein Wein stark geschwefelt sey, so muß man Silber hinein legen, welches davon schwarz anläuft. Aufferdem aber offenbart sich auch schon die öligte Feuchtigkeit des Schwefels, wenn man ein wenig davon auf den Tisch gießt, und mit der flachen Hand drauf schlägt, da dann ein weisser Fleck zurück bleibt.

Wenn man in Frankreich dem Weine eine angenehme Rubinfarbe geben will, so pflegt man wol ungelöschten Kalk in das Faß hineinzuwurfen. Dieser Betrug ist für grösser geachtet worden, als das Schwefeln, weil man ihn durch Gesetze verboten hat; denn man will bemerkt haben, das daraus Stein und Gicht entstehe. Ich will dieses nicht schlechterdings vertheidigen; denn was das erste betrifft, so weiß man ist aus den neuern Versuchen in England, daß das Wasser vom ungelöschten Kalk ein vortreffliches Mittel sey, den Stein zu zermalmern: folglich kann man, nach erfolgtem Abgange von Steinen bey Leuten, die solchen verfälschten Wein getrunken, gar leicht geirrt haben, wenn man der Meinung gewesen ist, daß er sie hervorgebracht habe. Was aber das Podagra anbelangt, so kann dieses ein auch unverfälschter saurer Wein hervorbringen; und es folgt nicht schlechterdings, daß Kalk im Weine die Gicht machen müsse, weil die gichtische Materie in den verhärten Knoten kalkartig ist. Nichts destoweniger ist die Färbung des Weins mit Kalk eine wahre Betrügerey. Denn so lange man den Wein nicht zur Cur besondrer Krankheiten, sondern bloß diätetisch trinkt, wird er desto

schädlicher gemacht, je mehr besondere Arzneyskräfte für einzelne Krankheiten man ihm einverleibt.

Eben dieses macht die Kunst zum Betrüge, wenn man dem Weine vermittelst gewisser Blumen und Kräuter einen besondern Geruch und Geschmack zu geben sucht. Denn meistens erhält er davon bloß die Eigenschaft, daß er heftige Kopfschmerzen verursacht. Die Gewürze sind hierbey nicht zu vergessen. Sie verleihen dem Weine Tugenden ein, die er nicht haben muß, weil er ein Getränk für Gesunde seyn soll. Ich würde es dem Koche übel verdanken, der mir eine Speise gäbe die purgirte, wenn ich weiter nichts von ihr erwartete, als daß sie mich sättigen soll, und eben so wenig darf ein Weinhändler meinen Wein mit Kräutern und Gewürzen zu Arznei machen, wenn ich von ihm nur ein Getränk verlange.

Die süßen Weine weiß man aus den schlechtesten sauren, durch Sirup und allerhand Schmierereyen, am Geschmacke sehr natürlich nachzumachen, und man bekommt alsdann, anstatt eines guten Weins einen jungen Kräcker in den Magen, welcher viel Säure, Sodbrennen und Kopfschmerzen erregt. Der Zucker offenbart sich bey dergleichen Weinen durch ihre Klebrigkeit an den Lippen und Fingern. Der schlechte braune Methylzucker selbst muß die Betrüger bereichern. Denn sie verfertigen damit, aus dem sauresten schlechtesten deutschen Landweine, Rheinwein, indem sie ihn damit in Gährung setzen.

Die Rhein- und Moslerweine leiden eine gefährliche Verfälschung mit Bley, wodurch sie zu einem tödtlichen Gifte werden, das nach und nach tödtet. Man sucht nämlich diese Weine durch die Vermischung mit Bleyweiß, Mennige, Glätte, Bleyzucker, und andern dergleichen bleyischen Sachen süßer und angenehmer zu machen. Die entsetzlichen Folgen, welche diesen Betrug begleiten, haben billig veranlaßt, daß er bey Lebensstrafe verboten worden ist; daher man auch wirklich, mit Bley verfälschte Rhein- und Moslerweine weit seltner antrifft, als man gemeinlich glaubt, wie solches Herr **Gaubius** aus vielen Proben

ben erkannt hat. Da man das von ihm bekannt gemachte Mittel, diesen Betrug untrüglich zu entdecken, schon in meinem 37 Blatte, gelesen hat, so will ich hier nichts mehr hinzufügen; als daß schon Stahl in seiner Chymie dieses Mittel beschrieben, und Junker es, in der seinigen, für ganz untrüglich angegeben habe (*).

Auch die rothen Weine werden verfälscht, ob sie gleich weder Wasser noch Schwefel leiden, wie die weißen. In dem weinarmen Sachsen kann man so viel Pontac zu trinken bekommen, als man begehrt, anstatt, daß wir hier für viel Geld keinen Tropfen zu schaffen wissen. Das macht, man kann den Pontac aus schlechtem sauren Weine, aus Schleen und Heidelbeeren verfertigen. Kein Getränk kann ausgesuchter seyn, um den Magen zu verderben, und den Kopf dumm zu machen. Inzwischen ist es Pontac, und wir können uns glücklich schätzen, daß wir ihn nicht haben. Desto unglücklicher aber sind wir, daß wir den Branntwein haben, welcher das allgemeine Kunstmittel ist, womit unsre rothen Weine verdorben werden.

Es ist seltsam, daß die Leute, die den Wein trinken, um sich zu berauschen, nicht lieber gerade zu Branntwein trinken, als daß sie von den Weinhändlern so hitzige und flüchtige Weine verlangen, die dieses mit weit mehr Gelegenheit verursachen. Da sich ein Kaufmann nach dem Geschmacke seiner Käufer richten muß, so halten es die Weinbereiter für ihre Schuldigkeit, uns diesen Betrug zu spielen. Einige geben vor, daß sie die rothen Weine ohne Branntwein eben so wenig, als die weißen ohne Schwefel erhalten können; und wenn diese redlich sind, so begnügen

D. 9 3

sie

(*) Nachher, da dieses obige gedruckt war, habe ich in des vortreflichen Herrn Leibmedici Vogels in Göttingen, neuer medicinischer Bibliothek, 4 B. S. 315. eine Anmerkung gefunden, die ich zu entscheiden nicht Einsicht genug besitze, aber eben um deswillen für desto nöthiger halte, sie hier beizufügen. Dieß sind die Worte: „Es kömmt mir noch nicht ganz gewiß vor, daß die Weine von etwas bennemischtem Bleyischen giftig werden. Es ist wahrhaftig noch einer größern Untersuchung werth, und ich sorge, die Schlüsse möchten betrüglich seyn.“

sie sich damit, die Fässer vorher nur mit Branntweine auszusüßeln, ehe sie die Weine auffüllen. Andre hingegen sind mit dem Branntweine viel freigebiger. Sie weichen ohngefähr acht Tage lang Galgant, Nelken, Ingwer, Zimmet und Kirschkernen in gutem Branntwein, und gießen davon, nachdem sie den Wein abgeläutert, in jegliches Faß nach Gefallen so viel, als sie belieben, nachdem der Wein am Geschmacke stärker oder schwächer seyn soll. Andre nehmen frischen Most, so wie er von der Presse kommt, gießen ihn in die Fässer, worinn er gähren soll, doch so, daß oben ein leerer Raum, einer Spanne lang, übrig bleibt, und hängen oben in das Spundloch ein Brettchen hinein, welches den Wein nur eben berührt. Alsdann nehmen sie Branntwein, welcher von gutem Weine drey oder viermal gebrannt ist, und gießen davon in jedes Faß zwey oder drey Maas, lassen ihn aber nur fein gemach zum Spundloche hinein auf das Brettchen fließen, damit er nicht auf einmal hineinfalle, sondern nur oben schwimme, und sich mit dem Moste nicht vermische. Auf solche Weise gährt er unter sich, und nimmt von dem Moste die Süßigkeit, aber vom Branntweine die Stärke an sich, welche er sonst natürlicher Weise nie haben könnte. Alle diese Künsteleyen sind betrügerisch und schädlich; das erste, weil man den Weinen falsche Eigenschaften andichtet, die doch nur vom Branntweine herrühren, und nichts destoweniger sie, als edlere Weine den Käufern desto höher anschlägt; das letzte aber, weil man sichs bey dem Weintrinken nicht versteht, daß man Branntwein genieße, und solchergestalt dieses hitzige Getränk in solcher Menge empfängt, die sters sowol in unsern vesten Theilen, als in den Säften nachtheilige Wirkungen hervorbringt. Da ich erst vor kurzem die Wirkungen des Branntweins beschrieben habe, so brauche ich mich bey dem Beweise der Schädlichkeit solcher Weine nicht länger aufzuhalten, die mit diesem Liqueur verfälscht sind. Es ist übrigens leicht, diese Verfälschung zu entdecken; denn, wenn man nur ein wenig von solchem Weine zwischen den flachen Händen reibt, und

hinein-

hineinriecht, so offenbart sich der Branntweingeruch nur allzu deutlich.

Der vortreffliche Champagnerwein selbst muß sich nachmachen lassen. Man schüttelt neuen Franzwein mit Weinstein Salz und etwas fein gestossenem Pfeffer wohl durcheinander. So bald dieses geschehn, verstopft und verpicht man die Boutheille. Wenn man sie nun hernach aufmacht, daß die Luft dazu kommen kann, oder dergleichen Wein ausgießt, so fängt seine Säure an, mit dem Weinstein Salze zu brausen, welches nicht erfolgen kann, so lange die Boutheille verstopft bleibt. Der Pfeffer giebt dem Weine einen durchdringenden Geruch und Geschmack. Allein, wenn man diesen falschen Champagnerwein trinkt, so merkt man aus seiner Wirkung, daß man betrogen sey. Denn anstatt, daß der wahre Champagner das thut, was Voltaire sagt:

Du Vin d'AI la Mouffe petillante
En chatouillant les Fil'es des cervaux
Y porte un Feu, qui s'exhale en bon mots:

so macht der verfälschte seine Märtyrer dumm und krank.

Man sieht aus allen diesen Beschreibungen, wie übel man mit den Weinen dran sey, und daß der selige D. Luther allerdings recht gehabt habe, wenn er in einem seiner Lieder singt, daß die ganze Welt voller Diebe sey. Indessen aber muß man auch wissen, daß nicht alle Weinkünsteleyen Betrug, ja auch nicht alle Betrügereyen eben sehr ungesund sind. Wenn die Weinhändler schlechte Weine auf Fässer füllen, worauf zuvor guter Wein gelegen hat, so ist dieß zwar ein Betrug, wenn sie den zuletzt ausgefüllten Wein für so gut ausgeben, als den ersten; jedoch kann der schlechtere Wein deshalb wol unschädlich seyn. Nichts destoweniger wird sich kein rechtschaffner Mann mit solchem Betrüge abgeben. Hingegen wäre zu wünschen, daß viele die Kunst verstehn und ansäßen möchten, die Weine durch gute Künste, zu verbessern, wovon ich den edelsten die Ehre erzeigen muß, sie hier anzuführen.

Zuerst gehört hieher die kluge Vermischung guter Weine. Denn so wie man, in der Zeit der Weinlese alle Arten Trauben, die sich am besten zusammen schicken, mit einander vermischt, und alle schlechte Sorten ausliefert, die besten hingegen zu guten Weinen absondert; so kann man auch den schon zubereiteten guten Weinen, durch eine kluge Vermischung, solche Eigenschaften geben, die keiner besondern Art an sich eigen, und doch zur Gesundheit, zum Wohlgeschmacke und zur Dauer vortreflich sind. Eine solche Vermischung der Weine ist keine Verfälschung, sondern vielmehr ein Meisterstück der Kunst. Ein jeder Liebhaber will Wein nach seinem Geschmacke, und bald von dieser, bald von jener Wirkung trinken. Die Natur brauet aber nicht Weine für den Eigensinn der Menschen; und wenn sie es gleich thäte, so könnte ihn doch sein Liebhaber unmöglich überall finden. Diesen Mangel ersetzt der Weinkünstler, indem er durch die Vermischung guter Weine einen neuen guten Wein hervorbringt, der so schmeckt und wirkt, wie ihn sein Käufer verlangt. Allein, man sieht leicht, daß hierzu eben so viel Scharfsinnigkeit, als Uneigenmüßigkeit und Ehrlichkeit, von Seiten des Künstlers, erfordert werde, wenn seine Kunst nicht schädlich, oder zum Betrage werden soll. In Paris wissen sie die Weinvermischung auch. Aber was für eine? Sie machen aus den verschiedensten schlechten und mittelmäßigen Weinen die unförmlichsten Zusammensetzungen. Aus einer gewissen Menge languedockischem, schlechtem Champagner und andern Weinen aus den Bergen um Paris, verfertigen sie eine Art Burgunderwein, den sie durchschlagen, abklären, und mit einigen andern Ingredienzien vermischen. Hieraus wird ein schönfarbiger, wohlschmeckender Wein. Allein, wenn die Hitze der Gedärme alle diese widerwärtigen Geister, die durch keine lange Gährung vermischt und verdauet worden sind, sammlet, so gähren sie, wie gewisse chymische Oele, zusammen, und ihre Dünste benebeln das Gehirn, verwirren die Lebensgeister, greifen die Nerven an, verstopfen die kleinen Gefäße, und setzen die ganze Maschine des Körpers in unord-

dent:

entliche Bewegungen. Wie könnten solche Vermischungen gebilligt werden? Allein, wenn man einen etwas zusammenziehenden, aber schwachen Wein mit einem andern, der feurriger ist, einen hellern mit einem mehr gedeckten u. s. w. gehörig vermischt, so ist diese Kunst der Gesundheit auf keine Weise nachtheilig.

Eine andre gute Weinkünsteley ist die, da man die Weine durch natürliche Mittel hindert, daß sie sich nicht von selbst verschlimmern. Man kann hierher die ganze Kunst, den Wein zu erhalten, rechnen. Besonders aber gehören hierher die Erfindungen, welche man gemacht hat, um das Verfliegen oder Verdünsten des Weins zu hindern; z. E. daß man ihn auf große Fässer von dicken Dauben lege. Herr Goyon de la Plombanie hat in der Abtey zu Tilselbrunn, im lothringischen, weiße Weine, von demselben Jahre, die dem schlechten sauren Suppenweine gleich waren, in Fudern von 40 bis 50 Tonnen binnen 10 bis 12 Jahren, zu den angenehmsten Weinen werden sehen. Diese Güte können sie in kleinen Tonnen, und ohne Hülfe des Schwefels nicht erhalten. Die anderthalb Zoll dicken Dauben dieser Fuder halten die feinen Theile des Weins, die durch die Zwischenräume der kleinen Fässer hindurch gehen, vollkommen zurück. Der Wein arbeitet darinn, und seine Gährung macht eine neue Vermischung und Art der Verdauung, vermöge welcher die scharfen und sauren Salze stumpf gemacht werden, und sich so bessern, daß der Wein vollkommen gut wird.

Wenn man keine Gelegenheit hat, den Wein in großen Fudern aufzulegen; so ist es erlaubt, sich einer Kunst zu bedienen, um den kleinen Fässern eben die Dichtigkeit und Undurchdringlichkeit zu geben, als den großen, indem man ihre Zwischenräume aufs beste verstopft. Herr Goyon hat in dieser Absicht einen Vorschlag gethan, der, wenn er thunlich ist, unter die redlichsten Weinkünsteleyen gehört. Er giebt den Rath, die kleinen Tonnen in Pech zu kochen, woben es sich aber versteht, daß sie nur auswendig, nicht aber inwendig gepicht seyn müssen. In solchen Tonnen

D. 9 5

kann

kann man Früchte, Mehl, u. dgl. auf Land- und Seereisen lange Zeit unverfehrt aufbehalten, und vielleicht würde es mit dem Weine eben so gut von statten gehen, wofern nur genugsam verhütet werden kann, daß der Wein von solchen Tonnen keinen Geschmack nach dem Pecher annehme.

Eine sehr vortrefliche, aber nicht öconomische Weinkünsteley besteht darinn, dem Weine, vermittelst des Frostes, seine Wäsrigkeit zu benehmen. Ich will diese Kunst mit den Worten des Herrn von Mairan erläutern, der einer der größten Naturforscher unsrer Zeiten ist.

„Wenn Wein, Brantwein, oder ein andrer geistiger Körper gefriert, so geschieht es nicht durch und durch, sondern man findet fast allezeit in der Mitte des Gefäßes oder Eises seinen subtilsten Theil beyammen, der seine Flüssigkeit nicht verlohren hat. Man kann also, wenn man ein Gefäß voll Wein nur einem starken Froste aussetzt, eine Art vortreflichen Brantwein daraus machen, wovon die Ursache leicht zu begreifen ist. Weil das Gefrieren eines fließenden Körpers allezeit auswendig an seiner Oberfläche, in seinem wäsrigsten und am wenigsten flüssigen Theilen, anfängt; so muß in ihm eine Art von Zusammenziehung vorgehen, wodurch diejenigen Theile immer nach dem Mittelpuncte getrieben werden, welche am flüssigsten sind, am schwersten gefrieren, und zwischen den Theilchen des gerinnenden Wassers hindurch wischen. Es bleibt auch hernach der gefrorne Theil dieser flüssigen Materie fast allemal ohne Geschmack und Kraft, fast so wie das gemeine Wasser; und wenn das Gefrieren schnell erfolgt ist, so wird das Eis manchmal so locker, daß es nur halb geschmolzenem Schnee gleicht.“

Dies letztere erfuhr DonUlloa in der strengen Kälte, die er auf dem Berge Pichincha in Amerika ausstehen mußte. Denn der Brantwein hatte in dieser Kälte gar keine Stärke und wärme auch nicht. Dies geschieht auch mit dem Weine, wenn er gefroren und wieder aufgethauet ist. Daher muß man den inwendig im Eise gesammelten Geist auszapsen, ehe der gefrorne wäsrigte Theil wieder auf-

aufthauen und sich damit vermischen kann. Unter dieser Bedingung geben die an sich starken Weine nach dem Gefrieren allerdings eine Art Brantwein, so daß man nicht im Stande ist, sie ohne Vermischung zu genießen. Schlechtere Weine aber müssen durch so viel Grade der Verstärkung gehu, ehe sie so vollkommen werden, daß nicht zu besorgen ist, daß sie allzu gut werden möchten. Indessen werden sie doch gewiß weit vortreflicher, als zuvor. Der Herr Professor Ludolf, in Erfurt, hat diese Kunst, junge Weine ohne Zeit alt, und schlechte edel zu machen, ausführlich beschrieben, und ich werde meinen Lesern das Vergnügen machen, ihnen etwas davon zu erzählen.

Man lege ein mit starken Boden und eisernen Reifen verwahrtes Faß voll Most, oder zum erstenmal abgezogenen Wein bey anfallendem starken Froste in die freye Luft, lasse den Spund nur leicht aufgedeckt, und fülle das Faß nicht ganz voll, so daß noch etwan ein halber Eimer daran fehle. Wenn es 5 bis 6 Tage in hartem Froste gelegen hat, so hat sich rund um ein dickes Eis angelegt, welches das gefrorne Wasser ist, und im Mittelpunkte hat sich die Seele des Weins versammelt. Dieses Flüssige muß man, wie gesagt, vom Eise absondern, ehe es wieder aufthauet, indem man einen Hahn durch das Eis hindurch stößt. In Genf und der Gegend sollen sie, wie Hofmann versichert, auf solche Weise einen guten gesunden Wein, Franginer genannt, den ganzen Winter an der freyen Luft liegen lassen, und er wird davon lieblicher, milder, geistreicher und gesunder. Man kann auf eben die Weise den Weinesig schärfen und bessern, obgleich zu bedauern ist, daß man dabey die Hälfte Verlust leidet.

Wenn man den Most ein- oder zweymal zusammenfrieren läßt, so erhält man dadurch einen von Natur ungemeyn süßen Saft. Am besten ist es, die Trauben, welche etwas dickhäutig sind, bis auf einfallende Kälte aufzubehalten, sie alsdann abzubereiten, zu quetschen, zu pressen, und solchen Most hernach gefrieren zu lassen.

Was den Wein anbelangt, so muß er, nachdem er einmal abgezogen worden, gefrieren. Man wird hierbey die Hälfte des Weins verlieren. Allein, man erhält auch dagegen einen Wein, der keine Jahre hat, und doch alt ist; ja, was noch mehr ist, man kann aus solchem Weine, ohne alle andre Künstley, fast alle Arten natürlicher Weine aufs unschädlichste nachmachen. Der spanische Wein hat viel schwefligte Theile und wenig Wasser, daher solcher Most nicht recht brausen kann. Kurz, er ist ein verhaltener abgehellter Most von sehr zeitigen Trauben. Man zeitige also die Trauben im Zimmer, indem man sie aufhängt, und in gemäßigter Luft abtrocknen läßt, keltere sie hernach bey starker Kälte, lasse solchen Most zusammenfrieren, und sich hernach auf dem Fasse aufhellen; so wird man einen spanischen Wein haben, der nicht in Spanien gewachsen ist. Die italienischen und ungarischen Weine sind auch süß, aber weinreicher, und haben folglich mehr gebraust. Wenn man also drey Theile zusammengefrorenen Mostes mit einem Theile zusammengefrorenen Weins versetzt, und im Fasse sich aushellen läßt, oder von beyden zu gleichen Theilen mit einander vermischt, und sie ein bis zwey Jahr liegen läßt; so wird man im ersten Falle eine Art italienischen und im letzten einen ungarischen Wein haben. Der Champagnerwein ist stark und flüchtig; er muß aber im Glase noch brausen, und ist also allezeit ein junger Wein. Man versetze also einen Theil zusammengefrorenen Mostes mit drey Theilen zusammengefrorenen Weins, und ziehe ihn, sobald er im Fasse sich abgehellte, auf starke Bouteillen ab, behalte ihn etwa vier Monate auf, und versuche dann, ob man Champagner hat? Die deutschen Landweine gleichen dem Rheinweine, außer daß sie zu viel Wasser haben. Wenn also der junge Wein nur einmal gefroren, hernach, so oft er sich abgehellte, abgezogen, und bis drey Jahr alt geworden ist, so wird er dem Rheinweine gleichen. Der sechste Theil gefrorenen Most, den man darunter mischt, wird die allzusauren Weine hinlänglich versüßen. Der Burgunder ist stark, nicht allzusauer und roth. Man vermische also einen

Theil

Theil gefrorenen rothen Most mit drey Theilen solchen gefrorenen Weins, und lasse ihn bis drey Jahr alt werden, so gleicht er dem Burgunder. Der Steinwein ist feurig und süß, hat aber dabey einen öligten bitterlichen Geschmack, den man aus den Zwetschen am besten erhalten kann. Wenn man einen Theil gefrorenen Most mit zweyen Theilen zweymal gefrorenen Weins versetzt, und ihn ein Jahr auf dem Fasse liegen läßt, so wird er eben denselben Geschmack bekommen, u. s. w. Mit dem Biere ist es eben so wie mit dem Weine: jedoch scheint es nicht so viel als Wein und Branntwein, an seiner Güte dadurch zu verlieren, wenn der gefrorene wäsrige Theil wieder aufthauet und sich mit dem geistigen Theile vermischt. Beydes erhellt aus folgender Beobachtung von Herrn Ellis, die er bey seinem Aufenthalte in der Gegend von Hudsons Bay gemacht hat: „Unser Bier, sagt er, vergruben wir zwölf Fuß tief in die Erde, legten unten und oben ein Bett von Weiden und Grase, und deckten hernach zwölf Fuß fette derbe Erde darauf. Gleichwol waren von dem dünnen Biere unterschiedene Fäßer, die an den Seiten lagen, gefroren, und ohngeachtet sie mit eisernen Ringen gebunden waren, dennoch zersprungen. Die geistigen Theile des Biers hatten sich mitten im Eise zusammengezogen, waren flüßig geblieben, und sehr stark. Wenn man aber das Eis am Feuer zergehen ließ, so hatte es einen stumpfen und schaaalen Geschmack. Andre Fäßer waren nicht zersprungen; hingegen aber war auch nicht die Hälfte von dem darinn befindlichen Biere gefroren. Man ließ den wäsrigten Theilen Zeit, aufzuthauen, und sich mit den geistigen zu vermischen. Dadurch wurde das Bier sehr gut, und unsern Gedanken nach besser, als wenn es nicht gefroren gewesen wäre.“ Der Vortheil scheint also auf das langsame Aufthauen anzukommen.

Da die Weine durch das Gefrieren sehr stark und geistreich werden, so sind sie zwar zur Lust und als Arznei, keinesweges aber zu gewöhnlichen Tischweinen brauchbar. Ein Tischwein muß eigentlich gar keine Arzneykraft besitzen, wie

wie die Speisen; doch kann es nicht schaden, wenn er den Magen stärkt, um die Verdauung zu erleichtern. Hierzu schicken sich die rothen Weine am besten, die ein wenig zusammenziehen; doch müssen sie nicht zu geistreich seyn, weil sie sonst Hitze verursachen. Eine jede starke Verdauung ist ein kleines Magenfieber, und erregt einige Hitze im Blute, welche ein flüchtiger Wein schädlich vermehrt. Daher sind weiße Weine selten zu Tischweinen geschickt, und kein Kenner erwählt sie dazu. Schon vor Alters pflegten die Perser, denen der Wein verboten ist, aus den Trauben einen Saft zu kochen, welchen sie häufig tranken. Allein einem solchen Weine fehlt die Gährung, er ist blähend, und verträgt sich mit den wenigsten Arten von Speisen, welches doch die Eigenschaft eines Tischweins seyn muß. Die Medocweine scheinen hierzu am besten zu seyn. Sie sind ungemein leicht, machen nur in großer Menge Rausch und Hitze, und erregen auf der Zunge eine Empfindung, als ob man Sammet anföhlte, und dieses ihr sanftes Zusammenziehen ist zu gelinde, den Leib zu verstopfen. Indessen giebt es auch deren genug, die noch zu viel rohe Säure und allzuwenig Geist haben. Unter ihnen muß man die Wahl zu treffen suchen, wenn man sich an einen Tischwein gewöhnen will (*). Denen aber, die schon in starken Weinen Zechhelden geworden sind, sind sie zu schwach, und diese müssen ihrem Schicksale, das ich im Voraus bedaure, mit hitzigern Weinen entgegen gehn.

(*) Von ihren verschiedenen Arten und von den natürlichen Vorzügen dieser gujennischen Weine zu Speiseweinen, siehe ausführlicher das 186 Blatt.

Neun und neunzigstes Stück.

von Hagedorn.

Es giebt ein Volk, das immer lernen sollte,
Und immer lehrt.
Das ist das Volk, das man nie hören wollte,
Und täglich hört.

Heute nichts als Briefe:

Mein Herr Arzt,

Da Sie stets fortfahren, mit ihren Blättern bey uns einiges Aufsehen zu machen, und nichts versäumen, um der Arzneykunst ein ernsthaftes und ehrliches Ansehen zu geben, das sie in den Augen derer, die richtig und frey zu denken gewohnt sind, noch nie gehabt hat; so muß ich einmal versuchen, ob Sie sich getrauen werden, dieses Schreiben in Ihren Blättern bekannt zu machen, worinn ich augenscheinlich beweisen werde, was ihre edle Kunst in der That sey.

Ich habe einen Arzt gekannt, der die Schwindsucht hatte und starb; zween, die bis an ihr Ende blöde Augen gehabt haben; dreyßig, die sich wunderlange mit Krankheiten schleppen mußten, welche sie sich nicht zu nennen getraueten; zwanzig, die sich durch Wein wassersüchtig gemacht hatten; sechs, die alle Jahr das Podagra richtig bekamen; neune mit Nierensteinen; zwölf mit Würmern; vier und zwanzig, die in einem einzigen Sommer am Fleckfieber starben, wovon sie bey den Kranken angestickt wurden, die sie an Fleckfiebern curiren wollten, und die auch wirklich zum Theil durchkamen, und ihre Aerzte überlebten. Kurz, was ich nicht gesehen habe, das haben andre Leute gesehen; genug, Sie werden zugesehn, daß es mehr als wahrscheinlich sey, wenn ich behaupte, daß alle Aerzte in der Welt zusammen genommen, gewiß schon oft alle nur mögliche Krankheiten gehabt haben, und daß an jeder einige gestorben, oder ohne Hülfe geblieben seyn werden. Was beweiset aber dieses? Das will ich ihnen sagen. Eine jede Krankheit, woran ein Arzt sichts, oder die er nicht curirt, oder nicht abwendet, da sie ihn doch selbst betrifft, ist ein Beweis, daß Gott seinen Patienten gnädig seyn mag, wenn sie

sie dereinst eben dieselbe Krankheit bekommen sollten; und daß er der Mann gewiß nicht sey, der sie davon befreyen wird; daß alle die, so er an solchen Krankheiten curirt zu haben vorgiebt, gewiß ihre Gesundung seiner Geschicklichkeit nicht zu danken haben, und daß er auch die Macht nicht habe, sie davor zu bewahren. Da nun dieses, wenn man alle Aerzte zusammen nimmt, von allen Krankheiten gesagt werden kann; so bitte ich Sie, mit welcher Stirn können Sie behaupten, daß die Arzneywissenschaft eine gründliche Kunst sey? wie können Sie versprechen, uns von Krankheiten zu curiren, die Sie selbst dulden müssen, und sie von uns abzuwenden, da Sie sich selbst nicht davor hüten können? Ich weiß wohl, daß Sie nicht so leicht bekennen werden, was hieraus folgt: allein, wie kann sich wohl das Publicum von Ihnen einnehmen lassen, und wie lange wird es noch in seiner Blindheit verharren? Ich bin ic.

O. p.

Antwort.

Mein Herr,

Sagen Sie es nur lieber frey heraus, daß Sie alle Aerzte für Betrüger halten. Sobald Sie die Folge Ihres Schlusses beweisen können, daß einer, der selbst sterben muß, keinen vom Tode erretten, daß einer, der sich selbst von einer Krankheit nicht curiren kann, sie auch an andern nicht curiren könne, und daß einer, der sich selbst vor Krankheiten nicht hütet, keine gründliche Regeln, sie zu verhüten, wissen könne; so will ich glauben, daß unsre Kunst auf Bahn und Thorheit beruhe. Und wenn sie beweisen werden, daß alle Aerzte von der Unzulänglichkeit ihrer Regeln, von der Unkräftigkeit ihrer Arzneyen, von der Unmöglichkeit, Krankheiten und Gefahr durch die Beobachtungen ihrer Regeln und durch den Gebrauch ihrer Arzneyen zu verhüten oder zu vertreiben, entweder wirklich überzeugt sind, oder doch bloß durch ihr Verschulden diese Ueberzeugung nicht haben, und dennoch fortfahren ihre Kunst zu treiben und anzupreisen; so will ich sie, im ersten Falle, für boshafte, und im letzten wenigstens für dumme und selbst betrogne Betrüger halten. Bis dahin aber muß ich ihnen sagen, wenn Sie nach Ihren Grundsätzen die Aerzte für Betrüger halten; daß wir uns nur nach andern Mustern gebildet haben. Sie scheinen mir ein strenger Moralist zu seyn. Erlauben Sie mir, daß ich die Herren Moralisten für unsre Muster im Betrügen halte, so lange ich ihre Art zu schließen nicht tadeln darf.

Die Moralisten predigen uns die Sitten der Tugend. Ich kenne aber einen, der die Demuth predigt, und der nicht eher hat
ruhen

ruhen könnten, bis er sich durch einen erkauften Adelsbrief vor aller Welt lächerlich gemacht hat; zweyte, welche die Mäßigkeit priesen, und die größten Schmarotzer in der Stadt waren; dreyzig Lehrer der Sanftmuth, die an Gallensiebern gestorben sind; zwanzig Priester der Geduld, die sich mit Lebensgefahr die Kräfte vertrieben haben. Sie, mein Herr, müssen unstreitig selbst mehrere kennen.

Den Weisen von Stagir entehret eine Meise:
Demosthenes spricht als ein Held;
Doch er verläßt Schild, Schlacht und Feld;
Und Garpalus Geschenk ersüdet sein Geschwätz;
Ein Diogen verfälscht das Geld;
Ein Seneca verdammt und sammlet Schätze.
Dies ist der Lehrer Art; dies ist der Lauf der Welt.
Erbauliche Befehle,
Die ihr Gebieter selbst nicht hält!

Was beweiset aber alles dieses? Ich will es Ihnen sagen, so wie Sie es mir sagten. Eine jede Tugend, wovider ein Moralist sündigt, oder deren entgegengesetztes Laster er selbst nicht vermeiden oder verbessern kann, ist ein Beweis, daß Gott den armen Sündern gnädig seyn mag, die in seine Schule kommen, um die Regeln der Tugend zu lernen, und daß er der Mann gewiß nicht sey, der sie von ihren Lastern befreyen wird; daß alle die, so er bekehrt zu haben vorgiebt, gewiß ihre Bekehrung seiner Geschicklichkeit nicht zu danken haben, und daß er auch die Macht nicht habe, sie vor Lastern zu bewahren. Da nun dieses, wenn man alle Moralisten zusammen nimmt, von allen Lastern gesagt werden kann, weil es eben so gewiß ist, daß alle Moralisten, zusammengenommen, alle nur mögliche Laster, wovider sie gepredigt, selbst ausgeübt haben, als daß alle Aerzte, an allen möglichen Krankheiten, zuweilen sich selbst nicht haben heilen können; so bitte ich Sie, mit welcher Stirn können Sie behaupten, daß die Sittenlehre eine gründliche Kunst sey? wie können Sie versprechen, uns von Lastern zu befreyen, deren Sklaven Sie selbst sind, und den Sündenfall von uns abzuwenden, da sie sich selbst nicht davor hüten können? Wie kann sich wohl das Publicum von ihnen einnehmen lassen, und wie lange wird es noch in seiner Blindheit verharren? — —

Sehen Sie wohl, mein Herr, daß wir, wenn Ihre Art zu denken statt finden sollte, die beyden Blinden im Evangelio sind, und daß Sie, mit Ihrem Balken im Auge, den armen Aerzten ihren Splittler ausziehen wollen.

Wollen Sie sagen, daß Sie die Grundsätze der Tugend bloß frehwillig übertreten, und daß hingegen die Maximen der Gesundheit gar nicht beobachtet werden können, oder doch, wenn man sie beobachtet, den Zweck nicht erreichen, die Krankheiten zu verhüten,
Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. Nr oder

oder zu vertreiben; so müssen Sie bedenken, daß der freye Wille eben der Gegenstand sey, in welchen die sittlichen Maximen wirken sollen, gleichwie der menschliche Körper der Gegenstand der Gesundheitsregeln ist. Hieraus folgt, daß die eine Wissenschaft eben so falsche Gründe, und der eine Doctor eben so viel Unwissenheit oder Bosheit besitze, als der andre. Lassen Sie sich sagen, was der Ritter **Temple** in dieser Sache geurtheilt hat, so werden Sie finden, daß die Aerzte nicht schlimmer sind, als andre Leute: „So wie jene herrliche atheniensische Aufschrift den **Democritus** lehrte, daß er, in sofern ein Gott wäre, als er erkannte, daß er ein Mensch sey; so kann man auch von den Aerzten sagen, daß sie um so viel größern Vorzug verdienen, je mehr sie die Trüglichkeit ihrer Kunst erkennen und eingestehn. Es ist unläugbar, daß niemand in der Arzneiwissenschaft einen hohen Grad erreichen wird, der es nicht in andern Wissenschaften sehr weit gebracht hat; weshalb auch die Aerzte, da sie allemal die gelehrtesten Leute unter sich gehabt, ihrer besondern Geschicklichkeit wegen in Ehren gehalten worden sind. Man mag von ihrer Uneinigheit und von der Ungewisheit ihrer Kunst noch so viel sagen, so können sie doch kühnlich versprechen, daß sie in ihrer Kunst eben so bald Gewisheit und Untrüglichkeit erhalten werden, als die Gottesgelehrten in den Entwürffen ihrer Lehre, die Rechtslehrer in ihren Rechten, und die Staatsklugen in der Regierung eines Staats zur Gewisheit gelangen möchten.“ Aber warum wollen wir so unsinnig gegen die nützlichsten Wissenschaften, und gegen die Leute zu Felde ziehen, die sie zwar nicht mit stets glücklichem Erfolge, aber doch allezeit in den besten Absichten, oft zum größten und augenscheinlichsten Vortheile der Menschlichkeit, und nie vorsätzlich zum Schaden eines einzigen Menschen treiben? Ich rede nicht von den Schelmen in beyden Professionen, nicht von den **Tartäffen**, nicht von den Doctorn zu Pferde und auf den Büden. Es würde unsre Ehre erniedrigt seyn, uns gegen die groben Beschimpfungen derer zu vertheidigen, die alle Aerzte für Charlatans halten. Denn Kraft unsrer Kunst bezeugen und bekennen wir hiernit, daß sie nicht recht geschicket sind, und das **V. N. W.**

Der Arzt.

Mein Herr,

Sagen Sie uns, so viel Sie wollen, von der strengen Diät, welche wir halten sollen, um gesund zu bleiben: ich versichere Sie, daß ich kein Wort davon glaube. Man muß in der Welt alles ertragen lernen, daß ist meine Regel und mit ihrer Diätetik ziehn Sie

Sie nur lauter Weichlinge. Was machen Sie nicht für Umstände, um uns eine Speise oder ein Getränk zu erlauben? wenn Sie aber aufrichtig seyn wollten, so würden Sie gestehn müssen, daß man bey allen Speisen und Getränken gesund bleiben könnte, wenn man sich nur erst daran gewöhnt hätte. Die **Cariben** sind gesunde Leute, und freffen doch rohes Menschenfleisch. Die **Tartarn** reiten das Pferdefleisch unter ihrem Sattel halb gahr, und leben dabey recht gesund. Sie selbst haben uns erzählt, daß Leute in **America** täglich 10 Pfund faulendes Ochsenfleisch gegessen haben, und davon fett geworden sind. Die jungen **Truthühner** werden mit faulen Eyeru gemästet, welche man ihnen mit den Schalen klein hackt und unter ihr andres Futter mischt. Viele Hunde werden blos mit Luder gemästet, und freffen die Eingeweide von Vieh, das an der Seuche verreckt ist, halb vermodert, ohne Schaden. Wollen Sie Menschen zu Beyspielen haben? Auf der Reise vom **Vorgebirge** der guten Hofnung nach **Ostindien**, fanden die Unglücklichen, welche mit dem Schiffe **Dobbington** einstmals strandeten, an einer Küste Menschen, die die Gedärme der Thiere roh fraßen, nachdem sie nur vorher den Unrath ein wenig ausgeschüttelt hatten. Die **Kalmucken** freffen alle Thiere, auch die so an den heftlichsten Krankheiten gestorben sind. Zu Zeiten des **Mary Polo** fraßen die Priester in **Persien** das Fleisch der Missethäter, und waren reinliche Leute, gegen die **Malabaren**, welche die Leichen der an Krankheiten verstorbenen Menschen speiseten. Die **Türken** essen das **Opium** zum Vergnügen. **Näenas** und **Du Prat** haben das zähe Felsfleisch mit großem Vergnügen gegessen. Die **Brachmanen** lebten blos von Gewächsen, und rührten nicht einmal Speisen an, die je ein Leben gehabt hatten. Die wilden Leute, welche man zuweilen in den **Wästen** gefunden hat, sind am Leben und gesund geblieben, ob sie sich gleich blos mit rohen Kräutern und Wurzeln ernährt haben, wie das Vieh.

Eben so ist es mit den Getränken. Das **Bier** des **Grönlands** ist **Fischthran**, und deshalb hört man nicht, daß seine Säfte mehr verdorben wären, als unsre. Die **Esquimaux** trinken ihn lieber als alles andre, weil sie, wie **Ellis** vermuthet, wol wissen, daß er in großer Kälte gesund sey. Wenn sie ein Gericht rohes Fleisch verzehret haben, so trinken sie **Seehundsfett** oder **Ballfischfett** dazu, und lassen unsre Getränke stehn, wenn sie sie gleich haben können. Sie essen das gekochte Fleisch der **Naubvögel**, und trinken die asigte Brühe als etwas Gesundes: ja wenn sie in Hungersnoth sind, so freffen sie ihre **Biberfelle** auf, nachdem sie die Haare davon abgesengt haben. Gleichwol sind dieses die Leute, die sich im hohen Alter von ihren Kindern erwärmen lassen, weil sie des langen Lebens müde sind. Die **Hühner**, **Eidren** und **Gänse** saufen das faulste Wasser, und gebeyn dabey vortreflich. Wie mancher alter **Karpfe**, der so nach

Moder riecht, daß wir uns nicht getrauen, ihn zu speisen, beweiset mit seinem bemoostem Kopfe, daß man auch im Moder alt werden könne! Die Wilden saufen einer des andern Speichel, und man hört nicht, daß sie einander anstecken. Schouten und le Maire wohnten, auf der Horninsel, einem Gafinale bey, wo viele vom Volke mit einem Krante Cana, hinkamen, das jeder erst eine Zeitlang käuete, worauf sie es zusammen in einen hölzernen Trog thaten, Wasser drauf gossen, es wohl unrührten, das Wasser dann abgossen, und es so ihren Königen reichten, deren sich zweene beyim Schmause befanden. Die Wohlthat ward den Holländern auch angeboten: allein sie bedankten sich, vermuthlich weil sie zu Hause von den Ärzten gehört hatten, daß es den Kindern ungesund wäre, wenn ihnen die Ninnen den Brey käuen. Mit bitterm und salzigen Seewasser kann man sich sogar ohne Gefahr der Gesundheit den Durst löschen. Die Holländer haben auf der Insel Tasisa das Vieh früh und Abends von den Bergen herabkommen, und freywillig Seewasser saufen sehen; ja es haben sogar verschiedene Reisebeschreiber wilde Völker gefunden, deren ordentliches Getränk das Seewasser gewesen ist. Der Wein, vor welchem Sie uns so bange machen, ist in Weinländern das tägliche Getränk aller Leute. Es giebt Leute von 80, 90 Jahren, die gewiß die Orthöste Brantwein nicht würden zählen können, die sie in ihrem Leben ausgetrunken haben.

Was sollen also so viel Umstände und Lebensregeln? Lassen Sie einen jeden genießen, was ihm schmeckt, und machen Sie ihm deshalb nicht bange für sein Leben. Der Geschmack muß seine Freyheit behalten, wie die übrigen Sinne, und der Magen wird sich wohl mit ihm vertragen lernen. Plinius berichtet, daß man vor Zeiten den Teufelsdreck zum Vergnügen gerochen, und noch finden die Perser daran ein Vergnügen: hingegen schien den Alten der Geruch der Citronen unangenehm zu seyn. Solche Launen darf ja auch wohl der Geschmack haben. Der Läufer Cola Pesce fraß rohe Fische und war so robust, wie das stärkste Vieh. Sie aber stellen sich in Ihrem 95sten Stücke so zärtlich an, daß ich glaube, Sie werden keinen Hecht oder Karpfen mit der besten Brühe speisen, ohne vorher Ihr Testament zu machen. Lassen Sie solche Thorheiten fahren, und schweigen Sie einmal stille. Ich will iht selbst die Ehre haben, mit ihren Lesern zu reden, und will denselben das ganze Geheimnis der Lebensordnung in wenig Worten entdecken.

Seht zu, geliebte Leser, daß ihr euch an alles gewöhnt! Folgt der Regel des großen Arztes, Corn. Celsus: Sanus homo, qui & bene valet, & suae spontis est, nullis obligare se legibus debet, ac neque Medico neque Alipta egere. Ein gesunder Mensch, der sich wohl befindet, und seine Freyheit hat, muß sich an keine Gesetze binden, und weder eines Arztes, noch eines Kraftgebers bedürfen:

fen: Denn so beschreibet uns Cicero die Aliptas, in einem Briefe an Lentulum: Vellem non solum salutis meae, quemadmodum Medici, sed etiam ut Alipta, virium & coloris rationem habere voluissent.

Wenn ihr dieser Marime folgt, die euch von der Tyranney der Ärzte und Quacksalber befreyt; so kann es seyn, daß sich die Hälfte von euch vor der Zeit umbringt, ehe ihr alles vertragen lernen werdet. Entsetzt ihr ihr aber, so wird sich die eine Hälfte von euch aus Verzärtelung und Weichlichkeit vor der Zeit umbringen, und die andre wird es nicht ihrer Enthalttsamkeit, sondern ihrem guten Glücke zu danken haben, daß sie das natürliche Ziel eines Lebens erreicht, dessen freyer Genuß ihr verboten war. Medice vivere est pessime vivere. Die elendeste Lebensart ist die medicinische. Daher erlaubt ihr euch selbst alles. Sind eure Naturen nur stark genug, so wird euch nichts schaden; sind sie schwach, so wird euch die Behutsamkeit nichts helfen; denn ihr werdet doch nicht alt werden.

Dies sind meine Lehren, Herr Arzt. Sie werden freylich sagen: Wer zum Wilden und Grönländer gehohren ist, der kann wie ein Wilder und Grönländer leben; hingegen erfordern zärtliche Naturen Behutsamkeit und Enthalttsamkeit. Allein, Sie sollten wissen, daß ich von zärtlichen Naturen so viel als nichts, und sie kaum der Erhaltung würdig halte. Man muß anfangen, sich an alles zu gewöhnen, damit Europa wieder starke Einwohner erhalte. Es wird freylich Volk kosten. Allein, wer drauf geht, der geht drauf. Lassen Sie auch nur den Hunderttausendsten hindurch kommen, so wird doch der Rest aus lauter Eisenfressern bestehn; ihre Kinder werden wie junge Bären hervor kommen, und den Erdboden mit einem neuen Geschlechte bevölkern, wovon ein Mann drehhundert unsrer Stüzer in der Hand halten, und sie wie Puder in die Luft blasen kann. Ich bin ic.

(*) Gaum.

Mein Herr Arzt,

Man hat mich versichern wollen, daß eine Kunst möglich wäre, Menschen, durch Arzneyen klug und tugendhaft zu machen. Sollte es mit dieser Kunst seine Richtigkeit haben, so werden sie, als ein Kunstverständiger, auch etwas davon wissen. Daher wende ich mich mit meinem Anliegen an Sie, und bitte, mir die hier unten

Nr 3

spe

(*) Man vergleiche hiermit das erste Schreiben im 118 Blatte.

Specificirten Arzneyen bey erster Gelegenheit zu senden. Wosfern sie ihre Wirkung thun, so verspreche ich Ihnen, mein Herr, daß Sie in kurzem der reichste Mann in Europa werden, und alle Posttage einige der größten Schlagfässer davon versenden sollen. Die Sachen, um die ich ersuche, sind folgende:

Für mich selbst.

1. Ein Glas Tropfen für das Gewissen.
2. Ein dito bey nahem Banquerut.
3. Ein Pfund Pulver, um sich nicht schämen zu können.

Für meine Frau.

1. Ein tägliches Hausmittel, das stumm macht.
2. Ein Glas Mirtur, daß man Schläge vertragen lernt, ohne dabey Lärm zu machen.
3. Eine Latwerge wider die verdammte Begierde nach Brabanter Ranten.

Für meinen Vetter, den Licentiaten Adolph.

1. Eine Arzney wider die anaerontischen Oben.
2. Ein Abstringens, daß ihm die Berse nicht abgehn.
3. Eine Provision Pulver wider den Hundshunger.

Für meine Jungfer Ruhme, Süßgen.

1. Ein Spiritus, der Gedanken macht.
2. Ein magisches Mittel wider den Kobereusel.

Für ihre Schwester.

1. Ein feuerbeständiges Salz zur Liebe.
2. Einige Herzzstärkungen.
3. Ein Mittel zum Manne.

Mein Herr,

Wenn es unter Ihren Lesern Leute giebt, denen daran gelegen ist, daß sie nicht eher begraben werden, als bis sie dereinst gestorben sind, so werden Sie ihnen die Mittel zu entdecken schuldig seyn, welche man an Verstorbenen versuchen muß, um zu erfahren, ob sie gewiß todt sind, oder nicht? Sie werden ihnen vermuthlich nicht verhehlen, daß noch ist ein großer Streit darüber geführt werde: ob es untrügliche Kennzeichen des Todes gebe? und daß Herr Brühier gegen den Herrn Louis behaupte, daß die Fäulniß einzig und allein das untrügliche Todeszeichen sey. Da es nun aber nicht allezeit angeht, die Leichen so lange unbegraben stehen zu lassen, bis sie faulen, so will ich ein andres Mittel vorschlagen, das viel bequemer ist, und wovon man in Paris eine Probe gemacht hat.

hat. Das ganze Geheimniß besteht darinn, daß ihre Leser Piquet spielen lernen. Hier ist ein Casus, der es beweist:

Herr Chevalier, ein Wundarzt zu Paris, versiel in einer so tiefen Schlassucht, daß er nicht das geringste Zeichen einer Empfindlichkeit von sich gab. Man hatte ihn auf alle nur mögliche Weise stark gerüttelt und geschüttelt, allein vergebens. Man hatte ihn auch mit starker Stimme bey seinem Namen gerufen. Allein, nichts konnte ihn wieder aufwecken. Ein einziger, welcher wußte, daß er ein starker Liebhaber vom Piquetspiele gewesen war, unternahm seine Auferweckung. Er rufte ihm mit geschwinden Worten und lebhafter Stimme zu: Quinte, quatorze & le point! Alsobald erwunterte sich der Kranke.

Dieses leichte Mittel verdient versucht zu werden. Aus Liebe zum allgemeinen Besten theile ich es ihnen mit; und wenn nun nicht jedermann Piquet spielen lernt, so wird die Schuld an uns nicht liegen, wenn dann und wann einer lebendig begraben wird.

D. E.

Ich bin von einem andern Freunde ermahnt worden, mich einmal über das Unglück zu beklagen, welches die Republick von den gemeinen Bademüttern auszusteihn hat, die, wie die Sündfluth, die Nektarn verderben, und zugleich den Gräuel ihrer Verwüstung auf die Nachwelt fortspalten. Es ist wahr! Wenn ich mir zuweilen die Welt im Geiste vorstelle, die unsern Platz dereinst einnehmen wird, so kommt sie mir wie derjenige Schwarm der Heringe vor, der allen Nachstellungen der Raubfische und Holländer entwischt, und zwischen tausend Gefahren hindurch sich in seiner Heimath wieder einfundet, nachdem er unterwegs Millionen von seinen Reisegefährten verlohren hat. Es ist gewiß noch zu bewundern, daß so viel Menschen auf Erden anlangen, da ihnen der Weg aus der kleinen Welt in die große gewöhnlichermassen von einer Furie behert wird, so, daß es kein Wunder wäre, wenn niemand mehr diesen Weg passirte. Man kann sich kaum vorstellen, was für eine Unwissenheit unter diesem Volke herrscht; und man kann das Unglück der Weiber nicht genug beklagen, daß

sie sich in den Stunden, da sie der Welt ihr Daseyn geben, den ungeschickten Fäusten solcher Leute übergeben müssen, die gemeiniglich der Auskehricht des Volks sind, und die durch ihre Unwissenheit und Ungeschicklichkeit dasjenige verderben, was die Natur, sich selbst gelassen, oft ohne alle Schwierigkeit vollbracht haben würde. Wenn in einer Sache die Nachsicht und Duldung schädlich ist, so ist sie es in der Bestellung solcher Personen, welche mit der Nachwelt und mit ihren Müttern schalten und walten können wie sie wollen, und die nichts von dem wichtigen Ante verstehen, zu welchem sie mit Privilegien versehen werden. Es scheint, als ob man den Untergang der Welt beschlossen hätte, da man so wenig Schwierigkeit macht, Leuten, deren Character mehrentheils nur Stolz, Dummheit, Vorurtheil und Nachlässigkeit ist, ein Amt anzuvertrauen, welches auch den Geschicktesten und Geübtesten oft zu schwer wird. Alles dieses ist wahr und ausgemacht, aber auch jedermann bekannt. Was kann alles Klagen helfen, so lange sich die Mütter in Deutschland nicht entschliessen können, ihren dummen Bademüttern die geübten und gelehrten Geburtshelfer vorzuziehen, an denen bey uns eben so wenig, als in andern Staaten von Europa, ein Mangel seyn würde, wenn es nur erst eingeführt wäre, sie durchgängig zu gebrauchen? Auf andre Weise läßt sich diesem Uebel schwerlich abhelfen. Das Amt einer Bademutter ist so beschaffen, daß sich nicht leicht andre, fähigere, geschicktere und gelehrigere Frauenspersonen dazu bequemen werden, als ist die meisten sind. Welcher grosser Apollo soll solche Leute klug machen, da sie die Geburtshülfe nicht als eine gelehrte Wissenschaft, sondern bloß als ein Handwerk betrachten, und zu ungemeynen Einsichten weder Fähigkeit noch Beruf haben? Ich verzweifle an allen Vorschlägen, die man in dieser Sache thun könnte, wenn nicht der einzige angenommen wird, der bloß auf der freyen Entschliessung der Mütter beruht, daß sie sich und die Nachwelt gelehrten und geübten Männern übergeben, die zur

Gez

Geburtshülfe etwas mehr anzuwenden im Stande sind, als ein Paar Fäuste.

*

Ein Pfuscher beklagt sich gegen mich, daß ihn die Aerzte verfolgen, da er doch alle seine Curen umsonst thäte, und nicht einmal seine Arzneyen bezahlt nähme. Er mag mirs vergeben, wenn ich glaube, daß die Aerzte daran Recht thun; denn ich habe nie gehört, daß es erlaubt sey, Schaden zu thun, wenn man es nur nicht bezahlt nimmt.

*

Ein Reider des kleinen Ruhms, den mir meine wöchentlichen Blätter erwerben, hat mir zu wissen gethan, daß das einzige Verdienst derselben bloß in der Schreibart bestünde, welche nun einmal das Glück hätte, zu gefallen. Er erbietet sich, eins meiner Blätter, das ich fürs beste hielte, in eine andre Schreibart einzukleiden; und will wetten, daß er alsdann eben dieselbe Materie tausendmal gründlicher abhandeln würde. Allein, wenn mein Vortrag durch die Schreibart gefällt, so bin ich mit diesem Beyfalle schon zufrieden; und mein Herr Gegner wird mir erlauben, daß ich seine Ausforderung eben so beantwortete, wie ehemals Marius einem gewissen Feldherrn antwortete, welcher ihm sagte: Bist du der tapfere Marius, so begieb dich aus deiner Verschanzung heraus! Der römische Feldherr erwiederte: Bist du der geschickte General, so zwinge Marium, seinen Vortheil zu verlassen! Um Verzeihung, daß ich meine Kleinigkeiten mit grossen Dingen vergleiche.



Nr 9

Hun

Hundertes Stück.

Gleim.

Gefellet euch hier!
Erfüllet die Scenen
Der Freude!

In den langen Winterabenden sind Bälle und Concerte die gewöhnlichen Zeitvertreiber der Leute vom Stande. Dieses veranlaßet mich, ein Blatt vom Tanzen zu schreiben. Allein, da ich diese Kunst selbst nicht verstehe, so muß ich bey den Kennern derselben um Vergebung bitten, wenn ich den Tanz nur mit medicinischen Augen betrachte, und den Mangel meines Geschmacks verrathe. Ich befinde mich ist in eben den Umständen, worinn sich ein anderer Arzt einsmals befand, der von der Dichtkunst nichts verstand, und den man ins Schauspiel führte, um zu sehn, wie ihn Voltairrens Jayre entzücken würde. Als man ihn nachher fragte, welche Stellen ihm am besten gefallen hätten? antwortete er mit einiger Unentschlossenheit: Die Wahrheit zu sagen, meine Herren, so waren die Stellen unten im Parterre zu hohlig, und die in den obersten Logen müssen wegen des Lichtdampfs noch unerträglicher seyn. So ungeschickt diese Antwort hier war, so konnte doch der gute Mann im Grunde Recht haben, und sein Urtheil hätte Beyfall verdient, wenn von der gesunden Anlage der Schauspielhäuser die Rede gewesen wäre. Wenn ich heute das Tanzen auf eine ähnliche Weise beurtheilen werde, so wird man bedenken, daß ich dasselbe nicht als eine Geschicklichkeit der Glieder, sondern nur als eine Leibesübung betrachte.

Wenn die Leibesübung und die Gemüthsergözung, das Vergnügen an der Musik und Gesellschaft, und die natürliche Eigenliebe, seine Geschicklichkeit sehen zu lassen,

die

die Bewegungsgründe zum Tanzen sind, wie ich denn glaube, daß sie es bey den meisten seyn werden, so ist es eine überflüssige Frage: ob das Tanzen erlaubt sey, in die ich mich am allerwenigsten einzulassen Ursache habe. Die Geistlichen, welche hierüber grosse Bücher geschrieben haben, verdammen nur die geilen und üppigen Tänze, womit zuweilen wollüstige Leute ihren schlechten Charakter verrathen, wie man solches aus ihren Schriften selbst darthun kann. Nichts destoweniger hat sie ihr sonst gerechter Eifer zuweilen so hingerissen, daß sie um dieser Mißbräuche willen allen Tanz schlechterdings verworfen, und nicht daran gedacht haben, daß uns die heilige Schrift selbst Beispiele von Tänzern erzählt, die sich gewiß damit nicht versündigt haben. Allein, wenn man alles betrachtet, was sie, ausser den unreinen Absichten, zur Verachtung des Tanzes anführen, so findet man, daß es mehrentheils grosse Schwachheiten gewesen sind. Ludwig Vives nannte die tanzenden Damen *Zeuschrecken*, und hielt ihre künstliche Geschicklichkeit für eine Kinderen. Allein, wenn er ehrbare und geschickte Tänzer gesehn hätte, so würde er diesen elenden Sport bey sich behalten haben. Nusserdem sagt man, daß eine Gesellschaft von Tänzern, wenn man sie mit verstopften Ohren betrachtet, einem Haufen wahnsinniger Leute ähnlich sähe; und dieses ist wahr: weil man die Musik nicht hören kann, aus welcher sich allein der Grund aller Bewegungen der Tänzer herleiten läßt. Wenn man den Grund einer Handlung nicht einseht, so scheint sie widersinnig zu seyn; und ein Zauber, der einem Redner zusteht, findet die Bewegungen seines Mundes und seiner Gliedmassen eber so unge reimt. Warum stopft man also Baumwolle in die Ohren, wenn man in einem Tanzsale erscheint? Wenn man eine Handlung ungereimt nennen soll, so muß man entdeckt haben, daß sie keinen Grund habe. Wenn man sie aber mit Fleiß von ihrem Grunde abge sondert betrachtet, um sie närrisch zu finden, so beweist man eben so bündig, als wenn man uns durch ein gelbgefärbtes Glas schauen liesse, um uns zu überzeugen, daß alle Leute die gelbe Sucht hätten.

Ge:

Gesetzt aber, weil es wol möglich ist, daß manchen Zuschauern auch bey offenen Ohren das Tanzen ungerne vorkäme: was ist es denn nun endlich für eine Thorheit, worüber man sich aufhält? Sind es diese regelmäßigen Bewegungen des Leibes, die so viel Geschicklichkeit erfordern, ehe man im Stande ist sie zu unternehmen? Sind es diese mit so vielem Anstande angenommenen Mienen, Gebärden und Stellungen, welche die Sprachen der Leidenschaften sind, und welche man hier durch die Kunst nachahmt, ohne daß das Herz nöthig hat, wenn es nicht selbst will, daran Theil zu nehmen? Die Verstellung der Leidenschaften hat hier keiner andern Vertheidigung nöthig, als bey allen theatralischen Vorstellungen; es ist hier nur der Unterschied, daß nicht gesprochen wird, daß sich die Bewegungen nach dem Tacte richten, und daß von ehrbaren Tänzen die Absicht unstreitiger unschuldig ist. Die Musik ersetzt den Mangel der Sprache dadurch, daß sie den Ton der Leidenschaften, welche der Tanz vorstellt, weit annehmlicher spricht, als es vielleicht die Personen selbst nicht thun würden. Wenn dieses durch die Musik bey dem Tanze nicht erhalten wird, so hat entweder der Verfertiger des Tanzes oder der Musik, oder der Zuschauer, die Schuld, der die Musik hört, ohne sie zu fühlen, und der nichts mehr dabey denkt, als wie etwa die Musikanten aussehn würden, wenn man die Ohren verstopfte. Was den Tact betrifft, so scheint dieser in der That, seinem ganzen Ursprunge nach, bloß ein Kind der Leidenschaften zu seyn. Aus welchem andern Grunde müssen wol die Gedichte ein Sylbenmaß haben, als weil sie die sinnliche Schönheit der Gedanken dadurch fühlbarer machen? Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist doch gewiß, daß jede Leidenschaft eine gewisse Art von Tacte hält, die sich in ihren Handlungen offenbart; und dieses geht so weit, daß ein geübter Musicus aus zwey Zahlen, welche den Tact eines musikalischen Stückes anzeigen, das noch nicht aufgesetzt ist, überhaupt urtheilen kann, ob das Stück geschickt sey, traurige oder lustige, pathetische oder sittsame Regungen auszudrücken. Solchergestalt ist die tactmäßige Vorstellung der

der Leidenschaften bey dem Tanzen eine Wirkung der Kunst, die der Natur nachahmt; und weil sie zugleich eine Leibesübung ist, so haben alle Leute von geschickten Gliedern eben so viel Recht, sie zu ihrer nöthigen Bewegung zu erwählen, als andre das Spaziergehn, die Säge oder den blinden Hobel. Man lasse einen jeden seinen Zweck erreichen, auf welchem Wege er will, wenn sich nur das Gewissen dabey nicht schämen darf. Wenn sich ein Redner im Vortrage üben will, so mag er, wie Melanchthon, den Töpsen predigen, das ist recht gut. Ist er so geschickt, Meisterstücke von Gedichten zu machen, die er sich selbst zur Übung vorsagt, so erhält er zwar nur eben dieselbe Absicht. Allein, man kann ihn um deswillen wol nicht für geringer halten, weil die Methode, die er erwählt, bey ihm mehr anderweitige Geschicklichkeit zum voraus setzt, als bey jenem. Ein Schulmeister, der sich mit dem Läuten der Glocken Leibesbewegung macht, kann sich dadurch eben so gesund erhalten, als wer er mit Tanzen thut. Allein, ist nicht die letzte Methode, die so viel Geschicklichkeit erfordert, weit edler und anständiger? Will sich der Bürger mit Kegelschieben Motion machen, so verdanke man es dem Edelmann nicht, wenn er lieber das Billardspiel dazu erwählt.

Der Vorzug, welchen die Leibesübung durch den Tanz vor andern besitzt, hat einen großen Einfluß in die gesellschaftlichen Tugenden; und dieses ist eine wichtige Empfehlung für den Tanz. Dieser Vortheil kann nur solchen Leuten eine Kleinigkeit scheinen, die in der Philosophie noch nicht weiter gekommen sind, als bis auf den Zeitpunkt, da man glaubt, daß die Kunst zu leben in nichts mehr, als in der Kunst zu denken, bestünde. Ein solcher schulfächsischer Grundsatz hat gemacht, daß die Gelehrten, die recht weise scheinen wollen, die Tänzer satyrisiren, und ihre sehr kluge Seele mit vielem Hochmuth in einem ungestalteten, oder vielmehr verwildertem Leibe herumtragen, und daß sie den schmutzigen Kasten ähnlich sehn, worinn man eine Meerlake zur Schau führt. Eine einnehmende Stellung des Leibes, eine geheime Kunst, die Glieder gefällig zu ordnen

und

und zu bewegen, und den Menschen, denen man doch ein für allemal in der Welt zu gefallen trachten muß, sie mögen nun vernünftig oder unvernünftig denken, diejenige Seite, wonach die meisten den Menschen zu beurtheilen pflegen, gleich beym ersten Anblicke auf eine wohlstandige Art zu zeigen; eine Kunst, welche, wenn man sie noch während der Zeit des Wachstums des Leibes erlernt, die Gestalt in der Vollkommenheit über die Natur erhebt; ich sage, eine solche Geschicklichkeit des äußerlichen Menschen trägt in tausend Fällen zur Empfehlung einer Person am nöthigen Orte und zum künftigen Glücke eines Menschen, der es doch gemeinlich dem Urtheile andrer schuldig ist, mehr bey, als der gründlichste Verstand und feinste Wiß nicht zu thun vermögen. Ein geschickter Leib bahnt seinem Geiste den Eingang bey Gönnern und Freunden. Ein ungeschicktes Betragen hat vielleicht die Gelehrsamkeit bey den Großen und Kriegsheuten mehr verhaßt gemacht, als der Haß gegen die Kunst zu denken, den diese Leute größtentheils hegen, und hat gewiß Gelegenheit zu dem Vorurtheile gegeben, daß ein großer Gelehrter nicht anders zu leben wisse, als wenn er allein ist, und daß er nirgends einen anständigen Anblick gebe, als auf seinem Kupferstiche. Balzac nennete solche Gelehrte ungeschliffene Diamanten, und eben die sind unter allen am unbrauchbarsten.

Gleichwie ich nun hieraus mit Recht schliesse, daß es ein nothwendiges Stück in der Erziehung junger Leute sey, sie zeitig im Tanzen unterrichten zu lassen, so glaube ich auch, daß dieses mit aller Zucht und Ehrbarkeit bestehen könne. Es ist in der That möglich, daß beyde Geschlechter, wenn sie sich beym Tanze einander in der besten Stellung zeigen, deren ihr Leib fähig ist, mehr als gewöhnlich rühren und gerührt werden. Inzwischen aber halte ich doch dafür, daß den Leuten, welche man auf dem Tanzboden vor Verführungen nicht sicher halten kann, eben so wenig an allen andern Orten zu trauen sey, wo sich Personen von zweyerley Geschlechter versammeln. Außerdem muß man auch nicht zum Voraus setzen, daß es überhaupt ein

ein sündliches Bemühen sey, wenn Menschen einander zu gefallen suchen. Auf dem Tanzboden laufen die Leute am meisten Gefahr, die sich in jede Schürze verlieben; und doch finden sie hier weniger Gelegenheit ihre Ausschweifungen zu vollführen, als in den ruhigsten Gesellschaften.

Doch ich will diesen Punkt fahren lassen, weil es mein Beruf nicht ist, den Tanz von dieser Seite her zu vertheidigen. Ich setze einen ehrlichen Tanz zum voraus, dessen Absicht vornehmlich die Leibesübung ist; und diesen kann ich, außer seinem Hauptnutzen, welcher bloß medicinisch ist, ohne Gefahr auch darum empfehlen, weil er uns zu dem Umgange mit andern Menschen anführt, und verhindert, daß ein junger Mensch, der anfängt sich in der Welt zu zeigen, nicht verwirrt und roth oder blaß werden muß, wenn er ein Frauenzimmer anreden, oder zu ihrem Sitze führen soll; weil er uns den Reiz der Tonkunst viel lebhafter empfinden lehrt; weil er uns geschickt macht, eine Sache lebhaft, und wie sie es verlangt, vorzutragen, und an Derttern, wo man das Tanzen nicht vermeiden kann, ein thätiges Mitglied der Gesellschaft zu seyn, und ihr in einem Vergnügen zu willfahren und beizustehn, das erdacht ist, den Geist zu ermuntern, und den Leib geschickt, stark und gesund zu erhalten.

Dieser letztere Nutzen des Tanzes gehöret ganz in mein Gebiet, und ich werde ihn in dieser Absicht unparteyisch loben und tadeln. — Ja, tadeln! Es ist unmöglich, ihn schlechterdings zu loben, wenn von seinen medicinischen Wirkungen die Rede ist.

Der Tanz ist eine Leibesübung, und hat also dieses mit allen Leibesübungen gemein, daß er das Geblüt in eine lebhaftere Bewegung setzt, die Ausdünstung, und mit ihr alle andre Ausführungen befördert und vermehrt, und daß er durch die Übung die Muskeln stärkt. Er ist zu allen diesen Wirkungen um desto geschickter, da er nicht nur diese oder jene Theile des Leibes in Bewegung setzt, sondern seine Arbeit allen Theilen, ja sogar den kleinsten Muskeln aufträgt. Von Leuten, die wirklich tanzen, und nicht bloß hin

hin und hergehen, kann man gewiß versichert seyn, daß nicht nur ihre Füße allein arbeiten. Die große Menge der Muskeln, welche die Füße auf tausenderley Art bewegt, kann unmöglich in eine so allgemeine Bewegung gesetzt werden, ohne das Geblüt in heftigern Trieb zu bringen und zu erhitzen. Um dieses abzukühlen, muß das Athemholen beschleunigt werden; und dieses kann nicht geschehn, ohne die Muskeln der Brust und des Unterleibes in Bewegung zu setzen. Die Arme und der Kopf müssen den ganzen Tanz hindurch in einer bestimmten Stellung erhalten werden; und diese Arbeit verrichten die Muskeln des Rückens, des Kopfs und des Halses. Daher arbeitet bey einem Tänzer das ganze System der Muskeln sehr lebhaft; und hieraus erhellt, was ohnedem die Erfahrung zeigt, daß das Tanzen eine der heftigsten Leibesübungen sey.

Wenn man die Wirkungen einer so heftigen Bewegung kennen lernen will, so muß man die Leute betrachten, die das Tanzen übertreiben. Hierzu schicken sich die Personen, welche von einer Tarantel gestochen zu seyn vorgeben. Es kann mir nichts daran liegen, ob diese Krankheit eine Betrügerey sey, oder nicht: genug, daß diese Leute tanzen, wenn sie eine ihnen anständige Musik hören, und daß sie diesen Tanz so lange fortsetzen, als es ihre Kräfte erlauben wollen. Sie werden von dieser heftigen Bewegung in einen ganz unnatürlichen Schweiß gebracht, so daß ihnen die Umstehenden dann und wann andre Kleidung und kaltes Wasser reichen müssen, um sich zu erfrischen. Endlich fallen sie ohnmächtig darnieder, und gerathen in einen tiefen Schlaf, welches ein Beweis von der äußersten Erschöpfung der Kräfte ist. Es giebt eine noch andre Art von Krankheiten, welche schon Hippokrates gekannt hat, und worinn die Leute, nach seinem Berichte so unmaßig tanzen, bis sie todt liegen bleiben, wofern man sie nicht mit Gewalt davon abhält. Zorff erzählt, daß er mit gewissen Frauenspersonen gesprochen habe, welche alle Jahr die Kapelle des heiligen Veits im Ulmer Gebiete besuchten, und daselbst in einer Art von Raserey Tag und Nacht so lange tanzt

tanzen, bis sie ganz außer sich selbst geriethen und umfielen. Nach dieser Zeit empfanden sie wenig oder nichts von diesem Unsinne, bis übers Jahr im Maymonate, da sich in ihren Gliedern eine solche Unruhe einfand, daß sie gezwungen waren, zu der St. Veits Capelle zurückzukehren, und ihren seltsamen Tanz von neuem anzufangen. Von dieser Leuten hat die Krankheit den Namen des St. Veitstanzes erhalten. Plater erzählt, daß einstmals eine Frauensperson mit dieser Krankheit befallen worden, welcher die Obrigkeit einige starke Männer zugeordnet, welche mit ihr wechselseitig Tag und Nacht tanzen mußten. Dieser Tanz dauerte fast einen ganzen Monat ohne die geringste Erholung fort, ob sich gleich die Kranke die Haut unter den Füßen ganz weggetanzt hatte. Wenn sie zu Zeiten, ob wol selten, zum Sitzen oder zum Essen überredet wurde, so machte sie doch mit ihrem Leibe und allen Gliedmaßen immerfort solche Bewegungen, als wenn sie tanzte, bis sie endlich aller Kräfte gänzlich beraubt war, und nicht mehr stehen konnte, da sie dann in das Lazareth gebracht, und nach vielen Erfrischungen, wiewohl sehr langsam, wieder gestärkt und hergestellt wurde. Diese Krankheit begegnet öfters hysterischen Frauenspersonen, und wenn solche Leute einen unbändigen Trieb zum Tanzen äußern, so muß man den Verdacht einer Verrückung auf sie werfen, welche den St. Veitstanz dräuet, und wovon sie nicht eher befreyet werden können, als bis sie sich zu nichte getanzt haben.

In diesen Beyspielen ist nichts, was die Unschädlichkeit der heftigen Leibesübungen beweisen könnte: Denn ich habe schon öfters gesagt, daß Krankheiten unnatürliche Zustände der Menschen sind, welche durch andre unnatürliche Mittel, die ebenfalls Krankheiten genannt werden können, vertrieben werden müssen. Daher kann der heftigste Tanz solchen Kranken, denen er eine Cur ist, eben so wenig schaden, als die stärkste Purganz Leuten, die mit Schleime in den Gedärmen überhäuft sind, obgleich sowohl jener als diese gesunden Leuten zum größten Schaden gereichen würde. Hingegen aber kann man aus eben diesen Beyspielen sehen,

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. Es was

was sich Gesunde von heftigen Tänzen zu versprechen haben, da sie selbst den Kranken, deren Cur der heftigste Tanz ist, die äußerste Entkräftung, die unmäßigen Schweiß, den fast tödtlichen Verlust der Lebensgeister und eine der Lähmung ähnliche Ermüdung der Muskeln zuwege bringen.

So gern ich eine so edle Leibesübung, als der Tanz ist, meinen Lesern empfehlen möchte, so zwingt mich doch die Aufrichtigkeit, welche ich ihnen schuldig bin, sie dafür desto mehr zu warnen, je mehr sich auf den Tanzsälen alle Umstände mit einander vereinigen, um sie zu verführen, daß sie sie übertreiben. Die Musik, die sie erst in Affect setzt und auffordert; die Eigenliebe, sich bewundert zu sehen; die Fröhlichkeit der ganzen Gesellschaft; der Wechsel der Personen und Tänze; alles stürmt auf sie los, um sie zu überreden, sich diesem Vergnügen ohne Mäßigung und Zurückhaltung zu überlassen; und dann müssen die armen Füße fort, so lange sie können. Es giebt Leute, die keine Geige hören können, ohne zu hüpfen, und deren Trieb so unerfättlich ist, daß sie beim Tanzen Vernunft und alle Sinne zu verlieren scheinen. Allein, man darf nur das Ende solcher St. Veitstänzer erwarten, um ihre Ausschweifung fürchten zu lernen. Wie viele findet man nicht unter ihnen, die in ihren besten Jahren schon lendenlahm sind! Wie viele, die mit unerträglichen schmerzhaften Krämpfen gepeinigt werden, wozu sie ihre Muskeln durch die übermäßige Anstrengung und darauf folgende Schwächung ihrer Antagonisten reizen! Wie viele, die auf bebenden Füßen einherwackeln, und den Leib kaum mehr fortschleppen können, den sie sonst, wie einen leichten Ball, in die Luft heben mußten! Wie viele, die mit Reizen in den Füßen, und mit der Gicht in den Gelenken gemartert werden, welche durch diese übertriebene Anstrengung äußerst geschwächt, und nachher unermüdet sind, die gichtische Materie fortzutreiben, die sich in solchen Gegenden lagert, wo sie den wenigsten Widerstand findet! Aber dieses ist noch nicht alles. Der heftige Trieb des Geblüts, welchen das Tanzen erregt, dräuet denen, die eine schwache Brust haben, oder sehr voll-

blütig

blütig sind, den furchtbaren Bluthusten, den gemeinen Vater des Lungengeschwürs; er setzt diejenigen in Gefahr, sich tödtlich zu verbluten, die zu heftigen natürlichen Blutflüssen geneigt sind; er vermehrt die Kopfschmerzen, das Sausen und Klingeln der Ohren, die unnatürliche Röthe des Gesichts, die Gefahr des Schlagflusses und alle Quallen der Vollblütigen. Der übertriebene Schweiß erschöpft die Kräfte, und macht die Gefahr fast unvermeidlich, sich zu erkälten. Auf dem Tanzsalle kann man die Bequemlichkeiten nicht haben, sie zu vermeiden. Man kann sich nicht gleich in der Erhitzung umkleiden; man muß ausruhen, und wird kälter, und der Schweiß geht zurück; man wird durstig, man verschlingt kalte Getränke; man geht oder fährt in Winternächten nach Hause, und wird kalt; und auf so manche Einladung gesellen sich unterwegs Schnupfen, Husten, Catarrhe, reisende Flüsse, Gicht, Entzündungen, Pleurésie, Coliken und bössartige Fieber zu uns, die sich mit uns in unsre Häuser einschleichen, und nicht lange verweilen, um uns ihre Tücke zu beweisen. Umsonst bedecken wir die Brust, wenn wir die Füße mit den durchgeschwitzten nassen Strümpfen den Anfällen des Frostes Preis geben müssen. Dieser rauhe Feind treibt die feine Schärfe der Ausdünstung entweder nach den Eingeweiden, oder nach den Gelenken, und dann mag der Gichtische, der Zärtling, und der, dessen Säfte nicht völlig gesund sind, nur beben: weil plöckliche Zufälle auf ihn fallen, und ihn mit Lebensgefahr schrecken werden! Die Füße sind bey dem Tänzer die Gliedmaßen, welche am heftigsten arbeiten, am häufigsten schwitzen, und also am sorgfältigsten vor der Erkältung bewahrt werden müssen. Allein, je wärmer man sich hält, und je mehr ihre Muskeln geschwächt werden, desto leichter gewöhnen sie sich an ein unaufhörliches Schwitzen, welches eine Krankheit von der Art ist, womit die Patienten andern Leuten noch mehr, als sich selbst beschwerlich fallen.

Alles dieses sind wahre Folgen des übermäßigen Tanzens, welche man bald oder spät erwarten muß, wenn man

in dieser Art des Vergnügens kein Maas zu halten weiß. Ich widerrathe deshalb das Tanzen nicht schlechterdings: aber ich muß sagen, daß sogar denen Leuten, die sich durch Leibesübungen curiren müssen, keine so heftige Bewegung diene, wenn sie nicht, wie die St. Veitstänzer, unwillkürlich und bloß durch einen Zwang der Natur tanzen. Der Hypochondrist selbst, dem sonst die Bewegung so gesund ist, würde sich durch heftige Tänze nur desto geschwinder erschöpfen. Solchergestalt ist es nöthig, daß ich denen, die gern tanzen, Anweisung gebe, wie sie es ohne ihre Gefahr thun können.

Mein erster Rath ist der, nachlässig zu tanzen. Wer nach der Kunst tanzen will, muß sich allezeit übermäßig angreifen und erhitzen, und er hat alle die Gefahren eigentlich zu besorgen, die ich oben beschrieben habe. Es giebt Tänzer, die nur hin und her gehen, und ihre armen Gelenke schonen. Wenn ich diese sehe, so lobe ich sie so, wie der Arzt, dessen ich gleich anfangs gedacht habe, Voltairens Fayre in einem Schauspielhause gelobt haben würde, worin weder Holung noch Lichtdampf gewesen wäre. Wir wollen von ihrer Kunst nicht reden: aber ihre Diät ist ohne Tadel. Die Frauenzimmer können unter ihren langen Röcken ihre Nachlässigkeit am besten verbergen; und man sagt, daß sie es häufig thun sollen.

Man muß in keinem allzuwarmen, niedrigen Zimmer, nicht wo Staub erregt wird, nicht zwischen offenen Thüren und Fenstern, die eine Holung verursachen, tanzen. Die Ursachen fallen Jedermann in die Augen. Die Wärme und Dünste erhitzen zu schnell; der Staub und der Lichtdampf macht asthmatisch, und die Zugluft erkaltet. Es ist aber auch nöthig, daß man mäßig anfangt, und nicht länger ohne Unterbrechung zu tanzen fortfahre, als der Schweiß noch nicht in Tropfen zusammenfließt. Dieses ist eine Regel für Mannspersonen: Denn was die Frauenzimmer betrifft, so haben sie in den Tanzsälen keinen eignen Willen. Es ist nicht anders, als ob die Mannspersonen ihre Füße gemietet hätten. Kaum sind sie einer Hand entronnen,

so

so kommt schon ein anderer und macht ihnen seinen Reverenzen. Wollen sie sich entschuldigen, so würde es für eine Beleidigung aufgenommen werden; sie aber dürfen es für keine Beleidigung halten, daß Niemand darnach fragt, ob sie sich ruiniren? Ich wollte wünschen, daß ich etwas dazu beytragen könnte, die Damen von dieser Sklaverey zu befreien, worinn sie alle Unverschämtheit eines Thoren erdulden müssen, der eine Menuet tanzen kann: allein, mir ist gesagt worden, daß sich keine Mannsperson gelüsten lassen müsse, die Freyheiten der Damen weiter auszudehnen, als sie es selbst belieben.

Wenn man sich beyhm Tanzen erhitzt hat, so ist es gefährlicher, mit einemale aufzuhören, als fortzufahren. Doch muß man mit abnehmender Heftigkeit fortfahren. Eine jede gute Leibesübung muß in der Mitte am heftigsten, im Anfange und beyhm Beschlusse aber am gelindesten seyn. Daher ist es gut, die Välle mit Menuetten zu eröffnen, und die heftigen englischen Tänze nachfolgen zu lassen. Allein, man sollte auch wieder mit Menuetten beschließen. — Es ist nie rathsam, in großer Erhitzung kalt zu trinken, und der Vorwand hilft nichts, wenn man sagt, daß man sich durch neue Bewegung wieder erhitze. Die Gefahr bleibt immer, und ob gleich zwanzig Versuche, die gewagt werden, glücklich ablaufen, so ist doch der einzige, der unter allen mislingt, von so gräßlichen Folgen, daß es immer sehr leichtsinnig ist, ihn zu wagen.

Wenn man alle diese und dergleichen Behutsamkeiten beobachtet, so hat es mit der Gefahr beyhm Tanzen nichts zu sagen, und so ist diese Leibesübung aller Empfehlung würdig. Ich setze aber zum Voraus, daß sich podagrische, schwindfüchtige, fette und vollblütige, gebrechliche, oder auch nur solche zärtliche Leute nicht einfallen lassen, auf dem Tanzsalle mit zu springen, die alle Arten von lebhaften Bewegungen vermeiden müssen. Ihnen verbietet es zwar die Natur selbst: allein, Freude und Eigenliebe und Ueberredung bewegt sie doch oft zu Versuchen, um die Natur zu widerlegen; und solche Versuche fallen erbärmlich

aus.

aus. Den Gesunden habe ich nichts mehr zu sagen, als den Trost, den ihnen Krüger giebt: „Der Tanz ist eine „der allernatürlichsten und folglich allergesundesten Leibesbewegungen. Leib und Seele nimmt zugleich Theil daran, und welche Bewegung kann wol gesunder seyn, als die, so mit Vergnügen verrichtet, und durch einen geheimen Trieb der Natur hervorgebracht wird?“ Ich gebe also hiermit nicht allein meine medicinische Einwilligung dazu, ehrbare Välle zu eröffnen; sondern ich kann auch ohne Heuchelei mitklatschen, wenn meine Tänzer und Tänzerinnen Gleims Ausruf wiederholen werden:

Ihr Faunen und Nymphen!
Es gab euch ein Gott
Die Gabe zu schimpfen,
Und Mienen zum Spott.
Des Tanzes Verächter
Verachten auch euch:
Ein höhnisch Gelächter
Verjage sie gleich.

* * *

Mein Herr,

Als ich neulich eine gewisse Stelle in einer Reisebeschreibung durch Portugall las, welche man, wie der Herausgeber sagt, dem ehemaligen Baron von Neuhoff, gewesenem Könige von Corsica zuschreibt, so erinnerte ich mich des neunten Stückes ihres Arztes, worinn sie der Zahuris, als einer besondern Art Leute in Spanien, gedenken, die das Vermögen besitzen sollen, unter der Erde das Wasser, Erzte, vergrabene Schätze und Leichen zu sehn. Die Gabe dieser Leute schlägt ziemlich in die Arzneykunst ein; und das sollen Sie aus dem Beispiele ersehn, welches ich aus dieser Reisebeschreibung entlehnen will. Der Verfasser derselben lernte in Portugall die schöne Frau des Herrn Pedegache, eines französischen Kaufmanns kennen, welche die Gabe der Zahuris in einem sehr hohen Grade besaß, indem sie nicht allein die in der Erde verborgenen Schätze, sondern auch dasjenige sehen konnte, was inwendig im menschlichen Körper vorgeht. In ihrem fünften Jahre offenbarte sich schon diese unnatürliche Scharfsichtigkeit, da sie zum erstenmale an dem Tische ihres Vaters einer Magd, die eine Schüssel auftrug, sagte, daß sie

in

in kurzem Mutter werden würde, weil sie etwas in ihrem Leibe sähe, das sie nicht trügen könnte. Der Erfolg bestätigte die Aussage. Als ihr eine trüchtige Hündin vorkam, sagte sie, daß sie sieben Hündchen in ihrem Leibe sähe, deren Farbe sie anzeigte, und versicherte, daß nur ein einziger darunter der Mutter gleiche. Die Hündin warf in der That sieben Junge, wie sie das Kind beschrieben hatte. Einige Zeit hernach, da dieses Mädchen über eine Landstraße ging, fieng sie an zu schreyen, daß sie einen Bergmann sähe, welcher über 60 Spannen tief unter der Erde gräbe. Die Sache befand sich wahr: Denn man maß den Gang des Bergwerks von dem Grunde der Einfahrt, wo er sich anfieng; und alles traf mit dem Berichte überein. Bey reifern Jahren zeigte diese Frau die Tiefen genau an, in welcher man unter der Erde Wasser finden würde, und sie fehlte darinn niemals. Sie sah im menschlichen Körper die Verstopfungen der edlen Theile, wenn man sich in ihrer Gegenwart auskleidete. Die Aerzte zu Lissabon, die anfänglich hierüber spotteten, sind nachher von der Wahrheit der Sache überzeugt worden. Sie verfuhrn mit ihren Kranken nach Maßgebung ihrer Anzeigen, und ihre Curen hatten den besten Fortgang, gleichwie sich auch bey der Zergliederung der Todten ihre Beschreibungen auf das genaueste bestätigt fanden. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris sprach dem Herrn Pedegache, seiner Frau 1000 Thaler Reisekosten und ein Jahrgeld von 100 Louisd'or vom Könige zu geben, wenn er sie, wofern ihre Gabe wahr befunden würde, nach Paris bringen wollte. Ich weiß nicht, ob sie sich etwa gefürchtet, in Paris allzu viel verborgene Dinge zu sehen: genug, es ist aus der Reise nichts geworden. Indessen beweiset doch das vorgegebene Anerbieten die Ungewisheit der Akademie, und daß sie sich nicht verstanden habe, die Möglichkeit einer solchen Gabe schlechterdings in Zweifel zu ziehn. Ich muß Ihnen gestehn, daß mich diese Ungewisheit der Akademie mehr wundert, als die Gabe der Frau Pedegache. Was meynen Sie, wenn einmal ein solches Mädchen in Hamburg erschiene? Ich glaube, daß manche Jungfer nicht aus ihrem Zimmer kommen würde, bis das verwünschte Mensch die Stadt wieder verlassen hätte. Allein, unsre Aerzte würden sie so geschwind nicht reifen lassen. Was für Wundercuren würden sie nicht durch ihre Angebungen bewerkstelligen! und wie würde man nicht suchen, die Race der Zahuris zu erhalten! Von der Zeit an müßte kein Arzt mehr privilegiert werden, der nicht die Gabe der Pedegache besaße; dann könnte noch aus der Arzneykunst etwas werden. Denken Sie einmal, wenn eine solche Person den Arzt schriebe: was sollte die uns nicht für Entdeckungen mittheilen! „Der und der vornehme Herr, würde sie schreiben, muß „keine Frau hintergehen, weil er so glatt aussieht; denn ich sehe an „ihm Dinge, die kaum sein Wundarzt recht weiß. Dies Mädchen

Es 4

„muß

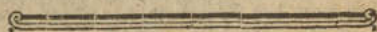
„muß keinen Mann haben; denn Mademoiselle ist schon so und so oft Mutter gewesen. Dies und das liegt an dem Herrn; dies und das liegt an der Frau. Dieser Mann starb nicht am Podagra, sondern an einem großen Stück Ochsenbraten, das er in seinem Magen nicht verdauen konnte; jener hat so und so viel Flaschen Wein bey sich; diese ehrbare Matrone steckt inwendig voller Aquavit, jene, —“ Das für Lügen würde das böse Mensch in der Stadt von allen braven Leuten ausbreiten!

Ich bin ic.

Thomas Dubius.



Hundert und erstes Stück.



von Haller.

— Im weichen Mark der zarten Lebenssehnen
Wohnt ein geheimer Reiz.

Ich will hier von einer wundervollen Eigenschaft thierischer Körper handeln, die immer uns unbegreiflich, gleichwol aber zur Erklärung vieler thierischer Erscheinungen nothwendig und nützlich ist. Die thierische Natur ist noch bis auf die neuesten Zeiten fast gänzlich unentdeckt geblieben. Man hoffte sie durch die Zergliederungskunst kennen zu lernen: allein wenn man gleich die Maschine kennt, so kann man doch ihre Kräfte nicht sehen. In todten Thieren sind die thierischen Kräfte nicht mehr: man hat sich also in den neuesten Zeiten bemüht, sie in den lebendigen zu beobachten. Hierdurch ist es dem vortrefflichen Herrn von Haller, von dem ich mit noch mehr Grunde, als er vom Newton, sagen kann:

Er übersteigt das Ziel erschaffner Geister,
zuerst gelungen, uns eine neue Eigenschaft der thierischen Maschine, nämlich den Reiz, die angebohrne lebendige Kraft

Kraft der Fleischfasern kennen zu lernen, vermöge welcher sich dieselben von einer jeden reizenden Ursache auf eine besondere Weise regen und zusammenziehen, welche in keiner andern, als in der belebten und in der thierischen Maschine, bemerkt wird. Es giebt aber in allen Thieren noch eine andre Eigenschaft, die im Gehirne und den Nerven ihren Sitz hat, und die man gemeinlich die Empfindlichkeit nennt. Hiervon sind in den neuesten Zeiten ebenfalls zahlreiche und wichtige Entdeckungen gemacht worden: allein es fehlt noch vieles dran, daß man sagen könnte, es wäre diese Lehre von der Empfindlichkeit thierischer Körper schon in ihr rechtes Licht gesetzt worden. Vielleicht ist nun die Zeit nahe, da es geschehn wird. Ich habe dieser wundervollen Erscheinung von je her mit einem fleißigen Eifer nachgespürt, und glaube einige unumstößliche Grundsätze entdeckt zu haben, worauf ein glücklicheres Genie, als ich besitze, ein Lehrgebäude wird auführen können, das uns die Geheimnisse der thierischen Oeconomie zwar nicht begreiflicher, aber doch deutlicher machen kann. Von diesen Grundsätzen will ich ist meine Leser unterhalten: doch muß ich hierbey, weil ich mich kurz fassen will, nur solche zum Voraus setzen, denen die Lehre von der Empfindlichkeit thierischer Körper, so weit sie bisher von den Aerzten getrieben worden, nicht unbekannt ist. Dergleichen Leser werden leicht finden, worinn ich mich von den bisherigen Einsichten der Aerzte in dieser Sache entferne, und sie werden die Gründe, warum ich es thue, am besten beurtheilen können.

Die thierischen Körper unterscheiden sich, so lange sie leben, dadurch von allen andern natürlichen Körpern, daß sie ein Gefühl, eine Empfindlichkeit haben, welche ich in allen fünf äußerlichen Sinnen mit einem allgemeinen Ausdrucke die Sinnlichkeit nennen werde. Das Vermögen des Gefühls, im weitesten Verstande, oder die Sinnlichkeit, äußert sich in verschiedenen Theilen unsers Körpers auf verschiedene Weise. Wir fühlen das Licht in den Augen, den Schall in den Ohren, die Geruchtheilchen in der Nase, die Salze in der Zunge, und die Berührung

aller Körper in allen Theilen, durch welche sich unsre Nerven ausbreiten. Es ist eine völlig ausgemachte und erwiesene Sache, daß kein andrer Theil unsers Körpers dieses Gefühl besitze, als das Gehirn, das Rückenmark und die Nerven, deren Inbegriff ich das Sensorium nenne, und zwar der weiche markige Theil derselben, worin man nicht die geringste Bewegung oder Veränderung bemerken kann, wann er empfindet. Die Sinnlichkeit ist also blos eine Eigenschaft dieses Sensorii, und alle thierische Theile, welche Gefühl haben, besitzen es dadurch, daß sich Nerven in ihnen ausbreiten, die sie so lebendig machen.

Wir können bis jetzt vom Gefühle der Thiere nichts mehr sagen, als daß es derjenige Zustand der Nerven sey, in welchen sie gerathen, wenn irgend ein Eindruck in sie gemacht wird. Worinn dieser Eindruck bestehe, das wissen wir nicht zu bestimmen. Er ist kein Beben, kein Zittern der Nervenhäute, denn es sind nicht die Häute, sondern es ist das weiche schleimige Mark der Nerven, worinn Gefühl wohnt: und die Seele bemerkt ihn nur an der Stelle, die ihn empfängt. Kurz, wir wissen die eigentliche Beschaffenheit dieses Eindruckes ganz und gar nicht: Hingegen aber bemerken wir in der Erfahrung, daß jeder in den Nerven erregter Eindruck, in dem Falle, wenn er, es sey auf welche Weise es wolle, durch den Zusammenhang des Sensorii bis zum Gehirn ungehindert fortgepflanzt werden kann, eine Vorstellung in der Seele hervorbringe, und in diesem Falle sagen wir, daß die Seele empfinde. Wenn in einen Nerven ein Eindruck gemacht, aber nicht auf die beschriebene Weise bis zum Gehirne fortgepflanzt wird, so empfindet die Seele durch diesen Eindruck nicht. Es ist also die Empfindung der Seele eine durch einen Eindruck in die Nerven, der bis zum Gehirn ungehindert fortgepflanzt worden ist, erregte Vorstellung. Da nun der Eindruck in die Nerven eines lebenden Thiers ein Gefühl genannt wird: so ist die Empfindung der Seele eine Vorstellung von dem in den Nerven erregten, und bis zum Gehirn fortgepflanzten Gefühle. Man muß demnach das Ge-

Gefühl der Nerven von der Empfindung der Seele, die nur eine davon abhängende Vorstellung ist, sorgfältig unterscheiden; und hier ist es, wo ich die Aerzte bitten muß, ihre Begriffe von einer Verwirrung zu befreien, an welcher es, nach meiner Einsicht, liegt, daß bisher die Lehre von der Sinnlichkeit in so grosser Dunkelheit geblieben ist.

Ich behaupte, daß das Gefühl aller äusserlichen Sinne blos eine Eigenschaft des Sensorii thierischer Körper, daß es keine Vorstellung, keine Empfindung der Seele, und in ihr gar nicht; sondern ausser ihr im Körper vorhanden sey: daß es nicht durch die Seele gewirkt werde, und daß die Empfindung der Seele blos eine Vorstellung aus diesem Gefühle sey, welche die Seele eben so, wie die Vorstellungen vergangener oder künftiger Dinge, durch ihre Vorstellungskraft hervorbringt; daß ein Gefühl ohne Vorstellung der Seele, schlechterdings betrachtet, statt finden könne, und daß also das Gefühl eine den Nerven eben so eigne anerschaffene thierische Eigenschaft sey, als es der Reiz in den Muskelfäsergen ist. Dieser Lehrsatz wird eine Menge Nebel zerstreuen, die uns bisher das System der Sinnlichkeit verborgen haben, blos weil wir irrig vorausgesetzt, daß Fühlen und Empfinden einerley sey, und daß das, was der Nerve bey seinem Gefühle leidet, eine Vorstellung, ein Gedanke der Seele wäre.

Um diesen Lehrsatz darzuthun, muß ich meinen Lesern folgende Beweisgründe vorlegen:

Ich frage einen jeden, wenn er sichs bewußt ist, daß er denke, mir zu sagen, wo dieses Denken bey ihm vorgehe? Niemand wird leugnen, daß es im Haupte, daß es in der Gegend des Haupts, wo das Gehirn ist, geschehe. Ein unwidersprechliches Gefühl beweist es, daß das Gehirn der Wohnplatz der denkenden Kraft, und die Werkstatt der Ideen sey. Alles, was die Seele in sich selbst wirkt, geschieht durch ihre Vorstellungskraft, und ist Vorstellung: und man muß demnach verstehen, daß im ganzen Gebiete des thierischen Körpers nirgends wahre Ideen, nirgends Vor-

Vorstellungen erzeugt werden, als im Gehirne. Wer hat jemals mit der Hand, mit dem Auge, mit der Zunge gedacht? Selbst wenn die Seele empfindet, entstehen diese Ideen im Haupte; wir denken den Geschmack eines Salzes im Kopfe, wo wir die ganze Welt denken: aber wo sitzt das Gefühl? Wo? Ueberall: aber gewiß nicht bloß im Gehirne.

Man frage sich selbst. Wo empfindet man es, wenn man sich mit einer Nadel in den Finger sticht? Jedermann wird den Punct am Finger zeigen, wo er den Stich fühlt. Das Auge sieht, das Ohr hört, die Zunge schmeckt, die Nase riecht, die Glieder, oder mit einem Worte, die Nerven fühlen, und zwar fühlen sie in dem Punkte, wo sie berührt werden, wo der Eindruck in sie geschieht. Wenn dieß Gefühl ungehindert bis zum Gehirne fortgepflanzt wird, so bringt die Vorstellungskraft im Gehirne eine Idee davon hervor, und so empfindet die Seele das, was der Nerve fühlt. Geschieht diese Fortpflanzung nicht, obgleich der Nerve denselben Eindruck empfängt, so empfindet die Seele durch ihn nicht. Also ist das Gefühl ausser der Seele; es ist nichts weniger, als eine Vorstellung, nichts weniger, als eine Wirkung der denkenden Kraft.

Wenn die Seele durch ein gewisses Gefühl empfindet; so weiß sie in dem ganzen grossen Raume, den ihr Körper erfüllt, den Punkt anzuzeigen, worinn das Gefühl ist; sie setzt es bald weiter, bald näher im Raume von sich und ihrem Wohnsitze ab. Also ist das Gefühl in einer gewissen Entfernung von ihr, im Körper, von ihr getrennt und entfernt, im Raume des Körpers. Es ist nichts daran gelegen, daß sie in diesem ihrem Urtheile zuweilen irret: genug nimmermehr wird sie einen von ihren Gedanken im Raume des Körpers suchen. Alle Ideen scheint sie in sich selbst, von ihr ungetrennt zu fühlen: allein die sinnlichen Eindrücke findet sie ausser sich. Dieß ist ein neuer Beweis des obigen Lehrsatzes.

Zu allen Ideen strengt die Seele ihre Vorstellungskraft an, wie wir solches im Haupte fühlen, wenn wir den-

ken,

ken, und dieses thut sie, ohne daß den Nerven von aussen ein Eindruck gegeben wird. Bei ihren Empfindungen allein muß der Eindruck in das Sensorium vorhergehen, und doch macht ihr dieser Eindruck nur Empfindung, wenn er bis zum Gehirne fortgepflanzt worden ist, und ausserdem nicht. Dieser Eindruck ist aber schon Gefühl: Also ist das Gefühl ausser ihr, weil es vor ihrer Empfindung vorhergeht.

Wenn in einem Theile des Sensorii das Gefühl verdorben wird; so erlangt die Seele keine Ideen mehr von Eindrücken, die in denselben gemacht werden, dergleichen ihre Empfindungen sind, ob gleich ihre Einbildungskraft betrügliche Empfindungen nachschaffen kann, die hier nicht in Betrachtung kommen. z. E. wenn ein Leichdorn an einem abgenommenen Fusse weh zu thun scheint (*). Gibt man diesem Theile des Sensorii seine Sinnlichkeit wieder, so bekommt sie auch die Empfindungen von ihm wieder. Also setzen die Empfindungen der Seele schlechterdings das Gefühl der Nerven zum Voraus, welches ausser ihr im Körper ist. Jedermann weiß die Erfahrungen, die hierher gehören, daß ein Glied, dessen Nerve gebunden, gedrückt oder zerrissen worden, keinen Eindruck, der, unter der Verletzung, in dasselbe gemacht wird, bis zum Gehirne fortpflanze, daß die Seele alsdann auch nichts von diesem Gliede empfinde, und daß ihr die Empfindung wiederkomme, so bald der Nerve des Gliedes wieder befreuet wird. Wir haben bisher in solchen Fällen gesagt: das Glied verlohre sein Gefühl; welches ein erschlicherener Satz ist. Wir erfahren nichts mehr, als daß die Seele durch die Eindrücke in dieses Glied nichts empfinde. Ob aber das Glied nicht dennoch fühle, das können wir hier noch nicht entscheiden, weil das Gefühl des Glieds keine Vorstellung in der Seele ist. Ich werde unten beweisen, daß es allerdings sein Gefühl behalten könne.

Man kann endlich einem Nerven sein Gefühl nehmen und wieder geben, ohne die Seele zu Empfindungen unfähig

zu

(*) S. das 69 Bl. S. 229.

zu machen, ohne ihre Vorstellungskraft zu hindern, ohne das Gehirn im mindesten zu beleidigen. Man legt nur Opium an einen Nerven, so fühlt er nicht mehr, obgleich das Opium gar nicht ins Gehirn wirkt, und die ganze Vorstellungskraft der Seele ungehindert bleibt. Also wohnt das Gefühl in den Nerven selbst, nicht im Gehirne, nicht in der Vorstellungskraft.

Ich übergehe ist mehrere Beweise mit Stillschweigen, weil diese für einen nachdenkenden Leser schon hinreichend sind. Allein, ich werde den obigen Lehrsatz weiter bestätigen und erläutern, indem ich einige Einwürfe beantwortete, die ihn umzustossen scheinen.

Man könnte erstlich einwenden, daß nach diesem Grunde das Gefühl auch ohne Seele Statt habe, mithin ein Todter auch fühlen könnte, welches ungereimt wäre. Ich antworte aber: weil die Gefühle der Sinne eine thierische Operation sind; so erfordern sie auch das thierische Leben überhaupt, ob sie gleich nicht zur Seele gehören. Es hat mit dem Reize der Muskeln, und mit dem Mechanismo der Lebenstheile eben dieselbe Bewandniß: denn sie hören auch im Tode auf, ob sie gleich nicht durch die Seele gewirkt werden. Das Gefühl kann nach dem thierischen Tode eben so wenig, wie der Reiz, fortwähren: allein es erhält sich zugleich eben so wie er, nach der Trennung des Hauptes und Gehirns vom Körper, eine kurze Zeit lang, so lange noch einige andre wesentliche Spuren des thierischen Lebens übrig bleiben, dergleichen ausser dem Reize, der Umlauf der Säfte, die natürliche Wärme, der Mechanismus zu den thierischen Trieben, die Muskelbewegung, u. dgl. sind. Viele Insekten, und andre Thiere, die kaltes Blut haben, können, nachdem man ihnen den Kopf abgeschlagen, laufen, schreyen, ihre Speisen suchen, sich begatten, beißen, und solches so gar noch viele Tage nach ihrer Enthauptung fortsetzen. Vögel laufen, schwingen die Flügel, gehen ganz regelmäßig, und vertheidigen sich nach der Enthauptung. So gar hat Fries von einem enthaupteten Kalbe bemerkt, daß es noch weit fortgegangen, und Struve, daß

daß ein enthaupteter Mensch die Hände übereinander geschlagen. Warum wollte man wohl, nach solchen unleygbaren Erfahrungen, noch zweifeln, daß auch das Gefühl nach der Enthauptung eine Zeitlang übrig bleibe, da dieses nicht wunderbarer als jenes ist, und die meisten der obigen Handlungen enthaupteter Thiere nicht ohne Gefühl vollbracht werden können. Man hat Beispiele genug von lebendig gebornen Kindern, die weder Gehirn noch Kopf, und dennoch Gefühl gehabt haben. So lange also andre Spuren eines thierischen Lebens vorhanden sind, kann es das Gefühl auch seyn, obgleich der Kopf, die Wohnung der Seele, mangelt. Ueberhaupt sage ich auch nicht, daß das Gefühl ohne, sondern nur ausser der Seele statt finde.

Man kann ferner einwenden, daß es ungereimt sey, einen Schmerz anzunehmen, ohne daß er von der Seele empfunden würde: denn wenn uns ein Glied weh thun soll, so muß es die Seele nothwendig empfinden. Bey diesem Einwurfe muß man bedenken, daß das Gefühl, da es keine Vorstellung ist, an sich auch weder angenehm noch unangenehm seyn könne; sondern daß es dieses nur dann werde, wenn es die Seele empfindet und vergleicht. Es ist also kein Schmerz in den Nerven, sondern nur ein Gefühl, und die Seele urtheilt nur, daß dieß Gefühl Schmerz sey. Mithin kann der Schmerz kein Einwurf wider das Gefühl der Nerven seyn. Wollte man sagen, die Seele zeige gleichwol den Ort an, wo der Nerve weh thut; so ist dieß nur die Anzeige des Orts ihres Gefühls, von welchem sie urtheilt, daß es Schmerz sey. Kein Gefühl, das nicht von der Seele empfunden wird, kann angenehm oder schmerzhaft seyn.

Man wird mich fragen, was dann das Gefühl sey, wenn es weder Vorstellung, noch Schmerz u. dgl. seyn soll. Ich kann es nicht erklären. Es ist ein Eindruck in die Nerven, den wir nicht kennen: eine verborgene Bewegung, deren Gesetze wir nicht wissen; ein Leben in den Nerven, wie es der Reiz in den Muskeln ist; — was weiß ich? — ein Sinn, den wir nicht begreifen; aber gewiß keine

keine neue *qualitas occulta*: denn für erst ist dieser Eindruck nur den Nerven und dem Sensorio überhaupt eigen; fürs andre unterscheidet er sich von allen andern Eindrücken und Bewegungen in thierischen Körpern, und vom Reize selbst, dadurch, daß er ganz allein bis zum Gehirn fortgepflanzt wird, der Seele Ideen vom Zustande ihres Körpers einflößt, und also dieselbe auf seinen Zustand stets aufmerksam erhält; drittens ist das Gefühl der Nerven eine Urquelle des ganzen thierischen Mechanismus: denn ohne Sinnlichkeit würde das thierische Leben nicht Statt finden können, und endlich, so giebt die Sinnlichkeit der ganzen thierischen Maschine in ihren kleinsten Theilen ein Vermögen, sich zu beschützen, zu erhalten, zu vertheidigen, wenn schädliche Dinge in sie wirken. Realitäten genug! welche die Sinnlichkeit zu einem höchst wichtigen Geschenke des Himmels für die Thiere machen, ob sie gleich keine Vorstellung, kein Bewußtseyn, kein Schmerz und nichts Angenehmes ist. Wenn also der Herr von Haller sagt, daß das Gefühl, welches die Seele empfindet, gewiß gar nichts seyn würde, wenn nicht ein jeder schmerzhafter Eindruck bis zum Gehirne aufstiege; so ist dieß nur so zu verstehen, daß ein solches Gefühl in Absicht der Empfindungen der Seele, so viel als nichts seyn würde.

Ist aber der obige Lehrsatz nicht materialistisch? Denn wenn die Nerven selbst, ausserhalb der Seele, Gefühl haben; so — nun was? So haben sie etwan Vorstellungen? Keinesweges! Eben das ist es ja, was ich bestreite, daß das Gefühl keine Vorstellung sey, und gar nicht zur Seele gehöre. Wenn ich einen Körper fühle, so berührt ihn die Hand, und alle Welt sagt, daß ihn die Hand auch fühle. Ist nun das Gefühl eine Vorstellung; so müßte ihn die Hand sich vorstellen. Also denken diejenigen vielmehr materialistisch, die das Gefühl für eine Art von Vorstellungen halten: ich aber nicht. Ich weiß, daß meine Hand fühlt, und daß die Vorstellung von dem, was sie fühlt, im Haupte, im Gehirne, das ist, da entstehe, wo die Seele wohnt, und wo wir einzig und allein denken. Nur alle die Ausdrücke

drücke von Gefühl und Sinnlichkeit, sind, wie ich erfahren habe, denen, die die physiologische Art zu reden nicht kennen, unausstehlich, und man will dafür lieber einen andern Ausdruck erwählt haben, weil diese allezeit den Begriff von Vorstellungen bey sich führten. Dieß ist eine bloße Nebensache und vollkommen gleichgültig; denn man benenne den Eindruck in die Nerven und diese ihre geheime Kraft, wie man will, so bleibt darum doch die Sache an sich gänzlich dieselbe. Ich habe indessen keinen andern kurzen Ausdruck, der zum Vortrage gleich bequem gewesen wäre, finden können, und es sind auch Gründe genug vorhanden, die ihn autorisiren. Der Herr von Buffon unterscheidet ganz deutlich das Gefühl von der Empfindung der Seele; welche letztere er *Sentiment*, das erstere aber *Sensation* nennt. (S. der Uebers. der Hist. der Nat. 4 Th. 1 B. S. 7. 8. Vergl. hierbey das 223 Bl.) Ein Philosoph sagt ohne Bedenken, daß seine Hand etwas fühle, daß seine Zunge schmecke, u. s. w. Hat der Begriff des Gefühls stets den Begriff von Vorstellungen bey sich, so spricht der Philosoph eben so unbestimmt, als ich, denn so muß, nach seinem Ausdrucke, seine Hand und seine Zunge Vorstellungen haben. Hingegen ist es in allen medicinischen Schriften und im allgemeinen Redebrauche längst eingeführt, Theile, durch die wir empfinden, empfindliche, und andre, unempfindliche zu nennen, und von jenen zu sagen, daß sie Gefühl haben, und daß sie ihr Gefühl verlieren. Selbst in durchgängig eingeführten Lehrbüchern der Metaphysik werden die Eindrücke, welche bey dem Empfinden der Seele in dem Sensorio hervorgebracht werden, materielle Ideen genant, welcher Ausdruck gewiß viel kühner ist. So gar die Kräuter, die, wenn sie berührt werden, solche Erscheinungen geben, als ob sie empfänden, nennt man *Fühlkräuter*, (*Sensitiva*) und wenn man eine ohne Kopf geborne lebendige Frucht, die doch gewiß keine Vorstellungen haben kann, wenn man sie mit einer Nadel stäche, zucken und Zeichen einer Empfindung von sich geben sähe, so würde man gewiß ohne Bedenken sagen, daß sie den Stich fühle. Da

nun endlich die Veränderung, die durch einen äussern Eindruck im Sensorio gemacht wird, eben dieselbe bleibt, die Seele mag sie empfinden oder nicht, so sehe ich gar keinen Grund, warum man ihr denselben Ausdruck nicht in beyden Fällen lassen sollte. Es ist doch einmal nothwendig, daß man das Empfinden der Seele, von dem, was im Sensorio dabey vorgeht, unterscheiden müsse, wenn man nicht in der vorigen Verwirrung der Begriffe beharren will; und eben um deswillen habe ich im ganzen Vortrage sorgfältig verhütet, daß die Ausdrücke Empfinden und Fühlen nicht verwechselt würden. An diese nöthige Unterscheidung muß man sich nach und nach gewöhnen. Jedoch ich lasse diese unwichtige Nebensache einem Jeden zu entscheiden übrig, der sich damit aufhalten will. Ich aber will ihn noch einen Haupteinwurf beantworten.

Wie kann man darthun, daß ein Nerve noch Gefühl habe, wenn die Seele keine Empfindung davon hat? Scheint nicht das Gefühl gleich vertilgt zu seyn, so bald durch die Unterbindung eines Nerven dem Eindrucke der Weg zur Seele verschlossen ist? Jedermann sagt, daß ein Glied nicht mehr fühle, so bald die Seele von den Eindrücken in seine Nerven keine Vorstellungen mehr bekommt.

Ich habe schon oben gesagt, daß dieser Schluß falsch sey. Wir erfahren keinesweges, daß ein gebundener Nerve unter dem Bande nichts mehr fühle; sondern nur, daß die Seele sich kein Gefühl durch ihn mehr bewußt sey. Jedoch ich sehe ein, daß mich dieses noch nicht berechtige, das fortdaurende Gefühl der gebundenen Nerven zu behaupten. So bald die Fortpflanzung der Eindrücke bis zum Gehirne gehemmt ist, muß es der Seele gleich viel seyn, ob der abgebundene Theil des Nerven noch Gefühl hat, oder nicht. Sie weiß in beyden Fällen nichts davon. Wir müssen also andre Merkmale des Gefühls suchen, wenn wir es wahrscheinlich machen wollen, daß ein solcher Nerve sein Gefühl noch habe. Diese Merkmale will ich anzeigen. Nur muß ich mich vorläufig erklären, daß ich gar nicht behauptete, daß das Gefühl jederzeit und in allen Fällen

fort:

fortdaure, wenn der Fortgang desselben bis zum Gehirne unterbrochen ist. Es kann ein Theil des Sensortii allerdings seines Gefühls gänzlich beraubt werden. Eine abgehauene Hand ist nach wenig Augenblicken todt. Ein Nerve, der zu stark zusammen geschnürt wird, wird nimmermehr, auch nach aufgelöstem Bande, des Gefühls wieder fähig, sondern er bleibt todt. Es kommt also hier nur darauf an, daß aus einigen Fällen, wo der Nerve nicht gänzlich zu seinen natürlichen Verrichtungen untauglich gemacht wird, erwiesen werde, daß das Gefühl noch in ihm sey, ob gleich die Seele davon keine Begriffe erhält. Ich könnte mich schon darauf berufen, daß die Seele den Augenblick ihre Ideen von seinem Gefühle wieder bekommt, so bald der Weg zum Gehirne wieder geöffnet ist. Allein ich kann noch deutlichere Beweise führen.

Die Nerven haben nicht nur ein Vermögen zu fühlen, sondern auch, durch eben diese ihre Sinnlichkeit, die Muskeln, zu denen sie hingehen, zu bewegen. Wenn ein Nerve durch ein ihm beygebrachtes Gefühl gereizt wird, so bewegt dieses Gefühl den Muskel, in welchem er sich vertheilt. Hier haben wir ein deutliches und sicheres Zeichen, ob ein Nerve fühle, die Seele mag nun durch ihn empfinden oder nicht. Wenn sich ein Muskel von dem Schmerze seines Nerven krampfhaft zusammenzieht, so lange die Seele den Schmerz empfindet, und wenn er es von eben dem Reize noch immer thut, auch wenn ihn die Seele nicht mehr empfindet; so muß unstreitig der Nerve auch im letzten Falle noch sein Gefühl haben. Nun urtheile man von dem, was ich hier aus des grossen Herren von Hallers Physiologie auszeichnen will.

„Es erregt,“ sagt er, (im 10 B. 7 Absch.) ein gedrucker, gebundener und unterhalb dem Bande gereizter Nerve, an den Muskeln, zu welchen er hingeht, eben so wohl noch den Krampf, als sonst ein völlig freyer Nerve zu thun pflegt. Eben so wenig hemmt ein Band auch den electricischen Strom. Es macht ferner ein zerschnittener Nerve, den man unter dem Orte der Zerschneidung reizt,

Et 2

„noch

„noch ebenfalls an denjenigen Muskeln Verzücungen, zu denen er sich hinbegiebt. So veranlaßt ein gereizter Nerve, wenn man das Rückenmark, aus welchem er entspringt, zerstört, noch eben so wol Krämpfe in denjenigen Gliedern, welche er zu versorgen bestimmt ist. Es geschieht eben dergleichen an dem Rückenmarke, nachdem man das verlängerte Mark zerschnitten. Wenn man endlich den Kopf oder das Gehirn vernichtet, und das Herz herausreißt, und das Thier wahrscheinlicher Weise bereits todt ist, so erfolgen dennoch bey jedem einzelnen Reize der Nerven oder des Rückenmarks an den Muskeln Krämpfe. Auch an sterbenden Hunden macht ein gereizter Nerve noch eben solche Bewegungen, als da diese Thiere noch lebten. Es ist hier nicht von derjenigen Bewegung die Rede, welche von dem reizbaren Wesen der Muskeln ihren Ursprung bekommt, indem diese Bewegung auch noch nach Unterbindung und Zerstörung des Nerven vorhanden ist. Man ersieht also, daß sich zwar die Ursache der Bewegung durch die Nerven fortpflanze, es mag aber mit dieser Ursache eine Bewandniß haben, wie es wolle, so sieht man doch, daß sie eine Zeitlang in Nerven vollständig und wirksam fortdaure, wenn dieser Nerve gleich vom Gehirne getrennt ist, und er diese bewegende Kraft nicht mehr vom Gehirne bekommen kann.“

Man könnte noch viel mehr solche beweisende Erfahrungen anführen, z. E. daß der gebundene Nerve des Zwerchfells, wenn er unter dem Bande gestrichen wird, die Bewegung des Zwerchfells wieder herstelle, und daß ein heftiges Gefühl, welches bey lebenden Thieren eine Unterlaufung mit Blute verursacht, eben dasselbe wirke, wenn gleich der Kopf schon vom Leibe getrennt ist. Die Köchin- nen wissen es sogar, wenn sie einem Huhne den Kopf abgerissen haben, daß sie ihm nicht, so lange es noch warm ist, die Brust einschlagen müssen, weil sonst dieselbe von unterlaufenem Blute roth wird, welches nicht erfolgt, wenn man sie erst lange nach dem Tode des Thiers einschlägt. Doch ich darf mich bey den Beweisen eines einzi-

gen

gen, und an sich unwidersprechlichen Sages nicht länger aufhalten.

Aus diesen Erfahrungen folgt aber ein neuer Lehrsatz von grosser Wichtigkeit, daß das Gefühl der Nerven die Muskeln bewege, wenn auch gleich die Seele an dem Gefühle keinen Antheil nimmt, das ist, wenn sie gleich durch den in die Nerven gemachten Eindruck nicht empfindet. In keinem andern Theile unsers Körpers sind wir uns unsrer bewusst, in keinem andern denkt die Seele, in keinem andern sind Vorstellungen, als im Gehirne. Wenn also das Gefühl der Nerven seine Wirkungen in die Muskeln auch dann noch verrichtet, wann der Kopf vom Körper getrennt, und kein Weg des Gefühls zum Gehirne mehr vorhanden ist; so muß die Kraft des Gefühls, die Muskeln zu regen, nicht blos vom Gehirne, nicht blos vom Einflusse der Vorstellungen der Seele ins Gehirn herrühren; sondern sie kann auch durchs blosse Gefühl bestehn, wovon die Seele keine Empfindung erlangt. Ausser den obigen Beyspielen, die dieses unumstößlich machen, erhellt es auch daraus, daß in enthaupteten Thieren das Opium, wenn es den Nerven beygebracht wird, die Sinnlichkeit derselben und ihre bewegende Kraft eben so gewiß, ob gleich etwas langsamer, vernichtet, als wenn die Gemeinschaft des Leibes und der Seele noch unverlezt ist. Dieses beweisen Whyrts Beobachtungen; und es läßt sich also an der Wahrheit des Sages nicht zweifeln, wofern es nicht geleugnet werden kann, daß wirklich das Gefühl der Nerven die Kraft sey, welche die Muskeln in Bewegung setz.

Man möchte glauben, die Nerven bewegten die Muskeln nicht so wol durch ihr Gefühl, als vielmehr auf eine mechanische Weise, so wie ein Muskel sein Glied bewegt. Allein alle Aerzte gestehn, daß es unmöglich nach den uns bekannten mechanischen Gesetzen erklärt werden kann, wenn die geringste Berührung des weichen Marks eines Nerven einen Krampf in seinen Muskeln hervorbringt, und daß hier nothwendig die Zwischenkunst einer uns unbekanntten Kraft in Betrachtung gezogen werden müsse. In den

Et 3

Fällen,

Fällen, wo die Seele den Reiz der Nerven empfinden kann, erkennen wir, daß das Gefühl des Nerven diese Kraft sey, und daß es eben dieselbe seyn müsse, wenn die Seele den Reiz des Nerven nicht empfindet, ist aus allen Umständen nicht nur wahrscheinlich; sondern wird dadurch gewiß, weil kein Reiz des Nerven die Muskeln mehr bewegt, so bald der Nerve abgestorben ist, und sein Gefühl gänzlich verloren hat. In den ersten Augenblicken nach der Trennung eines Gliedes vom Kopfe, so lange noch andre Spuren des thierischen Lebens darin sind, und das Gefühl sich noch merken läßt, bewegt der gereizte Nerve noch seinen Muskel: so bald aber die übrigen Kennzeichen des thierischen Todes daran sichtbar, und alle Gefühle verschwunden sind, thut kein Reiz mehr diese Wirkung. Mitbin hat der obige Lehrsatz seine völlige physikalische Gewißheit.

Laßt uns aber ist diese Betrachtungen erweitern, und die Grundsätze, worauf das Lehrgebäude von der Sinnlichkeit der thierischen Körper beruht, genauer bestimmen, und durch die Erfahrung stärker befestigen.

Die Sinnlichkeit der thierischen Körper ist das vornehmste Lebensprincipium und die große bewegende Kraft der thierischen Maschine.

Dieser Lehrsatz ist daraus erweislich, weil die Vernichtung des thierischen Gefühls oder der Sinnlichkeit die einzige wahre Bestätigung des thierischen Todes, sowohl im ganzen Thiere, als auch in einzelnen Theilen ist. Ohne Gefühl kann kein Thier leben: allein, man verstehe wohl, daß ich nicht sage, ohne Empfindungen der Seele: denn dieses ist allerdings möglich. Um also diesem sonst schon bekannten Lehrsatze hier nur seine rechte Einschränkung zu geben, und ihn dadurch in unsrer Kunst brauchbarer zu machen, muß ich, nach Maafsgabung des vorigen, die Sinnlichkeit der thierischen Körper in zweyerley Absichten betrachten.

Ich habe im vorigen erwiesen, daß in den thierischen Körpern Gefühle Statt finden, wovon die Seele keine Empfindung erhält, und daß diese Gefühle gleichwol im Kör-

Körper eben dieselben Bewegungen hervorbringen, als wenn die Seele durch sie empfindet. Da dieses sogar Statt findet, wenn die fühlenden Nerven gänzlich vom Gehirne getrennt sind, so steht gar nichts der Möglichkeit entgegen, daß es nicht auch im gesunden thierischen Körper Gefühle genug geben sollte, die sich nicht bis zum Gehirne fortpflanzen, und der Seele keine Ideen geben. In solchem Falle werden die von keiner Empfindung der Seele begleiteten Gefühle der Nerven in den Theilen, zu welchen sie hingehen, mancherley Bewegungen hervorbringen, die wir von keiner physischen oder mechanischen Ursache aus den uns bekannten Gesetzen der Bewegung herleiten können; sondern die etwas Verborgenes und uns Wunderbares haben. Zeigen sich wohl vielleicht Spuren von solchen Bewegungen in den thierischen Körpern? Jeder Arzt wird antworten: Viele tausend! Wie oft bewegt sich nicht ein Muskel, der sonst dem Willen der Seele zu Gebote steht, ganz wider ihren Willen, von einem blossen Reize eines Nerven? Wie oft wird die ganze thierische Maschine in die heftigsten Bewegungen gebracht, ohne daß wir eine mechanische Ursache entdecken, und ohne daß wir in der Seele eine Empfindung hätten, von der wir sie herleiten könnten! Wie unerklärbar ist uns die Bewegung des Herzens, von der die Seele keine Empfindungen, und das doch gewiß seine Sinnlichkeit hat. Was setzt die Muskeln zum Athemholen in Bewegung? Welche mechanische Kraft kann es wohl seyn, da der grosse Herr von Zaller selbst keine findet, und der Seele dieses Geschäft überträgt, die doch gewiß keinen grossen Antheil daran haben kann. Haben aber diese Theile nicht ihre Sinnlichkeit, und setzt diese nicht die Muskeln auch ohne Empfindungen der Seele in Bewegung? Gewiß, wenn wir dieß einmal voraussetzen können, und wer kann sich wohl unterstehn, es zu leugnen, daß unsre Nerven, ohne Empfindungen in der Seele zu erregen, dennoch ein Gefühl haben, und daß dieses Gefühl eine bewegende Kraft sey, die Seele mag daran Theil nehmen, oder nicht; so geht uns in der Lehre von der thie-

rischen Oeconomie ein neues Licht auf, das uns unendlich viele Erscheinungen in unsrer Natur zwar nicht begreiflicher macht, aber doch in ihrer wahren Quelle zeigt, obgleich diese Quelle eben so, wie der Reiz der Muskeln, ein Geheimniß für uns bleibt. Ich kann hier nur den Schattenriß meines Lehrgebäudes machen: allein ich empfehle den Aerzten dasselbe zu reiflicher Ueberlegung; so wird sich finden, daß ihre Kunst dadurch ein ziemlich verändertes Ansehen bekommen werde (*).

Man sage mir nicht, daß in gesunden thierischen Körpern alle Eindrücke in die Nerven nothwendig bis zum Gehirne fortgepflanzt werden, und in der Seele Empfindungen erregen müßten, weil die Nerven unverletzt wären. Aus welchem Grunde will man wohl solches erweisen? Wir wissen ja nicht einmal die Art des Eindrucks, der bey dem Gefühle in den Nerven gemacht wird, noch weniger auf welche Weise derselbe in dem weichen Nervenmarke bis zum Gehirne fortgeht. Wir sehen, wie leicht ein geringer Druck diesen Fortgang hindern kann. Warum sollten nicht im natürlichen Zustande dergleichen Hinderungen Statt finden können? Wie oft befinden wir uns nicht in solchen Zuständen, da wir es gewiß schliessen können, daß wir gefühlt haben müssen, ohne daß die Seele etwas empfunden hätte. Man betrachte nur die Schlafenden (**), die Ohnmächtigen, die Nachtwandler (***), die Tollten, die Besessenen, u. s. w. Haben diese Leute kein Gefühl? Hat aber wohl ihre Seele Empfindungen? Ich kann es leiden, wenn die Metaphysici antworten: ja, sie hat Empfindungen, aber die dunkelsten, ohne alles Bewußtseyn. Allein ich werde erwarten, daß sie uns dieses beweisen: denn übrigens können sie freylich die dunkeln Empfindungen umsonst haben: nur ich will sie von ihnen nicht umsonst annehmen.

Ob

(*) S. das 233 Stück, wo hievon ausführlicher gehandelt worden.

(**) S. das Sendschreiben im 70 Stück.

(***) S. das 74 Stück am Ende.

Ob ich nun gleich glaube, daß die thierischen Körper, selbst im Zustande ihrer Gesundheit Gefühle haben, die mit keinen Empfindungen der Seele vergesellschaftet sind; so ist doch das eben so gewiß, daß im gesunden Zustande diejenigen Gefühle der Nerven, die einen hinlänglich starken Eindruck in sie machen, und deren Fortpflanzung zum Gehirne nicht unterbrochen wird, nachdem sie bis zum Gehirne fortgegangen sind, daselbst in der Vorstellungskraft der Seele eine Empfindung erregen, wodurch sich dieselbe einen Theil ihres gegenwärtigen Zustandes gedenket. (*) Hier ist es, wo das Gefühl gleichsam zur Vorstellung wird; und diese Vorstellung, diese Empfindung der Seele wird alsdann eine neue bewegende Kraft der thierischen Maschine. Dies ist abermals eine große Grundwahrheit in der Lehre von der thierischen Oeconomie: Nicht nur das Gefühl der Nerven, oder die Sinnlichkeit an sich betrachtet, setzt unsre Glieder in Bewegung; sondern die Empfindung der Seele thut es auch. Der Gedanke bewegt die Muskeln; er scheint das Sensorium zu durchwandeln: aber er scheint es nur: denn in der That bieget er sich nie aus dem Gebiete der Vorstellungskraft, welches das Gehirn ist. Gott weiß allein, was der Gedanke sey, und wie das Gehirn auf ihn, er aber wieder aufs Gehirn wirke. Dies aber ist gewiß, daß die Vorstellungen der Seele dem Gehirne einen gewissen Eindruck geben müssen, welcher sich von ihm eben so durch das Sensorium bis in die Nervenspitzen rückwärts bewegt, wie sich der Eindruck des Gefühls von den Nervenspitzen ab bis zum Gehirne fortpflanzt: denn der Gedanke, daß sich dieser oder jener Muskel bewegen soll, reißt durch das Gehirn seinen Nerven augenblicklich dergestalt, daß er sich wirklich bewegt. Daß dieses durch den Nerven geschehe, erhellet daraus, weil der Gedanke den Muskel nicht mehr bewegt, sobald der Nerve, der ihn regt, auf seinem Wege

Zt 5

vom

(*) Daß die Gefühle oder Eindrücke in die Nerven die Empfindungen der Seele bloß veranlassen, und keinesweges das sind, was sich die Seele, indem sie empfindet, vorstellt, mithin das Empfinden durchaus nicht von den Nerven gesagt werden sollte, davon s. das 60 Stück.

vom Gehirne ab, gebunden oder gedrückt wird. Die Empfindungen und Gedanken der Seele müssen demnach die Nerven reizen, und da sie dem ungeachtet das Gebiet des Gehirns nicht verlassen, da der Gedanke nicht zu dem Muskel heruntersteigt; so muß es ein Eindruck ins Gehirn seyn, der sich hernach auf eine uns unbekannt Weise bis an den Ort seiner Bestimmung fortpflanzt. Dieser Weg ist durch die Nerven, die unmittelbar vom Gehirne, und durch die andern, die aus dem Rückenmarke, welches bloß eine Fortsetzung des Gehirns ist, ausgehen.

Weil es nun lediglich auf einen solchen Eindruck ankommt, so erhellet, daß nicht bloß der Gedanke, sondern Alles, was im Gehirn, oder im Rückenmarke, oder in den Nerven einen solchen Eindruck von oben herab machen kann, dieselbe Bewegung der Glieder müsse hervorbringen können. Ein Frosch nimmt es sich vor, seine Beine an sich zu ziehen, und einen Sprung zu thun. Dieser Gedanke macht seinen Eindruck ins Gehirn, und dieser geht durch die Nerven zu den Muskeln, die alsobald die Bewegung verrichten. Man schneide aber dem Frosche mit einer Scheere den Kopf ab, und reize mit einer Nadel die Wunde im Rückenmarke, so zieht der Kumpf seine Beine an sich, und thut seinen Sprung eben so, als ob der Gedanke diese willkürliche Bewegung verrichtet hätte. Wüsten wir, welche Art des Eindrucks im Gehirn oder im Rückenmarke zu einzelnen Bewegungen erfordert würde, und welche einzelne Punkte zu jeder gereizt werden müßten, so würden wir durch mechanische Kunstgriffe die enthauptete Maschine nach dem Willkühr unsrer eignen, diesem Thiere ganz fremden Seele, eben so leicht bewegen können, als es seine Seele that, da es noch lebte.

Welche erstaunliche Sache! die gleichwol eben so gewiß ist, als ein mathematischer Beweis. Wir sehen hier den Gedanken, indem er das Gehirn verändert, eine Maschine bewegen, und bewerkstelligen eben dasselbe durch einen bloßen Handgriff, nachdem wir den Gedanken und die ganze Seele von der Maschine entfernt haben. Man sieht

sieht aber hieraus, daß die Gesetze der Sinnlichkeit, nach welchen selbst die Seele den Körper bewegt, eben dieselben sind, als nach welchen das Gefühl eines Nerven die Muskeln regt, wenn es gar nicht zum Gehirne gelangt, und der Seele keine Empfindungen mittheilt. Man sieht ferner, daß hunderterley physicalische Reize, die aufs Gehirn, Rückenmark oder auf die Nerven wirken, eben denselben Tumult von Bewegungen im Körper, ja eben solche, sonst willkürliche, nun aber erzwungene Bewegungen hervorbringen können, als in andern Fällen die Gedanken der Seele erzeugen; und da dieses aus einerley Gründen auch alsdann gilt, wenn in den vom Gehirne weit entfernten Nerven dergleichen Reiz angebracht wird, so läßt sich erklären, wie die heftigsten Bewegungen und sonst willkürlichen Handlungen von einem bloßen Reize in den Nerven der Gliedmaßen des Körpers hervorgebracht werden können. So ist es beim Weitztanze, beim Tarantismo, in der Starrsucht, in der Epilepsie, und hundert andern Krankheiten, wo der Reiz der Nerven weit vom Gehirne entfernt, vielleicht im Unterleibe, geschieht.



Hundert und zweytes Stück.



von Haller.

Ein innerlich Gefühl liegt in uns tief verborgen.



Nach dem allen, was ich im vorigen Blatte ausgeführt habe, muß man schließen, daß sich die Seele des Sensorii theils bediene, um zu empfinden, und theils um den Körper auf mannichfaltige Weise zu bewegen; daß aber das Sensorium ein Gefühl für sich und eine bewegende Kraft

Kraft besitze, die blos von diesem Gefühle und dessen Reizen, ohne Zuthun der Seele, bestimmt werden kann. Lasset uns hiervon eine Anwendung auf den Mechanismus der thierischen Triebe machen.

Der vortrefliche Reimarus hat, nebst andern Naturforschern, vorzüglich eingesehen, daß, wie er sich selbst in der Vorrede seiner schönen Betrachtungen über die Triebe der Thiere ausdrückt, „aus den thierischen Kräften und aus „den Eigenschaften der Kunsttriebe folge, daß sie nicht in „einer Geschicklichkeit bestehen, welche sich die Thiere selbst „durch Erfahrung und Vernunft, oder auch durch einen „Grad der Vernunft, erworben hätten; sondern, daß sie „angebohrne Fertigkeiten sind, welche aus den determinir- „ten Naturkräften der Thiere entstehen. Dahin rechnet er „eines Theils ihren determinirten Mechanismus besonderer „und geschlanker Werkzeuge zu besondern Berrichtungen; „zweitens ihre determinirte und schärfere sinnliche Empfin- „dung und Vorstellung, daß ihnen z. E. gewisse Dinge gut „riechen oder schmecken müssen; drittens, beyder Ueberein- „stimmung in ihrem sinnlichen Mechanismo, da die ange- „nehme oder widrige Empfindung durch einen uns verbor- „genen Einfluß gewisse Gliedmaßen rege macht; viertens „ihre determinirte innere Empfindung, theils der körper- „lichen Beschaffenheit, Kräfte und Werkzeuge, theils auch „des bestimmten natürlichen Bemühens der Seele.“ Der scharfsinnige Mann unterscheidet hier deutlich zweyerley Triebfedern, welche die Handlungen der thierischen Triebe bestimmen. Denn entweder geben die Vorstellungen, und insbesondre die Begierden der Seele, dem Gehirne diejen- icken Eindrücke, welche das Sensorium in Wirkung setzen, wie im obigen zweyten und dritten Falle, oder es thut solches auch die bloße Sinnlichkeit des Iestern, ohne Zuthun der Seele, wie im obigen ersten Falle, welchen der Verfasser im 5 S. ausdrücklich so erläutert: „daß zwar einige „der mechanischen Wirkungen thierischer Körper zuweilen „durch eine dunkle Empfindung, Vorstellung und Neigung „wirksam zu seyn scheinen, hieraus aber weiter nichts folge, „als

„als daß diese Bewegungen und besonders die Triebe zu den „Lebenshandlungen, nur nicht allezeit, aber doch wahrschein- „licher Weise an sich blos mechanisch sind, zumal da sie in „abgesonderten Gliedern der Thiere fortdauern können.“

Dieses ist nun das Wesentlichste von der Meynung, die ich in Absicht der thierischen Triebe hege, daß sie nämlich zwar durch die Vorstellungen der Seele in Wirksamkeit gesetzt werden können, daß aber die Handlungen der Triebe bey Thieren auch durch solche Reize des Sensorii bestimmt werden können, in die sich keine Vorstellung mischt, die nicht durch den Uebergang durchs Gehirn, nicht durch ein in der Seele entstandenes Bewußtseyn, noch durch einen Vorsatz derselben, sondern blos durch den thierischen Mechanismus der Sinnlichkeit, in sofern er der Seele nichts angeht, wirken. Von beyden hat man unzählige Beispiele. Der Gedanke von einer angenehmen Speise kann uns Appetit machen zu essen. Der Geruch einer Speise, welchen die Seele empfindet, kann eben dasselbe thun. Hingegen kann auch von einem geheimen Reize der Nerven im Magen, von dem die Seele nichts empfindet, ein heftiger Hunger entstehen. Ein verliebter Gedanke, eine Empfindung der Seele, kann bey Thieren den Trieb zur Fortpflanzung rege machen: allein die bloße Sinnlichkeit kann dasselbe bey Thieren, denen der Kopf abgeschnitten worden, ohne alles Zuthun der Seele bewerkstelligen. Die Rache kann ein Thier zur Gegenwehr reizen, und diesen Eindruck in das Sensorium macht die Seele. Wenn irgend ein anderer Reiz das Sensorium auf gleiche Weise angreift, so setzt sich die Maschine eben so zur Gegenwehr. Ich habe selbst bey einem in der Mitte des Leibes durchschnittenen Ohrwurme, der so hungrig war, daß der Obertheil mit großer Begierde den Bauch anfraß, gesehen, daß sich bey jedem Bisse des Kopfs in seinen Bauch, die am Ende des Bauchs befindlichen Zangen ausbreiteten und zusammenzogen, wie sie an diesen Thieren immer thun, wenn man sie ergreift, und sie sich wehren wollen. Dieser Reiz vom Magen vertrat hier die Stelle eines Vorsatzes zur Gegen-

Gegenwehr, denn so lange das Nagen gehindert wurde, regten sich die Zangen an diesem Bauche ganz und gar nicht. Ich will mich nicht mit mehreren Beispielen aufhalten: allein meine Leser werden aus diesen schon ersehen, wie es möglich sey, daß enthauptete Thiere, wenn sie nur eine solche Struktur haben, daß durch die Enthauptung nicht augenblicklich das ganze thierische Leben zerstört wird, dennoch diejenigen Handlungen verrichten können, welche sonst durch die Triebe der Seele bewerkstelligt werden, daß sie gehen, laufen, Nahrung suchen, sich begatten, Eier legen, sich vertheidigen, beißen, kneipen, stechen, schwimmen, u. s. w. Es ist nämlich einerley, wenn nur diejenigen Theile des Sensorii, welche zu den Handlungen der Triebe die Muskeln in Bewegung setzen, auf einerley Weise gereizt werden, ob sich dieser Reiz ursprünglich im Gehirne anfange, und ob ihn Vorstellungen und Begierden machen, oder ob es eine ganz andre Ursache in den vom Gehirne entfernten Theilen des Sensorii thut. Die Wirkung ist eben dieselbe, so lange das thierische Leben fortdauret, das ist, so lange die Nerven ihre Sinnlichkeit und die Muskeln ihre Reizbarkeit behalten, und wenigstens einige wesentliche Lebensbewegungen fortdauern.

Nirgends läßt sich dieses deutlicher beobachten, als an einem glücklich enthaupteten Menschen, bey dem man alle Handlungen des Triebes zur Rettung und Selbsthülfe aufs deutlichste wahrnimmt, so bald er den Schlag des Schwerdts empfunden hat. Es sind keine bloßen Convulsionen, sondern willkührliche Handlungen, die der Rumpf in den ersten Augenblicken verrichtet: indem er sich mit den Armen und Händen bemüht, sich seiner Bande zu entledigen, sich aufzurichten, oder nach der Stelle zu greiffen, wo er den Schlag empfunden hat. Wer kann so ungereimt denken, daß er glauben sollte, dies alles wären Wirkungen von Entschliefungen der Seele, die ist von ihrem Körper entfernt, in ihrem blutigen Kopfe die letzten Minuten des thierischen Lebens verträumt, und in ihren Leib keinen Einfluß mehr haben kann. Sie empfand noch den Schlag des Schwerdts,

Schwerdts, aber in demselben Augenblicke war auch ihr Einfluß in die Nerven und Muskeln des Rumpfs unterbrochen. Allein eben den Schlag, den sie gedachte, den fühlte das Rückenmark auch, indem es durchschnitten wurde, und so wie dieser gewaltsame Eindruck hinauf in die Seele wirkte, so wirkt er nieder in die Nerven, und bringt die Handlungen des Triebes zur Rettung in der Maschine, nach den Gesetzen der Sinnlichkeit, hervor, so wie es ein Reiz des Rückenmarks bey dem enthaupteten Frosche thut, der sich aufrichtet, um durchzugehen. Es ist gewiß, daß der Körper eben dieselben Handlungen verrichtet haben würde, wenn ihn der Schlag nicht von seiner Seele getrennt hätte. Alsdann hätten die Vorstellungen und Leidenschaften der Seele durch ihren Eindruck ins Gehirn diese Bewegungen hervorgebracht. Ist aber, da dieser Einfluß nicht statt findet, sehen wir dieselben Bewegungen von dem Gefühle des Schlags, ohne alles Zuthun der Leidenschaft entstehen, blos weil der Schlag des Schwerdts dem Rückenmarke einen ähnlichen Eindruck gegeben hat, welcher die Nerven und Muskeln eben so reizt, wie es der Trieb zur Vertheidigung in dem lebendigen Körper gethan haben würde.

Runnebro kann ich meinen Lesern, aus einigen Folgerungen, den weitläufigen Nutzen zeigen, den diese Lehre von der Sinnlichkeit thierischer Körper sowohl in der speculativen, als practischen Arzneykunst hat.

Zuerst sieht man, wie ungegründet der Gedanke einiger Stahlianer, und besonders des gelehrten Whytt sey, der sonst um diese Lehre von der Sinnlichkeit große Verdienste hat, daß nämlich die ganze Seele im ganzen Körper seyn müsse, weil der Körper überall empfindet. Hier ist die offenbare Verwirrung des Gefühls mit den Ideen der Seele der Grund des ganzen Irrthums. Wäre die Seele ganz im ganzen Körper, so würden auch alle Theile des Körpers Vorstellungen haben, und eben dies müste folgen, wenn die Gefühle Vorstellungen wären.

Zum andern will ich meinen Lesern zur Ueberlegung geben, ob es ungereimt seyn würde, zu behaupten, daß es Thiere

Thiere gebe, die weder Seelen, noch Vorstellungen haben. Es ist, wie wir gesehen haben, an sich betrachtet, möglich, daß durch die bloße Sinnlichkeit, ohne alle Empfindungen der Seele, und ohne alle Vorstellungen und Triebe derselben, die meisten zum thierischen Leben erforderlichen Bewegungen hervorgebracht und lange Zeit unterhalten werden. Man hat Schildkröten, denen der Kopf abgeschnitten worden, ein halbes Jahr leben gesehen. Man hat lebendige Früchte ohne Kopf gehabt, die neun Monate in Mutterleibe gelebt haben, und mit Gefühl geboren worden sind. Warum sollte es nicht thierische Maschinen geben können, die blos nach den Gesetzen der Sinnlichkeit lebten, ohne Vorstellungen, ohne Seele zu haben? Es giebt deren genug, worinn man nichts findet, das mit einem Gehirne Ähnlichkeit hätte. Dies werden unbeseelte Thiere seyn, zumal, da man in ihrem ganzen Leben nichts an ihnen bemerkt, das eine Spur von einer Vorstellungskraft verriethe, und da die wenigen Bewegungen, die sie zu ihrem Leben nöthig haben, lange so große Wunder der Sinnlichkeit nicht erfordern, als sie oft in enthaupteten Thieren verrichtet. Wer kann sich wohl überreden, daß eine Auster, ein Regenwürm, eine Laus, eine Muschel, ein See stern, Vorstellungen und eine Seele hätte? Wozu sollte sie ihnen auch wohl nutzen? Die Nerven dieser Thiere können ihre Sinnlichkeit besitzen, ohne in einem Punkte zusammen zu kommen und ein Gehirn zu formiren. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind alle Saamenthiere vor ihrer Verwandlung nichts anders als thierische Maschinen, die zu ihrem Leben mit Sinnlichkeit und Reize begabt sind. Ich weiß wol, daß nach der Definition ein Thier aus Leib und Seele bestehen soll. Allein ich weiß auch, daß es zu einem Thiere von mancher Art hinlänglich seyn könnte, wenn es Sinnlichkeit und Reiz hätte, ohne sich jemals seiner und anderer Dinge bewußt zu seyn, und daß die Thiere, deren Sinnlichkeit noch eine Seele zugegeben worden, welche sie durch Vorstellungen dirigiren kann, nur eine besondere Art von der allgemeinen Gattung seyn könnten. Doch genug von dies-

sen

sen Speculationen. (*) Wir wollen wichtigere Fragen untersuchen.

Wir haben in unsern Lehrbüchern eine nur allzu gemeine und verführerische Voraussetzung, daß nämlich der Ursprung aller thierischen Bewegungen aus dem Gehirne komme, und daß selbst die Gefühle, wenn sie die Muskeln bewegen, daselbe auf dem Wege durch das Gehirn bewerkstelligen müssen. Diese gewiß falsche Voraussetzung wird noch von unsern größten Aerzten vertheidigt, und von ihnen zur Erklärung der thierischen Erscheinungen im Körper angewendet. Gleichwol ist es so unstreitig, daß ein unter dem Bande gereizter, ja gar durchschnittener Nerve seine Muskeln noch eben so, wie zuvor bewegt, da er doch gar keine Gemeinschaft mit dem Gehirne mehr hat. Wiederum ist es unstreitig, daß viele Bewegungen, die sonst durchs Gehirn gewirkt werden, und solche, welche Vorstellungen der Seele hervorbringen, auch von einem andern Reize außerhalb des Gehirns entstehen, und daß wir selbst unzähligemahl solche Bewegungen, die von Empfindungen der Seele zu entstehn pflegen, auch ohne alles dieses Bewußtseyn und Empfinden, durch andre Reize verrichten, wie z. E. im Schlafe und in allen Handlungen geschieht, die wir aus Gewohnheit thun. (**) Ist es also nicht zu übereilt geschlossen, daß alle thierische Bewegungen, die durch Ein drücke im Gehirn erfolgen können, jederzeit davon erfolgen müßten, und daß jeder Reiz eines Muskels von seinem Nerven durchs Gehirn zu ihm gelangen müsse, weil solches in einigen Fällen geschieht? Die Herren Winslow und Petit haben behauptet, daß der große sympathetische Nerve seinen Ursprung nicht einmahl aus dem Gehirne, sondern aus gewissen Nervenknoten nehme, mithin zu seiner Wirkung den Einfluß des Gehirns nicht nöthig habe. Mir deucht, daß man dieses von allen Nerven, in Absicht ihrer blos sinnlichen Wirkungen, die nicht von Gedanken hervorgebracht werden, sicher behaupten könne.

Wenn

(*) Hieron s. das 171 Stück. (**) S. das 70 Bl. S. 249.

Wenn mir also unsre Lehrer sagen, daß die Fieberbewegungen, die allgemeinen und besondern Krämpfe, die Gicht, die Epilepsie, die Lähmungen, und überhaupt alle Nervenkrankheiten, entweder ursprünglich aus dem Gehirne, oder doch durch den Umweg über dasselbe entstehen müßten, weil alle thierische Bewegungen vom Gehirne herkämen, so glaube ichs ihnen ganz und gar nicht, weil ich den Beweisgrund nicht zugeben kann. Ein Fieber ist eine allzuheftige Lebensbewegung, die jeder Reiz des Herzens, jede unnatürliche Erhitzung des Bluts, hervorbringen kann. Ein kühler Wind, der über unsre Haut fährt, kann uns einen Schauer von Fieberfroste, und eine Handvoll Pfefferkörner im Magen, die gewiß nicht ins Gehirn kommen, eine Fieberhitze machen. Der Schlag des Schwerdtes, welcher den Kopf vom Rumpfe trennt, zieht allgemeine Convulsionen über den Leib nach sich, die das Gehirn unmöglich paßirt seyn können. Hundertmal entsteht die Epilepsie aus Schleim, Winden oder Würmern im Magen, gegen einmahl, da ihre Ursache im Gehirne unstreitig ist. Kurz, die Nervenkrankheiten haben ihren Ursprung viel öfter aus Fehlern im Unterleibe, welche die dasigen Nerven reizen, als aus Fehlern des Gehirns, wie ich unten in verschiedenen Aufsätzen darthun werde; und wenn gleich dies alles nichts entschiede, so ist es doch, nach dem, was ich oben bewiesen habe, erweislich falsch, daß alle, oder auch nur die meisten thierischen Bewegungen vom Gehirne, oder von der Seele herkämen. Die bloße Sinnlichkeit der Nerven ist dazu oft völlig zureichend, und kein Beobachter kann dieses nur einen Augenblick in Zweifel ziehen.

Ich kann mich nicht enthalten, bey dieser Gelegenheit ein Urtheil des berühmten Herrn Tissot über die Lähmungen der Glieder hier beizubringen, welches das, was ich bisher gesagt habe, ausnehmend bestätigt, und mir zugleich Anlaß geben wird, die Cur der Lähmflüße daraus näher zu bestimmen. (S. das 298 Bl.)

„Wenn

„Wenn ein Theil des Gehirns oder des Rückenmarks gedrückt wird, so verliert jedweder Theil des Körpers, der seine Nerven von diesem bedrückten Orte empfängt, seine Empfindung und Bewegung. Dieses ist eben so gewiß, als daß die Wäsrigkeiten, die aus dem Blute abgeschieden werden, in den gedrückten Theilen stocken: weil die Pulsadern mehr davon zuführen, als die Blutadern wegsaugen. Bey Schlagflüssen wird das Gehirn zusammen gedrückt: daher kann bey, nach und vor dem Ausbruche derselben, das in den Gehirnkammern gesammlete Wasser, wenn es sich entweder nach dem untersten Theile des Gehirns, oder zum Rückenmarke zieht, und daselbst einige Theile drückt, verschiedene Bewegungen hindern, und hieraus läßt sich begreifen, was eine allgemeine, oder besondere Lähmung sey, und warum davon bald nur die Gliedmaßen der Sinne, bald die Muskeln in ihren Verrichtungen gehindert werden. Die Glieder werden gelähmt, so oft das Rückenmark gedrückt wird, welches geschehen kann, wenn eine Verstopfung darinn entsteht, wenn eine Feuchtigkeit aus dem Gehirne dahin zieht, wenn die Wirbelbeine brechen, oder verrenkt, oder sonst verletzt werden. So hat man bey einem Geschwüre im Rücken, welches vermuthlich von einer Krankheit der Wirbelbeine entstanden, eine völlige Lähmung der Schenkel und Beine gesehen. Diese Lähmung von einem Fehler des Rückgrats ist nicht selten, und Galenus beobachtete schon eine Lähmung der Finger von einem um den Hals geschlagenen nasen Mantel. Eine auf den Nacken gefallene schwere Last hat, ohne einige Verrenkung oder einen Bruch zu verursachen, einen Menschen ohnmächtig niedergestürzt, und beyhm Erwachen war er an allen Gliedern des Leibes gelähmt, ohne sonst etwas, als den Kopf, die Zunge und die Augen bewegen zu können. Er hat den Gebrauch der Glieder nie wieder erlangt. Ein Fall auf die Nieren hat eine Lähmung der Harnblase, der Schenkel und Beine, ohne Bruch oder Verrenkung der Wirbelbeine nach sich gezogen, und solcher Fälle sind viele bekannt. So kann demnach in allen Punkten der Ner-

U u 2

ven

ven eine Ursache der Lähmung derjenigen Theile sitzen, deren Nerven aus diesem Punkte hervorgehen, und man kann jeden solchen Punkt der Nerven, in Absicht des Theils, den er durch seine Nervenweige belebt, als das Gehirn betrachten.“ Was könnte besser mit meiner Meinung übereinstimmen, als diese Stelle?

Eben so höchst ungegründet ist die angenommene Meinung, daß die Arzneyen, welche die Nervenkrankheiten curiren sollen, durch das Gehirn wirken müssen: denn in vielen Fällen ist nichts mehr nöthig, als daß sie nur den Fehler der Sinnlichkeit einzelner Nerven verbessern. Whytt hat ganz entscheidende Versuche gemacht, welche beweisen, daß das Opium, wenn es an einen Nerven applicirt wird, das Gefühl desselben und seine bewegende Kraft augenblicklich vernichtet, ohne daß es möglich seyn könnte, daß es durchs Gehirn wirkte. Man müßte die Historie der Gistegar nicht kennen, wenn man zweifeln wollte, daß die Sinnlichkeit einzelner Nerven, und ihre ganze bewegende Kraft vernichtet oder auch sonst nur verändert werden könne, ohne daß das Gehirn davon auf einige Weise angegriffen werden sollte. Vergeblich suchen viele Aerzte Arzneyen für das Gehirn, wenn sie die Nervenkrankheiten curiren wollen, und wenn sie sie gefunden zu haben glauben, so werden sie oft einer Wirkung ins Gehirn das zuschreiben, was doch nur eine Wirkung in die Sinnlichkeit der vom Gehirne weit entfernten Nerven ist.

Alles dieses sind wichtige Folgen, die aus der Lehre von der Sinnlichkeit thierischer Körper fließen. Es gibt aber deren noch viel mehrere. Auf der verschiedenen Sinnlichkeit des Sensorii beruhet unstreitig und hauptsächlich der Unterschied der Temperamente der Thiere; aus einem Fehler derselben läßt sich vielleicht die erstaunliche Unempfindlichkeit der tollten und besessenen Leute bey der wachsamsten Seele herleiten, und selbst die wunderbaren Einflüsse der Gewohnheit in die thierische Oeconomie scheinen auf nichts anders gegründet zu seyn, als daß sich die Gefühle gewisser Nerven gegen die Eindrücke mancher Dinge verhärten,

härten, und daher theils der Seele keine Empfindungen mehr davon geben, theils die Bewegungen nicht mehr hervorbringen, welche sonst diese Gefühle begleitet haben. Kurz, die Lehre von der Sinnlichkeit, so wie ich dieselbe hier vorgetragen, hat einen großen Einfluß in die ganze Arzneywissenschaft, welcher sich noch mehr offenbahret wird, wenn man, wie ich hoffe, dieselbe von nun an, mehr aufheitern und zur Vollkommenheit bringen sollte.

Ich hätte von jedem meiner Sätze weit mehr Beweisgründe anführen können, wenn ich nicht solche Leser voraussetzte, denen nur eine Anleitung nöthig ist, um sich ihrer selbst zu erinnern. Es kann mir gleichviel seyn, ob man mir bey der Bestsehung dieses Lehrbegriffs einiges Verdienst zueignen will, oder nicht. Meines Wissens hat noch Niemand ausdrücklich diesen Unterschied zwischen dem Gefühle des Sensorii und den Empfindungen der Seele bestimmt, den ich hier ausgemacht habe. Herr Schlichting ist, so viel ich weiß, der einzige, welcher deutlich gesagt hat, daß die Gefühle der Nerven nicht in der Seele und keine Vorstellungen sind. Allein er kann den Verdacht des Materialismus nicht von sich ablehnen, und verlegt sogar den Sitz der Gedanken und der Leidenschaften in die Materie. Ich habe diese Bemerkung von ihm nicht angenommen. Schon im Jahre 1746 habe ich ein Sendschreiben drucken lassen, worin behauptet wurde, daß man ohne Kopf empfinden könne; und es sieht Jeder, daß hierin schon derselbe Gedanke liege. Allein damals waren meine Begriffe von dieser Sache noch sehr unbestimmt, weshalb ich auch diese Schrift für nichts rechne. Wenn das gegenwärtige System in meiner Kunst wirklich von einigem Nutzen seyn kann, so ist nichts daran gelegen, ob ich oder ein andrer es erfunden habe.

* * *

Mein Herr Arzt,

Da Sie uns die Auster und Fische wegen ihrer Würmer und Läuse etelhaft machen wollen; so muß ich einmal von dieser Läusematerie mitreden, und ihren Lesern sagen, daß alle Thiere, und

und sie selbst, von Natur Würmer und Läuse hecken, und 'daß' es also gar nicht nöthig sey, deshalb die Mäuser und Fische zu verab-scheuen. Es ist kein Thier, das nicht seine ihm ganz allein eigne Art Läuse hätte. Wiewol einige den Esel ausnehmen wollen. Herr Klein, ein berühmter Naturforscher, der von dieser Materie ausführlich geschrieben, versichert, daß alle Arten der Vögel ihre besondere Arten von Läusen haben, deren keine der andern ähnlich ist, und daß vielleicht keine einzige Fischart vorhanden sey, welche nicht entweder an den Kiemen, oder an den Lebern, oder unter den Schuppen Läuse haben sollte. Die Schlangen haben deren zuweilen zwischen ihren Balgschuppen so viele, daß sie davon getödtet werden; und die meisten Insekten, ja selbst die Polypen, sind nicht frey davon. Ich habe zuweilen einige von den gemeinen schwarzen Mehlkäfern gesehen, welche von Würmern durch und durch gefressen waren, daß man Stecknadeln durch ihren Leib stecken konnte, und die dem ungeachtet frisch und gesund waren. Der Mensch selbst hat, wie bekannt ist, seine eigne Laus, die sich auf eine erstaunliche Weise vermehrt. Die sogenannten Nisse sind die Eyer derselben, worinn das schon fertige Thier, wie der Kern in einer Nus, verborgen liegt. Die überflüssige Feuchtigkeit in den Eiern dümpfet sehr geschwind aus, und alsobald herfstet die Schale. Im Augenblicke bewegt sich der geborne Wurm, bald darauf schreitet er zu seiner Begattung und legt seine Eyer, und so kann eine Laus innerhalb 24 Stunden Groß- und Großälterkinder erzeugen. Hieraus läßt sich schließen, wie sich die Aegypter bereinst geschuppt haben mögen, da aller Staub des Landes in allen Winkeln zu Läusen geworden ist; und was der Judenkönig Herodes ausgestanden, nachdem der Wurmstoff seines Körpers auf einmal ausgebrochen, so daß er, wie es heißt, von den Läusen aufgestossen worden. Dieses schmutzigen Todes sind mehr Leute gestorben. Die Geschichte erzählt es vom Alcmaon, vom Sohne des Antipaters, Cassander, vom Democratus, vom Callisthenes, vom Olynthius, und vom Dictator Sylla. Plato selbst soll von Läusen sein Leben eingeblüßt haben, und viele große Bösewichter sind ihnen zuletzt zu Theil geworden. Die beyden Arianer, Theodor und der grausame Honorich, Könige der Vandalen, die beyden Schandbuben und Kayser Arnulphus und Maximus, der Würrich Diocletian, und der Kanzler dü Prat, von welchem Franciscus I. in Frankreich, als er das von ihm erbaute große Hospital sahe, sagte, daß es nicht groß genug wäre, alle die Armen zu beherbergen, welche dü Prat gemacht hatte, sind von den Läusen und Würmern gefressen worden. Diese entsetzliche Brut nistet sich überall ein, und zernagt oft alle weiche Theile eines lebendigen Leibes. Merclin hat gesehen, daß jemand Kopfläuse aus der Nase geschneuzet. Krüger hat einem Tuchmacher ein Eitergeschwür zwischen

zwischen den Schultern geöffnet, und statt des Eiters ein Nest von unzähligen großen und kleinen Kopfläusen darinn gefunden. (*) In Halskröpfen haben Johann Vigueur und Forestus dergleichen entdeckt, und Scurnius hat sie in vielen Blasen gesehen, welche am Magen vest gesessen. So gar der krumme Buckel einer Jungfer ist ein Lausmagazin gewesen. Borellus schreibt von einem Soldaten, der über den ganzen Leib voller Blasen gewesen, in welchen lauter Läuse gehauset, und von Heer meldet von einem Edelmanne, daß er Blut und zugleich hochrothe Läuse ausgeschwitzt. Man hat auch Exempel, daß todte Leute geschwitzt, welchen Schweiß eine hervorgekommene Menge Läuse durch die Erweiterung der Schweißlöcher verursacht hat. Samuel Ledel gedenkt eines scorbutischen Jünglings, der durch die Quina von einem schweren dreytägigen Fieber genesen, auf dessen Kopfe in der Geschwindigkeit Millionen von Läusen sich eingefunden. Durch den Urin selbst sind Läuse von Menschen abgegangen; und dieses ist um desto weniger zu verwundern, da Leuwenhoeck beobachtet hat, daß zuweilen durch den Urin kleine Raupenpuppen abgehn, woraus hernach eine Fliege entsteht, die er abgebildet hat.

Bev diesem Lauskrame ist merkwürdig, was Klein sagt: „daß, gleichwie alle Menschen einen gemeinen Stammvater haben, „also auch aller Menschen Läuse in allen Welttheilen sich einander „gleich, und also den Menschen eigenthümlich sind; ingleichen, daß „eine Menschenlaus, so bald man sie auf ein andres Thier setzt, des „Todes stirbt, und sich durchaus auf fremden Thieren nicht fortpflanzen läßt; dergleichen Vorzüge unsrer Brut die Läuse aller andern „Thiere an uns rächen, indem sie bald sterben, und uns nicht würdigen, auf unsrer menschlichen Haut anzusaugen.“

Man pflegt den Läusen eine große Treue gegen ihren Ernährer beyzulegen, weil sie denselben nie gutwillig verlassen sollen, und sich mit ihm aufheken lassen. Allein, ich will nicht untersuchen, was die deutschen Läuse thun: hingegen in Spanien sagt man ihnen was böses nach. Ovindo ist der Gewährsmann. Die Spanier, sagt er, behalten ihre Läuse, wenn sie zur See reisen, so lange in Frieden, bis sie hinter den Tropicum kommen; aber hier verlieren sie sie alle, zum großen Beweise, daß die Natur den Thieren nicht darum viel Beine gegeben hat, daß sie auf Reisen gehn sollen. Vielleicht ist aber auch die Liebe zum Vaterlande, oder vielmehr ein Nationalhaß, welcher die Läuse, so wie die Menschen, besitzt, an dieser Untreue Schuld: denn es wird versichert, daß eine Laus eines Indianers auf keinem spanischen Haupte anbeisse, oder sich belieben

Uu 4

läse,

(*) Ein andres Beyspiel hiervon s. im 128 Bl. letztem Anfsage.

lasse, ein solches europäisches Gebiet zu betreten. Die guten Spanier bekommen auch auf ihrer Rückreise keine Läuse eher wieder zu sehen, als bey den azorischen oder St. Thomasinseeln, da sich die spanischen Läuse wieder mit ihren Landsleuten gesellen. Daß die Juden; wie ich vermuthete, in allen Welttheilen Läuse behalten, mag vielleicht daher rühren, weil diese Nation kein eignes Vaterland mehr hat, sondern mit allem dem Ubrigen in alle Welt zerstreut worden ist.

Herr Klein, von dem ich das meiste entlehne, was ich hier von den Läusen sage, schließt aus allen diesen Beobachtungen, daß der Mensch und jedes Thier seinen besondern ihm eigenthümlichen Wurmsaamen bey sich trage, und daß dieses Ungeziefer so wol, als alle Würmer, die Thieren eigenthümlich sind, aus ihrem eignen Stoffe erzeugt werden, in so fern jedes den Saamen derselben schon mit sich zur Welt bringt. Die langen Spulwürmer in den Gedärmen der Menschen, die breiten Kürbwürmer, und die kleinen Maden findet er auch nirgends ausserhalb dem menschlichen Körper, und streitet denen, die sie andwärts gesehen haben wollen, besonders dem Herrn Linnäus, ihre Beobachtungen ab. Seine Gründe sind niemals verächtlich; und der Einwurf, daß solchergestalt alle Menschen und Thiere ohne Unterschied Läuse und Würmer haben müßten, scheint ihm von eben so weniger Erheblichkeit zu seyn, als der, daß nur unreinliche und schmutzige Leute mit Läusen behaftet werden. „Der Wurmsaame, sagt er, durchstreicht den thierischen Körper, und die Erfahrung bestätigt dieses häufig; obgleich nicht alle Menschen zu allen Zeiten Spulwürmer und andre, oder auch sichtbare Läuse haben. Man darf sich nur so verhalten, daß die Würmer nicht ausgeheckt, sondern durch mancherley abführende Wege nach und nach, oder auch beständig, es sey in den Eiern, oder in ihrer ersten Kindheit, weggeschafft werden, so kann man gar leicht von ihnen befreyet bleiben. Die Unreinlichkeit thut allerdings viel dazu, daß die Läuse einen Vorschub bekommen, und diesen oder jenen Kopf vor andern bewohnen: allein, sie entstehen deshalb nicht aus der Unreinlichkeit, oder aus verdorbenen Säften.“

Wenn diese Meynung ihre Richtigkeit hat, so läßt sich daraus begreifen, wie in manchen Krankheiten oft plötzlich eine so grosse Menge Läuse, Würmer und andres Ungeziefer im menschlichen Körper entstehen könne, wenn nämlich die Krankheiten von der Art sind, daß sie dem Wurmsstoffe, der immer in uns vorhanden ist, Vorschub geben sich zu entwickeln, oder der jungen Brut, sich zu ernähren. So können bey denen, die ihre Zähne nicht reinlich halten, diejenigen Würmer im Munde ihre Colonie anlegen, die *Leuwenhoeck* in dem Schleime, der an den Zähnen klebt, gefunden hat; so können die unreinlichen Leute, deren Haut immer schmutzig ist,

den

den Würmern, die in dem Eiter der Krähblasen wimmeln, ihren Unterhalt geben; so können die Kinder, welche viel zähe Mehlspeisen genießen, den Spulwürmern und andern, die nicht anders als in zähem Schleime nisten können, ihre Wohnung in den Gedärmen zubereiten; und so kann eine üble Diät allein im Stande seyn, viele Menschen zur Erzeugung vieler Arten von Würmern in allen Theilen des Leibes zuzubereiten; ob man gleich nicht mehr besorgen dürfte, die Eyer solcher Würmer durch die Luft oder mit den Speisen in den Körper hinein zu bringen. Eben so läßt sich auch aus diesen Grundfäden besser begreifen, wie neugebohrne Kinder Würmer in den Gedärmen mit zur Welt bringen können, welches unter vielen andern, Herr van Phelsum beobachtet hat. Er, *Hartsoecker* und *Andry* sind durch dergleichen Beobachtungen, sogar bey Unzeitiggeborenen, bewogen worden, fast dasselbe System von der Erzeugung der Würmer, wie Herr Klein angibt, anzunehmen, nämlich daß sich der Wurmsstoff von einem Menschen auf den andern fortpflanze, und daß nur die verschiedene Leibesdisposition daran Schuld sey, daß sich nicht bey jedem Menschen Würmer erzeugen. Selbst Herr *Tissot* behauptet in seinem Schreiben an Herrn *D. Zimmermann*, daß eine Schwäche der Verdauungsgliedmassen die wahre Ursache von der Erzeugung der Würmer sey: welches voransetzt, daß sich der Wurmsstoff bey Jedem befinde, und sich nur nicht bey Jedem entwickeln könne.

Nelianus versichert, daß ein Mensch, der von einem Weine getrunken, worinn brennendes Oehl ausgelöscht worden, voller Läuse werden soll. Vermuthlich würde man diesen bösen Streich einem Menschen, den man lausigt zu machen suchte, vergeblich spielen, es müßte dann etwa seyn, daß der Läusestoff im Körper dadurch erregt werden möchte; und nur in so fern könnte es möglich seyn, daß sich von gewissen Speisen Würmer im menschlichen Körper erzeugten. Ich führe dieses bloß an, um wieder auf den Hauptzweck meines Sendschreibens zu kommen, nämlich um Ihre Leser deswegen zu beruhigen, weil Sie ihnen vor den Würmern der Auster und Fische so bange machen. In der That haben Sie zwar nicht gedroht, daß sich die Würmer der Auster bey uns einnisten möchten; und von den Fischen fällt dieses von selbst hinweg, da ihre Würmer durch das Kochen, Räuchern, Einsalzen, oder andre Zubereitung vorher getödtet werden; obgleich auch nicht geteugnet werden kann, daß einige Würmer in Fischen, besonders der *Banbawurm*, ihr zähes Leben, selbst in gargekochten Fischen noch behalten. Inzwischen sehe ich doch auch nicht ab, warum man sonst die wurmigen Speisen verabscheuen sollte, wenn man die Furcht nicht haben darf, sich damit selbst wurmig zu machen. Denn daß die Würmer unsre Säfte durch ihre Fäulniß verderben sollten, ist unerwiesen,

Uu 5

weil

weil sie eben so, wie die Speisen selbst, verdauet werden. Daß sie aber eckelhaft zu speisen wären, ist eine erbettelte Voraussetzung. Es kommt alles bloß darauf an, wie man sich eine Sache vorstellt. Ich glaube, unter allem Eckelhaften, was genossen werden kann, steht wohl das Ungeziefer auf den Köpfen der Menschen oben an; und dennoch gibt es Leute genug, welche es mit Vergnügen speisen. Nicht etwa vielsichtige Wilde oder Barbaren allein: sondern Leute, ja so gar Frauenzimmer, in Europa, an einem Orte, wo eine berühmte Universität ist, und wo folglich der gute Geschmack zu Hause seyn muß. Lesen Sie die folgende Nachricht eines vornehmen Reisenden, welcher Spanien und Portugall erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert besucht, so werden sie mir Recht geben.

„Meine Ankunft in Coimbra, schreibt er, geschah an einem Markttag. Ich sahe die Weiber bey der Mittagshize eine eckelhafte Handthierung treiben. Sie nahmen ihre Männer bey der Wäsche, und legten den Kopf in ihren Schooß, um ihnen das Ungeziefer abzusuchen. Die Erndte war reich und die Früchte mußten vortreflich seyn. Denn diese häßlichen Betteln knakten von Zeit zu Zeit einige Läufe mit den Zähnen tod, die sie für die schmachhaftesten hielten, bloß um ihren Männern ihre Liebe zu bezeugen. Die Männer erweisen hernach ihren Weibern eben denselben Liebesdienst. Es ist eine gewöhnliche Sache in Portugall, daß Weiber und Männer den Kopf voll Ungeziefer haben, wenn sie ihre eigne Haare tragen. Ich habe ein Frauenzimmer von Stande und grosser Schönheit gekannt, welche sehr wohl damit versehen war. Sie kämten sich nicht gern, pudern sich aber des Tages öfters, und kräufeln den Kopf mit vielen Locken auf, welche den Läusen zur Wohnung dienen.

Wenn es nun von einer solchen Speise Liebhaber geben kann, so sehe ich nicht ab, warum wir uns vor dem Ungeziefer der Thiere eckeln wollen, ehe wir wissen, was sie für einen Geschmack haben. Wer weiß, ob nicht viele solche Würmer aus Fischen, Austern und andern Speisen, vortreflich schmackhaft seyn würden, wenn man deren eine grosse Menge zu einem besondern Gerichte zubereitete? Was kann wohl eckelhafter zu essen seyn, als eine noch so gesunde Auster, oder ein Rocher, ein Frosch, eine Heuschrecke, eine Maus, ein ungebohrnes Hühner, ein rohes Ey, oder ein Gericht Caviar? Gleichwohl werden alle diese Speisen mit grossem Vergnügen gegessen. Vielleicht würden die Leberwürmer der Cabliauen eine delicate Speise seyn, wenn man sie gehörig zubereitete; und Sie selbst werden sich nicht unterstehn können, zu beweisen, daß sie unschuldig wären.

Ich weiß wohl, daß Sie den eckelhaften Geschmack Ihrer Leser auf Ihrer Seite haben werden. Allein, Sie sollten billig die unnüt-

zen Vorurtheile der Menschen nicht unterstützen. Sie müßten nicht schreiben, daß es an den Austern und Fischen ein Fehler wäre, Würmer zu haben; sondern Sie sollten Ihren Lesern diese Speise um deswillen desto mehr empfehlen, und sagen: Meine Herren, mit einer Auster verschlingen sie nicht nur ein schmackhaftes Seethier, sondern sie haben zugleich das Vergnügen, eine Million kleiner niedlicher Würmlein zu kosten, welche in ihrem Munde ein sanftes Licht von sich geben, das nicht brennt, sondern angenehm kühl, und welches aus den zartesten Lebensgeistern dieser süßen Austerfischen besteht, womit man Halbtodte wieder lebendig machen könnte, und wovon der Großmogul beständig ein Glas in der Tasche bey sich trägt, um sich damit bey anwandelnder Dymnacht zu stärken. Ich bin

Wurmfreund.

Hundert und drittes Stück.

von Hagedorn.

Gott sorgt mit gleicher Wachsamkeit
Für jeden Menschen, wie für Welten.

Nun nimmt der betrübte Winter seinen Anfang, und wer sich zu henken gedenkt, der thut es in diesen Tagen. Die londonischen Todtenzettel erweisen, daß von sechs Personen, die sich ums Leben bringen, fünf es allezeit im Anfange oder am Ende des Winters thun, welches die Engländer den zu diesen Jahreszeiten häufig wehenden Nord- und Nordostwinden, und der nebligten Luft zuschreiben. Vielleicht thut hierzu die Kälte selbst etwas; denn es ist bekannt, daß ein ausserordentlicher Grad derselben eben so, wie eine sehr grosse Hize, Melancholen und Unsinn verurursache. Thuanus erzählt von Heinrich III. daß

desselben Zufall allezeit bey Annäherung der Kälte heftiger geworden. Man hat viel solche Beobachtungen; und jedermann weiß, daß die flüchtige Art des Unsinns, welche die Trunkenheit hervorbringt, ihren höchsten Grad erreiche, und endlich in eine oft tödtliche Schlassucht verwandelt werde, wenn ein Betrunkener einen hohen Grad der Kälte ausstehn muß. Vielleicht ist die Gewohnheit vieler Thiere, sich gegen den Winter in Höhlen und Wüsteneyen zu verkriechen, nichts anders, als die Wirkung einer solchen Melancholy, die sich in dieser traurigen Jahreszeit ihrer Sinnen bemeistert, und endlich bey überhandnehmender Kälte in eine Art der Schlassucht verwandelt wird, worinn diese Thiere den ganzen Winter zubringen, bis sie die wiederkehrende Wärme des Frühjahrs zu einem neuen Leben erweckt.

Ich lasse diesen Gedanken dahin gestellt seyn. Inzwischen aber ist so viel gewiß, daß zur Zeit des Winters die ganze Natur, und besonders das Thierreich, ein viel traurigers Ansehn gewinnt, als zuvor. Zu dieser Jahreszeit hört man den lieblichen Gesang der Vögel in Gärten und Wäldern nicht mehr. Die vierfüßigen Thiere lassen sich in den Wüsteneyen nicht mehr sehn. Die Insekten lassen den Dunstkreis ledig stehn, und die Fische selbst verbergen sich in den Tiefen der Gewässer. So traurig dieser Anblick für uns ist, so ist er doch in der That die Wirkung einer höhern Weisheit; und der Tod, in welchen das ganze Thierreich zur Winterszeit einzugehn scheint, zielt auf nichts anders, als auf die Erhaltung des Lebens ab. Die Natur erhält die Geschlechter der Thiere durch die natürlichen Triebe, welche sie ihnen zu ihrem Besten eingepflanzt hat; und diese Triebe sind es, welche die Thiere lehren, sich vor der Gewalt der Witterungen auf mannichfaltige Weise zu beschützen. Ihre ganze Haushaltung verändert sich bey dem Eintritte des Winters, so wie es die Natur, die Lebensart und die natürliche Fähigkeit jeder Art erfordert; und eine jede sucht den Schutz, um sich in dieser rauhen Jahreszeit zu erhalten, in den Hülfsmitteln, die ihr
die

die Natur zubereitet und angewiesen hat. Es ist viel zu angenehm, lehrreich und erbaulich, über diese weise Vorsicht der gütigen Natur Betrachtungen anzustellen, als daß ich zweifeln sollte, meinen Lesern durch eine dazu gegebene Anleitung einen angenehmen Dienst zu leisten.

Die Natur scheint in den Menschen ein besonderes Vertrauen gesetzt zu haben, indem sie ihm gewissermaßen die Sorge seiner Erhaltung selbst überlassen hat. Dieses Vertrauen gründet sich auf das grosse Geschenk, das sie uns mit der Vernunft machte, und ohne diesen Vorzug würden wir viel unmittelbarer unter ihrer Aufsicht stehen, und so, wie die Thiere, durch strenge Empfindungen zu allen den Pflichten gezwungen werden, die wir unsrer Erhaltung schuldig sind. Die niedrigere Fähigkeit der Thiere, die sich nie in die Höhe allgemeiner Begriffe und tief sinniger Schlüsse versteigt, hat eine nähere Anweisung nöthig, wenn sie für ihre Erhaltung arbeiten soll.

Es war um tausend verschiedner Absichten willen unumgänglich nothwendig, daß die Jahreszeiten auf dem Erdboden abwechselten. Die Körper der Thiere mußten so eingerichtet werden, daß sie den Erdboden bewohnen konnten. Der Einfluß der Witterungen in dieselben ist höchst verschieden; und wenn sie also in beyden fortdauern sollten, so mußte man ihnen einen gewissen mittlern Grad der Dauerhaftigkeit ertheilen, wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, die täglichen kleineren Abwechselungen der Witterungen von demjenigen gemäßigten Grade derselben zu ertragen, der sich am besten für die Natur ihrer Körper schickte. Nach dieser allgemeinen Maxime sind alle thierische Körper eingerichtet worden, und wie war es auch anders möglich? Wenn sich alle Thiere des Erdbodens unter unserm Himmelsstrich befänden, so würden die, welche nur in den heißesten, oder kältesten Ländern fortdauern könnten, alle nach und nach umkommen; und es würden blos die übrig bleiben, welche sich jetzt bey uns aufhalten. Wenn also die Thiere in allen Ländern des Erdbodens, ohne Absicht auf diesen Unterschied ihrer Naturen, durch einander gemischt
wer

worden wären, so würden doch in kurzer Zeit unter jedem Himmelsstriche nur diejenigen übrig geblieben seyn, deren Natur ihm gemäß ist, und die sich igt wirklich daselbst aufhalten. Eben so lebt jedes Geschlecht der Thiere natürlich nothwendiger Weise nur in solchen Ländern, wo es seine Nahrung und alle Nothdürftigkeiten seiner Erhaltung findet. Wir wissen aus andern Gründen, daß die höchste Vernunft, die dieses alles vorher gesehn hat, diese natürlich nothwendige Eintheilung der Geschlechter in die verschiedenen Gegenden des Erdkreises, nach den Maafregeln ihrer freyen Weisheit gemacht habe; und eben diese Weisheit offenbart sich noch deutlicher in den übrigen Veranstellungen.

Der mittlere Grad der Dauerhaftigkeit der thierischen Naturen war nicht hinreichend, sie vor den höchsten Graden der Kälte und Hitze zu beschützen, die jährlich in den meisten bewohnten Erdstrichen in grossen Unterschieden abwechseln. Es waren also für diese Fälle neue Hülfsmittel nöthig, die Thiere zu erhalten; und wenn wir igt bey dem Froste allein stehn bleiben, so wären unter den Thieren untrer Länder nur wenige vermögend gewesen, einen so hohen Grad des Frostes zu überstehn, als sich im Winter bey uns ereignet, wenn nicht die Natur einige besondre Künste für sie erfunden hätte. Es waren zu ihrer Erhaltung nur einige mögliche Wege vorhanden. Entweder mußten die Körper der Thiere selbst eine so grosse Verwandlung leiden, daß sie die höhern Grade der Kälte vertragen konnten; oder sie mußten in ihren Gegenden Aufenthalte finden, die sie dawider schützten; oder sie mußten endlich bey einfallender Kälte in andre wärmere Länder reisen. Die Natur hat sich bey verschiedenen Geschlechtern der Thiere aller dieser Hülfsmittel bedient. Die Körper aller Thiere konnten nicht eine solche Verwandlung leiden, als ihnen nöthig gewesen wäre, dem Winter Troß zu bieten. Diese mußten entweder in ihrem Lande warme Wohnungen finden, oder in wärmere Länder ziehen. Die schweren Reisen sind auch nicht für alle Thiere; und diesen mußte auf eine von

den

den andern Arten geholfen werden. Und solchergestalt erhielt eine jede Gattung von Thieren ihren besondern Schutz gegen den Winter.

Eben diese Bewandniß hat es mit der Nahrung und Nothdurst der Thiere. Die wenigsten können im Winter ihren Unterhalt so, wie im Sommer finden. Sollten sie nun nicht umkommen, so mußten sie entweder vermögend gemacht werden, einen vielmonatlichen Hunger auszustehen; oder sie mußten die Geschicklichkeit empfangen haben, ihre Nahrung unter dem Schnee und Eise zu finden; oder sie mußten sich endlich auch anders wohin begeben, um sie zu suchen. Auch diese drey Hülfsmittel hat die Natur im Thierreiche so geschickt angebracht, daß dadurch alle Geschlechter dem Mangel entrinnen; obgleich viele kein halbjähriges Fasten vertragen, viele keine Nahrung im Lande finden, und viele keine Reisen in fremde Länder antreten konnten. Alle diese verschiedenen Rettungsmittel, welche die Natur den Thieren im Winter ausersehn hat, wollen wir igt in der Natur selbst auffuchen.

Daß sich die Körper verschiedner Thiere zur Zeit des Winters dergestalt verwandeln, daß sie die strengste Kälte ausstehn können, solches ist eine gemeine Erfahrung in den nördlichen Ländern, und eins der schönsten Kunststücke der Natur. Bäre, Wölfe, Lyger und andre reißende Thiere würden gefährliche Landstreicher für uns gewesen seyn, wenn ihnen die Natur kein andres Mittel, sich vor der Kälte zu beschützen, angewiesen hätte, als den Kramsvögeln. Nein! sie waren in ihren Wüsteneyen am besten aufgehoben; und damit ihnen die Lust, Wallfahrten anzustellen nicht ankomen möchte, so richtete die Natur ihre Körper so ein, daß sie gegen den Winter und Sommer ihre Haare ablegen, und sie im Winter mit viel dickern Pelzen verwechseln, welche sie vor der Kälte hinlänglich schützen. Daß diese Verwandlung nur solchen Thieren wiederfährt, die in den Wildnissen, nicht aber denen, die bey den Menschen in den Häusern wohnen, solches rührt daher, weil dieser Wechsel der Haare eine natürliche Folge von den Empfindungen des

star,

starken Frostes oder grosser Hitze ist, welche erstere aber die Hausthiere nicht auszustehn haben. Herr Ellis bemerkte, als er in Hudsonsbay überwinterte, daß die europäischen Hunde und Katzen ihre Haare eben so, wie die wilden Thiere dasiger Gegenden, verändern, ohnerachtet sie es in Europa nicht thun, weil sie bey uns nie einen solchen Grad der Kälte empfinden. Eine grosse Weisheit der Natur! die den Winter selbst zu solchen Wirkungen in die Thiere nöthigt, die ihm nicht entfliehn können, welche ihnen selbst die Waffen anlegen, womit sie sich gegen seine grimmigsten Anfälle vertheidigen können.

Nicht nur die Haare, sondern auch das Fett muß einigen Thieren zur Schutzwehr wider den Frost dienen; und bey diesen ist die Einrichtung so gemacht, daß sie ordentlicher Weise gegen den Winter fett werden; es geschehe nun, weil sie zu dieser Zeit einen Ueberfluß an Nahrung, oder einen besondern Trieb, sich zu mästen, haben. „Dieses ist gewiß,“ sagt der Herr von Zaller, „daß bey der strengsten Kälte der Nordsee, alle Fische, der Wallfisch, das Seekalb, auch selbst die Vögel mit häufigem thranigtem Fette unter ihrer Haut versehen sind;“ und ausserdem weiß man, daß die Murmelthiere, die Bären, und andre Thiere, welche den Winter in kalten Ländern überstehn, einen grossen Vorrath von Fett mit in ihre Höhlen nehmen. Gleichwie man nun weiß, daß magere Leute die Kälte weit stärker empfinden, als die Fetten, so muß man die besondre Fettigkeit einiger Thiere gegen den Winter allerdings mit unter die Vertheidigungsmittel gegen die Kälte rechnen, die ihnen die Natur schenkt.

Die Körper anderer Thiere, welche dem Froste nicht ausweichen können, sind so eingerichtet, daß sie der Frost gleichsam in unbelebte Steine verwandeln kann, ohne daß sie doch dadurch des letzten Funken des Lebens beraubt werden sollten. In den Gewässern von Hudsonsbay frieren oft die Frösche im Eise fest, und liegen in dieser Erstarrung, bis eine gelinde Wärme das Eis wieder aufthauet, da sie dann zu einem neuen Leben hervorgehn. Eben

frieren daselbst ganze Klumpen Fliegen zwischen den Baumästen so hart, wie Eis, zusammen, und gelangen wieder zum Leben, so bald sie von Natur, oder durch Kunst gelinde aufgethauet werden. Wie oft mag es nicht den Fischen eben so gehen, und ihre gute Natur muß sie in solcher Verlegenheit allein vor dem Untergange beschützen.

Bey den Thieren, deren Körper zu keinen solchen Verwandlungen von Natur geschickt sind, findet man den besondern Trieb, sowohl sich selbst, als auch ihre Eyer, in warmen Behältnissen zu verbergen. Einige verkriechen sich in die Klüfte der Berge, wo sie den ganzen Winter zubringen, und mit wenig Kost fürlieb nehmen, oder wohl gar hungern. So machen es die Bären, die Füchse die Hamster, die Eydechse Warrel in Aegypten, und alle Arten von Erdmäusen. Andre verstecken sich in die Mauern, wie die Vögel und Insekten; andre, wie vieles Gewürm, zwischen das Holz und die Rinde der Bäume. Einige Raupen verspinnen sich auf das sorgfältigste in ihre weiche Seide, und verwahren ihre Eyer, die erst im Frühjahr zur Vollkommenheit gelangen, unter einem Sammet, welcher so weich und warm ist, daß die heftigsten Grade der Kälte sie nicht verderben können. Eben dieselbe Vorsicht beobachtet die Spinne mit ihren Eiern. Es giebt Vögel, die sich in weiche oder morastige Erde legen, wo sie den Winter in einem langen Schlasfe abwarten. Die Schwalben sind dieser Ursache wegen berühmt, und ihre Erhaltung ist so wunderbar, daß dieses viele bewogen hat, an der Wahrheit der Sache zu zweifeln. „Ce que l'on dit des oiseaux,“ schreibt ein Ungenannter im *Nouvelliste oeconomique et litteraire*, Tom. I. pag. 121; „qui restent, pour ainsi dire, „endormis dans des cavernes et des troncs d'arbres, ou qui „passent l'hiver dans le même état au fond des eaux, me „paroit si absurde et si mal prouvé, qu'à peine cela merite-t-il „d'être rapporté.“ Nichts destoweniger ist es gewiß wahr, daß sich einige Schwalben in Moräste legen, und ich habe

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. Er selbst

selbst einen Freund gesprochen, welcher vor wenig Jahren eine grosse Menge übereinander geschichtet, in langen Reihen, im Plöner See gefunden, wo er sie in Händen gehabt, und bey der Wärme zum Leben gebracht hat. Es ist indessen gewiß, daß sich die Schwalben gegen den Winter versammeln, und fortziehen: hieraus folgt aber noch nicht, daß sie in warme Länder gehn, am wenigsten aber, daß sie es alle thäten.

In der That scheint die Natur einigen von ihnen, so wie vielen andern Arten von Vögeln, den Trieb, die Geselligkeit und den Wisß gegeben zu haben, zu ganzen Schaa- ren auf einmal fort, und in warme Länder zu ziehen. Die Vögel sind zu dergleichen Reisen am geschicktesten; wie wohl auch bekanntlich viel andre Thiere, jedoch nicht bloß um des Frostes willen, solche Heerzüge halten, wovon die Heuschrecken, die Mäuse, und im Meere die Heringe, Beispiele geben. Die Schiffer sehn oft Wolken von Vögeln über das Meer ziehen, und nicht selten sehen sie sich ganz ermüdet und kraftlos auf die Schiffe. Die Wachteln, die Kuckucke, und wohl die meisten Schwalben, gehören unter diese Zugvögel: wenigstens hat insbesondre von den letztern der Abt de la Caille angemerkt, daß sie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung vom September an bis zum April, in den übrigen Monaten aber nicht mehr, vorhanden sind; und da diese letztern eben die Monate sind, da wir die Schwalben bey uns haben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie von einem Welttheile zum andern reisen. Die Wachteln ziehn auch unstreitig über das Meer. Sie, die Turkeltauben, und andre Zugvögel nehmen im Frühjahr und Herbst ihren regelmäßigen Zug über die Insel Capri, drey wältsche Meilen vom äußersten Ende des vesten Landes von Neapolis; und der dasige Bischof hat von ihrem Fange und der Jagd seine meisten Einkünfte. Ausserdem sehen wir jährlich gegen den Winter die Drosseln, Kramsvögel, Schnepfen, Becasinen und andre Zugvögel aus den kältern

kältern Ländern bey uns ankommen, die gegen den Sommer wieder nach Norden zurückkehren.

Daß diese Züge der Vögel mehrentheils die Empfindung der bevorstehenden Kälte und Wärme zum Grunde haben, solches beweiset die Harmonie der Witterungen mit ihren Heerzügen. Wenn sich die wilden Gänse schon zu Ende des Februars und Anfange des Märzens sehn lassen, so folgt insgemein ein trockner Frühling darauf; und wenn sie im Herbst zeitig davon ziehen, so kommt auch gewiß ein frühzeitiger Winter. Die Amseln in America, welche zu Anfange des Winters in wärmere Länder gehn, kommen wie Diereville berichtet, beym Eintritte des Frühlings schon wieder durch Acadien, obgleich daselbst der Schnee noch sehr hoch liegt. Es muß sie also die in den südlichern Ländern überhand nehmende Wärme wieder zur Rückreise nöthigen, und diese Reise muß ihnen vortheilhaft seyn, weil sie allemal speckfett zurück kommen. Auch die americanischen Trappen pasiren im Wintermonate haufenweise durch Acadien, und zu dieser Zeit geht ihr Zug von Norden nach Süden. Wenn sie im Maymonate Acadien wieder durchstreichen, so ziehn sie von Süden nach Norden. Sie reisen wirklich nach der Luft.

Sie reisen aber in der That auch wohl nach Speise. So wie die americanischen Amseln auf ihrer Winterreise fett werden, so geht es den meisten Zugvögeln. Viele die von Insekten leben, welche im Sommer im Luftkreise herum schwärmen, müssen sich gegen den Winter, da sich die Insekten verlieren nach wärmern Gegenden wenden, wo sie sie wieder finden. Die Heerzüge der vierfüßigen Thiere haben mehrentheils nicht sowohl den Frost, als vielmehr den Hunger zur Triebfeder. Die Wölfe würden nicht aus ihren Wüsteneyen in die Dörfer, und die Mäuse nicht aus reichen Kornfeldern in andre Gegenden ziehn, wo sie oft Flüsse und Berge mit Gefahr und Umschweifen zurücklegen müssen,

müssen, wenn sie nicht der Hunger, nachdem sie an einem Orte alles aufgezehrt haben, immer weiter jagte. Im Meere selbst spornet der Hunger die Fische und Meerwunder, um sich auf Reisen zu begeben. Ein Hanfisch verfolgt bloß um des Scharuzens willen die Schiffe viel hundert Meilen weit. Als Vandenbroeck einstmals nach dem rothen Meere segelte, brachte er eine Menge grosser holländischer Schellfische oder portugiesischer Sardinen neben sich her mit dahin, wo sie sonst nie gewesen waren. Dasselbst erhielten sie sich drey Jahr lang so häufig, daß man sie trocknete, und dem Viehe gab, und seit dieser Zeit sind nie wieder dergleichen Fische im rothen Meere gewesen.

Viele Thiere, welche nicht zum Reisen bestimmt sind, finden im Winter ihre kümmerliche Nahrung, und sind von der Natur schon zubereitet, sich zu behelfen. Die Vögel wissen die Insekten zwischen dem Moose und in den Ritzen der Baumrinden aufzusuchen. In den nordischen Ländern fällt zuweilen eine ungeheure Menge Würmer mit dem Schnee herab, welche den Vögeln zur Nahrung dienen. Verschiedene vierfüßige Thiere tragen sich im Sommer einen Vorrath von Getraide in ihre Höhlen, wo von sie im Winter zehren. Das Eintragen der Bienen hat diese Absicht, und wenn wir ihren Honig genießen, so ergötzen wir uns mit dem Ueberflusse ihres Wintervorraths. Andre Thiere müssen ihre armselige Nahrung unter Schnee und Eise hervorsuchen: aber diesen hat auch die Natur die Geschicklichkeit mitgetheilt, sie zu finden. Die Rennthiere in Lappland ernähren sich fast ganz allein vom Moos; wenigstens ist es im Winter ihre einzige Kost. Sie besitzen die natürliche Fähigkeit, dasselbe auch unter dem tiefsten Schnee zu entdecken, wenn es gleich viel Klaffern tief verborgen liegt. Die Hirten, die diese Thiere auf die Weide führen, haben sich um weiter nichts zu bekümmern, als daß sie Acht geben, ob sie das Moos von den Bäumen abnagen, oder ob sie im Schnee wühlen. Im
ersten

ersten Falle können sie gewiß versichert seyn, daß der Boden kein Moos trage; und dann müssen sie die Heerde weiter treiben. Diese Thiere genießen ungemein wenig, und können die stärksten Tagereisen von 11 bis 12 Meilen bey einer Mäßigkeit von so viel Moos aushalten, als man in zwei Händen fassen kann. Nichts destoweniger sterben ihrer viele zu der Zeit, wann sich der gefallene Schnee in Eis verwandelt, daß sie das Erdmoos nicht habhaft werden können, das Baummoos aber zur Nahrung nicht hinreichen will. Es würde vielen Thieren nicht besser ergehn, wenn ihnen nicht die Natur die Gabe mitgetheilt hätte, einen ganzen Winter zu fasten; und dieses ist gewiß das kürzeste Mittel bey bevorstehender Hungersnoth.

Die Insekten mancher Arten, die sich in ihre Seide einspinnen, stellen rechte Wunder im Fasten dar. Sédileau hat den Lebenslauf einer Raupe beschrieben, welche ungefähr im May aus der Erde kriecht. Sie frist etwa acht Wochen in der Gestalt einer Raupe; alsdann spinnt sie sich ein, und liegt als eine Puppe ganzer vierzig Wochen, ohne alle Nahrung. Endlich kommt sie als ein Schmetterling zum Vorscheine, der etwa zehn Tage lebt, in denen er sich begattet, Eyer legt und stirbt. Wie kann man sich einbilden, daß ein Wurm, welcher im Julio 1760 aufgehört hat zu fressen, im May 1761 noch Muth haben sollte, sich zu begatten? Unter den Vögeln und Fischen leben die gewiß den ganzen Winter hindurch ohne Nahrung, die in den Morästen und Flüssen im Eise verfestieren. Vermuthlich gehören hierher auch die Ameisen; von welchen Gould und mehrere bewiesen haben, daß sie weder Korn essen, noch sich Vorrathskammern für den Winter anlegen. Swammerdam, der dieses schon in seiner Bibel der Natur lehrte, glaubt, daß sie im Winter, wie andre Insekten und einige Bienen, gar nicht essen, und man findet auch in ihren Haufen nie Vorrath von Getraide oder andern Nahrungsmitteln. Die asiatischen Priester

thun also eine vergebliche Arbeit, wenn sie, nach ihrem Aberglauben, auf den Feldern Reiß für die Ameisen austreuen, um für ihre Erhaltung zu sorgen.

Unter den vierfüßigen Thieren sind die Murmeltiere und Bären ihrer Winterfaßen wegen berühmt. Ich habe ihrer Lebensart im Winter schon in meinem 34sten Blatte gedacht, und daher will ich sie hier nicht wiederholen.

Man findet in allen diesen wundervollen Beispielen die Spuren einer besondern Vorsicht, die über alle Geschöpfe des Erdbodens waltet. Denn wie könnte sich wol eine solche weise Einrichtung der Körper der Thiere, und die Mittheilung so besondrer und verschiedener Triebe, zur Erhaltung ihres Lebens, nur bloß von ungefähr zutragen? Daß sich die Körper der Thiere nach Verschiedenheit der Jahreszeiten verwandeln, daß sie durch ihre eingepflanzten Triebe sich im Voraus vermögend machen, die bevorstehenden Witterungen zu ertragen, und daß sie durch eben diese Triebe gezwungen werden, sich ohne ihr Wissen zu erhalten; solches beweiset alles eine vorherbestimmte Ordnung und Absicht, die unmöglich von einem blinden Zufalle herühren kann. „Keine Thierart,“ sagte unser vortrefflicher Reimarus, „hat unnöthige und überflüssige Kunsttriebe. „Bauet auch ein Vogel ein Nest für sich selbst und zu seiner eignen Bequemlichkeit, wenn er nicht hecken will? Hülfset „ein Huhn die Saatkörner etwa zum Wohlgeschmacke ab, „wie die Hänfinge und andre Saadvögel aus Noth und zur „Verdauung thun müssen? Sammet sich irgend ein Thier „auf den Winter einen Vorrath von Speise, das diese ganze „Zeit mit Schlafen zubringen wird, oder in derselben Zeit „zureichende Nahrung finden kann? Zieht irgend eins in „fremde Gegenden, das mit seinen Jungen die Witterung „aushalten kann, und an demselben Orte nicht verhungern „darf? Sucht sich irgend ein Insekt etwa aus Färslichkeit „in Blätter zu hüllen, oder ein Kleid zu weben, welchem
„die

„die Luft nicht tödtlich wäre? Bauet sich auch ein Thier „unterirdische Wohnungen und Gänge, das auf der Erde „sicher ist? Stifet ein Thier mit andern seines Gleichen „ordentliche Gesellschaften, das einzeln allen Bedürfnissen „gewachsen ist? Trägt auch irgend ein Insekt bey seinen „Ehern einen Vorrath von Speise zusammen, wenn „die junge Brut sonst ihre nöthige Nahrung zu finden „weiß?“ Nein! Man findet in der ganzen Natur die künstlichste Vereinigung der Mittel zu den Absichten der Erhaltung der Thiere. Die Thiere, die sich mit neuen Winterpelzen gegen den Frost schützen können, finden in ihren Geburtsländern Sommer und Winter ihre Nahrung. Die, so sich vor dem Froste in Höhlen verbergen müssen, tragen sich entweder ihr Futter vorher ein, oder sie können im Winter von dem Fette zehren, das sie sich im Sommer zugelegt haben. Die, welche der Frost in fremde Länder treibt, finden daselbst ihre reichliche Nahrung. Die, welche im Winter von ihrem eignen Leibe zehren müssen, haben den Trieb, sich bey Zeiten in Höhlen zu verkriechen, wo ihnen der Frost nicht schaden kann. Die, welche des Winters ihre Nahrung im Lande finden können, haben keinen Trieb sich zu verkriechen, oder fortzureisen; sondern die Natur verwahrt sie mit wärmern Pelzen, damit sie bleiben können, wo sie sind. Hingegen bekümmern sich die Zugthiere wenig um die Felsenhöhlen, und leiden auch an ihren Bedeckungen keine Veränderung, die ihnen in den warmen Ländern, wohin sie ziehen, unnöthig und beschwerlich seyn würde. Welche wunderbare Vorsicht muß nicht für so viele Arten der Thiere wachen! Was mögen wol die kleinen Vögel, die sich so kümmerlich behelfen müssen, manche wilde Thiere, und unzählige Insekten, für Kunststücke anwenden, um sich im Winter durchzuhelfen? Ein Märlkäfer muß ganzer vier Jahre lang in der Erde, als Wurm hausiren, ehe er die Gestalt des Käfers annimmt. Wie ist es doch einem so kleinem Wurm möglich, sich in der Erde zu erhalten, die oft viel Fuß tief zu Steine friert? und wo kann er seiner
Nah:

Nahrung nachgehen? Wer verhärtet den Wurm gegen den stärksten Frost, da doch hernach der Käfer kaum ein wenig Mäykälte und Regen vertragen kann? Nach allen Betrachtungen bleibt uns nichts als Erstaunen übrig, und wir finden das Werk der Erhaltung eben so göttlich, als das Werk der Schöpfung.

Ich gebe diese Betrachtungen denen, die beyhm Eintritte des Winters den Nahrungsforgen, der Furcht und der Melancholey Plag geben. Seyd fröhlich, meine Freunde!

Die Huld, die Thiere nährt, wird Menschen nicht verstoßen;
Wer groß im Kleinen ist, wird grösser seyn im Grossen.

* * *

Mein Herr Arzt,

Ich bin recht erstaunt, als ich neulich in Ihren Blättern las, daß es Thiere und Menschen gäbe, welche zu ihrem ordentlichen Getränk Seewasser geniessen; noch mehr aber, als ich erkannte, daß diese Menschen nicht Schiffer, sondern Landeseinwohner sind. Denn man weiß, daß das Seewasser nirgends schlechter und unbrauchbarer sey, als an den Küsten. Die Ebbe und Fluth des Meers treibt alle in ihm enthaltene Ureinigkeiten an die Küsten, und macht dieselben dadurch so schlüpfrig, daß man sie nicht besteigen kann, ohne zu fallen. Hiervon erhält das nahe an den Küsten stehende Seewasser eine Zähigkeit und Bitterkeit, und der Strand wird so sehr vom Gestanke angestecht, daß dieses die Ursache war, warum, nach Plinii Berichte, die alten Dichter den Strand von Sicilien den Kuhstall der Sonne nannten. Das Seewasser, was man 40 oder 50 Meilen von diesen Küsten schöpft, ist weit klarer, heller und leichter; und daher muß es mich billig wundern, wie es möglich sey,

daß

daß Menschen und Thiere ein solches Mistwasser, als das Seewasser an den Küsten ist, geniessen können. Inzwischen muß ich gestehn, daß mir mehr Dinge unbegreiflich sind, die ich deswegen doch glaube; und ich kann selbst in der gegenwärtigen Materie noch etwas anführen, das seltsam genug ist. Die Frau Dacier führt einen Anhänger des Aristoteles an, welcher versichert, daß die Griechen, um ihre Weine zu erhalten, etwas Gewisses vom Meerwasser darunter gegossen hätten. Der Herr von Terlon, ein Gesandter in Schweden, sagt eben dasselbe von den nordischen Weinkünstlern. Wird man nicht bald gestehn müssen, daß nichts in der Natur so ekelhaft und schädlich sey, daß es nicht einige Menschen zur Ueppigkeit, oder zu ihrem Unterhalte sollten anwenden können? Das Seewasser purgirt. Wassersüchtige, die es ohne alle Zubereitung getrunken haben, sind davon gesund worden. Gleichwohl kann eine Purganz von so ekelhafter und schädlicher Art das tägliche Getränk von Menschen und Thieren werden! Vielleicht finden einige Ihrer Leser ein Vergnügen daran, über dergleichen natürliche Seltsamkeiten nachzudenken.

Ich bin Ihr fleißiger Leser

S. D.



Hundert und viertes Stück.

Nehen.

Früh, daß dir der Hals verschwelle!

Früh du unverschämter Tod!

Nimmst du, dreister Mordgeselle,

Solch ein Weib zum Morgenbrodt?

Dobgleich der hierunter folgende Aufsatz nur eine Privatfache betrifft, so kann ich ihn doch um desto weniger hier uneingerückt lassen, da es sonst scheinen möchte, als ob ich gegen meine eignen Aufsätze zu viel Eigenliebe hegte, als daß ich fremde Artikel der Eindrückung für würdig halten sollte.

Mein Herr Arzt,

Die folgende Leichenrede verdient ohne Widerrede einen Platz in Ihren Blättern. Die Leichensachen gehören unsreilich in Ihr Metier, und diese Rede betrifft insbesondre eine Person, die Ihrer Kunst ein halbes Jahrhundert lang große Ehre gemacht hat. Es ist die berühmte Madame Klumpfuß, welche am ersten November dieses Jahres, in einem Alter von 83 Jahren und 4 Tagen, das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt hat. Bey ihrer am 7ten November geschenehen Leichenbestattung hat ihr der Redner aus der hochpreislichen Gesellschaft der gelehrten Abschürzen folgende Leichenrede gehalten:

Meine allerseits nach Stand und Würden hoch und werthgeschätzten Gönner und Freunde! Als sich einmahl der berühmte Prophet Mahomet bey einem Gastmahle befand, und die Reihe seiner zukünftigen Nachfolger in der Regierung im prophetischen Geiste übersah, ward er unter andern des Moawi gewahr, bey dessen Erblickung er nicht umhin konnte, in folgenden Seufzer auszubrechen: O Gott! lehre den Moawi schreiben und rechnen, und behüte ihn für Unglück.

Wun-

Wundert euch nicht, wertheste Freunde, daß ein Regent weder schreiben noch rechnen konnte; denn diese Wissenschaft der Kinder ist noch bis diesen Tag keine Eigenschaft aller Monarchen. Es sind große Länder von Leuten regiert worden, denen das A b c bis an ihr Ende gänzlich unbekannt geblieben ist. Allein, nichts destoweniger kann ich, als ein Mitglied der hochpreislichen Gesellschaft der Abschürzen, nicht umhin, diesen edlen Wunsch des Mahomet, der selbst weder schreiben noch rechnen konnte, zu billigen, und hieraus ein Argument für die Bemühungen unsrer ehrwürdigen Gesellschaft herzuleiten, das A b c in immer bessere Ordnung zu bringen, und die Wissenschaft der edlen Fibel, so viel an uns ist, allgemeyner zu machen.

In dieser Absicht wiederhole ich hiermit feyerlich den patriotischen Wunsch des Propheten, und sage, indem ich mich zu euch allen wende, hoch und werthgeschätzte Anwesende! O Himmel! lehre sie alle, wie sie hier versammelt sind, schreiben und rechnen, und bewahre sie für Unglück.

Ich möchte mein Kleid zerreißen, wenn ich daran gedente, bey welcher traurigen Gelegenheit ich die Ehre habe, diesen Wunsch an euch, meine Freunde, zu bringen. Mein Kleid, ja mich selbst möchte ich zerreißen, da ich das Wort wiederholen muß, welches ich vor 3 Jahren einer Person zurufte, die damals in ihrem 80sten Jahre die Ehre hatte, nach einstimmiger Wahl, in die Zahl der Ehrenmitglieder unsrer ansehnlichen Gesellschaft aufgenommen zu werden. O Himmel! rufte ich in der entzückten Versammlung aus: Lehre diese Klumpfuß schreiben und rechnen! Und jedermann erkannte, daß es ihr an dieser edlen Wissenschaft fehlte.

Ich bin weit davon entfernt, meine Lobreden mit Schmeicheleyen anzufüllen. Anstatt daß gemeine Lobredner vor allen Mängeln der Verstorbenen ihre Augen zudrücken, und nur ihre Tugenden sehen und preisen, will ich die Lobrede unsrer Verstorbenen mit dem einzigen Tadel anheben, den ich ihr, meines Amts halber, schuldig bin. Ich bekenne demnach hiermit von ganzem Herzen, daß der Wunsch unsrer ganzen Gesellschaft an der Erblassen leider! vergeblich gewesen, und daß sie, die in 80 Jahren weder einen Buchstaben schreiben noch lesen können, auch in den drey letzten Jahren ihres Lebens, da sie der Ehre gewürdigt worden war, ein Mitglied unsrer Gesellschaft zu seyn, aller angewendeten Mühe ungeachtet, nie dahin gebracht werden können, auch nur ein großes A von einem B unterscheiden zu lernen. Ich vermüthe keinen so blödsinnigen Zuhörer unter euch, meine Freunde, der sich wundern sollte, wie eine so unwissende Person der Ehre theilhaftig gemacht werden können, in unsre Gesellschaft aufgenommen zu werden. Betrachtet alle gelehrte Gesellschaften in Europa, so werdet ihr die Beispiele einer solchen

solchen Großmuth überall finden. Seht die Mitglieder deutscher Gesellschaften, die keinen Brief stellen können; die Mitglieder lateinischer Gesellschaften, die den *Cornelius Nepos* ohne deutsche Anmerkungen nicht verstehen; Mitglieder von Akademien der Wissenschaften, die nimmermehr im Stande seyn werden, einen Aufsatz zu schreiben, der gelesen oder gedruckt zu werden verdiente! Kurz, ihr wollt wissen, meine Wertheften, daß wir, nach dem Beispiel andrer gelehrten Gesellschaften, unsre Mitglieder nach denjenigen Verdiensten wählen, die nach dem Geschmack der meisten in der Gesellschaft sind. Unsre Freundin mußte diesen Geschmack der Gesellschaft klüglich auszuspielen, und sendete im Herbst, vor drey Jahren, an dieselbe eine Schachtel Leipziger Lerchen, mit Bitte, sie nicht zu verschmähen. Nach sechs Wochen empfing sie den wohlverdienten Lohn ihrer Bemühungen, wo nicht für das *Abc* selbst, doch wenigstens für die *Weschützen*, und sie ward einhellig zum Mitgliede unsrer Gesellschaft erkoren. Seit dieser Zeit sind die Wohlthaten der Verstorbenen, der Hoffnung der Gesellschaft gemäß, keinen Herbst ausgeblieben; und Leipzig, das doch selbst alles Ungemach des Kriegs aussehn mußte, hat nicht ermangelt, ihr jährlich gar manches Alphabeth von Lerchen zu senden, die sie uns aus wahrer Liebe zur Wissenschaft allein verzehren lassen.

Wer hätte denken sollen, theuerste Freunde, daß die vor 8 Wochen von uns rühmlich verzehrten Lerchen, welche wir ihrer Güte zu danken hatten, die Henkermahzeit von ihr seyn sollten? Aber so ist es! Sie ist dahin, und erst im zukünftigen Herbst werden wir mit den größten Schmerzen empfinden, was wir an ihr verlohren haben. Allein, wir sind es nicht allein, werthebeste Freunde, welche durch ihren Verlust in Verlegenheit gesetzt werden. Obgleich die Erblasser um das edle *Abc* keine andre Verdienste gehabt hat, als daß sie die Gönner desselben reichlich mit Lerchen gespeiset; so befaß sie doch noch ganz andre Verdienste um die Wissenschaften, die ihren Verlust unerträglich machen. Ich führe mich der Faden meiner Rede zu demjenigen Lobe der Verstorbenen, wodurch sie sich vornehmlich dieser Trauerrede, und eines unsterblichen Nachruhms würdig gemacht hat.

Anna Maria Klumpfuß war eine der glücklichsten und erfahrensten Arzneyverständigen unsers Jahrhunderts. Sie war im Jahre 1677 von schlechten Aeltern geboren. Ihr Vater war Schweinhirt in einem berühmten Dorfe in Jütland, und ihre Mutter war Bademutter daselbst. Das Glück der hohen Geburt ist nicht jedermann gegeben. Allein die niedrigste Geburt kann nicht immer die Weisheit in klugen Seelen ersticken, die leichtlernig sind, und alle Geheimnisse schnell fassen, durch die sich oft ein Hirt und eine Bademutter in die Kabinette der Höchsten auf Erden einschleichen. Die

Die Aeltern der Erblasser waren beyde, wie man sieht, vom Metier der Arzneygelehrten. Sie hatten beyde in ihrer Kunst Wunderproben bewiesen. Es starb kein Schwein im Umfange von 5 Meilen, wovon die Ursache seines Todes ihrem Vater verborgen gewesen wäre. Kein Baurenkind kroch in die Welt, das ihre Mutter nicht aufgefangen hätte. Das Haus dieser würdigen Leute war dem Tempel des Delphischen Orakels ähnlich, worinn jeder Bauer einen unsinnigen Ausspruch vernahm, wenn er seines Viehes, oder auch nur seiner Frau wegen, in Sorgen stand.

Die würdige Tochter erlernte auf dieser hohen Schule die Gründe der Arzneykunst für das gesammte Thierreich. Nachdem sie zwanzig Jahr die Freude ihrer Aeltern gewesen war, die sie mit allen Geheimnissen ihrer Kunst bereichert hatten, verlor sie beyde schnell hinter einander: den Vater an einer Krankheit, welche damals unter allen Schweinen im Lande ansteckend grassirte, und die Mutter an einer Verrenkung bey der Entbindung eines allzugrossen jütändischen Bauerjüngens. Nach diesem Unglücksfalle practicirte sie in Jütland noch zehn Jahr; allein, der Ruf ihrer Geschicklichkeit kam bis zu uns, und weil sie dieses erfuhr, siehe, so kam sie selbst nach.

In den 53 Jahren, da sie bey uns die Arzneykunst getrieben, sind von ihr so viel Wundercuren bewerkstelligt worden, daß in den letztern Zeiten keine ansehnliche Familie in Hamburg und Altona mehr aussterben wollte, wenn sie nicht dabey wäre. Sie hatte in allen den größten Häusern freyen Zutritt, und Herr und Frau wurden frölich, wenn nur der Laquay durch die Stubenthür: *Da kommt die Mutter Klumpfuß!* rief. Ihre Achtung war so hoch gestiegen, daß einige Doctores noch in ihrem 82sten Jahre um ihre Person angehalten haben sollen; wiewohl ich nicht genau sagen kann, ob bey ihren Lebzeiten, oder um ihren Leichnam, nach ihrem Tode.

Es fanden sich an ihr gewisse natürliche Kennzeichen ihres Berufs zur Arzneykunst. Denn sie konnte grosse Knochen und Gräten verschlingen, ohne daß es ihr schadete. Sie konnte sich freywillig erbrechen, wenn sie sich überladen hatte. Das gemeine Volk in Jütland beschuldigte sie schon, daß sie den *Alp* nachmache, und ihnen des Nachts im Schlafe aufsäße; und daß sie in der That etwas von der Magie besessen habe, solchs läßt sich aus ihren rothen Augen, aus ihrem Kopfnicken, und aus einigen andern Zeichen muthmassen, welche noch jetzt in ansehnlichen Gerichtsstuben gültig sind, um eine alte Frau zum Feuer zu verurtheilen.

Dem sey aber wie ihm wolle, meine Freunde, so kann ich doch vor dieser ansehnlichen Gesellschaft mit Grunde der Wahrheit bekennen, daß wir von der Gesellschaft, in allen ihren Worten und Thaten, welches insgesammt lauter Curen waren, nichts unnatürliches oder mystisches wahrgenommen haben. Ausserdem bezugte sie oft

oft ihren Abscheu vor den bösen Geistern, und läugnete schlechterdings, daß sie den **D. Jauft** oder den **Merlin** auch nur den Namen nach kenne.

Inzwischen hatte sie die Natur mit allen den Gaben ausgerüstet, die zu einer glücklichen Praxi unsers Orts erforderlich sind. Sobald sie an ein Krankenbette kam, war ihr erstes Wort: **O! man sacht! hie wollt wi wol raden!** und dann erkundigte sie sich erst, was zu thun wäre; wie die Aerzte, die erst Recepte verschreiben, und dann die Krankheiten gründlich erforschen. Sie gab die Arzneyen selbst: Denn sagte sie, die Apotheker haben nur schlechtes Zeug, die können es wohl halb umsonst geben. Sie aber gab die theuren Arzneyen, wie gesagt, selbst; und hierinn hatte sie Recht, weil es die Aerzte auch thun. Wenn ihr ein Patient unter den Händen starb, welches doch nicht allemal geschah, so war sie erbdtig, ihn aufschneiden zu lassen, um zu beweisen, daß die Arzneyen alles gethan hätten, was man davon verlangen könnte; gleichwie dieses alles ist, was ein Arzt thut, um sich zu rechtfertigen. Sie war nicht sehr für Recepte, aber desto mehr für Hausmittel, und als man sie einmals darüber in Verdacht nahm, daß sie wohl keine Recepte schreiben könnte, antwortete sie, daß dieses viele Aerzte auch nicht könnten. Mit diesen Hausmitteln that sie alle die Wunder, wodurch die hiesige Praxis fast gänzlich in ihre Hände gerieth, und wodurch sie sich das Zutrauen, die Achtung und den Zutritt in allen vornehmen Häusern erwarb.

Sie war nicht stolz auf ihre Kunst; fürchtete sich aber auch gar nicht vor den Aerzten. **Ik laat see in Ehn!** sagte sie, und sie war immer bereit, aller Welt zu entdecken, was sie verordnet hatte. Wenn sie auch zuweilen nichts rieth, so war sie doch weise, und klopfte den Arzt auf die Achseln, wenn er lateinisch redete, wobei sie sagte: **so meen ik oock!** Sie war oft zu fürstlichen Personen gerufen worden, und war mit Rath und That an die Hand gegangen. Wenn sie hiervon erzählte, so versicherte sie, daß sie bey solchen Leuten mehr Beyfall fände, als bey gemeinen Leuten, die immer selbst klug seyn wollten. Sie hat 63 junge Grafen abgestrichen, 29 Baronessinnen **Teesenfogeln** beygebracht, eine Fürstinn clyfirt, und 358 gemeine adliche Leute in der Cur gehabt. Von Bürgervolke hat sie Millionen curirt, und nahm nicht von allen etwas. Dieses hat sie geschätzt, als sie einmals schon in **Jütland** ihrer glücklichen Praxis wegen verklagt worden: Denn da sie dem Schützen beweisen konnte, daß sie von 83 Leuten, die ihr gestorben waren, nichts genommen hatte, so war er zufrieden, und sagte erst zu ihr: **Geht mit Gott!** zum Ankläger aber: **Was sie um Gottes willen thut, das kann ich ihr nicht verbieten.**

Seht,

Seht, meine Freunde, dies waren die Gaben und Vorzüge der Verstorbenen. Die Stadt und das ganze Land bedauert mit uns den Verlust so vieler Geschicklichkeiten, und jedermann trägt Leid über sie. Es ist kein geringer Verlust, eine Person begraben zu sehen, die seit 50 bis 60 Jahren so viel tausend Menschen gerathen und geholfen hat. Sollten von diesen vielen Tausenden nur noch hundert leben, wie ich doch kaum glaube, und sollten sie in dieser Krauerversammlung gegenwärtig seyn: was für ein Weinen, Wehzen und Heulen würdet ihr nicht über den Tod dieser Arzneykundigen hören, und wenn sie dem Tode gestohlen werden könnte, würde man sie nicht lieber in Stücke zerreißen, als sie ihm überlassen? Glaubet nicht, meine Freunde, daß ich die Sache übertreibe. Nimmers mehr wird der gelehrteste und erfahrene Arzt von Leuten aus allen Ständen sich so viel Zutrauen, Vorurtheil, Liebe und Hochachtung erwerben können, als eine Frau, die die Gabe zu practiciren und guten Rath zu geben empfangen hat. Bildet euch nicht ein, daß je der Rath eines Arzts in den Gemüthern der Kranken so viel Eindruck machen werde, als der Rath einer guten Freundin, die das ohne Arg rath, was der Arzt erst listig ausstudirt hat. Glaube nicht, daß selbst die Gelehrten, oder wenigstens doch die vernünftigen Leute, die urtheilen können, oder daß die vornehmsten und reichsten Leute, die alles Nöthige daran zu wenden haben, glaubt nicht, daß auch sogar die vertrautesten Freunde der Aerzte, und alle, die von der Wichtigkeit, Rath zu geben, und Rathe zu folgen, völlig überzeugt sind, in Fällen, wo es mißlich hergeht, ihre Ohren vor den Rathschlägen einer Weibsperson verstopfen, und nichts anders thun sollten, als was ihnen ihr Arzt anpreist. Es wäre Thorheit, solches zu glauben, da man alle Tage das Widerspiel sieht. **Ein Fleischer Rath, ein geringes Mittel hilft oft mehr, als die besten Arzneyen!** Dieser Grundsatz ist wahr. Nun legt ihn aber in euren eignen Herzen einmal zum Grunde, **meine Wertheften,** und sagt mir, ob ihr nicht in solchen Fällen, wo die Hälfte des Arzts nicht gleich hinlänglich zu seyn scheint, vermöge desselben, igt diesen Augenblick einen Rath von einer Mutter **Klumpfuß**, oder von mir, ihrem unwürdigen Lobredner, der ich kein Arzt bin, annehmen und versuchen würdet?

Es ist also das menschliche Herz selbst, das Weiber zu Aerzten fordert; hingegen sind es nur Facultäten, die uns Doctores machen. Welche Grausamkeit, **Freunde,** daß man uns die Retter unsers Lebens aufdringen, und die gebohrnen Licentiatinnen der Arzneykunst verfolgen will!

Dieser letzte Gedanke erinnert mich an manche betrübte Scenen in dem berühmten Leben der Verstorbenen. Sie hat, und warum soll ich es verheelen, da es ganz unverdiente Verfolgungen sind?

sie,

sie, die Märtyrerin ihrer Kunst, hat einigemahl, wiewohl rühmlich, im Spinnhause gefessen, weil ihr übelgesinnte Personen dargethan haben, daß sie einige wenige Leute verwahrloset, die doch nur gemeines Volk waren. Wollte man so mit den Ärzten verfahren, meine Herren, wie viel Spinnhäuser müßten nicht noch gebauet werden!

Wenn es mit einer solchen Person, wie unsre Freundin war, zum Sterben kommt, so ist auch der geringste Umstand merkwürdig; denn da sie in der Welt nichts anders that, als Leben geben, so macht es ein natürliches Erstaunen, wenn man sie selbst sterben sieht. Einige Wochen vor ihrem Ende bemerkte man zum erstenmale, daß sie unsinnig war. Wie lange sie dieses schon zuvor gewesen, ist unbekannt. Es hat einer von unsrer Gesellschaft vor einigen Jahren bewiesen, daß die meisten arzneylehrten Frauen vor ihrem Ende in eine Art der Verrückung fallen sollen, welches er von dem vielen Meditiren über die schweren Gebrechen der Menschen herleitet. Gesezt daß dem also wäre, meine Freunde, so verkündigt euch dieser Unsinn unsrer Erblasten den Tod einer Arzneygelehrten, die in ihrem Berufe verscheidet. Gleichwohl kam sie zwey Stunden vor ihrem Ende völlig wieder zu Verstande. Ihr Tod war das Alter, gleich wie ihr Leben eine stete Krankheit war. Kinder! sagte sie in der letzten Stunde auf hochdeutsch, Kinder! Kinder! wie viel arme Seelen hab ich auf meinem Gewissen! Eine Redensart, womit vielleicht von Rechtswegen alle Aerzte verscheiden sollten. Man tröstete sie, daß sie an allen ihr Möglichstes gethan hätte: wovon sie aber nichts hören wollte, jedennoch zuletzt mit einer besondern Munterkeit, gleichsam als ob sie sich ganz vom neuen erholt hätte, lächelte, und sagte: Warum hat mich das dumme Volk gebr = Hier schüttelte sie der Tod eine Secunde, und sie war hin!

Hätt ich nur ein scharfes Messer,
Oder wüßt ich eins zu kauf:
Schnitt ich dir, du Menschenfresser,
Den vertrackten Magen auf.
Fänd ich dann das theure Weib
Gleich bey dir nicht mehr im Leben,
Solltest du uns doch den Leib
Halb verdauet wieder geben!

A. B. Ab.

Mein

Mein Herr,

Der Einfluß des Monds in den menschlichen Körper, welchen Sie in Ihrem 91sten Stücke behauptet haben, würde vielleicht in den neuern Zeiten nicht so problematisch geworden seyn, wenn nicht diese uralte Meynung so viel abergläubische Irrthümer veranlaßt hätte, welche die neuern Philosophen aus gerechtem Eifer verfolgten, und darüber das ganze System vom Einflusse des Monds ein wenig zu weit hinten setzten. Manche Wahrheit kommt nicht recht in Aufnahme, und wird nicht einmal sorgfältig untersucht, wenn sie nicht ein Liebhaber derselben ein wenig übertreibt; und manche Irrthümer sind so vest mit der Wahrheit vereinigt, daß ein Verfolger derselben den Wundärzten nachahmen muß, die oft, um einen alten Schaden zu reinigen, ein wenig gutes Fleisch mit hinwegbeissen müssen. Unter so manchen abergläubischen Dingen, welche die Meynung vom Einflusse des Monds und der Ebbe- und Fluthzeiten des Meers zu glauben veranlaßt hat, finde ich auch eine uralte und seltsame Meynung, welche Herr Deslandes gründlich widerlegt hat, und von welcher Sie gewiß kein Bedenken haben werden, sie auch Ihren Lesern auszureden; denn ich sehe, daß Sie sich in Ihrem 91sten Stücke wohl gehütet haben, sie zur Unterstützung Ihrer Meynung anzuführen, wozu sie doch, wenn sie wahr befunden würde, sehr geschickt gewesen wäre. Schon Aristoteles hat, nach Plinii Zeugnisse, bemerkt haben wollen, daß in den Dertern am Meere, besonders an den gallischen Küsten, alle Leute, nicht aber die Thiere, nur bey dem Abflusse des Meers sterben. Diese Meynung ist vom Aristoteles an bis auf unsre Zeiten beständig geglaubt worden; und die Sage ist noch an allen Seedortern gemein, daß die Kranken bey der Fluthzeit nichts zu befürchten hätten, daß sie aber zur Zeit der Ebbe stürben. Selbst die Aerzte in den französischen, englischen und holländischen Seestädten haben eben diese Meynung nach offenbar verworrenen Erfahrungsgründen angenommen; und der P. Harduin gesteht, daß Aristoteles und Plinii Beobachtung überall auf- und angenommen worden sey, und führt selbst einige Schriftsteller an, die sie vertheidigen. Herr Deslandes hat endlich, wie gesagt, diesen Irrthum widerlegt. Er trug es den Geistlichen in dem Spitale zu Brest auf, die Todesstunden ihrer Kranken anzumerken, und übersah nachher selbst das Register, welches sie hierüber drittehalb Jahr lang gehalten hatten. Es fand sich, daß zur Fluthzeit zweyen Menschen mehr gestorben waren, als zur Zeit der Ebbe. Ein königlicher Leibarzt hat im Hospitale für die Marine zu Rochefort gleiche Beobachtungen angestellt, die mit den vorigen übereinstimmig besun-

Der Arzt IV. Th. Berth. Ausg. 99 den

den worden. Nachher sind diese Versuche auch in den Hospitälern zu Quimper, St. Paul Léon, und St. Malo aufs genaueste bestätigt worden; und man hat überall gesehen, daß die Kranken, sowohl während der Ebbe, als während der Fluth sterben. Solchergehalt dürfen die Kranken jetzt nicht mehr die Ebbe scheuen, ob man gleich deshalb nicht berechtigt ist, den Einfluß dieses Zeitwechsels in den menschlichen Körper schlechterdings zu verwerfen. Der Augenblick des Todes kann durch unzählige Umstände um einige Stunden beschleunigt oder verzögert werden; und wenn gleich die Zeit der Ebbe und Fluth wirklich in die Lebenskräfte einen starken Einfluß hätte, und dadurch bey tödtlichen Kranken den Termin ihrer Vollendung bestimmte; so könnte doch nicht erwartet werden, daß der letzte Augenblick der Sterbenden deshalb in die Zeit von sechs Stunden fallen müßte, da mancher Mensch oft ganze Tage agonisirend zubringt, und einige Stunden eher abscheidet, als die Maschine zum Stillstande gelangen kann. Ich bin mit vieler Ergebenheit,

S * * t.

Herr Arzt,

Da ich in Ihrem 93ten Stücke das Abbrennen der Moya als ein bewährtes Mittel wider die Gicht gerühmt finde, so darf ich hoffen, daß Sie Ihren Lesern gern einige Erläuterungen mittheilen werden, welche die Curen durchs Brennen noch mehr bewähren, und die um desto zuverlässiger sind, da ich sie aus den Schriften der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris entlehne.

„Ein heftiges Kopfweh ward auf eine plötzliche und unvernünftige Art, folgendermaßen gehoben: Eine Frau von 35 Jahren war damit immerwährend beschwert; ja sie empfand ordentlich alle acht bis zehn Tage eine Verdoppelung, die 10 bis 12 Stunden mit solcher Gewalt anhielt, daß sie davon bald wie betäubt, bald wie rasend ward. Der Sitz des Schmerzens war hauptsächlich vorn im Kopfe und in den Augen, die alsdann sehr roth und funkelnd waren. Bey den starken Anfällen waren Ueblichkeiten, und sie endigten sich immer mit Erbrechen, wobey viel zähes, weißes, schimmliches und unschmackhaftes Zeug wegging. Gegen das Ende kam ein grünes und sehr bitteres Wasser. Während der Zeit konnte sie keine Nahrung zu sich nehmen; ausserdem aber hatte sie guten Appetit, und sie kam nicht vom Fleische, so lange auch ein so betrübter Zustand anhielt. Drey Jahr lang verordnete ihr Herr Homberg allerley Mittel ohne Wirkung. Das Opium allein hemmte auf etliche Stunden die gewöhnlichen Kopfschmerzen, es vermochte aber nichts bey ihren Verdoppelungen.“

„Einen

„Einen Abend merkte sie, daß eine solche Verdoppelung eintreten würde. Sie wollte sich also zu Bette legen, und zuvor sehen, ob ihre Augen roth wären. Sie sahe sich in einem kleinen Taschenspiegel an, und ihr Nachkopfszeug, das von dichter Leinwand war, safte vom Lichte, das neben ihr stand, Feuer. Sie merkte es nicht sogleich, und es fügte sich, daß sie alleine war. Sie verbrannte sich einen Theil des Oberkopfs, und die ganze Stirn, ehe sie Leute rufen konnte, die sie löschten. Herr Homberg, den man den Augenblick rief, ließ ihr sofort Blut, und verfuhr mit dem Brande, wie gewöhnlich, von welchem sich der Schmerz, in wenig Stunden verlor. Allein, der grosse Anfall, auf den man wartete, blieb aus; sogar verschwand das gewöhnliche Kopfweh fast von demselben Augenblicke an, ohne anderes Mittel, als das Verbrennen; und seit den vier Jahren, da sich dieser glückliche Zufall begeben, genießt die Frau eine vollkommene Gesundheit.“

„Ein Arzt aus Brügge hat dem Herrn Homberg eine ähnliche Geschichte, der er selbst beygewohnt, gemeldet. Eine Frau, die seit vielen Jahren außerordentlich geschwollene Hüften und Schenkel hatte, und dabey grosse Schmerzen ausstand, fand einige Linderung, wenn sie sich Morgens und Abends am Feuer mit Branntwein rief. Einemals safte der Branntwein am Abende Feuer, und sie verbrannte sich ein wenig. Sie legte auf den gebrannten Ort Salbe, und in der Nacht gieng alles Wasser aus den Hüften und Schenkeln, die davon geschwollen waren, durch den Harn gänzlich weg, und die Geschwulst kam nicht wieder. Es ist schade, daß sich der Zufall nicht öfter darein mischt, ein Arzt zu seyn.“

„Ohne Zweifel ist er es, der dieses Mittel viele barbarische Völker gelehrt hat, die sich desselben mit gutem Erfolg, und vielleicht desto lieber bedienen, weil es grausam ist, und ihnen Gelegenheit giebt, ihre Herzhaftigkeit zu zeigen. Herr Homberg, der auf der Insel Java geboren ist, erinnert sich, daß, wenn die Javaner eine gewisse Colik oder einen schmerzhaften Bauchstus haben, die gemeinlich tödtlich ist, sie sich curiren, wenn sie die Fußsolen mit einem heißen Eisen brennen. Schwärt ihnen ein Nagel am Finger ab, so stecken sie den Finger zu verschiedenen malen, jedesmal nur einen Augenblick, in siedendes Wasser. Der Herr Homberg selbst hat sich, um der Gewohnheit seines Vaterlandes zu folgen, auf diese Art an solchem Uebel geheilt. In Reisebeschreibungen findet man viele Krankheiten, welche die Wilden durch Brennen heben. Ja, wir selbst brauchen dieses Mittel in vielen Fällen, an Pferden, Jagdhunden, Raubvögeln, u. s. w. Unstre Zärtlichkeit aber erlaubt

„und

„uns nicht, für uns selbst davon Gebrauch zu machen. Vielleicht ist
„sie Ursache, daß wir lange Schmerzen kurzen vorziehen.

„Sie hat nicht gelitten, daß man in Europa den Moos lange
„gebraucht, den die Spanier aus America brachten, und der für das
„Podagra half, wenn man ihn auf dem leidenden Theile verbrannte.
„Indessen hat Herr Homberg gesehen, daß ein Bürger aus Ham-
„burg seinen Anfall vom Zipperlein, der sonst zwey bis drey Mo-
„nate dauerte, in sieben bis acht Tagen los ward, und daß derselbe
„auch seltener wieder kam.“

Herr Homberg glaubt, das Brennen helfe auf dreyerley Art:
Entweder setze es die schädlichen Säfte in starke Bewegung, daher
sie neue Wege suchen müssen; oder es mache sie, da sie sonst zähe
waren, flüßig; oder es verderbe einen Theil der Röhren, die sie in
gar zu grosser Menge zuführten.

Herr Sattce glaubte hingegen, daß das Feuer die gichtische
Materie zur Ausdünstung bringe, und daß es die Gelenke stärke.
Diese letztere Erklärungsart scheint der Natur der Sache gemässer zu
seyn: inzwischen kann wenig daran liegen, wie die heilsamen Wir-
kungen des Feuers erklärt werden, wenn es nur mit den Wirkungen
selbst, wie nicht zu zweifeln ist, seine Richtigkeit hat. Ich bin ic.



Samburg,
gedr. bey Diet. Ant. Hartman

fecit:

Angelus

БИБЛИОТЕКА
КИШИНЕВСКОГО
Гос. Медицинского института

СТАРИ

+ (a. 2011)

k 702

17

Новая цена

10

Alph
2645358

Scamot
I, II

1500 lei

4319 K / K 702

1064
6/1/2

